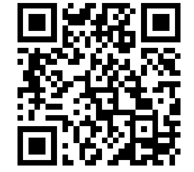
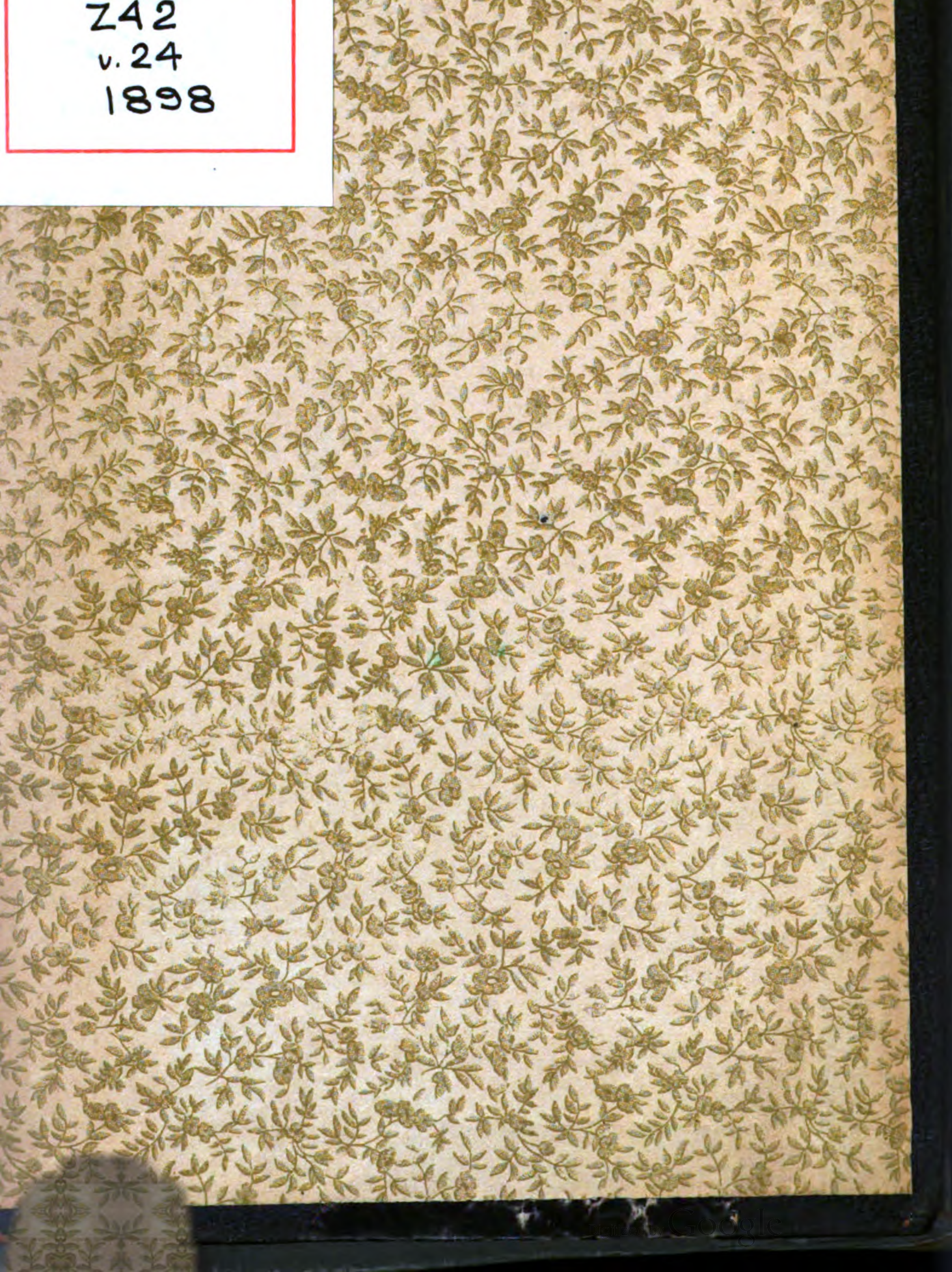







UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 012 015 388

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

VIERUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1898.

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIV, 1 januar 1898

Kritik der sonantentheorie. eine sprachwissenschaftliche untersuchung von JOHANNES SCHMIDT. Weimar, Böhlaus nachf., 1895. 195 ss. 8°. — 4 m.

Joh. Schmidt hat es sich in diesem buche zur aufgabe gemacht, den nachweis zu führen, dass die jetzt von der mehrzahl der sprachforscher geteilte annahme urindogermanischer silbebildender *n̥*, *m̥*, *r̥*, *l̥* unrichtig sei. er bekämpft zuerst die lautphysiologischen voraussetzungen dieser theorie. Sievers hatte sich in seiner phonetik etwas unklar dahin ausgesprochen, dass zwischen diphthongen wie *ai*, *au* und verbindungen wie *an*, *am*, *ar*, *al* kein principieller unterschied sei. hierin sah man die erwünschte bestätigung für das von Brugmann rein mechanisch gewonnene ablautschema, worin den betonten wurzelformen wie *peit*, *pent*, *pert* die unbetonten *pit*, *pn̥t*, *pr̥t* entsprachen. nun glaubte man, es sei sowol sprachgeschichtlich als lautphysiologisch bewiesen, dass die ursprache aufser den anerkannten vocalen auch vocalische (silbebildende, sonantische) *n̥*, *m̥*, *r̥*, *l̥* gehabt habe, und schritt noch weiter zu der behauptung, dass das zweite glied der diphthonge kein vocal sei, sondern consonantischen *n*, *m*, *r*, *l* gleichstehe. demgegenüber weist S. darauf hin, dass man Sievers misverstanden habe; die gleichsetzung von *ai*, *au* und *an*, *am*, *ar*, *al* habe nur in beschränktem sinne giltigkeit. es sei unzweifelhaft und werde auch von Sievers anerkannt, dass das zweite glied von *ai*, *au* ein vocal sei. zwischen *ai*, *au* einerseits, *an*, *am*, *ar*, *al* andrerseits sei qualitativ ein bedeutender unterschied, insofern dort zwei gleichartig articulierte, hier zwei ungleiche laute verbunden seien. dies zeige sich auch an den sprachlichen tatsachen; die diphthonge entwickelten sich wesentlich anders als die verbindungen von vocal und liquida oder nasal; aus einem *ai* entstünden zb. durch angleichung der beiden vocale *aei*, *ei*, *ae*, *ē*, während dergleichen in dem andern falle ganz ausgeschlossen sei. wenn also Brugmann behaupte, wie aus den wurzeln *reik*, *bheudh* die unbetonten formen *rik*, *bhudh*, so müsten aus *bhendh*, *derk* die unbetonten *bhn̥dh*, *dr̥k* entstanden sein, so sei das ein fehlschluss. die folgerichtigkeit dieser beweisführung wird niemand bestreiten können, und somit ist die sonantentheorie einer wichtigen stütze beraubt. während also die sonantiker ein particip wie *tatá*, *tentus* unberechtigter weise auf

eine stufe mit *itá* *ἰτός* stellen, verlangt S., dass man es mit *paktá* *πεπτός* vergleichen müsse, und wie dies das *e* vor der doppelconsonanz erhalten habe, so sei es auch bei jenem zu erwarten, ursprachlich also nicht *tn̥tós,* sondern *tentós* anzusetzen.

Von der grösten wichtigkeit für die sonantentheorie sind die indischen vocale *r̥*, *l̥*; man nimmt an, dass diese aus der ursprache stammten, also unmittelbar die angeblich indogermanischen sonanten reflectierten. S. versucht demgegenüber den beweis, dass das *r̥*, wie das altbaktrische *ere*, in älterer zeit mit einem vocal angelautet habe. beweiskräftig ist hierfür die tatsache, dass *r̥* zu *ār* vr̥ddhiert wird wie abktr. *ere* zu *āre*. mir scheint es noch zwingendere gründe für S.s annahme zu geben. ein mit *r̥* anlautender präsensstamm zeigt im augmenttempus *ār*; dasselbe ergibt die composition mit einem präfix, also neben *r̥ćhati* *ārćhat*, *prārćhati*. die contraction zu *ār* ist hier zu einer zeit vor sich gegangen, wo es noch keinen r-vocal gab. im spätern sandhi entsteht dagegen aus *a* und *r̥* immer nur *ar*. dazu kommt ein zweiter, noch augenfälligerer beweis. in einigen fällen zeigt das indische gegenüber europäischen vertretern des r-vocals nicht diesen, sondern *ūr*, vgl. *ūrṇā* = got. *vulla*, *pūrṇa* = *fulls*, *pūrva* = slav. *prĭvŭ*. dies *ūr* mit secundärer dehnung vor consonanten entspricht einem *ur* vor vocalen : *pūrva* und *purā*, *pūrvī* zu *puru, pūrbhis* und *puras, dhūrṣu* und *dhuras*. dies beweist, dass vor dem *r* ein vocal gestanden hat, der durch einen vorausgehnden labial zu *u* gefärbt worden ist; dadurch ist die entstehung von *r̥* verhindert worden. wer von indogermanischem *r̥* ausgeht, für den sind die zahlreichen indischen *ūr* völlig unerklärlich, da ja diese sprache gegen *pr̥* und *vr̥* nicht die mindeste abneigung hat; diese lautverbindungen sind nämlich da entstanden, wo vor dem *r* kein vocal vorhanden war, der zu *u* hätte werden können, vgl. zb. *pr̥thu* neben *prathas*. zugleich ist damit der beweis geliefert, dass das *r̥* erst im sonderleben des indischen entstanden und nicht gemeinarisch ist, da das altbaktrische die u-färbung vor *r* nicht kennt; will man also das *ere* dieser sprache als r-vocal auffassen, so folgt daraus nur, dass die verwanten sprachen unabhängig von einander die gleiche entwicklung gehabt haben, wie es auch beim r-vocal slavischer dialekte der fall ist. die anhänger der sonantentheorie haben demnach kein recht, sich auf einen arischen, aus der ursprache stammenden r-vocal zu berufen.

Nun hat man aber auch in den europäischen sprachen spuren einst vorhandener *r̥* und *l̥* zu finden geglaubt, nämlich in gewissen einwürkungen, die diese vocale angeblich auf vorhergehnde consonanten ausgeübt hätten. so soll das ahd. *sturm* den einschub eines dentals, ahd. *sulan* den verlust des gutturals einem ursprünglich unmittelbar folgenden sonanten verdanken. die beispiele dieser art bespricht S. im 3 capitel, ähnliche, bei denen

nasalis sonans eine rolle gespielt haben soll, wie got. *sibun*, s. 76—79. alle diese fälle sind so starken bedenken unterworfen, selbst wenn man auf dem standpunct der sonantentheorie steht, dass sogar Brugmann in seiner anzeige von S.s buch Lit. centralbl. 1895 s. 1725 auf ihre beweiskraft völlig verzichtet. umsomehr nimmt es uns wunder, dass derselbe gelehrte einen ganz besonderen wert auf einen — allerdings von ihm selbst aufgestellten — beweis für die sonantentheorie legt, den auch strenggläubige sonantiker für sehr schwach erachten dürften. ich muss daher mit einigen worten darauf eingehn, obwol S. s. 41 ff diesen 'beweis' schon zurückgewiesen hatte. von manchen wurzeln mit innerem *r* finden sich nasalierte formen, zb. lit. *drąsus*, *drįsti* gegenüber got. *gadars*, *gadaursta*. woher überhaupt wurzelnasalierung stammt, zeigen schon präsentia wie got. *standan*, lat. *vinco*, lit. *sninga*; sie führen uns auf die VII präsensclasse der sanskritgrammatik und die damit verwante *vindáti*-classe, wonach nicht wenige r-wurzeln ihr präsens bilden, zb. *vṛṇákti*, *kṛntáti* (abktr. *kereñtaiti*). nun schliefst Brugmann folgendermafsen: v i e l l e i c h t (sic Grdr. II 970) sei die VII aus der IX classe durch metathesis des nasals entstanden (er ist aber seiner sache so unsicher, dass er auch der auffassung Per Perssons raum gibt, der die infigierung des nasals zu erklären versucht). jene metathesis sei aber nur möglich unter der v o r a u s s e t z u n g, dass bei r-wurzeln im inlaut ein r-vocal stand (Grdr. I 230 anm.). folglich — sei damit der b e s t e b e w e i s geliefert, dass sonantische liquidae schon der indogermanischen ursprache angehörten! 'man traut seinen augen kaum!' um mich Brugmanns eigner ausdrucksweise zu bedienen. soweit sind wir also in der sprachwissenschaft gekommen, dass man einen solchen handgreiflichen trugschluss für einen 'besten beweis' ausgibt. und nicht genug damit : die metathesis des nasals soll in der weise entstanden sein, dass formen wie **jugnté* zu **junkté* wurden (II 971). S. weist mit recht darauf hin, dass nach Brugmanns sonantentheorie ein **jugnté* ganz unmöglich ist, da das *n* zum vocal hätte werden müssen. wollten wir uns also junggrammatischer logik bedienen, so wäre das von Brugmann erschlossene **jugnté* der 'beste beweis' dafür, dass die ursprache k e i n e nasalis sonans besafs!

Brugmann hat auch eingesehen, dass er auf einen holzweg geraten ist, und geht in seiner anzeige aao. von der 3 plur. aus, **jungénti* aus **jugnénti*. das ist eigentlich noch schlimmer; denn Brugmann muss es wissen, dass unter ganz gleichen laut- und accentverhältnissen sonst keine metathesis eingetreten ist, vgl. alte wörter wie ind. *jagńá ἐγνός*, *ἀμνός agnus*, *σεμνός* got. *sviknS*, ind. *agní ignis*, ahd. *degan*, ind. *kṛṣṇá*, *περκνός*. also ist die herleitung von **jungénti* aus **jugnénti* ohne jeden anhalt. indessen für Brugmann gibt es keine bedenken; ihm ist die metathesis des nasals 'a priori sehr wahrscheinlich'. das heifst

doch, subjectives gutdünken an stelle exacter forschung setzen! tatsache ist, dass solche metathesis im inlaut äufserst selten und wol nur bei dentalen vorkommt, in der weise, dass *nd* entsteht. zu diesem lautwandel war besonders bei den wörtern *wasser* und *boden* gelegenheit, und wir finden hier in mehreren sprachen *nd*, ohne dass ein ursprachlicher zusammenhang vorligt. ganz andrer art ist das vorklingen des nasals im lateinischen *gn*, das dabei von *ng* streng geschieden bleibt. die wahrscheinlichkeit also, dass in der ursprache ein nasal über jeden beliebigen consonanten hinweg selbst in r-silben hineingesprungen sein soll, ist für den, der nicht a priori, sondern aus den tatsachen schliefst, gleich null. mit S. bleiben wir dabei, dass die VII präsensclasse ihren nasal durch infigierung in die wurzel erhalten hat. dagegen sagt nun Brugmann, dass diese auffassung 'mit unserm wissen von sprachgeschichte nicht vereinbar' sei. was wissen wir denn von sprachgeschichte? wir können höchstens die entwicklung der einzelsprachlichen wörter und formen verfolgen. aber dass in *vincere* erst die Römer das *n* hineinprakticiert hätten, hat niemand behauptet. selbstverständlicherweise stammt das infix der VII classe aus dem vorleben des indogermanischen, von dem wir gar nichts wissen, und ist für uns genau so rätselhaft, wie die gesamte stammbildung und flexion. wenn wir von infix sprechen, so geben wir dadurch überhaupt kein sprachgeschichtliches urteil ab, sondern gebrauchen einen grammatischen terminus, wie auch Brugmann von wurzeln, determinativen und den verschiedensten präfixen und suffixen redet, obwol er genau weifs, dass das alles nur grammatische begriffe sind und dass der Indogermane seine wörter nicht aus diesen elementen zusammenleimte. wer wurzelinfixe für unmöglich erklärt, der liefere erst den beweis, dass die wurzeln seit ewigen zeiten unteilbare einheiten gewesen sind; dem widerspricht schon die tatsache, dass die reduplication nur den vorderen teil der wurzel trifft. für die VII präsensclasse wird die infigierung zur völligen gewisheit erhoben durch ind. *çṛṇomi* von *çru*. wenn Brugmann aao., um nur seine theorie zu retten, gegenüber der tatsache, dass *çṛṇomi* das präsens von *çru* und dies eine indogermanische wurzel mit uralter sippe ist (*çravas* *κλέος* *slovo*; *çruṣṭi* an. as. *hlust*; *çruta* *κλυτός* *inclutus* und *Çrutaratha* *Κλυτόνηος* fränk. *Chlodacharius*) sich auf seine eigene erklärung Grdr. II 968 beruft, wonach *çru-* und *çṛṇu-* zwei gleichwertige präsensthemen einer nicht existierenden wurzel *çar* sein sollen, so muss man sich würklich die frage vorlegen, wie mit einer methode, die eine solche verdrehung der tatsachen gestattet, noch eine wissenschaftliche beweisführung möglich sein soll. in methodischer hinsicht bemerkenswert ist auch folgendes: Brugmann Grdr. I 230 vergleicht mit dem präsens *kṛntāmi* das substantiv got. *vruggo*, das doch gewis keinen urindogerm. charakter hat, ihm aber zufällig

in seine theorie passt. die entsprechende germ. präsensbildung dagegen, von der die wurzelnasalierung ausgegangen ist und die also allein in betracht kommt, vergleicht er nicht, weil sie seiner theorie widerspricht. diese häufigen präsentia lauten nämlich zb. ahd. *ringan*, *springan*, *slingan*, mhd. *schrimpfen*, got. *trimpan*; ja dem *kṛntāmi* 'spalten' entspricht laut für laut an. *hrinda* 'stofsen'. die weite verbreitung des nasals bei diesen wurzeln im germ. erklärt sich daher, dass die präsentia in die analogie von verben wie *bindan* übertraten; wäre der vocal im präsens ein anderer gewesen — *u* nach Brugmanns theorie — so hätte diese analogie nicht würken können und der nasal wäre wie in got. *fraihnan*, *keinan* auf das präsens beschränkt geblieben. mit dem germ. stimmt hier auch das litauische überein, vgl. *skrentù* inf. *skresti* (nasal nur im präsens) = ahd. *schrintan*, *slenkù* inf. *slinkti* = ahd. *slingan gislungan*. was sich also aus der indogerm. präsensbildung *kṛntāmi*, *kereñtaiti*, *hrinda*, *skrentu* ergibt, ist das gegenteil von dem 'besten beweis' Brugmanns; wir sehen, dass die sonantentheorie völlig unzureichend ist, da sie für solche uralten lautverhältnisse keinen weg der erklärung übrig lässt. willkürlich ist schon Brugmanns annahme, dass der nasal von *kṛntāmi* aus der folgenden silbe übergetreten sei; aber auch das *ṛ* ist nicht das *ṛ* der sonantiker, wie die europäischen vertreter beweisen, sondern das von *tṛtīja* got. *þridja* (s. s. 12).

Im 4 capitel wendet sich S. zu den silbebildenden nasalen, bei denen die sache insofern anders ligt, als diese in keiner ältern sprache vorkommen; bei ihrer ansetzung für die ursprache hätte es also ganz besonders schwerwiegender beweise bedurft. S. weist zuerst nach, dass schon die verbreitete vorstellung, das arische und griechische *a* in *çatam* ἑκατόν sei unmittelbar aus der nasalis sonans hervorgegangen, falsch sei, da auch diese sprachen vor gewissen consonanten den nasal erhalten haben, zb. βαίνω, τάμνω. darauf führt er s. 54—69 aus, dass in einigen fällen, wo durch vocalverlust ein nasal zwischen zwei consonanten zu stehn kam, der nasal dennoch nicht, wie es nach der sonantentheorie unausbleiblich hätte geschehen müssen, in einen silbebildenden sonanten übergegangen ist, sondern als reiner consonant auf seine umgebung eingewürkt hat. dies ist ohne zweifel der schwerwiegendste beweis gegen die sonantentheorie. es handelt sich hierbei hauptsächlich um das desiderativ *hiṃsa-* von der wurzel *han*, eine völlig isolierte und schon den Indern nicht mehr verständliche form, darum aber für die sprachgeschichte von der grösten bedeutung. *hiṃsa-* ist aus *ghighnsa-* entstanden und stimmt auch im verlust des wurzelanlauts überein mit andern desiderativen wie *dipsa-* aus *didbhsa-* von *dabh*, *çikṣa-* von *çak*. die sprache selbst aber empfand keinen zusammenhang zwischen diesen formen und fasste *hiṃsa-* als nasaliertes präsens auf; analogiebildung ist also ausgeschlossen. in *ghighnsa-* ist das

zwischen zwei consonanten geratene *n* nicht zur nasalis sonans geworden, wie es nach der sonantentheorie absolut erforderlich wäre. daraus folgt, dass es gar keine nasalis sonans gab! ich knüpfe hieran einige fälle, die S. an andrer stelle (s. 87 ff) bespricht; sie führen zu demselben resultat. das ind. *açman* hat als älteste flexion im genetiv *açnas*, ebenso abktr. *asma* gen. *ashnō*; die ursprüngliche form des genetivs war *açmnas*. denselben schwund von *m* zwischen consonanten zeigt zb. ind. *budhná* (ahd. *bodam*) aus zweisilbigem *budhmná*, vgl. *πυϑμήν*. nach der sonantentheorie hätte dies interconsonantische *m* zum vocal werden müssen und *açman* sollte in der tat nach Brugmann Grdr. II 344 anm. im genetiv *açanas* haben! wenn die Arier aber *açnas* sagten, so folgt daraus, wie aus *hiṃsati*, dass weder sie noch ihre vorfahren irgend etwas von vocalischen nasalen wusten und dass sie *n* und *m* immer nur als consonanten aussprachen, wie das in den allermeisten sprachen der fall ist.

Wie steht es nun aber mit den gründen, die von den sonantikern für ihre theorie geltend gemacht worden sind? bekanntlich bildeten einst den ausgangspunct derselben die nasalierten flexionsendungen. wenn zb. in *açvam* *ἵππον* das suffix *m* ist, so müste auch, sagte einst Brugmann, in *pādam* *πόδα* dasselbe suffix vorliegen, also silbebildendes *m*. S. handelt hierüber s. 71 ff. eins der suffixe hat eine betonte form, die 3 plur. *-énti* (*εἰσί*, germ. *sind*); hiernach nimmt S. an, dass die unbetonten suffixe einen schwachen vocal vor dem nasal gehabt hätten, der von vorhergehndem a-vocal absorbiert wurde, also *bhéronti* aus *bhéro-ĕnti*; es liege also zur ansetzung von nasalis sonans kein zwingender grund vor. ich möchte zum vergleich auf die bekannte erscheinung der lateinischen lautlehre hinweisen, dass die unbetonten *e* von *es* und *est* einem vorhergehnden vocal weichen, zb. *meast meumst*, ebenso *et* in *identidem*, während sonst gerade das umgekehrte eintritt. aber für das accusativsuffix ist diese erklärung S.s nicht anwendbar. denn aus den accusativen ind. *gām, djām, kṣām* ergibt sich, dass das suffix keinesfalls *-ĕm*, sondern *-m* gelautet hat; zu demselben schluss zwingt uns der unterschied zwischen *agnim, sūnum, çvaçrūm*, got. *gastins, sununs*, und der 3 p. plur. *tanvate* (neben *tanute*), *ǵuhvati* (*ǵuhumas*), *bruvate* (*brūte*), partic. *jatas jatī* (*ita*), wo die anfügung der nasalierten endung an den vocal übereinstimmt mit *çvabhis* (*çunas*), *juvabhis* (*jūnas*) und im auslaut *nava* = *novem*, während jene accusative mit *niṃsati, pariṃça* zu vergleichen sind. wir müssen also unzweifelhaft als älteste form des consonantischen accusativs *podm* ansetzen. aber muss dieses *m* ein vocal sein? muss es eine silbe bilden? die älteren germanischen sprachen haben massenhafte beispiele solcher stellung des nasals, der trotzdem consonant blieb, vgl. got. *afdumbn, rohsn, taikns, garehsns, maiþms*, ebenso im altnord. freilich hat man sich auch hier durch die

schwärmerei für die sonantentheorie zu der unbeweislichen und unbewiesenen behauptung hinreifsen lassen, das gotische habe in solchen fällen und in *akrs*, *fugls* die *n*, *m*, *r*, *l* vocalisch gesprochen. dem Deutschen ist allerdings die sonantische aussprache bequemer; aber ist denn das mafsgebend? durch seine eigentümliche, mit der betonung zusammenhängende silbenbildung unterscheidet sich ja grade das deutsche von den ältern und den romanischen und slavischen sprachen. der Pole spricht die präterita *grzebł*, *niósł*, *rzekł*, *prządł* einsilbig, desgleichen wörter wie *mgła*, *msza*, *mścić*, *klniesz*, *lgnąć*, *łza*, *ptci*, *krwi*, *brwi*, *drzwi*, *grzbiet*, altpoln. *jėśm* (russ. einsilbig *jesmĭ*), zweisilbig *jabłko*, *czosnku*, *jędrny*. also nirgends sonanten! auch die präpositionen *w* und *z* bilden niemals silben. so hat auch das altnordische consonantenungetüme wie *úlfr*, *armr*, *froskr*, *hringr*, und diese sind einsilbig; von silbebildendem *r* ist keine rede, das zeigen *heill*, *einn* (*engi*), *mýss*, wo das *r* einem consonanten assimiliert ist. die nasale zeigen sich im altgerm. stets consonantisch, vgl. an. *botn*, ags. *botm* mit *t* vor tonlos gewordenem nasal; dänisch einsilbig *bund*, *vand* u. an., ags. *þēn*, *rēn*, *væn*, alts. *gifrang*, ahd. *ram* aus *hrabn*; got. *namnjan* und ähnliche schwache verben sind überall zweisilbig, an. *nefna*, ahd. *nemnan*, ebenso das prät. nach verlust des *i* ahd. *namta*, ags. *nemde*; got. *bagms* lautet westgerm. einsilbig *baum*, aus **tauhmz* wird and. *taumr*, ahd. *zoum*. noch viel weniger als dem altgerm. darf man die neuhochdeutschen sonanten dem indogerm. aufdrängen, und wenn wir als accusativ *podm* ansetzen, so ist es einsilbig und das *m* als consonant zu sprechen. eine einsilbige form verlangen die accusative *gām*, *djām*, *kṣām*, ein consonantisches suffix griechisch *δεκάδα*, die einzige form, wo *t* zu *d* werden konnte. ind. *pādam* verhält sich zu *podm* wie ahd. *regan*, *fogal* zu an. *regn*, *fugl*. so wird einsilbiges *podm* durch 'unser wissen von sprachgeschichte' unterstützt; ursprachlichem *podm̥* dagegen, wie es die sonantiker verlangen, widersetzen sich auch die einzelsprachlichen accusativformen aufs nachdrücklichste. schon *pādam* weicht ab, vgl. *nāma* und besonders *daça* = *decem*; hier helfen nicht einmal die 'satzdubletten' Brugmanns *pādm̥* und *pādm* (di. kein einsilbiges wort, da das *m* zur folgenden silbe gehört!), durch die auch *gām* und *kṣām* nicht erklärt werden können. im slavischen endigt dieser accusativ nicht auf -*ę* oder -*ĭ*, sondern auf -*e*, zb. *desęte*. theorieanbeter machen dies zum genetiv, obwol die sprache die beiden casus formell und syntaktisch ebenso genau wie das litauische unterscheidet und die weitergehnde verwendung des genetivs für den accusativ auf gewisse fälle beschränkt ist, vgl. auch Miklosich Gramm. III 3. zu *desęte* stimmt das erstarrte lit. *deszimt*, das nur ein alter accusativ sein kann. wie im germanischen die endung des consonantischen accusativs lautete, wissen wir nicht; nur das eine wissen wir ganz genau,

dass sie nicht so lautete, wie es die sonantentheorie fordert, nämlich *-un*, da es sonst got. *broþaru*, *hananu* hiefse. denn es ist unzweifelhaft, dass die u-färbung des vocals bei nasalen und liquiden, welche gemeingermanisch ist, viel älter ist als das verhältnismäfsig späte und in jedem dialekt verschiedene auslautgesetz, vgl. dazu gemeingermanische erscheinungen wie die contraction im got. *juggs* (*juhiza*, *junda*), das *ū* in *þuhta*, *uhtvo*, ahd. *fūst* (= sl. *pęstĭ*), das *u* der 2 p. plur. perf., das *-um* im dat. plur. consonantischer stämme, das diese in die *u*-flexion überleitet. im acc. plur. steht es für die sonantentheorie noch ungünstiger. das ind. *gās* beweist, dass das suffix *-ms* keine silbe bildete, sondern consonantisch antrat. wenn sich Brugmann Grdr. II 681 dieser höchst unbequemen tatsache zu entledigen versucht, indem er *gās* als analogiebildung nach *gām* erklärt, so hätte er für einen so unerhörten vorgang ein beispiel geben sollen. der acc. plur. hat nicht die geringste neigung, sich nach dem sing. zu richten, sonst würde das indische nicht das betonte suffix *-as* durchgeführt haben. dessen herkunft ist dunkel, es kehrt aber in den europäischen sprachen wider. denn im ostgerm. lautet die endung des acc. plur. *-z* ohne nasal mit i-umlaut, vgl. got. *mannans*, *frijonds*, *menoþs*, an. *yxn*, *feđr* usw. dass diese endung aus dem nominativ übertragen sei, ist unmöglich, da das ostgerm. die beiden casus streng unterscheidet; im westgerm. ist ihre vertauschung erst durch das abweichende auslautgesetz möglich geworden. ebenso endigt im altslavischen der acc. plur. wie der nom. auf *-e*. das ursprüngliche suffix *-ms* ist aber in einem falle noch nachweisbar. die r-stämme haben im indischen *-r̄n*, zb. *bhrātr̄n* (danach unursprünglich bei suffixbetonung *pitr̄n*). auch hier ist *-ms* rein consonantisch; wäre mit den sonantikern *-m̥s* anzusetzen, so müste die form ind. *bhrātras* lauten, da *-m̥s* als vocalische endung würken würde. man sieht, dass mit der sonantentheorie bei den accusativsuffixen gar nicht durchzukommen ist.

Indem also S. die ursprachlichen silbebildenden sonanten verwirft, kommt er zu dem schlusse, dass an deren stelle überall der consonant mit einem tonlosen vocal davor oder dahinter angesetzt werden müsse; er bezeichnet diesen vocal durch *e*, ohne seine qualität damit feststellen zu wollen. in fällen wie got. *uns* gegenüber ind. *nas* hat der nasal ursprünglich sowol vor als hinter sich einen vocal gehabt (s. 152 f); dies zeigt am deutlichsten die negativpartikel mit ihren drei formen ind. *an-*, *a-*, *na*, oder *ὄνομα*, got. *namo*, sl. *imę*.

Den grösten teil von S.s schrift (s. 87—159) nimmt eine untersuchung über die schicksale von *mn* in den einzelsprachen ein. es betrifft dies hauptsächlich die *man*-stämme und ihre zahlreichen ableger. diese arbeit zeigt die bekannten vorzüge: sorgfältigste durcharbeitung des gesamten erreichbaren materials,

die dem nachforschenden nur überlässt, sein urteil zu bilden, ohne ihm die mühe sachlicher nachprüfung aufzuladen.

Das letzte capitel beschäftigt sich mit den beiden gefährlichsten auswüchsen der sonantentheorie, den langen sonanten und den combinationen wie *r̥r*. beide verdanken ihr dasein der beliebten spracharithmetik, in der die buchstaben wie zahlen behandelt und in gleichungen und proportionen gebracht werden. die *m̥m* und *r̥r* sind ausschliefslich durch rechnung auf dem papier gewonnen. es gibt zwar solche verbindungen, zb. in wörtern wie *eigennutz*, *zügellos*; hier ist aber ihre entstehung klar. dass dagegen aus **somós* (ὁμός got. *sama*) in der enklise, dh. im zustande der schwächung, das viel schwerere **sm̥mós* (ἀμος got. *sums*) geworden sein sollte, ist weder lautphysiologisch wahrscheinlich noch sprachgeschichtlich nachweisbar. trotzdem haben die sonantiker, bekanntlich geschworne feinde der papiernen methode, sich die *m̥m* und *r̥r* zu nutze gemacht, um damit die empfindlichste blöfse ihrer theorie zu bedecken. da nämlich in fällen wie ἀμος *sums*, βαρύς *kaurus* die eigentümliche vocalfärbung eingetreten ist, ohne dass ein silbebildender sonant da war, so ligt der rückschluss auf der hand, dass auch in ἑκατόν *hund*, *gabaurþs fors* keiner enthalten war. mit recht macht S. auf *kunnan* aufmerksam, in dem das *n̥n* der sonantiker vorligt, aber nicht durch e i n, sondern durch z w e i *n* vertreten. neuerdings schreibt Brugmann in *m̥m*, *r̥r* den zweiten buchstaben klein und bezeichnet ihn als 'übergangslaut', als wenn ein consonant, der eine betonte silbe anlautet, so verduften könnte.

Für die langen liquidae konnte man sich allenfalls noch auf das indische *r̥̄* berufen, obwol dies an ganz andern stellen erscheint. lange nasale dagegen hat noch niemand weder tot noch lebendig aufzutreiben vermocht; sie beruhen reinweg auf erfindung. trotzdem hat Brugmann sie 'mit unserm wissen von sprachgeschichte' recht gut vereinbar gefunden. es wird S. nicht schwer nachzuweisen, wie künstlich und widerspruchsvoll die theorie der langen sonanten construiert ist. brauchbare resultate sind ja auch nicht damit erreicht worden. ich möchte noch hinzufügen, dass auch das indische *r̥̄* nur eine orthographische spitzfindigkeit der grammatiker zu sein scheint, die doch tatsächlich auch ein langes *l̥* und wurzeln mit *r̥̄* erfunden haben. war einmal *r̥* als vocal aufgefasst, so suchte man natürlich nach seiner länge. nun hat sich beim acc. plur. der r-stämme, der allein in betracht kommt, schon in der scheidung der geschlechter, *pitr̥̄n*, *mātr̥̄s*, analogischer einfluss der vocalstämme geltend gemacht; es lag also sehr nahe, nach dem muster von *-ān*, *-īn*, *-ūn*, *-ās*, *-īs*, *-ūs* auch in *-r̥̄n* und *-r̥̄s* ein langes *r̥̄* anzunehmen und zu schreiben, obwol in der aussprache zwischen *r̥̄* und *r̥* kein unterschied war. diese hypothese würde kühn erscheinen, wenn sich nicht sicher beweisen liefse, dass *r̥* würklicher dehnung gar nicht fähig war.

dies ergibt sich erstens aus *ṛća*, das aus *tri-ṛća* contrahiert ist, ferner aus *dṛḍha*, *tṛḍha*, *mṛḍāmi*, wo der zischlaut vor dem dental, der in der vedischen metrik noch nachweisbar ist, ohne dehnung des *ṛ* geschwunden ist, während die vocale im gleichen falle stets gedehnt werden. wäre in *pitṝn* dehnung eingetreten, dürfte sie auch hier nicht fehlen. man sieht hieraus, dass *ṛ* kein vocal war wie *a*, *i*, *u*, sondern ihnen nur im grammatischen schema gleichgestellt ist. *ṛ* ist ein sonant, aber von den vocalen qualitativ durchaus verschieden. das kann man leicht merken, wenn man die laute singt; auch kann *ṛ a*-, *i*- und *u*-farbig gesprochen werden, während die echten vocale sich unter einander ausschliefsen. *ṛ* wie die andern sonanten teilen mit den vocalen nur die eigenschaft, eine silbe bilden zu können; dessen ist aber jeder dauerlaut fähig. die verwechslung von sonant und vocal ist der grundfehler der sonantentheorie.

Zum schluss noch ein paar worte von der bedeutung des S.schen buches im allgemeinen. man sucht nämlich seiner kritik der sonantentheorie dadurch die spitze abzubrechen, dass man die ganze frage als belanglos erklärt; Brugmann versteigt sich sogar zu der behauptung, es sei ein sturm im wasserglase, und selbst wenn S. recht hätte, würde die indogermanische lautlehre nur unwesentlich zu modificieren sein. S. hat sich schon in der einleitung gegen die auffassung verwahrt, als sei zwischen seinem *ĕr* und dem *ṛ* der sonantiker weiter nichts als ein orthographischer unterschied. ich behaupte sogar, dass, 'wenn S. recht hat', in Brugmanns Grundriss nicht viel brauchbare seiten übrig bleiben. denn mit den indogerm. sonanten fallen auch die *ṃm* und *ṛr*, dann die langen sonanten und die consonantischen vocale; es fallen endlich alle weitgehnden folgerungen, die aus diesen theorien gezogen sind, es fällt vor allen dingen die schematisierende und schablonisierende methode der junggrammatiker, die das reiche leben der sprache mit ein paar lautgesetzen mafsregelt. dies resultat mögen viele bedauern, die das indogerm. kauderwelsch der modernen sprachwissenschaft zu ihrem studium gemacht haben. wer sich aber mit würklichen sprachen beschäftigt, wird vielleicht durch die lectüre von S.s buch und eigenes nachforschen zu der überzeugung kommen, dass es grade die sonantentheorie gewesen ist, die durch ihre einseitigkeit und beschränktheit seit langem alle erheblichen fortschritte in der sprachwissenschaft verhindert hat und, weil man absolut nicht mehr von der stelle kam, zu den wüsten accentspeculationen von heute geführt hat, zu einer allgemeinen confusion, in der der einzelne selbst nicht mehr weifs, was er 'entdeckt' hat. wer sich erst darüber klar geworden ist, was es heifst, wenn ein gelehrter wie S., der nicht etwa von völlig abweichenden principien ausgeht, die sonantentheorie, dh. die anscheinend felsenfeste grundlage der junggrammatischen sprachlehre mit so ernsten gründen

verwirft, der wird überhaupt an den resultaten der heutigen sprachwissenschaft zu zweifeln anfangen und in eine vorurteilslose prüfung derselben einzutreten geneigt sein. eine solche prüfung wird dann freilich noch über die sonantentheorie hinausgreifen. diese beruht auf der auffassung, dass gewisse vocale schon in der ursprache unter dem einfluss der betonung geschwunden seien. bewiesen hat das niemand, und wenn wir auch hier 'unser wissen von sprachgeschichte' zu rate ziehen, so lehren uns die slavischen sprachen, dass auf gleicher ursache beruhender vocalausfall in verwanten dialekten ziemlich gleichmäfsig eintreten kann, während die ältere form dieser dialekte oder gar das uridiom die vocale noch voll bewahrte. wenden wir diese erfahrung auf die indogerm. sprachen an, so sind alle lautgesetze, die ursprachlichen vocalausfall zur voraussetzung haben, zu suspendieren; denn es ist nicht die geringste wahrscheinlichkeit, dass der ursprache mehr angehört hat als die ursache des ausfalls, der accent. ist aber der vocalausfall erst in der entwicklung der einzelsprachen erfolgt, so werden diese zwar in vielen puncten übereinstimmen, in andern aber von einander abweichen. schon die neigung, unbetonte vocale verklingen zu lassen — denn von einem lautgesetz ist dabei nicht zu reden —, wird in verschiedenen sprachen verschieden sein; gewisse betonungsverhältnisse werden früher und stärker gewürkt haben als andere; sogar einzelsprachlicher lautwandel kann dem vocalausfall vorausgegangen sein, wie es im altb. imperfect *akhštaṭ* zweifellos geschehen ist, das sich zu *hištaṭ* verhält wie ind. *ādat* zu *dadat*. statt eine so vocalreiche sprache wie das griechische durch allerhand kunststücke auf den consonantenjargon in Brugmanns Grundriss zurückzuführen, wird man dann in zahllosen fällen wie *ἕασι, εἴην, ἐών, εὐ-* den vocal nicht als 'restituiert', sondern als altüberliefert ansehen, da es formen wie *senti, su* in der indogerm. ursprache so wenig gegeben hat wie ein urslavisches *syn* oder *sto*. wenn aber S.s schrift einerseits zu weiterer kritik anregt, so führt sie anderseits auch zu positiven resultaten von weittragender bedeutung. dabei spielt der nachweis, dass man nicht von *tn̥tós*, sondern von *tĕntós* ausgehn muss, allerdings nur eine untergeordnete rolle; denn die einzelsprachlichen nachkommen dieser grundform, die erkannt zu haben Brugmanns verdienst ist, bleiben doch dieselben. das fruchtbarste ergebnis von S.s forschung ist vielmehr der beweis, dass vocallose nasale im indogerm. vorkommen, die sich nicht nach art von Brugmanns nasalis sonans entwickeln. dieser bedeutende fortschritt ist erst durch die beseitigung der sonantentheorie möglich geworden. es ligt auf der hand, dass sich solche fälle nicht immer wie *hiṃsati* und *açnas* entwickelt haben können; s. *ubhā*, abktr. *uva* und *pukhdha*, lat. *apis*, slav. *oba*, dazu got. *bai*, *bi*, ahd. *bia* (neben *imbi*) zeigen zb. eine

andere behandlung. genau dieselbe erscheinung muss aber, wie S. s. 69 richtig bemerkt, auch bei *r* und *l* vorgekommen sein, und zwar viel häufiger, als er selbst anzunehmen scheint. denn da s. *pūrṇa* dem got. *fulls* entspricht, kann das *ṛ* von *pṛṇāti* nur auf ein vocalloses *r* zurückgehn, und so überall, wo *vṛ* und *ūr*, *mṛ* und *mūr* nebeneinanderliegen. nun sehen wir, dass einem abktr. *verezjāmi* im griechischen *ῥέζω* oder *ἔρδω* (aus *veržd*ō, *vergjō*) entspricht, dem gegenüber die sonantiker ratlos waren, wie sie auch mit dem merkwürdigen germ. präsens *wirkjan* nichts anzufangen wusten. zu *ἔρδω* stimmt ein zweites uraltes präsens: *ἔρχομαι* = *ṛchati*, und so werden wir daran erinnert, dass im griechischen häufig bei *ρ* und *λ* ein *ε* (oder *ι*, zb. *ῥίζα, πίλναμαι*) erscheint, da wo nach der sonantentheorie *α* stehn müste. ein classisches beispiel für vocalloses *r* ist das ordinale s. *tṛtīja*, das in dieser eigentümlichen form und ohne das wurzelhafte *i* auch in den europäischen sprachen widerkehrt, nirgends aber die von den sonantikern geforderten vertreter des indischen r-vocals zeigt, sondern immer *e* vor oder hinter dem *r*, vgl. äol. *τέρτος* (wie *ἔρδω* aus *terštos*), lat. *tertius* (wie *terreo*, *cerno* usw.), slav. *tretij*, lit. *treczas*, got. *þridja* wie oben s. 5 *trimpan*. ferner regt S. s. 50 wider die frage an, ob neben dem ablaut *e-o* nicht zweierlei tonlose vocale *ĕ-ŏ* anzusetzen seien. sicher ist es, dass der neben *o* stehnde tonlose vocal eine geringere neigung zum verklingen hat als *ĕ*; das zeigen zb. *ἅμος* neben *ὁμός*, *εἰδώς* got. *veitvods* neben *οἶδα vait*, erst in den femininis *μία, ἰδυῖα* ist auch *ŏ* geschwunden. es empfiehlt sich, diese vocale nicht, wie S. es tut, durch kleinen druck zu bezeichnen, sondern nach analogie der slavischen *ĭ* und *ŭ*, mit denen sie sehr viel verwantschaft haben, um so mehr, als es im indogermanischen auch ein *ă*, ein *ĭ*, und besonders ein zweites *ŏ* gibt, das im lateinischen als *a* erscheint, vgl. *ṛṇomi ὄρνυμι*, *πορεῖν parare*, *ṛta ratus*, *δοτός datus*, *ūrdhva ὀρθός arduus*, wo der verlust des *v* zeigt, dass dies *ŏ* ursprünglich ein geschlossenes war. so dürfen wir also hoffen, dass uns auf den von S. gezeigten wegen die lösung für eine menge schwieriger lautverhältnisse gegeben wird, die sich grade in altertümlichen wörtern und formen finden, die für die wissenschaft mafsgebend sein sollten. ein eingehendes studium von Schmidts buch ist allen, die sich mit grammatischen fragen beschäftigen, dringend zu empfehlen.

Steglitz, im sommer 1897. GEORG MAHLOW.

Deutsche grammatik, gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch, von W. WILMANNS. I abteilung : lautlehre. 2 verbesserte auflage. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897. XVI und 425 ss. gr. 8°. — 8 m.

Dass die erste auflage dieses wahrhaft erfreulichen werkes hier gar nicht besprochen worden ist, fällt mir allein zur last, der ich s. z. gleich beim anlesen der 1 lieferung mich entschloss,

selbst eine anzeige zu schreiben, aber durch drückende pflichten und arbeiten — von denen die redaction des Anzeigers keine der kleinsten ist! — immer wider davon abgedrängt wurde. nicht zwar von dem buche, zu dem ich vielmehr oft und gern zurückgekehrt bin und zu dem meine eigene beschäftigung mit deutscher grammatik sogar ein ganz bestimmtes verhältnis gewonnen hat, sondern nur eben von der niederschrift einer recension. als ich endlich damit zu stande kam, da widerstrebte manches, was ich für diese anzeige bestimmt hatte, durchaus ihrem rahmen, und nachdem ich eine reihe von solchen excursen ausgeschaltet habe, sieht der rest wider etwas unruhig und bröckelig aus. das gleichzeitige heft der Zs. (42, 59 ff) bringt bereits einen versuch von mir, zu neuen aufschlüssen über die vorgeschichte des germ. *ll* (*l*) und *mm* (*m*) zu gelangen, und ähnliche kleine artikel: über germ. *sk* im wortinnern, über wurzeln mit *s*-anlaut, über *u* für *wu*, über *ēwj* und *aiwj* sollen in den nächsten heften folgen, soweit es der raum und meine zeit erlauben. damit hab ich das urgermanische aus der detailkritik ganz ausgeschieden.

Nachdem W.s buch seit jahren in aller händen ist, hat es keinen zweck, es hier noch breit zu charakterisieren. die neue auflage zeigt überall den aufmerksamen blick und die nachbessernde hand des verfassers, dem in der litteratur nicht leicht etwas entgangen sein dürfte. besonders freudig hab ich die durchgehnden hinweise auf Wredes Berichte über den Sprachatlas begrüfst[1], die auf diese weise der dauernden aufmerksamkeit am rechten platze empfohlen werden. gründlichere nacharbeit resp. umarbeitung haben einige §§ in der einleitung, ferner die abschnitte über *sc*, über *w*, über die vocal. auslautgesetze, sowie die schluss-§§ über die betonung erfahren, diese bereits im hinblick auf den II band, der einige monate vorher zum abschluss gelangt war.

Für haltung und ton des ganzen werkes ist eine wahrhaft vornehme bescheidenheit charakteristisch. die darstellung ist in den grofsen hauptcapiteln wolabgewogen und bezeugt hier überall eigenste nachprüfung und selbständigkeit des urteils, die sich auch in der auswahl der beispiele geltend macht. wo es sich um mehr isolierte vorgänge handelt oder um 'lautgesetze', die seither nur durch ein oder zwei etymologien von zweifelhaftem werte bezeugt sind, kommt W. gelegentlich den ephemeriden unserer wissenschaftlichen litteratur zu weit entgegen: es sind

[1] auch sonst mehren sich die anzeichen dafür, dass diese berichte, aus denen man so viel lernen kann, gewürdigt und ausgenutzt werden. in der neubearbeitung von Behaghels anteil am Paulschen Grundriss verrät freilich das capitel 'Laute', wo s. 690 die Berichte an der spitze der litteratur erscheinen, sehr wenig einfluss von dorther. wol aber entnimmt B. in dem frühern capitel über die mundarten die mehrzahl seiner grenzbeschreibungen von Wrede, und dass er ihn hier (s. 662) nicht citiert, ist wol nur ein redactionsversehen.

da manche einfälle der erwähnung, einige auch des beifalls gewürdigt, die man allenfalls dem unruhigen ehrgeiz unserer etymologen nachsehen darf, die aber in ein handbuch der deutschen grammatik unbedingt nicht hineingehören und sich nach meinem empfinden bei Wilmanns direct stillos ausnehmen. in 'grundzügen der deutschen etymologie', wie sie neben der grammatik recht wol noch raum fänden, mögen solche gelegentlichen vorstöfse eher am platze sein. ich unterlasse absichtlich präcise hinweise auf einzelnes, weil es sich hier um urteilsnüancen handelt, die manchmal fast sache des gefühls sind. zurückhalten aber wollt ich darum meine empfindung doch nicht.

Das grofse capitel über consonantenverdoppelung enthält (besonders in den §§ 135 und 143) für mich noch mehr und stärkere fragezeichen als für W. ich will hier nur andeuten, was ich mich nicht für berechtigt halte meinerseits näher auszuführen: dass ich vor 15 jahren bereits durch freund Bechtel auf die weitgehnde parallele zwischen der bildung verbaler und nominaler intensiva einerseits und der koseformen anderseits aufmerksam geworden bin und in einem längern gespräch mit Fick die erscheinungen, auf welche Kluge und Kauffmann die radicalcur mit der *n*-assimilation angewant haben, ganz anders ansehen gelernt habe.

Neben dem § (158) über ekthlipsis, der, wie ich nachher zeigen werde, starker correcturen bedarf, wird sich für die nächste auflage ein besonderer § über consonantische dissimilation (articulationsänderung und schwund) empfehlen, und dieser dürfte sich nicht in herkömmlicher weise auf die liquiden und nasale beschränken. einige kleinere beiträge geb ich unten, zusammenhängendes hoff ich auf grund eigener sammlungen im nächsten sommer vorlegen zu können.

Wo das schicksal der vocale in unbetonten silben in drei grofsen capiteln (§§ 253—336) mit einer ganz neuen und höchst dankenswerten ausführlichkeit behandelt wird, dürfte ein kurzer § immerhin zeigen, dass auch die existenz von consonanten durch accentmangel resp. -schwund gefährdet wird : fälle wie *verteidigen* neben *teiding* (§ 107, 2), *polier* neben *pérle* (§ 113) finden zerstreut auch bei W. erwähnung; in unsern orts- und familiennamen widerholt sich die erscheinung hundertfach, und da das ein sprachmaterial ist, das lehrern und schülern immer nahe ligt und ihr interesse erregt, so empfiehlt sich die berücksichtigung wol. — weiter wäre das vorklingen eines sonanten und die falsche restitution, die gelegentlich (s. 198) in JGrimms und Weinholds art als 'gegenzug' bezeichnet wird, einer einheitlichen behandlung nicht unwert. RHildebrand hat diesen dingen im DWb. und sonst vielfach beachtung geschenkt.

Das sind freilich desideria, wie sie bisher noch keines unserer neuern compendien befriedigt, und ich trage sie nur vor,

indem ich das streben zur vervollkommnung des vortrefflichen handbuchs auch mit meinen wünschen unterstützen möchte.

Das ziel des buches ist das historische verständnis der nhd. umgangs- und schriftsprache, und dies ziel wird selten aus den augen verloren. vielleicht könnten hier und da sprachliche processe und zustände, welche ausschliefslich die vergleichende grammatik und die rastlose etymologische production der beiden letzten jahrzehnte erschlossen hat — oder erschlossen zu haben glaubt, noch schärfer von dem gesondert werden, was sich am urkundlich überlieferten sprachmaterial vor unsern augen vollzieht. fälle, wo dem benutzer des buches die controlle entzogen oder durch die indirecten litteraturnachweise erschwert wird, sind nicht selten und erscheinen mir entschieden als ein mangel.

Überhaupt hab ich gegen die art, wie W. die litteratur namhaft macht, manches auf dem herzen. ich finde die compendien und grundrisse einerseits, die kleine etymologische gelegenheitsarbeit anderseits überreichlich, die grundlegenden und bahnbrechenden specialuntersuchungen nicht oft genug und selten mit genügender deutlichkeit angeführt. dabei ligt, wie ich wol kaum ausdrücklich zu betonen brauche, der vorwurf der unkenntnis wie der parteilichkeit gleich fern. es gibt in unserer wissenschaft kaum ein buch, das über jeden verdacht der parteinahme so erhaben ist, — und wenn W. würklich in der litteratur etwas wichtiges übersehen haben sollte, so bin ich jedesfalls nicht in der lage, ihm das aufzumutzen.

Es ist selbstverständlich und gar nicht zu umgehn, dass beim Vernerschen gesetz des entdeckers gedacht wird — nur ist dessen berühmter aufsatz (im juli 1875 abgeschlossen) im frühjahr 1876 erschienen, nicht 1877, wie s. 29 oben steht —, ebenso dass bei den vocal. auslautgesetzen (§ 255) Westphal und Scherer ihren platz an der spitze behaupten; auch gegen die präcise form, in welcher s. 255 Franck die klärung der ansichten über die aussprache von *e* und *ë* zugeschrieben wird, hab ich nichts einzuwenden, obwol zb. MHeyne sich darauf berufen kann, dass er nie etwas anderes gelehrt habe (am deutlichsten Kl. as. u. anfr. gramm. s. 12). gerade diesen modus würd ich eben viel häufiger angewant und die lernenden recht nachdrücklich auf diejenigen aufsätze hingewiesen haben, in denen sich, sei es ein gesicherter fortschritt vollzieht, sei es eine ansicht offenbart, die für längere zeit die forschung beherscht hat. so wird bei der hochdeutschen lautverschiebung (s. 51 u.) schlechtweg auf die litteraturangaben bei Braune verwiesen, bei der germanischen lautverschiebung (§ 18) hätte wol der bemühungen Raumers und Scherers um schärfere formulierung der probleme gedacht werden können, unbedingt aber sollte hier, wo Grassmanns aufsatz über die aspiraten mit sperrdruck herausgehoben wird, der wichtige aufsatz von Paul Beitr. 1, 147 ff unmittelbar neben Verner

genannt werden; er muss sich mit einem knappen gelegenheitscitat (auf s. 36 unten) begnügen. in § 36 über die dentalverbindungen beschränkt sich die litteraturangabe auf den neusten aufsatz von Braune (Idg. forschgen 4, 341 ff), während die arbeiten von Kögel (Beitr. 7, 171 ff), der mit seinen sichern etymologien bahn gebrochen hat, und von Kluge (Beitr. 9, 150 ff), der Kögels resultate bes. in bezug auf das *st* entscheidend modificiert hat, nur nebenbei je einmal für einzelheiten citiert werden. in § 178 ff vermiss ich abermals die grundlegende arbeit: Leffler Nord. tidskr. n. r. 2, 1 ff. 146 ff. 231 ff. in der liste der gelehrten, die sich um die auslautgesetze verdient gemacht haben (s. 316), fehlt Joh. Schmidt, dessen aufsatz (Kuhns zs. 26, 20 ff) W., wie ich aus bd II s. 646 sehe, wol kennt. die vortrefflichen specialuntersuchungen von Braune zur ahd. grammatik, die eigentlich jeder student der deutschen philologie lesen sollte, werden kaum anders angeführt, als die schnitzel und späne van Heltens und allerlei mehr oder weniger geistreiche etymologische einfälle Kluges und Osthoffs. die massenhaften verweise auf andere handbücher und grundrisse (von denen die auf Brugmann und Paul unmittelbar nach dem erscheinen veraltet waren) machen die sache nicht besser. der student wird dadurch nur unruhig und vermisst doppelt lebhaft eine auswahl der wissenschaftlichen speciallitteratur durch den kundigen führer. in der neuen auflage, gegen die sich diese bedenken noch verstärkt wenden, sind wider ungezählte verweise auf Streitbergs Urgerm. grammatik und Noreens Urgerm. lautlehre hinzugekommen: zb. in § 174 anm. 2 wird bei der (sehr zurückhaltenden) behandlung der got. *ai* und *au* vor vocalen einfach auf diese beiden verwiesen: allerdings kann man bei Noreen eine 26 stellige litteraturliste finden — aber wer hilft dem studenten hier die nieten und nullen aussondern?

Aus den eigensten vorstudien, auf denen W.s buch mitberuht, heben sich deutlich heraus einmal die selbständige durcharbeitung der gotischen sprache, die offenbar längst in einem ungemein soliden collegienheft niedergelegt war, und dann jene sammlungen, aus denen bereits das den fachgenossen (nach meinen erfahrungen) viel zu wenig bekannte buch Die orthographie in den schulen Deutschlands (Berlin 1887) hervorgegangen ist. unter diesen umständen ist neben dem nhd. das gotische besonders gut weggekommen: man wird auch schwerlich eine eingehendere behandlung des ahd. und mhd. verlangen, vielmehr wünschen, dass der weitere ausbau des buches immer in erster linie das nhd. berücksichtige; das gotische kann bei der fülle guter hilfsmittel immerhin einige beschneidungen vertragen. und vielleicht entschliefst sich der verf. später, das wichtigste aus der niederdeutschen lautlehre der ältern zeit wenigstens soweit heranzuholen, als es für das historische verständnis des nhd. sprachschatzes gefordert und für lehrer und schüler niederdeutscher abstammung oder

umgebung wichtig ist. — dass W. mit dem wörtlein westgermanisch etwas sparsamer umgeht, als wir es in den letzten jahren gewöhnt waren, will ich gewis nicht tadeln. aber die absichtlichkeit, mit der er den horizont zb. in § 257 (auslautgesetze) auf das ahd. einschränkt, wo die heranziehung des altenglischen so nützlich gewesen wäre, oder in § 122 absatz 2 uö. erscheinungen als 'ahd.' hinstellt, die für das ganze westgerm. gebiet gelten, kann ich nicht gutheifsen. die vorstellung vom alter und der verbreitung gewisser vorgänge wird dadurch eine irrige.

Ich gestatte mir nun eine reihe bald kürzerer bald ausführlicher bemerkungen zu einzelnen §§ des I bandes anzuschliefsen, denen vielleicht später ähnliche beiträge zum II bande folgen sollen.

In § 54 würd ich zunächst s. 72 unten den dissimilierenden ausfall von *f* in *graschaft* (*graschaf*) einschalten, der sowol bair.-österreichisch als mittelfränkisch bezeugt ist, s. Lexer s. v. *grâveschaft* und dazu den landfrieden k. Rudolfs v. j. 1281 bei Vancsa s. 112. 113. damit liefse sich dann gleich verbinden (s. 73 oben) ein hinweis auf den parallelen vorgang für *ȥ* in nhd. *schlohweiss* neben weitverbreitetem *schlofsweifs* (DWb. IX 765) und alem. *neiwas* für mhd. *neiȥwaȥ* (DWb. VII 593), den WHorn Beitr. 22, 220 ebenso wie oberbair. *kawasser* aus *kaswasser* für ein von seinem lehrer Behaghel entdecktes 'gesetz' (*s^ew* >) *sw* > *w* zu verwerten sucht. dieser process, der jünger sei als *sw* > *šw*, soll dazu dienen, die lautgesetzliche entstehung von *wer* aus *swer* zu erweisen : als ob die verdrängung des indefinitums durch das fragepronomen nicht bereits durch hss. des 12 jhs. bezeugt wäre! — der entsprechende vorgang bei *h* und *ch* ist seit ahd. zeit durch zahlreiche beispiele zu belegen. die ältesten hat Kögel Anz. XIX 244 hübsch gesammelt, aber gewis unrichtig zu einer ausdehnung des lautgesetzlichen übergangs von *hn, hr, hl, hw* > *n, r, l, w* auf den inlaut verwertet. von seinen 15 (16) beispielen gehören 10 (11) unbedingt unter meine erklärung : *fé(h)lachen, lî(ch)lachan, ara(h)lahhan*; *smá(h)lih, huo(h)lih*; *rî(ch)lich, lî(h)luche, lî(h)lûhta*; *uuî(h)rouh*; *dur(h)noht*; *chir(ch)lih*. bei den beiden letzten concurriert die erklärung aus ekthlipsis bei consonantenhäufung, die bei *chirwarta* wie bei späterem *kirspel*, *kirmesse*, *kirwîhe* herangezogen werden muss. in *fîla*, *uuinessi*, *lilewi* (*Flauuilare*?) wird dialektischer ausfall von *h* (*ch*) zwischen vocalen und am silbenschluss vorliegen. dass Kögels erklärung nicht zutrifft, zeigen ua. späteres alem. *wîchwasser*, bair. *weichwasser* neben herschendem *wîrauch*, *weirauch*; *wînacht*, *weinacht*. die ortsnamen bestätigen, dass *ch* genau so durch dissimilation schwindet wie *h*, so *Bubach* bei Simmern aus *Buochbach* (Förstemann II² 290); ja wo beide im lautwert ganz zusammenfielen, ist es gelegentlich vorgekommen, dass *h* blieb und *ch* schwand : die schönsten belege bietet das häufig vorkommende *Buochlôh*, das mit vorliebe zu *Buloch*, *Bulach* uä., nur vereinzelt zu *Buchloe* geworden ist (Förstemann

II[2] 292); in den hess.-waldeck. ortsnamen *Eila*, *Eylen* (ausgegangen) und *Buhlen* für urkundl. *Eihloha*, *Buohloha* (Arnold s. 119) ist zuerst das *ch* durch dissimilation, dann später das *h* zw. vocalen geschwunden.

Aus diesen bemerkungen ergibt sich schon, dass ich den absatz (3) bei W. s. 73, der eingeleitet wird mit den worten '*ch* ist einigemal dem *h* folgend geschwunden' nicht billigen kann: *allmählich* ist mit den obigen beispielen zur genüge erklärt; *blei* ist ein fischname, den man in nd. und nl. wörterbüchern aufsuchen muss (vgl. auch ae. *blǣge*, ne. *blay*), der also mit ahd. *bleicha* niemals etwas zu tun gehabt hat; bei *geruhen* st. *geruochen* ligt ersetzung eines aussterbenden wortes durch ein ähnliches vor — der fall gehört also ins wörterbuch, nicht in die lautlehre. bleibt einzig und allein *gelîchsenære* > *gleissner*, wo aber nicht *ch* zwischen vocalen ausgefallen ist, sondern erleichterung der lautgruppe *chsn* (*xn*) stattgefunden hat: vgl. *Meichsner*, *Meixner*, *Meifsner*.

§ 55. Dass das *-ich* der ableitung zum übergang in *-ig* neigt, ist im allgemeinen richtig. wenn wir aber bei substantiven mit *n*, *r*, *l* des wurzelauslauts fast constant *ch* schreiben: *kranich*, *estrich*, *drillich*, *Jülich*, *Linnich*, *Lorich*, während sonst *essig*, *reisig*, *fittig*, *rettig*, *Kinzig*, *Merzig*, *Breisig* vorherschen (freilich auch *lattich*, *teppich*, *bottich* — aber *Böttiger* neben *Bötticher*), so scheint doch darin zum ausdruck zu kommen, dass die natur der vorausgehnden consonanz nicht ganz ohne einfluss dabei ist: es handelt sich um eine erleichterung der mundarticulation in schwachbetonter silbe, und das bedürfnis dazu ist offenbar nach stimmlosem und geminiertem consonanten gröfser als sonst. bei den adjectiven wie *adlig*, *billig* hat natürlich suffixverwechslung auf die regelung der orthographie eingewürkt: in allen fällen dieser art geht das grundwort auf *l* aus, sie wurden also wie *heilig*, *selig* behandelt.

§ 61 (s. 83) '*flunder*, *strand*, *sund* haben *nd* als niederdeutsche lehnwörter', kann doppelt irreführen: 1) würden sie bei hochdeutscher herkunft ebenso lauten (allenfalls *flunter* wäre möglich), 2) sehen die normalen mnd. nominativformen *strant*, *sunt* nicht anders aus als wie sie mhd. erscheinen würden.

§ 81 (s. 103) den schwund des *b* in *gist*, *git* und in den kurzformen zu *haben*, wofür wir vorläufig keine erklärung haben, würd ich nicht als dem weitgehnden ausfall des intervocalischen *g* 'entsprechend' bezeichnen — anderseits aber in § 82 den ausfall des *d* in *quist* (*chist*), *quit* (*chit*); *reist*, *reit*, *reite* erwähnen.

§ 84, 2 (s. 107). Die mehrzahl der frühen wie der späten übergänge von hd. *d* (= germ. *þ*) > *t* im anlaut, ja überhaupt die unsicherheit in der schreibung anlautender muta möchte ich aus der gefolgschaft eines stimmlosen consonanten im wortinlaut erklären, der rest entfällt auf die anlautsgruppen *dr* (und *dw*)[1].

[1] die ich hier nicht weiter behandle.



ich gruppiere im nachfolgenden zunächst W.s liste, die aber nicht vollständig ist.

ahd. mhd. nhd. *tûsent* für *dûsent*, nhd. *tôsen* für *dôsen*.
ahd. mhd. *tâht* für *dâht*, mhd. *tâhe* für *dâhe*.
mhd. *tiutsch* für *diutsch*.
ahd. *tunkôn* für *dunkôn*, mhd. *törpel* für *dörpel*.

ich füge hinzu: ahd. *tasca* neben *dasca*, ahd. *tosto* neben *dosto*. überall handelt es sich um die vorbereitung einer straffen mundarticulation, welche schon im wortanlaut sich geltend macht. auch für das *ll* in *tülle* neben ahd. *dola*, für das *mm* in *trümmer* neben mhd. *drum*, sowie für das (geschärfte) *w* in mhd. *touwen*, *tou* neben ahd. *douwen*, *dou* wird man ähnlichen einfluss annehmen müssen, der natürlich früher einsetzen wird, als er in der schrift zu tage tritt. — aus W.s verzeichnis bleiben dann nur noch *trûbe* und *traben* übrig.

Eine vorläufige durchmusterung des Lexer bestätigt meine vermutung: bei *dienen* und *dingen*, bei *degen* und *diep*, *diebe* wird man solche schwanken zwischen *d* und *t* nicht finden (von sandhierscheinungen wie *gotes tegen* usw. natürlich abgesehen), wol aber bei *diehter*, *dîhsel*, *dehsel*, *dürse*: hier setzt sich später die form *türse* fest. *tünken* u. bes. prät. *tûhte* hab ich ganz gewis öfter überliefert gefunden, zwischen *diuhen* und *tiuhen* (dazu subst. *teuchte* OvWolk.) herscht — in obd. hss.! — eine beständige unsicherheit, ebenso zwischen *dien* und *tien*, *tigen* 'saugen' (geschärftes *j*, vgl. oben geschärftes *w* bei *douwen* — *touwen*). auch *tonner* und *tunstag* neben *doner* und *donerstag* gehören hierher, während in *tonder*, *tunder* junge dissimilation vorligt. — aus dem mnd. notier ich *tost* und *tasche* und ferner *tî* (*tîg*) 'gemeindeplatz': ist das wort, wie man wol allgemein annimmt, mit *thing* verwant, geht es also auf **thîh*, **thinh* zurück, so stellt es eben denselben wandel des anlauts dar, wie die oberdeutschen *tâht* und *tâhe*. dass ich die sache richtig formuliert habe, will ich nicht behaupten, gewis aber verdienen meine beobachtungen weiter verfolgt zu werden: die perspectiven, zu denen sie führen, und die aufschlüsse über die natur gewisser laute, die sie zu versprechen scheinen, brauch ich nur anzudeuten. — dass die gleichen erwägungen bei anlautendem *p* für *b* (§ 79, 1 s. 100) eintreten, ist selbstverständlich. den *tr* < *dr* entsprechen hier *pr* und *pl*, die aus der gleichen unsicherheit entsprungen, aber gelegentlich auch wie in *pritsche*, *plane* (< *blahe*, vgl. *tohn* < *dâhe*) unter dem einfluss der harten consonanz des inlauts festgeworden sein mögen. für *pokal* und *posaune*, *pilz* und *polster*, *pochen* und *purzeln* kommt diese allein in betracht. — und noch eine andere veränderung von anlautendem *b* führ ich auf die nächstfolgende consonanz zurück: das *w* < *b* in *wase*, dem weitverbreiteten hundenamen *Wasser*, älter *Basser* 'latrator' (Walther Nd. korrespbl. 3, 4 f), dem bair.-öst. *Wastian*, *Wastl* ist mir (von den bei Weinhold

Mhd. gr.[2] s. 175 verzeichneten und ähnlichen dialekt. erscheinungen abgesehen) eben nur bei benachbartem (stimmlosem) *s* bekannt [1].

§ 85. Bei dem spätmhd. übergange des anlautenden *tw* > *zw* müste wol eine physiologische erklärung dem alten irrtum vorbeugen, es handle es sich hier um eine art nachtrab der lautverschiebung. dass Hoffory im Arkiv f. n. fil. 2, 12 n. diese erklärung gegeben hat, find ich auch sonst nirgends erwähnt. ein isolierter fall analoger natur ligt in dem namen des flüsschens *Wetz*, der an ihm liegenden beiden dörfer gleichen namens (Ober- und Nieder-Wetz) sowie der stadt *Wetzlar* vor : jene heifsen nach Arnold Ansiedelungen s. 100 ursprünglich *Wetfe*, seit 1350 meist *Wetzfe*, dieses weist die entwicklung *Wetflar*, *Wetzflar* (1404—1726 nach meinen belegen), *Wetzlar* auf : das *s* stellte sich als übergangslaut zwischen dem dental und dem bilabialen *f* ein. auch der name des flüsschens, welches 7 meilen aufwärts an der stadt Wetter vorbei der Lahn zueilt, muss eine ähnliche entwicklung durchgemacht haben, ehe er zu der wundersamen form *Wetschaft* gelangte. dass in den ortsnamen *Dautphe*, *Litphe*, *Netphe*, *Utphe* die lautgruppe *tf* gewahrt blieb, ligt offenbar daran, dass hier ein anderer weg zur erleichterung der aussprache, das labiodentale *f*, gefunden wurde.

§ 87, 1 (s. 110) 'über *handwerk* s. die wbb.' — führt leider irre, nachdem soeben wider Paul jede einwürkung von *antwerc* abgelehnt hat. ein blick in die urkundenbücher von Strafsburg und Basel genügt, um das alter von *antwerc* in eben jener bedeutung ('ars mechanica') zu sichern, welche dem worte *hantwerc* hier früher, dort später (in Strafsburg erst nach 1460) von jenem aus zugekommen ist. *antwerc* hat von der bedeutung 'technisches mittel' aus zeitig die von 'technischer betrieb und dessen organisation' entwickelt, offenbar früher als *hantwerc*, das noch bei Notker ausschliefslich 'opus manuum', 'opus manu factum' bedeutet. die spätere concurrenz der beiden wörter hat merkwürdige ähnlichkeit mit der von 'fabrik' (*antwerc*) und 'manufactur' (*hantwerc*).

§ 98. '*cht* für *ft* . . . gilt allgemein im as. und niederfränkischen' — ist zuviel gesagt, denn der Heliand kennt eben den übergang (mit ausnahme von C 38 *craht*) n i c h t! — daran, dass mhd. *eintracht* zu ahd. *eintraft*, *eintrafti* gehört, wird trotz Franck festzuhalten sein; sein hinweis auf mnl. *over een draghen* (der durch die gleiche redensart auf md. boden, Lexer II 1490, ergänzt werden kann), behält aber interesse für den bedeutungswandel und die einbürgerung der neuen form. — dagegen würd ich *schlucht* streichen oder doch mit einem fragezeichen versehen. das wort kommt als oberdeutsche flurbezeichnung vor:

[1] vielleicht ist aber auch *watz*, *wetz* für den zuchteber (Schmeller-Fr. II 1058; Vilmar 442f) eine ähnliche koseform zu *bër* wie *batz*, *betz* zu *bero* und *spatz* zu *sparo*; *wetz* und *betz* wären dann doppelformen für beide, *bër* und *bër*, ihre v e r t e i l u n g auf den eber und den bären erst secundär.

schweiz. *Sluochta, Sluochte* bei Buck s. 243, steir. *die Sluchten* bei Zahn Ortsnamenbuch d. Steiermark im ma. s. 426, elsäss. *die Schlůcht* bei Münster im Gregoriental; ist ferner in den österr. Helbling-satiren im reim auf *nuoht* ('nocturnus') bezeugt (*wazzersluoht* II 1361); vgl. dazu mhd. *sluoche* Lexer II 992. auch in dem ostfränk. on. *Schlüchtern,* dessen älteste form (Förstemann II[2] 1349; Arnold s. 122) *Sluohterin* lautet, ist es enthalten.

In § 103 bleibt der übergang eines inlautenden *st* nach vocal in *št* unerörtert, offenbar weil er in die schriftsprache wie in die herschende umgangssprache keine aufnahme gefunden hat. aber seine ausbreitung noch über die grenzen Alemanniens hinaus macht ihn doch wichtig und interessant genug — auch für unsere studenten —, um wenigstens nach seinem alter zu fragen. die herschende meinung darüber scheint durch Weinholds Mhd. gr. § 206, wo nicht herbeigeführt, so doch festgelegt zu sein: W. deutet hier reime wie Erec 1779 *laste* : *glaste* und einige ähnliche aus Ulrich vZatzikhoven und Rudolf vEms (die er Alem. gr. § 190 noch anders beurteilt hatte) als *laschte* : *glaschte* usw. Weinholds beispiele und seine deutung übernimmt OAron Beitr. 17, 251 und fügt ausdrücklich den schluss hinzu, dass 'die alem. aussprache der inlautenden *st* als *št* ... spätestens am ende des 12 jhs. in übung gekommen' sein müsse. Kauffmann, in dem durchgehnden bestreben, den schwäb. lauterscheinungen ein höheres alter zu verschaffen, zieht folgerecht (Gesch. d. schwäb. mda. s. 194) die Notkerischen schreibungen *wunsta* neben *wunscta, mista* neben *miscta, wista* neben *wiscta* und schon *firmusti* (al. *firmusketin*) aus den Weingartner glossen des 9 jhs. heran. er übersieht, dass die nächstliegende deutung hierfür, nämlich der ausfall des *c* in der gruppe *sc* + cons. schon von Braune Ahd. gr. § 146 anm. 5 gegeben war. diese ekthlipsis ist wie die meisten derartigen erscheinungen über das ganze deutsche sprachgebiet verbreitet, die altbairischen hss., vor allem die des 12 jhs. (wie die grofse Vorauer), zeigen sie ebenso wie die mitteldeutschen (beispiele bei Weinhold Bair. gr. § 150; Mhd. gr. § 210). Konrad vRegensburg reimt Rol. 106, 2 *gemisten* : *liste* [75, 13 *listen* : *untwisgte*], Kchr. 15476 *vaste* : *laste*; Eilard 2825 *leschte* : *weste* (vgl. altes fragm. IV 17); der md. dichter der Elisabeth (2862) und Erlösung (3005) *glast* : *verlast*. die mit *asc* 'esche' zusammengesetzten flussnamen heifsen einerseits *Aschaff* (und *Aschbach*, *Eschbach*), anderseits *Asphe*, *Asbach*; die koseformen von *Ascwin* (einem besonders in Niederdeutschland häufigen eigennamen) *Asche* und *Assmann*. ja schon im 8 u. 9 jh. haben wir obd. *Asrih*, *Asperht* neben *Ascrih*, *Ascperht*; nd. *Fisbeki, Fislaca* neben *Fiscbeki, Fisclaca*. ein beweis für das alter der alem. aussprache *št* ist also aus jenen reimen und schreibungen unbedingt nicht zu entnehmen. der ausfall des interconsonantischen *c*, mit dem wir es zu tun

haben, ist bei Graff für die schw. präterita von *lesken* (II 281), *misken* (II 877 ff), *musken* (II 881), *nusken* (II 1106), *wisken* (I 1082 Notker), *wunsken* (I 905 desgl.) bezeugt, wobei die belege bis zum glossar Ja hinaufreichen. — selbstverständlich ist unter dem gleichen gesichtspunct auch der ausfall eines *c* in *sc*, eines *t* in *st* vor *l* der ableitung resp. des zweiten compositionsgliedes anzusehen : die formen *fleislich* (Graff III 776), *mennislich* (Graff II 755), ferner *erneslich*, *geislich* (Graff IV 272), *angeslich*, die in ahd. zeit hinaufreichen, genügen keineswegs als stützen für die schlüsse, zu denen sie Aron s. 250 (§ 35) u. s. 246 (§ 28) verwertet.

Zu § 106, 2 anm. (s. 135) erwähn ich, dass ein dem *betalle* < *mitalle* entgegengesetzter vorgang durch das pfälzische, rhein- und moselfränk. *mit* (*her*, *in*, *an*) für *biz* (*her* usw.) (s. Lexer I 278, weitere belege bei Bär Urkk. u. acten z. gesch. v. Koblenz s. 195 uö.) bezeugt ist.

In § 107, 2 anm. 2 darf das *n* in *wening*, *übring* nicht als 'nasalierung' bezeichnet werden : diese kommt nur langen und hochbetonten vocalen zu. es handelt sich (insbesondere bei *wening*) wie bei dem schon ahd. *eining* um die falsche restitution eines nasals und damit suffixübertragung. ähnlich ligt die sache [entgegen Braune § 128 n. 2] bei dem *suntringun* des Tatian, *suntaringun* des Otfrid neben sonst constantem *suntarig*, *suntrig* usw. (Graff VI 50 f) : hier würkt die analogie der adverbialen *tarningun*, *arwingun*, *hâlingun* ein. — auch *meinst* verlangt, wenigstens soweit es über das alemannische gebiet hinaus verbreitet ist, eine andere als die rein lautliche erklärung : es ist hier analogieform zu *minst*. — für *genung* (anm. 3) hat mir ein fachgenosse dieselbe erklärung wie für *eining*, *wening* empfohlen, was ich aber für die hochtonige silbe doch nicht ohne weiteres annehmen möchte.

In § 112 säh ich der dissimilation von mhd. *kliuwel* > nhd. *knaul*, *knäul* gern die landschaftlich vielleicht ebenso verbreitete zu *klûwen* (so schon Herbort vFritzlar v. 1040. 1106), *klauwen*, *klauən*, *klaun* gegenübergestellt); vgl. Vilmar s. 205 und bes. DWb. V 1032).

§ 113. Dass in *köder*, *fodern*, *füdern* der ausfall des *r* durch dissimilation erfolgt, war zu erwähnen. vielleicht empfiehlt es sich, hier *bürgemeister* st. *bürgermeister* einzuschalten : ein genaues analogon zu *gänsebraten* st. *gensenbraten*. — davon zu trennen und ausdrücklich als niederdeutsch zu bezeichnen ist *basch*, vgl. auch *masch*. — auch *plakat* und *polier* sollten nicht ohne weiteres zusammengefasst werden : jenes haben wir ohne *r* aus dem nl. übernommen, dieses zeigt die bekannte entlastung der schweren consonantengruppe im vorton, die wir in mundartl. *atollery*, *katuffel*, *maketender*, *Magretchen* kennen, die aber nur in jenem rasch umgedeuteten *palier*, *polier* schriftsprachlich geworden zu sein scheint. vielleicht durften auch die falschen restitutionen wie *karnikel*, *kartun* ua. (s. DWb. V 278 s. v. *kattun*) erwähnt werden.

§ 114. Dissimilation ligt unbedingt vor in *mûlberi*, *piligrin*,

törpel — weiter in *marmel, mörtel, turtel-, marteln, murmeln.* auch alem. *chilihha* ist bestimmt eine art dissimilation : das *r* zwischen den beiden hintern *χ* war eben dem Alemannen unerträglich. es bleibt also nur *pflûma* aus und neben *pfrûma* zu erklären. ein **pfrûmberi*, wenn es würklich (wie *chirsberi*) zu belegen wäre, genügte dafür nicht, denn der fall läge ganz anders als bei *mûrberi* : aus *brâmberi* kann zwar durch dissimilation des anlauts (über die ich anderwärts ausführlich handle) *grambeere* werden (zb. Vilmar 134), aber schwerlich ist irgendwo daraus **blambeere*, **blombeere* geworden. nun bietet das altenglische, wo in *plûme* (*plýme*) das *l* bereits ganz fest erscheint, die gewünschte erklärung in *plûmtréow*, und wir können wol nur darüber in zweifel sein, ob wir direct ein dem entsprechendes deutsches wort ansetzen [1], oder in dem laugsamen durchdringen des *l* nicht vielmehr den einfluss von händlern oder klostergärtnern aus dem lande des plumpuddings sehen wollen.

Der mechanischen auffassung von suffixtausch oder -übertragung, die sich in § 110 und sonst offenbart, möcht ich schon hier mit aller bestimmtheit entgegentreten : ich hoffe bald zu ausführlicheren darlegungen gelegenheit zu finden. für *kumil* < *kumin*, *himil* < *himin* nimmt W. wider 'übertragung eines *l*-suffixes' an, in *sammeln* sei '*-eln* für *-enen* eingetreten'. und doch sind diese dissimilationen so gut 'lautgesetzlich', wie irgend ein vorgang, den man je unter diesen begriff gebracht hat! dem 'suffixtausch' geht in der mehrzahl der fälle eine lautliche neigung, ein phonetische schwierigkeit oder verlegenheit voraus, in seltenern beispielen ist er durch das absterben des einen suffixes veranlasst, das an sich wider sehr verschiedene gründe haben kann. um mich hier zunächst auf den ersten fall zu beschränken : in nhd. *rainfarn* gegenüber mhd. *reinfane*, ahd. *reinefano* constatiert die landläufige auffassung 'volksetymologie', in nhd. *steinern*, *beinern* gegenüber mhd. *steinîn*, *beinîn* 'suffixübertragung'. damit ist aber nur das ergebnis und nicht das wesen des vorgangs bezeichnet. in beiden fällen verlangten die *n-n* auf die dauer dissimilation: für *reinfan(e)* ergaben sich verschiedene möglichkeiten, und man möge bei Lexer II 393 und Pritzel-Jessen s. 96 nachsehen, sie kommen fast alle vor : *reifan* und *reinfa*, *reinfal* (*reifal*) und *reinfar* (*reifar*); bei der form *reinfar* erst setzt die volksetymologie ein: sie führt zu *rainfohre* (Graubündten), *reinfarb* (Frischlins Nomenclator), *rinfert* (Siebenbürgen) und vor allem zu *reinfarn*, das durch vorbilder wie *steinfarn* (die bezeichnung einer ganzen reihe von pflanzen, s. Pritzel-Jessen register s. 647) herbeigerufen wurde. ähnlich steht es mit *steinen* : hier war die differenzierung **steilen* durch das grundwort, **steine* und **steinel* durch den systemzwang der stoffadjectiva ausgeschlossen, zaghaft griff man

[1] dagegen spricht, dass solche composita mit importierten obstnamen wie got. *veinatriu*, ae. *plûmtréow* bei uns gar nicht bezeugt sind.



zu *steiner* (vgl. *ein steiner slot* DStchr. xi 560, 8)[1] — und nun erst erfolgte die 'suffixübertragung', dh. der anschluss an *eisern*: *steinern*. dieses *eisern* (*îsarîn*), älter *îsarnîn*, selbst war eine archaische form, hatte aber die neubildung *îsanîn*, *îsnîn* (welche an dem *n-n* zu grunde gieng) überdauert. mit ahd. *hrindirîn*, *huonirîn*, mhd. *kelberîn*, *lemberîn* (Wilmanns ii § 328); ferner mit *silberîn*, *kupferîn*, *êrîn*, *lederîn* bildete es schon in mhd. zeit eine starke gruppe, der nun durch ihre dissimilationsbestrebungen auch *steinern*, *beinern*, weiter *schweinern*, *hörnern*, *thönern* zufielen. mit diesen und anderweitigen einbufsen schwand das lebendige gefühl für die alten stoffadjectiva auf *-în*, *-en*, oder vielmehr es erfuhr eine gewisse einschränkung: durch *eisern*, *kupfern*, *silbern*, *ehern*, *steinern*, *beinern* (*hörnern*), denen sich dann schon frühzeitig *gläsern* und später *stählern*, *bleiern* zugesellt haben, ist die vorstellung befestigt worden, dass das suffix *-ern* adjectiva zu harten stoffen bilde, während *-en* für die weichen, zumal die webstoffe usw. zur verfügung stehe: *seiden*, *leinen*, *wollen*, *sammeten*, *hären*, ja selbst *kattunen*. wunderlich ist die geschichte von *hörnern*, mit dem wir aus dem regen in die traufe gekommen sind und das nun sicherem untergang geweiht ist.

Jene erwägungen über die gründe einer suffixübertragung kommen nun auch bei der frage in betracht, auf welche substrate got. *asilus* und *katils* zurückgehn. bei beiden ist ein lautlicher grund für 'tausch des suffixes' ausgeschlossen. eine gruppe von tier- oder gar haustiernamen, welche das fremdwort *asinus* angezogen und ihm ihr *l* aufgedrängt haben könnten, gibt es nicht, vielmehr spricht alles für das deminutiv *asellus* (vgl. auch Luft Zs. 41, 242); dass hier gerade das deminutiv gewählt wurde, ligt nahe genug: das neue haustier erschien wie ein kleines pferd. bedeutet doch auch *barnilo* nicht blofs 'kleines kind', sondern 'kind', 'kleiner mensch' usw. — neben got. *katils*, an. *ketill*, ae. *cetel*, ahd. *chezzil* steht ahd. *chezzîn*, *chezzî*, ae. *cete* (vgl. Pogatscher QF. 64, § 301; aus späterer zeit ist ahd. *becchîn*, *becchî* zu vergleichen). wovon soll hier die anregung zum 'suffixtausch' ausgegangen sein? die namen von instrumenten wie ahd. *meizil*, *driscil*, *fezzil*, *zugil*, *stôzil* liegen nicht besonders nahe und sind überdies fürs gotische unbezeugt. von den gefäfsnamen aber, die doch zunächst in betracht kommen, steht freilich einer recht nahe: *chubil* — aber der ist eben = lat. *cupellus* und steht zur (früher entlehnten) *chuofa* (= *cōpa* für *cūpa*) im selben verhältnis wie der *chezzil* zum *chezzîn*. die Westgermanen haben mithin von den Römern grofse und kleine kessel (*catini* und *catilli*) entlehnt, ähnlich wie wir Deutschen *cupae* und *cupelli*;

[1] dialektisch sind diese stoffadjectiva auf *-er* sehr verbreitet, aber da sie sich nicht nur nach *n* des wurzelauslauts finden (hess. *isser kritz* 'eisern kreuz', strafsb. *îser mā*), so wird wol auch erleichterung einer schweren consonantengruppe im nachton mitspielen. richtig deutet W. (§ 152, 4) *albern* als falsche restitution nach dem muster von *eisern* usw.

die Goten und Nordländer dagegen beschränkten sich auf die kleinern gefäfse resp. deren benennung, etwa wie später die Deutschen bei *lagella.*

Die *n*-dissimilation spielt auch in capiteln der flexions- und wortbildungslehre eine gröfsere rolle, als man ihr in der regel ansieht oder zugesteht. die alten, einst sehr zahlreichen schwachen feminina mit *n*-ableitung sind im mhd. grofsenteils, im nhd. fast ganz geschwunden, soweit nicht der ableitungssilbe dauernd ein nebenton verblieb. sie haben sich auf ganz verschiedene weise um den zwang herumgedrückt, dass ein *n* der ableitung mit einem *n* der flexion in häufige nachbarschaft kam. *bütte, kette, küche, mühle, quitte,* süddeutsch *keste, sege*; weiter *wüste*, *bürde*, *linse*, *lende*, *herte*, *lüge* sind belege für die beliebteste form der entlastung. (für die masculina bietet der übertritt von *hahn* und *schwan* in die *i*-declination ein gewisses analogon.) übertritt ins masc. wie bei mhd. *orden* < ahd. *ordina* war ein anderer ausweg. ein dritter war dissimilation des *n* der ableitung zu *l*: ahd. *orgela* ist aus einer flexion zu erklären, wo dem nom. sg. *organa* ein *organun* > *orgalun* aller übrigen formen gegenüberstand. so leit ich auch mhd. nhd. *forhele* (*forle*), *forelle* für ahd. *forhana* nicht, wie es seit JGrimm im widerspruch mit dem constanten weibl. geschlecht geschieht, aus einem deminutivum **forhenle* ab, sondern aus dem paradigma : nom. sg. *forhene* — alle übrigen formen *forhelen.* — auch das nebeneinander von mhd. *Sabene* ae. *Seafola,* ae. *Heodena* mhd. *Hetele* möcht ich so erklären.

Auf s. 151 (§ 122, vgl. auch § 232) les ich nicht ohne befremden : '*heurat* hat sich bis ins nhd. erhalten; vgl. van Helten Beitr. 20, 508 f.' ich muss dieser neusten inscenierung eines alten orthographischen spuks etwas näher treten. die ältere auffassung war die, dass in *heurat* eine entstellte schreibung vorliege, mochte man nun den gerundeten diphthongen auf 'vornehme schreibung', volksetymologie oder einen lautprocess zurückführen. ich glaube, dass alles drei dabei im spiel ist. zunächst die *i*- und *ei*-feindliche natur des betr. *r*-lautes, wie sie im 16—18 jh. auch sonst zu tage tritt, ich erinnere an *gebürge* und *feuerabend*, an das nebeneinander der familiennamen *Iring Eiring Euring*, *Viering Feiring Feuring* ua. demnächst etymologische anlehnung an *heuern* 'einen contract schliefsen', wie man denn geradezu ein verbum *heuren* 'heiraten' neu geschaffen hat (DWb. IV 2, 1291). schliefslich hat die officielle orthographie, wie sie einem schwanken gegenüber gern die gerundeten vocale bevorzugte (*würde*, *hülfe* uä.), zeitweise auch die schreibung *heurat* zugelassen, die vor dem 16 jh. niemals zu belegen ist und auch in ältern schreibungen nirgends einen anhalt findet.

Nun kommt aber van Helten mit einem trügerischen fündein : 'mhd. *hiustiure*', construiert alsbald ein ahd. **hiurât* und sieht dessen directen spross in der nhd. schreibung *heurat.* wenn

mir neben ausnahmslosem und zwar hundertfach zu belegendem *hîrât* (*hîbære*, *hîleich* usw.) der ahd. und mhd. zeit ein einziges *hiustiure* präsentiert wird, so werd ich als philologe von vorn herein darin eine der bekannten vocalanticipationen des schreibers vermuten und die form jedesfalls mit drei fragezeichen versehen. die sache ligt aber hier noch weit einfacher : jenes éine *hiustiure* nimmt van Heltens gewährsmann Lexer aus Partonopier 18499, wo es der herausgeber Bartsch — für *hawstewre* der hs. in den text gesetzt hat. also auf *hûsstiure* führt, oder vielmehr dieses bei Lexer und bes. im DWb. genügend bezeugte wort bietet geradezu die handschrift!

§ 123. Zu dem isolierten schicksal des *w* in *eibe* < *iwe* (das ich aber von *abenteuer* doch trennen würde) gestatt ich mir eine kleine bemerkung. wenn sich die schriftsprache in diesem einen fall an diejenigen dialekte hielt, welche das intervocalische *w* als *b* conservieren, so geschah das natürlich, weil ihr das contractionsproduct *eie* oder vielmehr *ei* (vgl. *frau*, *au*) widerstrebte. deutsche dialekte (vgl. Pritzel-Jessen s. 396), so insbesondere die schweizerischen (Schweiz. idiot. I 612), zeigen das *ī*, *ei* vielfach, streben aber auch nach erweiterung der form, wenn sie zb. gern das dem. *īli*, *eili*, oder *ībaum*, *eibaum*; *ībsche* uä. anwenden. dass dieser alte deutsche waldbaum in manchen gegenden; ohne gerade ausgestorben zu sein, nur noch unter dem latein. namen 'taxus' bekannt ist, hängt zwar in erster linie mit der gartenkunst des 17 und 18 jhs., aber doch wol auch mit dem lautlichen zerfall seines deutschen namens zusammen.

Vieles einzuwenden hätt ich gegen den § 158, der unter dem stichwort 'ekthlipsis' sehr verschiedenartige erscheinungen aus allen zeiträumen unserer sprachgeschichte zusammenfasst, was mindestens den studenten verwirren muss. so unsichere dinge wie die ableitung von *lëscan* aus wz. *legh* (got. *ligan*) oder gar die deutsche herleitung von *misken* (das man doch nach Heynes ausführungen endgiltig als lehnwort hinnehmen sollte) würd ich unbedingt aus einer deutschen grammatik fortlassen. dann hab ich auch hier wider die ungenügende beachtung der dissimilationsprocesse (s. 206) hervorzuheben. dass solche, und zwar ganz verschiedener natur, in *lî-lachen* aus *lîh-lahhan* [*lîn-lahhan* ist nur eine falsche restitution!] und in *eilant* aus *einlant* vorliegen, wird nicht gesagt : zum letztern vgl. das oben s. 23 angeführte *reifan* aus *reinfan*, *lîwant* aus *lînwant* (zb. Danzig 1377 : md. rolle der leineweber bei Hirsch Handelsgeschichte s. 338) und den fn. *Rieländer* für *Rînlender*. in *dienstag* < *dingstag* concurriert die ekthlipsis mit der dissimilation, vgl. *Quedlinburg* < *Quidilingaburg*, *Swadenburg* < *Swattingaburg* usw. — gar nichts haben mit der überschrift dieses § die zahlen *siebzehn* und *siebzig* zu tun, die lediglich dem systemzwang (*dreizehn* bis *sechzehn*, *achtzehn*, *neunzehn*; *zwanzig* bis *sechzig*, *achtzig*, *neunzig*) ihre umformung

verdanken. — als hauptmangel aber erscheint mir die gruppierung der beispiele (in 2—5) nach demjenigen consonanten, vor dem der ausfall statt hat: denn an diesem consonanten und seiner natur ist in der regel wenig gelegen. dass dieselben gruppen ganz verschiedener erleichterungen fähig sind, kommt dabei gar nicht zur geltung, ja nicht einmal zur aussprache. wenn also, um ein beispiel zu wählen, W. s. 204 f sagt: 'vor *st*, *str* ist der wurzelauslaut (!) verschwunden ......: ein guttural in g. *waurstw* ... ahd. *lastar* ... ahd. *mist* ... auch in ahd. *fûst* ..... ein labial in ahd. *heist* ... mhd. *hûste* ...', so würd ich etwa sagen: 'die schweren consonantengruppen des wortinlauts *hst* und *fst* konnten erleichtert werden: 1) zu *st*: a) g. *waurstw*; ahd. *lastar, mist, fûst*; mhd. *sëster, schuoster*; b) ahd. *heist*; mhd. *hûste*; — 2) zu *ht* resp. *ft*: a) ahd. *sëhtari*, mhd. *sëhter*; tirol. *schůchter*; [ae. *leahter*]. b) frühmhd. *heifte, heiftechlich*[1]; ahd. *hûft* (Ahd. gll. I 208, 31)[2]; — [3 a) zu *hs*: ae. *meox*]'. das gesperrt gedruckte fehlt bei W., denn dass das lehrreiche doppelschicksal von lat. *sextarius* in absatz 8 unter 'fremdwörter' nachgeholt wird, mag eher irreführen.

Bei der behandlung der idg. *eu*, ahd. *iu*, *io* heifst es in § 183, 2 (s. 239): 'die bedingungen, unter denen die brechung des alten diphthongen eintritt, sind dieselben unter denen das einfache *u* zu *o* wird' usw., und in § 184, 1 folgt dann die einschränkung dieses satzes in bezug auf das oberdeutsche, die wir seit Braunes trefflichem aufsatz (Beitr. 4, 457 ff) genauer kennen. die parallele mit der brechung des *u* zu *o* wird allgemein betont, so auch von Braune Ahd. gr. § 47; die schon zeitlich näher liegende mit dem schicksal des alten *au* hat nur Kögel Idg. forsch. 4, 289 'für das anglofriesische' angedeutet (vgl. W. § 184). ich erhebe nicht den anspruch, die hier liegenden probleme zu lösen, wenn ich diese mir seit jahren geläufige parallele etwas näher ausführe.

Der westgerm. laut *iu* muss (ich betone das auch gegen Wilmanns, Braune, Streitberg) trotz den entgegenstehnden schreibungen lateinischer autoren, der urkunden und der runeninschriften[3] annähernd so alt sein wie das *u* in *hirut* und *miluk*. dies *iu* unterligt im altobd. der brechung zu *eo*, *io* [bei *a*, *e*, *o* der folgenden silbe] vor eben jenen consonanten, vor denen hier, besonders deutlich im bairischen, das alte *au* [ohne derartige einschränkung] zu *ao* (und weiterhin zu *ō*) wird:

[1] dass dies auf got. *haifsts* zurückgeht, steht richtig bei Kluge s. v. *heftig*, während Paul wider die alte, imaginäre bedeutungsentwicklung von *heftig* aus *haft* breit ausmalt.

[2] das wort gilt dort der Isidorglosse 'musia, nidus suricum'; über das nest der spitzmäuse vgl. Brehms Tierleben[2] I 2, 229.

[3] nicht aber des Heliands, denn bei *trëulôs* ua. was Streitberg § 62 damit zusammenbringt ligt die sache anders.

got. *bauþ* = ahd. *baot* wie got. *biudan* = ahd. *beotan*
got. *laus* = ahd. *laos* wie got. *liusan* = ahd. *leosan*
got. *tauh* = ahd. *zaoh* wie got. *tiuhan* = ahd. *zeohan*.

hingegen:

got. *laug* = ahd. *lauc* wie got. *liugan* = ahd. *liugan*
got. *-laubs* = ahd. *-laup* wie got. *liubs* = ahd. *liup*.

von diesem parallelismus aus wird man theoretisch zu der forderung gelangen, dass wie jene brechung des *iu* > *eo* aufgehalten wird durch ein *i, j* (*u*) der folgenden silbe, auch der übergang des *au* > *ao* einmal durch diese bedingungen eingeschränkt war: wir kämen also theoretisch zur ansetzung eines **hauhida, *arhauhen, *arhauhit* neben *haoh*, eines (**stauȝu*) **stauȝis *stauȝit* neben *staoȝamês staoȝet staoȝant*; *staoȝan*. die ahd. quellen freilich kommen dieser forderung nicht entgegen, ich habe nur wenige und höchst unsichere spuren des vermuteten übergangszustandes gefunden, auf die ich kaum einen wert lege [1]: *ao* resp. *ō* ist vielmehr vor dentalen, *h, r, n* unter allen verhältnissen durchgeführt. wie erklärt sich das gegenüber dem ganz andern verhalten bei *iu*? ich gebe vorläufig eine vermutung. jene consonanten waren '*u*-feindliche', und die sog. brechung ist durch sie, nicht durch die *a, e, o* der folgenden silbe hervorgerufen worden. sie wurde aufgehalten durch ein *i, j* (*u*) der folgenden silbe. als der process der sog. brechung auf halbem wege stand und die uns bekannte scheidung *iu-io* herbeigeführt hatte, trat ein moment ein, das die '*u*-feindschaft' der dentale usw. gegenstandslos machte: der diphthong *iu*, soweit er eben unter dem schutze der *i, j* (*u*) erhalten geblieben war, wurde monophthongiert zu *û*! damit war die weiterführung jenes processes von selbst unterbrochen. anders bei *au*: hier blieb ein *u*-haltiger diphthong, und mit der abschwächung der endsilben schritt die brechung und demnächst die monophthongierung unaufhaltsam weiter. — der wesentliche mangel dieser ausführungen ist, dass sie nur auf die altobd. verhältnisse eingehn und fragen, welche das fränkische stellt, nicht lösen. auch über fälle wie lat. *caulis* > ahd. *chaol, kōl* geben

[1] es handelt sich um das glossar Ra, in dem neben 48 *ō* und 12 *ao* 2mal *a* erscheint (Kögel s. 24), uzw. gerade in formen wo *i* folgt: *ufhahi* ('excelsa') 71, 5 und *pilásit* ('privatus') 219, 31. dies *a* möcht ich für eine unsichere schreibung des nicht voll gebrochenen *au* ansehen, zumal es anderweit für erhaltenes *au* bezeugt ist in 3 fällen (unter rund 40 meiner zählung): *zohlaft* 91, 37. *zapar* 139, 26. *labazzent* 264, 2. — diesen im ganzen 5 fällen von *a* für altes *au* (unter 100) stünden nach Kögel s. 12 allerdings 3 fälle von *a* für altes *ō* (unter 192!) gegenüber: davon aber ist sicher auszunehmen die correctur *kizamida* 107, 37, welche offenbar an stelle von *cazomida* Pa die dem schreiber geläufigere form (*gizâmida*) einführen will; *uuahar* ('usura') 155, 12 ist eine bekannte art von schreibfehler; mit *satot* 'manticulat' 207, 23 = *sotod* gl. K. ist vielleicht Ra im rechte? dann würde sich die anwendung von *a* in Ra beschränken auf: 1) erhaltenes *au* (3 fälle), 2) von mir vermutetes *au* (2 fälle).

sie keinen aufschluss. aber bei dem seitherigen stillstand des problems schien es mir richtig, sie nicht länger zurückzuhalten.

§ 186 (s. 242). Dass gerade *r*, (hinteres) *h* und *w* dem *i* in *ai* gefährlich werden und so die monophthongierung des diphthongen über *ae* (das als vielfach bezeugt erwähnt werden durfte) herbeiführen, scheint mir doch kein 'dunkler' punct zu sein. wenn es, was W. betont, im got. zwar *air*, *aih*, aber *iw* heifst, so trifft diese parallele ja auch weiter nicht zu : die gotische 'brechung' unterbleibt in unbetonter silbe, die ahd. monophthongierung tritt hier gerade ein (d. pl. *dêm*) und wird auch sonst nach W.s ausdruck durch 'die schlaffe articulation des *i*' begünstigt.

§ 188. Die zweifel Francks gegenüber den resten des germ. *ē*[1] im Heliand werden durch die in den Mitt. d. öst. inst. 18, 40 f. 50 angeführten tatsachen hinfällig geworden sein?

In § 196 sollte *jegære*, das, wo es so vorkommt, sein *æ* später angleichung verdankt (ahd. *jagări*, *jagiri*!), von *beckære*, *sengære* getrennt werden.

In seinen schlussbetrachtungen über alter und ursprung des umlauts (§ 212) bekämpft Wilmanns — unabhängig von RHildebrand — die alte mechanische auffassung, die der mouillierungstheorie zu grunde lag, — ich glaube übrigens, dass sich nicht nur Scherer (vgl. Hildebrands nachtrag : Zs. f. d. d. unterr. 8, 220), sondern auch die meisten übrigen fachgenossen allmählich davon freigemacht hatten. um so auffälliger ist es mir, dass noch niemand, soweit ich sehe, der frage näher getreten ist, wieweit accentveränderungen das eintreten des processes gefördert haben, oder lieber mit mehr deutlichkeit und bescheidenheit : welche tieftonstellung der umlaut erkennen lässt. wenn der umlaut in *henti*, *festi*, *lembir*, wie es den anschein hat, ebenso alt oder nur wenig jünger ist als in *heri*, *eli*-, *megin*, so müssen auch die accentverhältnisse annähernd die gleichen gewesen sein: auch die *hánti*, *fásti*, *lámbir* müssen im satzrhythmus des tieftons, welcher den *hári*, *áli*-, *mágin* niemals zukam, schon überwiegend entbehrt haben. die umlautwürkende silbe muss nicht nur 'im ton entschieden untergeordnet' (W. § 195), sie muss — wolgemerkt: in der umgangssprache! — unbetont sein : mit der betonung *hánti*, *fásti*, *lámbir* verträgt sich die neue auffassung des umlauts nicht. dies bedenken, dass der umlaut unmöglich aus einer accentuierten, wenn auch tieftonigen silbe auf den wurzelvocal würken kann, verstärkt auch mein widerstreben gegen den neuen *ei*-umlaut, den Behaghel Beitr. 20, 344 entdeckt zu haben glaubt: *érbeit*, *ếmeize*, *œ́heim* sollen dafür als beweis dienen (vgl. Wilmanns § 199 anm. 3). lassen wir einmal die frage alter stammabstufung, die für *arweiʒ*, *arwîʒ* wie für das von Sievers aao. in der anmerkung hinzugefügte *ganeistra* (vgl. *ganistra* Graff IV 296) in betracht gezogen werden könnte, des weiteren bei seite — an der secundären natur des umlauts scheint kein zweifel zu sein:

auch bei *genster*, *gänster* spricht schon die letztere schreibung dafür. ist der umlaut aber jung, dann kommt auch hier jene differenzierung durch den satzton in betracht, welche die rhythmischen doppelformen einerseits *árbeit*, *ṓheim*, anderseits *árbeit* > *árbit*, *ṓheim* > *ṓhim* ergab. die schrift mag sich an jene factisch selteneren halten, die gesprochenen formen, von denen der umlaut ausgeht, sind *arbit* — *erbit*, *amis*(*e*) — *êmis*(*e*), *ōhim* — *œhim* oder ähnlich. die beiden erstern sind aus den mundarten zur genüge bekannt, für das von mir geforderte *ōhim* aber verweis ich auf das Schweiz. idiotikon I 74, wo die formen *ŏchin*, *ŏchi* gerade für das gebiet nachgewiesen sind, aus dem auch die meisten und frühsten belege für *ŏheim* und später *ŏhm* stammen. [hübsche belege für den übergang eines vom tiefton entblöfsten *ei* zu *i* bietet jetzt auch der artikel *schultheifs* im DWb. IX 1983ff: *schultis*, *scholtiss*, *schultitz* usw. aus jüngerer zeit gehört hierher die geschichte der bair. formen *hérlìch*, *gúldìn*, *chü̃nigì* die im besitz dieses tieftons zu *hérleìch*, *gúldeìn*, *chü̃nigeìn*, nach dessen schwinden aber wider zu *hérlich*, *gúldin*, *chü̃negin* werden.]

Zu der nhd. diphthongierung § 214ff will ich diesmal nur zweierlei vorbringen. einmal einen nachtrag zu den von mir s. z. an die hand gegebenen und von Wrede (Zs. 39, 295) zurückhaltend verwerteten belegen für frühes *ei* (*ai*) an stelle von latein.-romanischen langem (und überlangem) *ī*. (Wilmanns berührt die sache nicht.) die durch reime des 12 jhs. gesicherten *vogeteie*, *abbeteie*, *Bavaie* direct als frühe stufe der um diese zeit einsetzenden bair. diphthongierung anzusehen, eben als die diphthongierung im hiat, die auch anderwärts am weitesten vorgeschritten ist, dagegen sprach schon bisher: 1) die beschränkung der erscheinung auf fremdwörter, 2) das durch die Vorauer hs. der Kchr. garantierte *Mailân*. dazu kommt nun 3) ein beleg, der diesen übergang *î* > *ei* schon fürs 10 jh. sichert: in einer urkunde Ottos II v. j. 977 (MG. Dipl. II 183) ist von einer '*tegneia Perahtoldi in regimine Hartwici Waltpotonis*' die rede, und genau derselbe unterbezirk einer kärntischen grafschaft erscheint in einer urkunde Ottos I v. j. 965 (Dipl. I 393) als *decania*.

In § 216, 3 wird hervorgehoben, dass die neuen reime *ou* : *û* 'namentlich in den verbindungen *oum* : *ûm*, *oub* : *ûb*, *ouf* : *ûf*, also vor folgenden labialen erscheinen'. die tatsache ist richtig und sieht bei der *u*-freundlichen natur dieser consonanten nach etwas aus — aber sie beweist nichts, denn sie ist selbstverständlich. wörter der reimtypen *out*, *ouȝ*, *ous*, *oun*, *our*, *oul*, *ouh* konnt es seit dem 8 jh. nicht mehr geben, der wörter mit *ûch* *ûg*, aber sind es an sich nur verschwindend wenige: ein blick in das reimwörterbuch zu Wolfram vEschenbach zeigt, dass dieser unter fast 20000 reimpaaren kein einziges mit *ûch* oder *ûg* hat.

§ 230 (s. 291). Für das nhd. *ö* aus umlauts-*e* macht W.

in erster linie ein 'benachbartes *l* oder *sch*' verantwortlich. nun ist kein zweifel, dass die zahlreichen belege der übergangszeit, die man bei vBahder Grundlagen s. 168 ff überblickt, sehr verschiedene erklärungen zulassen. aber sowol bei W.s formulierung wie unter den 5 gruppen, zu denen sie vBahder s. 168 ordnet, vermiss ich eine, die mir die auffälligste ist. dass die erscheinung hauptsächlich aus dem süden, bes. aus alem. druckerbrauch in unsere schriftsprache eindringt, ist die voraussetzung meiner behauptung, dass nachfolgende affricata einer der wichtigsten factoren sei. insbesondere kommt hier *pf* in betracht, und die schlechthin beweisende form ist der plural *öpfel*, der in Oberdeutschland gegen ende des 14 jhs. auftaucht, im buchdruck durch mehr als zwei jahrhunderte geherscht hat und erst im 18 jh. durch die etymologische schreibung *äpfel* verdrängt worden ist. hier ist jede andere erklärung ausgeschlossen. und nun verzeichne ich die beispiele, wie ich sie gerade, zumeist eben aus vBahder, zur hand habe, hinter dem strich diejenigen, welche in der modernen orthographie nicht durchgedrungen sind:

schöpfen (*schöpfung*, *geschöpf*), *schröpfen* — *öpfel*
löcken — *schröcken*, *stöcken*, *schmöcken* (reichl. belege DWb. IX 962)
ergötzen, *flötz* — *gesötz*, *nötzen*.

zahlreiche belege bieten ferner die fnn. und onn.: *Schöpflin*; *Höck*, *Spöck*, *Schröckh*; *Pötzling* usw.

Auch in *löffel*, *schöffe* möcht ich weder dem *l* noch dem *sch*, sondern nur dem *ff* die schuld zuschieben — wobei ich mich übrigens nur vBahder anschliefse. überhaupt dürften die 'benachbarten' *l* und *sch* richtiger als 'nachfolgende' einzuschränken sein: ich kenne keinen fall, wo ein vorausgehndes *l* oder *sch* für sich diese würkung tut, aber dutzende, wo sie niemals bezeugt ist. mag immerhin *ölf* analogieschreibung nach *zwölf* sein, in *hölle*, in *ölp*, *ölbern* (DWb. VII 1284, Schmeller-Fr. I 65 f) uaa. ligt genügende gewähr, um auch *gewölbe*, *wölben*, *zwölf* auf das *l*, genauer *ll* und *l* + labial, zurückzuführen. *gewöhnen* ist an *gewon*, *gewonheit* angelehnt — und wenn wir nun auch in *schwören* und *wört* die würkung eines dem geschlossenen *e* gefährlichen *r* erblicken, so sind wir überhaupt von dem einfluss eines voraufgehnden consonanten befreit.

Zu § 326 (s. 382) möcht ich erwähnen, das betontes *vür-* in alten nominalcompositis uns gelegentlich von den herausgebern und lexikographen vorenthalten wird, indem sie die beispiele des *vür-* mit jüngern hss. selbst gegen die versbetonung, ja wie Lexer gegen alle hsl. überlieferung unter *ver-* einreihen: so gehören fast alle bei Lexer III 321 unter *verziht* gegebenen belege zu *vürziht*, wo wir lediglich einen verweis finden. — die darstellung dürfte übrigens hier in parallele zu der behandlung des *be-* *bî-* (§ 328) gesetzt werden, denn wir haben doch bei *ver*, *vür* alle 3 dort besprochenen fälle, was auch

in bd II § 405 (403, 2) nicht scharf hervortritt: wie ***vürsatz, vürdranc, vürslac, vürewîse, vürziht***, so sind doch auch die bis ins ältere nhd. bewahrten *fürspan*, *fürnehm*, *fürsprech* älteste schicht, während *fürbitte*, *fürsorge*, *fürsprache* neubildungen nach art von *bîwort*, *bîstrâze* vorstellen.

In § 330, 2 (s. 385) wie schon § 135, 2^b (s. 166) neigt W. der zusammenstellung von *block*, *block* mit ahd. *piloh* zu, einer lieblingsetymologie JGrimms (Gr. II 406. 700. DWb. II 135), die auch Heyne und Kluge übernommen haben. vorerst ist noch kein sicheres beispiel nachgewiesen, wo ein compositum mit der betonung **bi-lukom* bei cons. anlaut des zweiten teiles schon urzeitlich seinen präfixvocal eingebüfst hätte. dann heifst das ahd. ntr. *piloh* Graff II 142 in den glossen stets nur 'claustrum, clausura, conclave', das. ahd. mhd. *bloch*, *bloc* Graff II 246 ebenso entschieden 'truncus, cippus, caudex'; die bedeutung 'pessulus', welche eine vermittelung abgeben könnte, kommt nur dem deminutivum *plochili* zu! und schliefslich, kann man denn einen querblock, der als riegel vorgeschoben wird, 'circumclusio' nennen, was *piloh* doch strenggenommen heifst? frz. *bloquer*, das JGrimm für seine ansicht citiert, heifst eben in erster linie 'pfähle einrammen': *blockieren* ist also dasselbe wie *verrammeln*, darauf zunächst 'absperren', dann erst 'einschliefsen'. in *bi-lûkan* und *piloh* aber ist das 'ringsum einschliefsen' die primäre bedeutung.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

Kurzgefasstes etymologisches wörterbuch der gotischen sprache. von dr C. C. UHLENBECK, ao. prof. an der univ. Amsterdam. Amsterdam, verlag von Joh. Müller, 1896. VIII und 174 ss. gr. 8°.

Nach dem vorwort beabsichtigt der verf., der sich in den letzten jahren durch eine reihe sprachwissenschaftlicher aufsätze, bes. in den Beiträgen, bekannt gemacht hat, mit vorliegendem werke Feists Grundriss der got. etymologie 'dem heutigen stande der wissenschaft gemäfs zu vervollständigen und ihn überhaupt als hilfsmittel bei germanistischen studien zu ersetzen'. dies ist ihm m. e. auch durchaus gelungen, denn U.s buch zeichnet sich vor dem Feistschen in mehreren beziehungen vorteilhaft aus. einmal bietet es den got. wortschatz vollständig, während F. nur die nach seiner meinung sicher erklärten wörter verzeichnete; sodann sind die german. entsprechungen und verwanten bildungen reichlicher herangezogen worden. auch die von Busbeck überlieferten krimgotischen reste sind erfreulicherweise verwertet, wobei U. jedoch das buch von Richard Loewe noch nicht benutzen konnte. was sich aus diesem (s. 127—179) an berichtigungen ergiebt, lass ich im folgenden unerwähnt. aus der masse der etymologischen vermutungen und behauptungen der letzten jahre scheint mir U. eine verständige, kritische auswahl getroffen zu haben, und seiner abweisung mancher ge-

wagten hypothese dürften die meisten forscher zustimmen. so steh ich nicht an, U.s leistung als eine verdienstliche, fördernde arbeit zu bezeichnen und sie der beachtung lehrender und lernender sprachforscher wie germanisten warm zu empfehlen.

Dass U. sein buch deutsch, und nicht in seiner niederl. muttersprache abgefasst hat, ist löblich und wird der verbreitung des werkes nur förderlich sein. leider ist er aber der deutschen sprache nicht hinreichend mächtig, um sie correct und idiomatisch schreiben zu können, hat auch offenbar bei der drucklegung sich nicht der hilfe eines geborenen Deutschen zu erfreuen gehabt. so fallen uns denn an vielen stellen mehr oder minder grobe verstöfse gegen den deutschen sprachgebrauch auf, zb. gleich im vorwort : 'bei der verfassung dieser schrift', 'habe ich mich . . . auf folgenden werken gestützt', 'die an prof. Bugge gewidmeten', 'zur sicht habe bekommen können', und später im text mehrmals 'zurückfinden' st. 'widerfinden' uä. derartige fehler sind in hohem grade störend und werden bei einer zu erhoffenden 2 aufl. gewis leicht mit hilfe eines deutschen freundes zu tilgen sein.

Ich lasse einige anspruchslose, beim durchlesen gemachte bemerkungen folgen. s. 2 unter *afhlaþan* lis an. *hlaða* statt *hlada* und trenne davon mit Sievers Beitr. 19, 559f ags. *hlóð*, anfrk. *hlōtha*. — ebda unter *afhrisjan* l. as. **hrissian* st. *hrisjan*. — s. 3 zu *afskiuban* füge mnd. *schūven*, zu *afslauþjan* nhd. *schleife* f. — s. 4 zu *afwalwjan* erg. ags. *wielwan*; *aha*, *ahma* usw. gehören doch wol zur idg. wz. *ak* 'scharf'? dasselbe möchte ich für *ahaks* und *accipiter* annehmen. — s. 7 l. as. *ēr* st. *ēru*; zu *aiþei* füge an. *edda* 'grofsmutter' = **aiþeiðō*; unter *aiwiski* steht zu unrecht nd. *eisk*, das vielmehr aus *egisk* zu erklären ist. — s. 10 erg. zu *anabūsns* noch as. *anbūsni* pl. — s. 14 unter *aqizi* l. an. *ǫx* (st. *ρx*) und as. *acus* (st. *accus*) = mnd. *akes*. — s. 17 unter *atþinsan* steht mit unrecht 'as. *thinsan*', da das verb. nur in der anfrk. psalmenübersetzung vorkommt. — s. 19 zu *awēþi* vgl. as. *euui* 'agna'. — s. 20 unter *bai* l. ags. *bégen*. — s. 21 unter *bairgahei* verzeichnet U. krimgot. *rintsch* als unerklärt, vgl. dazu jetzt Kock Beitr. 21, 435. — ebda *balsan* setzt wol umstellung der nasale in griech. *βάλσαμον* zu **βάλσανομ* voraus. Kluge Nom. stammbildungsl. x denkt an dissimilation. — s. 30 unter *brūþs* (und *swēs*) wird krimg. *schuos* 'sponsa' mit Mafsmann fragend = *swesa* gesetzt, was offenbar **schwies* ergeben hätte. ich erkläre *schuos* als druckfehler für *schnos* (vgl. *fyuf* = *fynf*[1]), das got. **snus* 'schnur, schwiegertochter' sein würde. — s. 31 *daúhts* 'gastmahl' gehört wol zu *dugan*, *τεύχω*, heifst also ursprünglich 'zurüstung, be-

[1] Loewe s. 170 hält *u* für einen übergangslaut, der sich zwischen *y* (= ī aus *in*) und *f* eingestellt hätte. das heifst doch mit der phonetik scherz oder misbrauch treiben!

reitung'. — s. 41 unter *fijan* l. an. *fjá*. — s. 43 *flauts* 'prahlerisch' möchte ich zu lat. *plaudo* 'schlage' stellen und erinnere an die bedeutungsentwicklung von nhd. *pochen*. — s. 44 wenn *fragan* 'versuchen' richtig überliefert ist (nur die 3 sg. ind. präs. *fragiþ* kommt einmal vor), könnte es = *fr-agan* sein und zu *agis* gehören; vgl. wegen der bedeutung g. *fraisan* und seine sippe. — s. 45 zu *framaþs* gehört auch ein as. **frumithi*, mnd. *vrömede*, Soester *fryəmt*. — s. 51 zu *gaidw* gehört ags. *gád*, as. *gēd(e)ono* gen. pl. — s. 58 zu krimgot. *gadeltha* 'pulchrum' stellt U. g. *gatils*, Loewe s. 176 = nl. *gadelijk*, nhd. *gätlich*. ich möchte es vielmehr auf ein agot. **gádals*, **gádils* = čech. *hodilý* 'tauglich' zurückführen, wobei alle lautlichen schwierigkeiten verschwinden. — s. 61 übersetzt U. an. *gjóta* durch 'junge werfen, mit den augen blinzeln' (!?), während es doch ursprünglich 'giefsen' bedeutet (vgl. Fritzner[2] s. v.) und jene bedeutungen erst abgeleitete sind (*gj. hrognum, gj. sjónum harðliga* = *hvessa augun* 'scharf anblicken'). — s. 62 zu *gramjan* vgl. westf. *gramm* 'heiser', *grämstern* 'hüsteln' in Woestes Wbch. — ebd. zu *grētan* vgl. Roediger Anz. xx 243f. — s. 68 unter *hamfs* l. as. *hāf* (st. *hōf*). — s. 72 zu *hēr* vgl. auch as. *hīr* neben *hēr*. — s. 73 unter *hlahjan* l. as. **hlahhian* st. **hlahan*, woraus mnd. **lūn*, westf. **lan*, aber nicht *lachen* geworden wäre! — s. 75 zu *hlas* gehört noch *hlasei*; ich möchte es zu lat. *clārus* 'heiter' stellen. — s. 80 unter *huzdjan* l. ags. *hordian*. — s. 83 l. *ibnaleiks*. — s. 85 *is* : krimg. *ita* 'unum' gehört kaum zum pron. agot. *ita*, sondern entspricht genau dem an. *eitt*, vgl. Loewe aao. — s. 92 unter *kunþs* l. an. *kuðr*. — s. 94 unter *laufs* l. as. *lōf*, denn *lōb* ist nur etymologische schreibung. — s. 96 unter *leitils* wird krimg. *lista* 'parum' zu got. **leitista* gestellt. ich setze es = engl. *least*, ags. *lǽsta*, g. **laisisto*; *ai* wird ja krimg. zu *ī*. Loewe s. 136 anm. stellt es zu osset. *listag* 'schmal, dünn'. — ebda bringt U. ags. *lýtel* (so, nicht *lytel* ist zu schreiben, s. Sievers Beitr. 10, 504), as. *luttil, luttic*, ahd. *luzzil, luzig* mit g. *leitils*, an. *lítill* zusammen, was doch der vocalismus verbietet. die westgerm. worte gehören vielmehr zu got. *liuts*, an. *lúta*, ags. *lútan* usw. — s. 102 *manauli* 'σχῆμα' lese ich *mana-(h)uli* 'menschenhülle', nehme also (graphischen) ausfall eines *h* an. — s. 104 unter *mēkeis* findet U. ags. *méce* 'auffällig.' wenn man bedenkt, dass das wort p o e t i s c h und die ags. poesie zum grösten teile anglischer oder kentischer herkunft ist, hat das nichtwestsächs. *é* für *ǽ* nichts merkwürdiges an sich. — s. 109 unter *naqaþs* ist avest. *mayna-* auch als 'auffällig' bezeichnet. hier ligt wol umstellung aus **nagma-* vor, das entweder ein anderes suffix als ai. *nagná-* zeigt, oder durch dissimilation daraus entstanden ist, vgl. westf. *nākəlich*, dän. *nøgen*, schwed. *naken*. darf man auch etwa gr. *γυμνός* aus **μυγνός* = **νυγμός* erklären? — s. 120 unter *saihsta* l. an. *sétte*. — s. 123

zu *sauþs* vgl. an. *sauðr* 'schaf'. — s. 127 zu *siuns* vgl. ags. *gesýne* (= ne. *seen*) aus *gasauni-*, vgl. Kolkwitz, Anglia 17, 406. — s. 130 unter *skuft* l. mhd. *hār*. — s. 133 zu *spill* vgl. ESchröder Zs. 37, 241. — s. 137 *straujan* : ein as. *strewian* kenne ich nicht, nur das prt. *streidun* M, *strōidun* C. der inf. war offenbar *strōian*. — ebd. zu *stubjus* stellt Martin ansprechend nl. *stoom*, ndd. *stōm* 'dampf, rauch', vgl. DLZ 1893, nr 45. — s. 138 zu *suns* gehört doch wol ahd. as. *sān*, ae. *sōna*, e. *soon*. — s. 141 bei *taihuntēhund* wäre ein verweis auf die erklärungen von Brugmann und JSchmidt nicht unangebracht, ich würde auch ahd. *zehanzo* nicht auslassen. — s. 142 unter *triggwa* l. as. *treuwa*, vgl. Kauffmann Beitr. 12, 290 anm. 2. — s. 143 unter *triggws* l. as. *triuwi*. — s. 144 unter *twai* l. ags. *twégen*. — s. 146 z. 2 l. *þrop*. — s. 153 unter *und* l. ags. *oð*; ein *óð* wäre ebenso unbegreiflich, wie es in der wissenschaftlichen litteratur — gleich so manchem andern — unausrottbar scheint. Kluge hat Kuhns Zs. 26, 68f note längst das richtige gelehrt. — s. 160 unter *wagjan* steht ein unmögliches as. *wagian*, wofür offenbar *wāgian* = an. *vægja* (zu nhd. *woge*) zu lesen ist.

Unter der im vorwort genannten litteratur vermiss ich Tamms treffliches Etymologisk svensk ordbok.

Göteborg, 27 jan. 1897.

[Nachschrift. Lange nachdem obenstehnde anzeige geschrieben und der redaction eingesant war, kam mir die recension vGrienbergers in der Zs. f. d. ph. 30, 123ff zu gesichte, worin er Loewes behandlung der krimgot. wörter eingehend kritisiert. wie man sehen wird, stimmen in mehreren puncten unsre ansichten überein, in andern weichen wir aber stark von einander ab. es ist nicht meine absicht, hier die ganze frage nochmals aufzurollen; nur auf einiges möcht ich anhangsweise eingehn.

vG.s erklärung von *knauen* = aisl. *knán* halt ich für richtig und verweise noch auf Noreen Urgerm. lautl. s. 57, § 16 (schlussabsatz), wo es mit lat. *gnāvus* zusammengestellt wird. — die zurückführung von *ieltsch* auf agot. *hailiþs* dagegen scheint mir vollkommen überflüssig zu sein, da wir mit *hails* sehr gut auskommen : *t* als übergangslaut zwischen *l* und *s* ist doch etwas ganz gewöhnliches (vgl. aisl. *allz* = *alls*, afrz. *fi(l)z*, ne. *fitz* = lat. *filius*), und das auslautende *sch* ist, was weder Loewe noch vG. erkannt haben, nichts als 'umgekehrte' ndl. schreibung für *s*. bekanntlich wird jetzt nl. *sch* im auslaut als *s* gesprochen, zb. in *mensch*, *visch*, und diese aussprache galt nach te Winkel in Pauls Grundr. I 654 schon im mnl. wie und warum im krimgot. aber altes *s* im auslaut zu *š* (= *sch* in nhd. *schön*) geworden sein sollte, ist doch schwer einzusehen! — wegen *stap* 'capra' verweis ich vG. auf Uhlenbecks artikel *gaits*, wo das wort überzeugend = poln. *cap* usw. gesetzt wird, sodass solche

phantastische auslegungen, die arg gläubige leser voraussetzen, überflüssig werden. — in *ael* 'lapis' ist es auch mir schwer, dehnung des *a* vor *ll* zu begreifen, und ich glaube die einfachste lösung des rätsels darin zu finden, dass *ael* ein druckfehler für *all* ist. *e* und *l* sind in der schrift ja oft schwer zu unterscheiden. woher hat übrigens vG. sein 'urnord. *halaʀ*'? es heifst doch aisl. *hallr*! — krimgot. *fers* 'vir' scheint mir als agot. **fairhs* gefasst werden zu müssen, also = ahd. as. *ferah*, ae. *feorh* 'leben, seele', aber als masc. umgebildet. im ae. bedeutet es auch 'body, living being, person'; das as., ae. und aisl. haben dafür bekanntlich den als plurale tantum auftretenden *ja*-stamm **firihios*, resp. *fíras*, *fírar* [1]. Uhlenbecks zusammenstellung mit agot. *wair* ist entschieden zu verwerfen, vG.s ableitung aus agot. **fairhþs* und gleichstellung mit ae. *ferhþ* unnötig. das auslautende *s* beweist aufserdem (wie bei *bars* ,barba'), dass das *-sch* in den übrigen nom. sg. formen als *s*, nicht als *š* auszusprechen ist, vgl. meine obigen darlegungen! — die vermutungen vG.s über *kilemschkop* 'ebibe calicem' finde ich nichts weniger als überzeugend. wenn *kilemsch* überhaupt germanisch ist, möcht ich doch zunächst darin eine 2 pers. sg. opt. präs. erblicken, die agot. auf *-ais* ausgelautet hätte. weiterer versuche enthalt ich mich bei der überaus unsichern grundlage für eine reconstruction der form. — das *th* (= *t*) in *malthata* 'dixi' kann entweder = aisl. *t* in *mælta* sein, wenn wir auch fürs krimgot. die von Hoffory dargelegte anord. entwicklung *þld* > (*þ*)*lt* annehmen wollen, oder *t* steht hier für *d* wie in *tag* 'dies', *thurn* 'turris' usw., um die stimmlose lenis (media) zu bezeichnen, wie Loewe vermutet. — krimgot. *breen* 'assare' scheint mir eher ein druckfehler für *brien*, veranlasst durch das vorhergehnde *geen* 'ire', zu sein, als dass ich darin ein agot. **braian* mit vG. sehen möchte; die übereinstimmung mit ahd. *brātan*, as. *brādan*, ae. *brǽdan*, wozu weiter sich aisl. *bráðna* und *brœða* stellen, ist doch zu wahrscheinlich! es fehlt in Busbecks liste ja nicht an unzweifelhaften druckfehlern. auch das seltsame *wichtgata* 'album' könnte sein *-ch-* dem vorhergehnden *atochta* 'malum' verdanken, wenn man nicht — was ich mit Loewe gegen vG. sehr wol für möglich halte — in dieser schreibung den versuch sehen will, das anlautende aspirierte (stimmlose) *w* widerzugeben. vielleicht schrieb Busbeck nach engl. weise *wh*, und aus seinem *whietgata* machte dann der nachlässige setzer ein *wichtgata*. im engl. hat sich ja auch, wenigstens in der schottischen und amerikanischen aussprache, *hw-* erhalten, wenn auch altes *hr-*, *hl-*, *hn-* längst ihre aspiration eingebüfst haben.

6 october 1897.] F. Holthausen.

[1] vgl. dazu Behaghel Syntax des Heliand s. 8 anm.

Zur Liederedda. von FELIX NIEDNER. [Wissenschaftliche beilage zum jahresbericht des Friedrichs-gymnasiums zu Berlin. ostern 1896.] Berlin, RGaertner, 1896. 32 ss. 4°.

Wie die frühern Eddaaufsätze Niedners so sind auch die vorliegenden ein ergebnis sorgfältigsten, oft widerholten nachdenkens. wo es sich um so subtile fragen der höhern kritik und um die würdigung der eigentlichen seele der gedichte handelt, wird auf völlige zustimmung kaum bei éinem leser gerechnet werden dürfen; aber ich glaube nicht, dass man bei N. irgendwo eine schnellfertigkeit, ein halb-gewaltsames unterdrücken entgegenstehnder gründe findet; seine oft kühnen, aber streng vorbereiteten schlussfolgerungen sind immer der genausten erwägung wert. der gesichtskreis schränkt sich auf die eddische poesie und die stofflich mit ihr zusammenhängenden werke ein; innerhalb dieses kreises behält N. die figuren seines schachspieles — an ein solches können seine gedankengänge da und dort erinnern — vortrefflich im auge. da diese jüngsten aufsätze überwiegend eine verteidigung ihrer vorgänger und der Müllenhoffschen ansichten, sowie eine kritik anderseitiger darlegungen (von Bugge, FJónsson, WMüller) unternehmen, treten die eigentlich neuen ergebnisse diesmal etwas zurück.

1. 'Havamal' sucht den zusammenhang zwischen Hav. 138 ff ('rúnatal') und 146 ff ('lióđatal') festzustellen und den ursprünglichen aufbau der letzten partie nachzuweisen.

2. 'Harbarđsliođ' setzt sich mit FJónsson über die textkritische behandlung dieses gedichtes auseinander, woran sich eine erneute gesamtcharakteristik der Hbl. schliefst.

3. 'Völundarkviđa' vergleicht die nordische sagenform mit der der Þiđrekssaga und in Deors klage, um darauf die frage nach der einheitlichkeit des nordischen gedichtes aufs neue eindringend zu behandeln. die strophen 6—10, die für mich zum ersten der altgerm. dichtung gehören, bezeichnet N. immer noch als eine nicht nur den zusammenhang störende, sondern auch an und für sich teils 'prosaische', teils 'gekünstelte', teils 'ungeschickte' interpolation.

4. 'Helgakviđa Hundingsbana II' bringt weitere gründe bei für die trennung von v. 14—28 ('Völsungakviđa en forna') von dem voraufgehnden wie von dem nachfolgenden teile[1]; N. sucht alsdann die mischung der mythischen vorstellungen in dem schlussgedichte als eine folge späterer zutaten zu erweisen.

Ich möchte zu 1) und 2) ein paar bemerkungen beifügen.

Die Müllenhoffsche ansicht, dass Havamal 111 die richtige einleitung der Loddfafnismal bilde, wird durch das s. 4 zu-

[1] die $1\frac{1}{2}$ strophen erzählung aus dichters munde (14. 15) scheinen mir besonders dafür zu sprechen, dass diese mittelpartie ein fragment für sich ist; das erste und das dritte gedicht enthalten nur redestrophen, vertreten die 'gemischte gattung'.



sammengestellte gewis nicht gestützt. die meinung, dass zwischen v. 111 und der gleich folgenden strophe ein grotesker stilcontrast beabsichtigt sei, ist doch nur ein nothbehelf: die Lfm. zeigen an zwei stellen (v. 112. 131) einen zug leichten, gemütlichen humors, aber von übermütigem tone, von geflunker und zum besten haben, kann man nichts darin finden; erst die verbindung von v. 111 mit 112 könnte einen derartigen klang hineinbringen. und ein bedenken bleibt v. 111, 7—11 : diese zeilen sollen angehängt sein, um v. 138 ff näher anzuknüpfen (DA v 252); aber ihre nächste würkung wäre, den eintritt von v. 112 noch auffallender, zusammenhangsloser zu machen [1]; und dass, nachdem einmal die Lfm. an ihre jetzige stelle gekommen waren, zwischen v. 138 ff und dem vorausgehnden ein engerer zusammenhang gedacht wurde, der den sammler oder einen abschreiber zu jener 'nähern anknüpfung' in v. 111 veranlasst hätte, ist unwahrscheinlich : auch der codex R, der nach v. 137 einen so starken abschnitt setzt, wie sonst in dem ganzen buch der sprüche nirgends, spricht dagegen. — bei FJónssons auffassung (Litt.-hist. I 237), dass nicht nur in den ratschlägen an Loddfafni, sondern schon in der (damit zusammenhängenden) v. 111 (1—6) Odin der sprechende sei, entsteht die schwierigkeit, dass Odin von sich aussagen würde, er habe, schweigend und nachdenkend, seine weisheit erst von den mitgöttern erlauscht (111, 4—6). man müste dann annehmen, dass diese äufserung den 'als þulr verkleideten' gott unkenntlich machen solle. aber nach FJónssons eigenen worten hätte der hörer aus 111, 3 nur auf die person Odins schliefsen können.

Mir scheint die auffassung von GVigfusson (CPB I 23) und Bugge (Studien 353) unerschüttert dazustehn : v. 111, in ihrem ganzen bestande, ist die echte und wundervoll stilgerechte eröffnung der mystischen Odinsworte v. 138 ff.

Sobald man sich v. 111 mit 138 ff verbunden denkt, gewinnt die ansicht, dass diese Odinische erzählung nicht dem 'lióđatal' v. 146 ff als einleitung dienen konnte (DA v 159. 251), an wahrscheinlichkeit. wol hängen lióđ und rúnar zusammen (vgl. ua. v. 157 und Yngl.s. cap. 7 . . *međ rúnum ok lióđum þeim er galdrar heita*); aber v. 111, 7. 8 ist so nachdrücklich von runen als zu deutenden zeichen die rede, dass sich die erwartung entschieden auf anderes richtet als das, was in v. 146 ff mitgeteilt wird; man erwartet, die runen — auf deren gewaltige würkung v. 139, 4 noch einmal hindeutet — kennen zu lernen. aber weder das stück 138—145 — 'das den namen Runatal im grunde sehr wenig verdient' (DA v 270) — noch

[1] denn v. 111, die angeblich interpolierten 5 schlusszeilen mitgerechnet, besagt ja nicht, dass zuerst lehren anderer art und darauf runenweisheit mitzuteilen sei. der die schlusszeilen dichtete, kann überhaupt nur an runen gedacht haben; vgl. Bugge Studien 353 f.

die fragmente 142—145 (Kauffmann Beitr. 15, 201) sind das rúnatal selbst. die 'aufzählung', die 'liste' der runen müste erst folgen — sie ist unterdrückt. ein würkliches rúnatal haben wir Sigrdr. 6—19[1]. eine strophenreihe von ähnlicher art muss zu der vielverheifsenden ankündigung in v. 111. 139 die fortsetzung gebildet haben. es ist möglich, dass diese Oðinischen runensprüche mit den der Sigrdrifa in den mund gelegten nahe verwantschaft hatten, und dass dies für den sammler der grund war, vor dem beginn der eigentlichen aufzählung abzubrechen; denn die interpolation Sigrdr. 6 ff gehörte nach Grip. 17 schon dem ältern Sigurdliederbuche an. falls die Havamal schon vor entstehn des eddischen corpus in einer geschriebenen sammlung vorlagen, könnte jene auslassung der runenstrophen bei der einverleibung in das gröfsere werk erfolgt sein. aber das fehlen des (eigentlichen) rúnatals kann ja auch verschiedene andre ursachen haben.

Von der partie v. 142—145 können 142, 1—4 und 145, 6—9 (die beiden letzten kurzverse hier in etwas andrer form) sehr wol der einleitung zum rúnatal angehört haben: sie würden den übergang von dem epischen vorbericht zu der aufzählung der runen bilden. auch Bugge aao. s. 384 ist geneigt, in den letztgenannten vier zeilen einen rest der ältesten schicht zu erkennen; aber wenn er vermutet, weil Oðin hier in der 3 person, als *Þundr*, erwähnt werde, könne Oðin nicht der sprechende sein, so kann ich nicht folgen: es findet sich im eddischen stile häufig genug, dass götter und helden von sich selbst in der dritten person reden (zb. Hav. 110. Skm. 39, 6. Lok. 12, 3. Þr. 2, 8. HHu. II 45, 3), und die umschreibung mit *Þundr* hat hier gewis eine besondre, uns unbekannte bewantnis. — dagegen v. 142, 5—145, 5 scheinen mir auch zusammengetragene splitter (darunter v. 144 eine uralte ritualstrophe); sie sollen wol für den ausfall der runenliste eine art von ersatz bilden.

Fassen wir v. 138—141 als epischen eingang zu einem rúnatal, so wird die umstrittene v. 140 zwar entbehrlich für den unmittelbaren zusammenhang, aber doch nicht als unbedingt störend erscheinen. wenn nämlich diese episode aus Oðins leben ungefähr so zu deuten ist, wie es Ranisch DLZ 1896 sp. 1197 skizziert, dann gehörten die *fimbollióð* und der *drykkr ens dýra miaðar* von anfang an zu der galgengeschichte, und so mochten sie immerhin mit erwähnt werden, obgleich in diesem falle der hauptnachdruck auf den *rúnar* lag[2]. N. sucht zu zeigen, dass

[1] diese strophenreihe (bezw. ihr erster teil) verdient den namen rúnatal mit besserem rechte, als die reihe Hav. 146 ff den namen lióðatal; denn dort wird aufser der anwendungsart und der würkung der rune auch noch ihr name mitgeteilt: das lióðatal gibt nur umschreibungen der zaubersprüche.

[2] auch darin stimm ich Ranisch zu, dass eine selbstaufopferung Oðins nicht aus v. 138 herauszulesen ist.

v. 140 'gedichtet zu sein scheint, um runatal und lioðatal nachträglich zu verknüpfen'. aber nach den darlegungen s. 8f müste man vielmehr zu dem schlusse gelangen, dass das lioðatal seinerseits mit genauer rücksicht auf v. 138—141 componiert worden sei. aufserdem müste erst das *nio* in 141, 1 beseitigt werden (s. 9). ich glaube nicht, dass in dem ganzen Havamal-teile von v. 111—163 das bestreben, innere zusammenhänge herzustellen, den anstofs zu zudichtungen gegeben hat, — man müste denn die verlegenheitsfüllung von v. 162 (mit dem wider auftauchenden Loddfafni) hieher rechnen. die drei verschiedenartigen stoffgruppen (Lfm., rt., lt.) standen für die redactoren in keinem andern, engern zusammenhang als dem, der ihnen auch mit v. 1—110 gemeinsam ist: dass alles als ausfluss Oðinischer weisheit gefasst werden konnte. dass dieser allgemeine zusammenhang durch die schlussstrophe 164, eine zudichtung, markiert werden sollte, ist ein mir sehr einleuchtender gedanke FJónssons (Litt.-hist. I 243).

Ob Oðin von anfąng an als sprecher des lióðatals gedacht wurde, muss ich mit N. zum mindesten für sehr zweifelhaft halten. das andre lióðatal, das im Grogaldr, ist einer sterblichen in den mund gelegt und führt doch ein paar künste auf, die die Yngl.-s. an Oðin rühmt. dass Hav. 163 mit Oðin unvereinbar ist, hebt s. 6 n. richtig hervor. auch das *lióð* .. *er kannat þióðans kona ok mannzkes mǫgr* (146) würde im munde eines (idealisierten) þul eindrucksvoller würken. aber diese v. 146 kann nicht ursprünglich zu den folgenden strophen gehört haben: sie fällt aus deren stilisierung vollständig heraus, vor allem: sie richtet sich an eine zweite person, der die segensvolle wirkung zu gute kommen soll, — bei allem folgenden (die zutat in v. 162 ausgenommen) ist kein einzelner als assistenz vorausgesetzt und wird niemand angeredet. die auslegung der v. 146 bei Müllenhoff s. 272 kann kaum befriedigen; auch abgesehen von der schliefsenden langzeile deutet der gestörte stabreim in z. 1. 2 (in 1 müste *lióð*, in 2 *þióðans* den stab tragen) auf verwirrte überlieferung.

Die vorgeschlagene änderung in v. 158, 3 (*verpa *orðe á*) scheint mir nicht wünschenswert, schon weil dadurch eine annähernde tautologie zu v. 156 entstünde. auch der versuch, v. 159. 160 für den zusammenhang zu retten, überzeugt mich nicht: die beiden strophen sehen allzusehr nach einer anleihe bei einem kataloggedichte aus. deshalb könnten doch v. 161 (162) 163 ursprünglich sein (soweit bei derartigen spruchreihen dieser begriff überhaupt brauchbar ist). die änderungen, die das ordinalwort nötig macht, waren jedem gedichtsammler geläufig; zb. 161 *sextánda* .. *suinna* für *fiugrtánda* .. *fríða* oder dgl.

Ich wende mich den Hárbarzlióð zu. N. stellt s. 12 die puncte zusammen, in denen er FJónssons textkritisches verfahren billigt. seine eigene kritik ist conservativer; ua. lässt er fast alle

liodahattteile bestehn. soweit N. das überlieferte verteidigt, stimm ich ihm überall bei. es scheint mir nicht, dass man das kriterium der 'überflüssigkeit' in der weise zur ausscheidung von versen und strophen heranziehen darf, wie dies FJónsson Aarb. f. n. oldk. 1888 s. 139ff getan hat : man könnte damit jedes Eddalied auf seinen halben umfang bringen. wenn ich den von FJónsson aao. reconstruierten text mit dem überlieferten vergleiche, so scheint mir, dass 1) eine empfindliche einbufse an humoristischen teilen stattgefunden hat (26, 6—9. 32f. 38. 44. 52. 57f); dass 2) der charakter Thors verblasst ist, indem ihm einerseits wutausbrüche und derbheiten (13, 4. 27. 47. 51), anderseits äufserungen täppischer gutmütigkeit (17. 21. 31. 35. 45) gestrichen wurden; dass 3) durch tilgung des mehrmaligen *huat vanntu meðan, Þórr?* ein wesentlicher bestandteil des dramatischen aufbaues verloren gegangen ist.

Die ohne beispiel dastehnde formlosigkeit des hsl. textes gibt den anstofs zu den umdichtungen. indessen ist zu bemerken, dass FJónssons text aao. s. 174ff immer noch genug züge trägt, dass dem gedicht eine metrische sonderstellung unter sämtlichen Eddaliedern gesichert bliebe. von den fragen der silbenordnung und -zahl will ich ganz absehen und mich an die sicherer festzustellenden stabregeln halten : FJ.s text hat 2mal doppelstab im geraden kurzvers : 6, 2. 15, 4; 5mal stablosigkeit eines voranstehnden nomens : 3, 1. 8, 1. 14, 5. 21, 1. 23, 3 (die prädic. adj. nicht mitgerechnet); 2mal den einzigen stab des ungeraden verses auf der letzten silbe : 2, 5. 18, 1, dazu stäbe auf schwachtonigen partikeln unmittelbar vor nominibus : 7, 4. 7, 5, vgl. auch 24, 7. dies auf einen text von 82 langzeilen! kein eddisches gedicht vereinigt annähernd so viele abnormitäten auf so engem raume. ohne zweifel wäre es FJónsson gelungen, auch diese dinge noch auszugleichen, — aber es wäre eine noch radicalere umarbeitung des hsl. textes nötig gewesen, bis das gedicht würklich den formalen ansprüchen der alten zeit in ihrer vollen strenge (aao. s. 146f) genügte.

Vorausgesetzt aber, dass die Hbl. einst in einer völlig regelrechten gestalt existierten, so würde das 'einzigartige' an dem gedichte nicht verschwinden, nur fiele es, statt dem dichter, der überlieferung zu. die frage 'warum haben gerade bei den Hbl. aufzeichner und abschreiber so gänzlich anders gewirtschaftet als allenthalben sonst?' find ich weder bei N. noch bei FJónsson irgend befriedigend beantwortet. der hinweis auf Vsp., Hav., Grimn. lässt gerade den unterschied hervortreten. stoffwut und lehrhaftigkeit, der wunsch, 'herrenlose' strophen unter dach und fach zu bringen, die erinnerung an verwante gedichtstellen, — dies hat sonst die einschiebsel veranlasst. bei den Hbl. müste die mehrzahl der anwüchse ganz andere ursachen haben: es sind stücke, die stofflich nicht viel enthalten, die man sich erst

von einem bearbeiter der Hbl. verfasst denken könnte[1]; es müste einer mit der bestimmten absicht zu werke gegangen sein, dem liede einen farbenreichern und naturalistischern, die äufsere form sprengenden wurf zu geben; oder — er hätte gar nicht gewust, dass er verse vor sich habe, und hätte sich darum erlaubt, seine prosa und halbprosa hinein zu mischen: das wäre wider ein unicum in der eddischen überlieferung.

So schwer erklärbar die formlosigkeit der Hbl. ist, noch unbegreiflicher wird sie, wenn man sie erst der überlieferung zur last legt.

Wenn N. s. 12 vom suffigierten artikel sagt: 'mit recht tilgt ihn Jónsson, wie ich schon früher, als metrisch fehlerhaft in sämtlichen fällen', so ist das hier gesperrte ein irrtum: nie könnte man durch beseitigung des artikels eine sonst anstöfsige zeile curieren; anderseits sind die fälle nicht ganz spärlich, wo die, die in den Hbl. den sogenannten malahatt zu erkennen glauben (wie N. und FJónsson), eigentlich an dem artikel festhalten müsten und durch seine amputation zu weiteren änderungen gedrängt werden (wie dies FJónsson aao. s. 151 ff zugab); in dem verse 40, 1 *ek var í hernom* (stab: *h*) wird sogar, durch entfernung des suffixes, aus einer ganz normalen form eine höchst abnorme gemacht, und auch 56, 3. 4 *stund er til stokksens, ǫnnor til steinsens* sind mit dem artikel entschieden regelmäfsigere formen. darnach scheint es mir gar nicht so sicher, dass auch diese formale eigentümlichkeit dem dichter abzusprechen sei; die schwierigkeit ligt aber darin, dass sich der suff. artikel so ungleich über das gedicht hin verteilt.

S. 15 erneuert N. seine auffassung, dass aus den Hbl. eine politische tendenz spreche: der jarlstand, der auf den Oðincultus seine rechte und ansprüche gründet, wird dem bauerntum gegenüber gestellt; die epoche Harald Harfagris ist dafür vorauszusetzen. — dieser deutung fehlen die historischen stützen aufserhalb des gedichtes. nirgends erscheint Thor als der besondere gott der bauern, der nicht-adlichen; alles ruft ihn an bis zum könig hinauf. und aus dem übergewicht Oðins in der poesie ist keineswegs ein Oðin als gott des jarlstandes zu folgern, auch nicht aus der Rigsþula, die ich übrigens als zeugnis in diesem zusammenhange nicht könnte gelten lassen, da sie m. e. vor dem 12 jh. nicht entstanden sein kann[2]. ob N. nicht den socialen abstand zwischen jarlen und freien bauern für die haraldische

[1] nicht hierher würde ich von allem dem was FJónsson ausscheidet rechnen 9, 5. 6. 19, 5. 24, 5—7. 26, 5.

[2] die ganze conception dieses gedichtes und zahlreiche einzelheiten, zb. die sinnvoll-spielende verwendung der appellativa als eigennamen, passen wahrlich besser in die gelehrte, litterarische zeit, als in das 9 jh. auch der gegensatz in der materiellen cultur zwischen freien und edeln kann, wie mir scheint, um 900 noch nicht so grofs gewesen sein, wie die Rþ. ihn schildert.

zeit überschätzt? von leidenschaftlichen ausfällen auf die besteuerung der grundbesitzer vermag ich in unserm liede nichts zu verspüren.

Mehr hat der gedanke für sich, dass — nicht zwei geburtsstände, sondern — zwei berufsarten contrastiert seien, kurzgesagt der viking und der bauer (wie dies mehrere gelehrte ausgesprochen haben); ein gegensatz, den uns die sögur öfter innerhalb éiner familie zeigen, man denke zb. an Thorolf und Grim, die söhne des Kueldulf. ein conflict zwischen Thorsdienst und Oðinsdienst brauchte hiebei gar nicht in betracht zu kommen, ebensowenig die beziehung auf einen bestimmten zeitpunct. — auch diese erklärung jedoch wird durch unser gedicht selbst kaum gerechtfertigt. der Thor der Hbl. hat zwar unleugbar bäuerliche züge, aber: er berichtet von sich keine bäuerlichen taten. man wende nicht ein: die riesenkämpfe Thors symbolisieren den schutz der landwirtschaft. dichter und hörer unsers liedes, die zwar vielleicht *goðmálger*, aber keine speculativen mythologen waren, haben bei versen wie *Ek drap Þiaza, enn þrúðmóðga iǫtun* nicht an ackerbau und viehzucht gedacht, sondern an heroentaten kriegerischster art, und nicht zum heile der bauern, sondern des ganzen menschengeschlechtes rühmt sich Thor seine taten vollbracht zu haben (v. 23). der im leben vorhandene gegensatz von bauer und losbündigem berufskrieger hat unserm dichter farben für sein gedicht geliehen; aber den Thor als vertreter der bauern, den Harbarð als vertreter der kriegsleute sprechen zu lassen, das ist nicht die absicht der Hbl.; für diesen gedanken hätten sich doch wol andere züge einstellen müssen.

Die auch von N. citierten sätze bei Rosenberg Nordb. aandsl. I 191 treffen offenbar den centralen punct, und von hier aus lässt sich die entstehung des merkwürdigen gedichtes nach seiner innern form begreifen, auch ohne die annahme weiterer tendenzen. nur find ich das eine nicht zutreffend, wenn Rosenberg meint, dass Odin 'die macht des gedankens und des wortes im dienste des willens' vertrete gegenüber Thor, dem manne der tat. lassen wir diese abstracte, dem nordischen altertum nicht stilgerechte einkleidung aufser spiel, — wird denn Odin in den Hbl. als der held geistiger taten gezeichnet? Odin kannte ja die *aldar ørlǫg*, er hatte die dichtkunst, die zauberkraft, die runenkunde, — die dinge, die dem Nordländer der inbegriff des geistigen waren, und von denen der *þrúðugr áss* nichts wuste. aber unser dichter hat Oðin nicht von dieser seite her mit Thor contrastiert; das zaubern wird éinmal (v. 20) flüchtig gestreift, im übrigen rühmt Oðin dinge von sich, die genau ebenso körperlich sind wie die heldentaten Thors, und wo er seinem gegner eine schwäche vorrückt, da ist es nicht, wie man wol erwarten könnte, der mangel an *mannvit*, tollkühnes und unbändiges wesen, sondern

hrœzla und *hugbleyðe* (v. 26). so würde ich sagen : ein dichter, der manchen *manniafnaðr* in seinen kreisen mitgemacht hatte, verfiel auf den vortrefflichen gedanken : wie wäre es, wenn man einmal Thor und Oðin, die beiden grofsen götter, einen *manniafnaðr* zusammen abhalten liefse? Thor — das ist der unermüdliche haudegen und riesenbezwinger, der im ostlande, fernab von den menschen, unglaubliche krafttaten vollbringt; er ist von urwüchsigem selbstgefühl beseelt, aufbrausend und grob, dann wider gutmütig, ein treuherziger und leichtgläubiger bursche; in seinem äufsern einfach, bäuerlich ungepflegt. Oðin — das ist der heerführer, der schlachtenlenker, der, von den feldzeichen umweht, die irdischen könige zum kampf gegen einander hetzt; daneben aber : der weiberverführer, der viel von galanten abenteuern zu rühmen hat; in seinem auftreten ist er ruhig, wortgewant, spöttisch, verlogen; mit wolgezielten hohnworten treibt er den guten Thor fast zur raserei.

Thor wird nicht verächtlich gemacht; der dichter lässt keine vorliebe für Oðin hervortreten; welcher von den beiden die rühmlichern taten aufzuweisen habe, das mag jeder hörer mit sich selbst ausmachen : der dichter, als echter humorist, steht über seinen beiden gestalten und lässt sie gegen einander agieren, wie es der humorvollen würkung am besten dient. humorvoll würkt es auch, dass Oðin immer der überlegene bleibt, obwol nicht seine taten es sind, sondern die des Thor, die den menschen in Mittelgart gedeihen bringen (v. 23). hätte Thor gewonnen, so müste es mit mord und todschlag endigen (v. 47) — das gieng bei dem göttervater nicht an. und standen sie seite an seite, so hätte Thor, bei Harbarð nicht minder wie das andre mal bei Loki, gar bald den hammer geführt statt der zunge; daher muss dem gotte diesmal ein schmaler sund ein unüberwindliches hindernis sein. und damit das wortgefecht überhaupt zu stande komme, muss Oðin unerkannt auftreten.

Zur füllung der eigentlichen manniafnað-partien hatte der dichter eine ausreichende zahl von Thorsgeschichten zur hand; wenn bei Oðin die quelle dünner zu fliefsen scheint — nur v. 16 und 20 wird auf bestimmte mythen angespielt, das folgende ist allgemein gehalten und ohne eigennamen — so kann sich das zt. daraus erklären, dass Oðin, um unkenntlich zu bleiben, seine berühmtern erlebnisse verschweigen muss. aber es möchte doch auch mangel an stoff mitgewürkt haben. ist das der fall, so wird das gedicht in verhältnismäfsig späte zeit zu setzen sein, was mir auch nach allen andern kennzeichen wahrscheinlich vorkommt.

Aus der äufsern technik der Hbl. hat N. mehrere züge mit grofsem feingefühl ins licht gestellt. fruchtbar ist der gedanke, dass manche teile, travestiert, aus andern liedern geholt sein könnten; vielleicht ligt hier der schlüssel zu der rätselhaften

äufsern form des gedichtes. — FJónsson Litt.-hist. I 62 will das herliche werk nicht seinen landsleuten zuweisen[1]. mir macht dieser humor — er hat in den Islendinga sögur seine gegenstücke — einen eminent isländischen eindruck; aber es ist ja möglich, dass es die alten Norweger, ehe sie anfiengen zu schreiben, ebensogut gekonnt haben.

Berlin, 29 november 1896. ANDREAS HEUSLER.

Norges gamle love indtil 1387. femte bind, indeholdende supplement til foregaaende bind og facsimiler samt Glossarium med Registre, udgivet efter offentlig foranstaltning ved GUSTAV STORM og EBBE HERTZBERG. Christiania, 1895. XVI und 864 ss. fol.

Das grofse werk der edition altnorwegischer rechtsquellen, dessen I band im j. 1846 erschienen ist, hat mit diesem V bande, der aufser einigen zerstreuten nachträgen (den von Sievers aufgefundenen bruchstücken der ältern Frþl., einigen gildestatuten[2], Arnis Christenrecht ua.) als wichtigstes und hauptsächlichstes stück ein umfangreiches glossar des bekannten rechtshistorikers Ebbe Hertzberg enthält, nach langer arbeit seinen abschluss gefunden. wenn unter den nordgermanischen rechtsquellen denen des altnorwegischen rechts wegen ihrer wichtigkeit für die germanische vorzeit eine hohe — nach meiner ansicht die höchste — stelle einzuräumen ist, so ist die bedeutung eines umfassenden glossars für die erschliefsung dieses gebietes ohne weiteres einleuchtend. der umstand, dass die benutzung von Norges gamle love durch die zahlreichen nachträge zu den einzelnen bänden, die an den verschiedensten stellen zu suchen sind, gegenüber der Schlyterschen edition altschwedischer quellen erheblich erschwert war, kann den nutzen des glossars nur erhöhen. nicht viel später als Hertzbergs glossar ist Fritzners ausgezeichnetes wörterbuch in zweiter auflage nach des verfassers tod zum abschlusse gelangt, sodass der gesamte, so reiche altnorwegische wortschatz dem philologen, historiker und juristen erschlossen vorligt. beide werke ergänzen sich, das Fritznersche wendet sich in erster linie an den nichtjuristen, das Hertzbergsche an den juristen, jenes umfasst den ganzen wortstoff sämtlicher quellen, dieses nur den der in Norges gamle love erschienenen rechtsquellen, während es auf andre quellen nur gelegentlich bezug nimmt.

[1] *eikia* findet sich auch in isld. prosa, warum nicht auch in einem isld. gedicht? weshalb ein isld. dichter nicht sagen lassen kann *stund er til stokksens*, versteh ich nicht. über *síld ok hafrar* vgl. BjMOlsen, Tímarit h. í. b. 15, 48f. *iafnendr* ist in dieser form kein ausdruck der norwegischen rechtsbücher (vgl. *jafnyndr* adj. NGL V 323); ob es Hbl. 42, 3 als jur. term. techn. steht, ist fraglich (auch wegen des folgenden, erläuternden relativsatzes); als durchsichtige bildung zu *iafna* 'gleichmäfsig verteilen' (vgl. auch *jafnaðarmaðr* 3 bei Fritzner) kann das wort gewis auch von einem Isländer gebraucht, ev. geschaffen worden sein.

[2] dazu jetzt ein neuer wichtiger fund (Storm En gammel gildeskraa fra Trondhjem).



Auf grund langer, eingehnder und mühevoller arbeiten erwachsen, darf das glossar den anspruch erheben, zu den bedeutenden leistungen auf dem gebiete der litteratur altnorwegischen rechts gezählt zu werden. ein schüler KMaurers hat der verf. durch wichtige monographien, unter denen seine arbeit über den altnorwegischen process und neuestens seine untersuchung über *lén* und *veizla* in den Germanist. abhandlungen für Maurer (1893) besonders hervorzuheben sind, seine berechtigung zur übernahme eines solchen werkes dargetan. vorgearbeitet war ihm von einer anzahl von autoren, auf deren leistungen H. in der vorrede dankbar hinweist, von seinen landsleuten vornehmlich durch FrBrandts nüchterne und fleifsig zusammentragende vorlesungen über norwegische rechtsgeschichte, von Deutschen vornehmlich durch Maurer, der von H. mit recht als grundlegender meister auf diesem gebiete bezeichnet wird, und KvAmira.

Die aufgabe des glossars, eine erschöpfende zusammenstellung und erklärung der in Norges gamle love enthaltenen worte zu liefern, muste den verf. notwendig bei zweifelhaften ausdrücken zu einer auseinandersetzung mit den abweichenden ansichten anderer autoren führen, und seiner grundbildung als jurist entsprach es, wenn diese auseinandersetzung bei speciell juristisch bedeutsamen ausdrücken einen gröfseren umfang annahm. so ist eine reihe von artikeln über speciell juristische ausdrücke entstanden, die sich von den knappen deutungen der grofsen menge abheben, zb. über *baugr*, *mundr*, *tak*, *útlegð*, *skiladómr*, *lögmaðr*, *óðal* ua. aber auch sonst verweilt H. bei juristischen terminologien ausführlicher als bei andern, wie schon ein oberflächlicher einblick lehrt. in nuce enthält das glossar eigentlich eine altnorwegische rechtsgeschichte, wie anderseits eine gewisse ungleichmäfsigkeit in der verteilung sich äufserlich bemerkbar macht. dies soll kein tadel sein. es konnte unmöglich dem verfasser zugemutet werden, mit bezug auf die worte eine mechanische gleichmäfsigkeit walten zu lassen. immer wird den benutzer des glossars, mag er jurist oder nichtjurist sein, die juristische seite interessieren, die philologische wortbedeutung wird er bei Fritzner, Jónsson, Vigfusson und sonst suchen.

Eher lassen sich kritische ausstellungen an der citiermethode machen. der verf. ist anfänglich äufserst sparsam, allmählich freigebiger im citieren der litteratur. hier wäre die innehaltung eines gewissen princips zu wünschen gewesen, und wenn in den 'nachträgen' auch manches nachgeholt wird, so dürfte doch dieser oder jener noch das eine oder andre vermissen. die wichtigeren arbeiten Maurers sind allerdings genügend berücksichtigt, ebenso Amiras Vollstreckungsverfahren, während dessen Obligationenrecht, soweit es sich auf Norwegen bezieht, zu spät erschienen war, um voll benutzt zu werden. wol aber konnten monographische arbeiten, soweit sie zur erklärung der rechtsausdrücke von wert

waren, etwas reichlicher als geschehen citiert werden, wenigstens nach der bei uns herschenden anschauung, die ja nicht überall im auslande geteilt wird.

Die äufsere anordnung ist übersichtlich. freilich lässt sich das glossar nicht so leicht handhaben wie das Schlytersche. aber hieran trägt vor allem die von H. nicht zu ändernde tatsache schuld, dass einzelne rechtsquellen über mehrere bände zerstreut sind, indem nachträgliche funde angefügt, auch einige stücke erst nachträglich aufgenommen sind. so ergab sich schon für die verweisung eine schwierigkeit: die dafür gebrauchten abkürzungszeichen häufen sich bei manchen worten recht bedenklich und man wird gut tun, vor der benutzung das in der vorrede zusammengestellte verzeichnis der abkürzungen sich gehörig einzuprägen. wesentlich wäre die benutzung erleichtert worden, wenn bei den citaten in klammern band, seiten- und linienzahl, die letztere wenigstens nach dem quinalsystem angegeben worden wäre, wie dies in deutschen editionen, zumal bei den Monumenta Germaniae geschieht. so manche paragraphen der rechtsquellen sind recht umfangreich. umfasst doch zb. Gþl. 37 über anderthalb, Gþl. 266 über zwei seiten des folioformats. freilich war ja auch bei der ausgabe verabsäumt worden, die fünfte zeile zu markieren. immerhin wäre es leichter, diese zählung nachzuholen, als jetzt im paragraphen nach der stelle wo das wort steht zu suchen; nach meiner beobachtung ist bei einigermafsen umfangreichen paragraphen mehrfache lectüre nötig, um die stellen herauszufinden, und die tatsache, ob der ausdruck mehrfach im selben paragraphen vorkommt, lässt sich nun nicht ohne weiteres erkennen. auch die angabe der notennummer, wo eine note citiert wird, wäre erwünscht gewesen. die correctheit der citate habe ich an einer reihe von stichproben controliert, ohne dass mir ein fehler entgegengetreten wäre, ebenso ist eine an stichproben vorgenommene prüfung auf die vollständigkeit des glossars zur völligen zufriedenheit ausgefallen.

Nicht bei allen deutungen wird der verf. die zustimmung sämtlicher fachgenossen erhalten. wie einzelne worte seit längerem gegenstand wissenschaftlicher erörterungen sind, ohne dass sich eine einigkeit hat erzielen lassen (so zb. *bjarkeyjarréttr*, wo sich H. der Munchschen deutung anschliefst s. 855, *valinkunr*, *útlagr*, *mynda*, *foryftalaust* s. 204. 857, *lögfé, rekspegn*), so ist bei andern die H.sche deutung nicht völlig überzeugend, wie mir zb. die ableitung des *árofi* von *rjúfa* im Arkiv for nord. filol. 5, 227 mit der positiven function des zeugnisses über die stammgutsqualität nicht recht harmonieren will. auf alle fälle aber wird das verdienst des glossars auch dann keine minderung erfahren, wenn man in der sache mit dem verf. hier und da nicht übereinstimmt. als ein erzeugnis grofsen fleifses und scharfsinns wird das glossar volle anerkennung zu beanspruchen haben, der verf.

hat durch seine mühselige arbeit der germanischen philologie einen grofsen dienst erwiesen. die benutzung des hochwichtigen quellenwerkes wird einem weiteren gelehrtenkreise erheblich erleichtert und so dieses bisher nur von wenigen bebaute gebiet der allgemeinen forschung mehr erschlossen sein.

Rostock. KARL LEHMANN.

Lydgates Fabula duorum mercatorum. aus dem nachlasse des herrn prof. dr J. ZUPITZA Litt. D. nach sämtlichen handschriften herausgegeben von dr GUSTAV SCHLEICH, oberlehrer am Andreas-realgymnasium zu Berlin. QF LXXXIII. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897. XCI und 155 ss. — 6 m.

Rüstig gehn die freunde und schüler Zupitzas an die arbeit, uns den litterarischen nachlass des schmerzlich beklagten führers zu retten. Napier hat uns bereits den text des altenglischen Apollonius mitgeteilt (Herrigs Archiv 97, 17 ff), und ungefähr gleichzeitig hat Schleich die von Zupitza seit jahren vorbereitete ausgabe von Lydgates Fabula duorum mercatorum zum abschluss gebracht. mit gröster pietät und liebevollster sorgfalt — darüber kann nur éine stimme sein. Z.s aufzeichnungen werden uns möglichst unverändert vorgelegt, und doch bemerken wir überall die gewissenhaft ergänzende hand des herausgebers.

In dem einleitenden abschnitt: 'Über das verhältnis der handschriften' ist die aufstellung des stammbaumes der 6 hss. (s. I—XXX) ganz Z.s werk, während S. eine genaue beschreibung ihrer sprachlichen und orthographischen eigentümlichkeiten (s. XXX—LXVI) beigesteuert hat[1]. die im versinnern der Fabula erscheinende form *mesour(e)* (s. XLVI) kann auf Lydgate selbst zurückzuführen sein, die reime anderer gedichte beweisen, dass ihm doppelformen dieses wortes, *mesūr(e)* und *mesour(e)*, geläufig waren (vgl. S.s anm. s. 52 u. ESt. 24, 289).

Zu der in dem fragmentarischen capitel 'Über den dichter' (s. LXVII—LXX)[2] verzeichneten *k* : *p*-assonanz kann noch die *m* : *n* assonanz *tyme* : *determyne* 293 gefügt werden. als weitergehnde übereinstimmungen zwischen der Fabula und anderen dichtungen des mönches lassen sich noch mit 73 und 77 *Tweyne of o kynde togidre drawe neere . . . Riht as dissoluen thynges, that be contrarious* zwei stellen aus Ls. kleineren dichtungen vergleichen: *Alle thynge in kynde desirith thynge i-like, But the contrary hatis every thyng* (ed. Halliwell 55, 5); *Eche thyng of kynde drawith to his nature* (217, 17).

Was Lydgates vorlage anlangt, ist Z. in dem abschnitt

[1] s. XXXVIII z. 11 v. o. lis *feor*.

[2] zu den ersten worten dieses abschnittes: 'das gedicht ist in den hss. namenlos überliefert' (s. LXVII) vermisst man einen nochmaligen verweis auf die hs. h., in welcher Z. nachträglich den dichternamen doch noch am schlusse der Fabula gefunden hat (pp. VI*. II).



'Über das verhältnis des gedichtes zu seinen quellen' (s. LXXI—XCI) zu dem ergebnis gekommen, dass der mönch seinen stoff der 'Disciplina clericalis' des Petrus Alphonsi entlehnt, die knappe lateinische fabel aber ganz wesentlich erweitert habe. sehr erleichtert wird uns der einblick in Lydgates gestaltung des stoffes dadurch, dass S. den von Z. und ihm selbst festgestellten wortlaut der lateinischen fabel unter den text des englischen gedichtes drucken liefs. zu den angaben über die verbreitung, die verschiedenen bearbeitungen der geschichte (s. LXXI f) würde Z. wol selbst noch auf Dunlop-Liebrecht s. 437 verwiesen haben, auf Davenports dramatisierung der Greenischen Philomela.

Von dem kritischen texte der Fabula (s. 1—45) konnte Z. noch die 49 ersten strophen herstellen, die übrigen 81 strophen hat S. aus den hss. herausgearbeitet, nach der bewährten und ihm vertrauten methode des meisters. diesen bemühungen verdanken wir einen philologisch unanfechtbaren und, von einigen undurchsichtigen wendungen des dichters selbst abgesehen, durchaus verständlichen text, welcher uns Lydgates erzählende dichtung im günstigsten lichte zeigt. in den dem kritischen texte folgenden anmerkungen (s. 47—63) verteidigt S., mit genauer beachtung jeder, auch der kleinsten notiz Z.s, die auswahl der laa. und fördert aufserdem die exegese des gedichtes. in bezug auf das schluss-*e* teil ich übrigens vollkommen die von S. s. LXIII ausgesprochene ansicht: in dem kritischen texte hätte die verwendung dieses schwachen *e* nach dem bedürfnis des verses geregelt werden dürfen, man hätte es auch ohne hsl. stütze zur heilung metrischer schäden der überlieferung einfügen dürfen. gar mancher vers, der nach den hss. hinkt, würde dadurch tadellos geworden sein — ohne bedenken dürfen Lydgates herausgeber in diesem falle der willkür der schreiber entgegentreten.

Den schluss der ausgabe bildet ein von Z. angelegtes, von S. durchgesehenes (vgl. s. *VI) wörterverzeichnis, mit vielen belegstellen aus andern gedichten Lydgates, eine für die erkenntnis seiner phraseologie wertvolle sammlung, die auch bei echtheitsfragen von nutzen sein kann[1]. der lexikograph wird in dieser liste manches wort finden, welches in Murrays NED. erst später, zt. ganz erheblich später, belegt ist (vgl. ss. 51. 69. 71. 73. 83).

Betrachten wir Lydgates verserzählung vom standpuncte des ästhetikers aus, so wird uns vor allem die an unerquicklichen einzelheiten reiche krankheitsschilderung (str. 39—50) verdriefsen. weniger verargen werden wir dem mönche, dass er sich bei der verkündung der freundschaft der beiden kaufleute im ton vergreift und sie wie verliebte empfinden und sprechen lässt, während ihm folgerichtig die liebe des mannes zum weibe als

[1] das s. 133 ohne ziffer gelassene citat aus Lydgates Minor poems steht bei Halliwell s. 25, 17 f.

etwas recht überflüssiges erscheint : *Allas, that man shuld fallen in frenesye For love of woman, that litil may avayle!* (v. 346 f). doch hat ihn diese bei dem cleriker begreifliche verständnislosigkeit nicht abgehalten, in zwei strophen (55 f) das lob des schönen mädchens zu singen, welches die krankheit des Syriers veranlasst hat, und ein andermal versucht er es, den frauen gegenüber den schalkhaften ton anzuschlagen (str. 70), in dem sein oft gepriesener meister Chaucer in der tat meister war. Lydgate bedient sich dabei einer wendung Chaucers, wie wir denn überhaupt auch in dieser dichtung oft an sein berühmtes vorbild erinnert werden. eine zusammenstellung der auffälligsten Chaucer-anklänge soll mein kleiner beitrag zu Zupitzas und Schleichs gediegener arbeit sein [1]:

v. 117 *And afftir wyntir sweth greene may* : Troilus III 1013 (Morris) *And efter wynter folweth grene May;*

v. 127 *But, as to them, that han i-tastyd galle, Mor aggreable is the hoony soote* : ib. III 1170 *And now swetnesse semeth more swete, That bitternesse assayed was byforne* (vgl. Herrigs Archiv 49, 151 und Schick Lydgates Temple of glas s. 96 zu v. 403 f);

v. 195 *Of stable blew is her bothen hewe* : vgl. Skeat Chaucers Minor poems ss. 320, 387, und seine anmerkung zu Canterbury tales F 644, ferner Schick aao. s. 92 zu v. 299;

v. 230 *The cleer streemys of castyng of an ye* : Compl. of Mars 111 *Is passed halfe the stremes of thyn yen;*

v. 255 *Love can no frenship, I se weel, in no coost. Allas, Cupide disseyvable for to leve* : Kn. t. 765 (A 1623), wo auch von zwei in ein mädchen verliebten freunden die rede ist : *O Cupide, out of alle charitee! O regne, that wolt no felawe have with thee!*

v. 265 *for no cost wold he spare* : Prol. CT. 192 *for no cost wolde he spare;*

v. 279 *That, whan they knew of maladyes the roote, Nouht were behynden to werken for his boote* : prol. CT. 423 *The cause y-knowe, and of his harm the rote, Anon he yaf the seke man his bote;*

v. 446 *His freend to hym abrochyd hath the tonne* : Wyf prol. 177 *Of thilke tonne that I shal abroche;*

[1] eingehnder haben sich bisher mit Lydgates verhältnis zu Chaucer beschäftigt, in zeitlicher reihenfolge : ref. Story of Thebes s. 78 und Laurents de Premierfait und John Lydgates bearb. v. Boccaccios DCVI. s. 92 ff, Schick Temple of glas s. CXXIII ff und an vielen stellen seiner ausgiebigen anmerkungen, Klaeber Das bild bei Chaucer s. 441 anm., Gattinger Die lyrik Lydgates s. 59 ff, wozu ESt. 24, 268 zu vergleichen ist. [vgl. noch Emil Kraussers soeben erschienene ausgabe von Lydgates Complaint of the Black knight, Halle 1896, s. 34 ff und anmm. s. 68 ff; eine tüchtige, sorgfältige arbeit, die auch in der Anglia bd 19 zu finden ist.]

v. 490 *Ye gete no more : passe ovir is an ese* : March. t. 871 (E 2115) *Passe over is an ese, I say na-more* — an beiden stellen nach einer (bei Lydgate freilich viel harmloseren) wendung gegen die frauen;

v. 505 ff : Troil. III 1793 ff, vgl. Schick aao. s. 111 zu v. 958;

v. 533 ff *For remembraunce of oold prosperite Hath with a darte hym woundyd to the herte. Mor vnkouth was to hym aduersite, That nevir toforn no trouble did hym smerte* : Troil. III 1576 *For, of fortunes scharp adversité, The worste kynde of infortune is this, A man to han ben in prosperité, And it remembren, when it passed is*;

v. 589 *O seely marchaunt, myn hand I feele quake* : Chaucer liebte es, seine teilnahme in ähnlicher weise zu bekunden, vgl. zb. Chan. yem. t. 523 (G 1076) *O sely preest! o sely innocent!* und die bei Klaeber Bild bei Chaucer s. 445 gesammelten beispiele;

v. 673 f : Parl. 379, vgl. Schick s. CXXIV;

v. 697 ff *As Jubiter hath couchyd tonnes too* usw. : vgl. Schick s. 123 f zu v. 198;

v. 780 *His poore freend . . . Which thoughte for woo deth thorugh his herte glyde* : Kn. t. 716 (A 1574) *This Palamoun, that thoughte that thurgh his herte He felte a cold swerd sodeynliche glyde*;

v. 852 *Ye han that herd, ye gete no mor of me* (vgl. oben v. 490) : Maunc. prol. 102 (H 102) *Of that matere ye gete na-more of me.*

der gesamteindruck, den uns die Fabula hinterlässt, ist kein ungünstiger. Lydgates zumeist so schleppende vortragsweise ist in ihr nach kräften belebt (vgl. besonders str. 27) — jedesfalls können wir sie als eine seiner sorgfältigsten und abgerundetsten leistungen betrachten und uns ihrer veröffentlichung auch in dieser hinsicht freuen.

Unter den sechs diese dichtung Lydgates enthaltenden hss. besitzt der cod. Harl. 2255, auf den ich Z. aufmerksam machen konnte, weitaus die gröste autorität : er allein bietet den namen des dichters, und seinen text haben die hrsgg. als den verhältnismäfsig besten befunden, sodass sie ihn ihrer textgestaltung zu grunde legen konnten. diese wichtige hs. enthält aufserdem noch eine gröfsere anzahl von kleineren gedichten erbaulichen inhalts, welche in gleicher weise als Lydgates eigentum bezeichnet sind, durch den schlussvermerk : *Explicit quod Lidgate.* in der hoffnung, einem künftigen herausgeber zu nützen, geb ich eine liste der, soweit ich sehen kann, noch nicht gedruckten gedichte dieser zweifellos echten gruppe und füge, damit sonstige hsl. aufzeichnungen und allenfalls doch bereits irgendwo veröffentlichtes gut um so leichter festgestellt werden können, die erste strophe bei — soweit meine 1887 gemachten abschriften reichen, die ich

freilich zuvor gern noch einmal mit der hs. verglichen hätte. die wenigen abkürzungen sind aufgelöst, anlautendes *ff* ist vereinfacht, die interpunction ergänzt, jede sonstige änderung in eckige klammern gesetzt. die überschriften der einzelnen gedichte entnehm ich dem Cat. of the Harl. mss. in the Brit. mus., vol. II (London 1808), fol. 592 ff:

N 7 (fol. 17, bleistiftzahl) [*A Ditty*] *upon Misericordias Domini in æternum cantabo* (24 strophen).

Alle[1] goostly songis and ympnes that be songe,
Of oold and newe remembrid in scripture,
Hevenly symball or bellis that be ronge
To preyse the lord by musyk or mesure,
Fynal intent of every creature,
Shulde resounne to goddys hih preysyng,
For which, o lord, whil that my lyff may dure,
Eternally thy mercies I shall syng.

N 8 (fol. 21) *Another, in the praise of Peace; written after the Death of our King Henry V*[2] (24 strophen).

Mercy and trouthe mette on an hih mounteyn,
Briht as the sonne with his beemys cleer,
Peas and justicia walkyng on the pleyn,
And [thes][3] foure sistryn, moost goodly of ther cheer,
List nat depart nor severe in no maneer,
Of oon accord by vertuous encrees,
Joyned in charite, pryncesses moost enteer:
Mercy and trouthe, rihtwisnesse and pees.

N 10 (fol. 32 b Cat. 33) *Another, upon the Pater-noster; made by the Author when he was grown old* (23 strophen).

Atwixe dreed and tremblyng reverence
Astonyd I am, for feer dar not beholde,
To shewe my face and comyn in presence,
Feint of fantasyes, dullyd many folde
My wit but feeble, my memorye dullid for old,
To medle of thyng solennely begonne.
Mak no comparisoun twix[4] led and gold,
Atween a smal sterre and a mydday sonne[5].

[1] metrisch ungültige vocale sind mit einem puncte versehen. in der cäsur ist die überzählige silbe bei Lydgate sehr häufig.

[2] in der 23 strophe heifst es, dass auch *The fifte Herry, preevid a good knyht* sterben muste. auch die str. 22 enthält eine anspielung auf die zeitgeschichte: *In Charles tyme ther was shad gret blood: God sende us pees twen Yng[e]lond and Fraunce.* die str. 20, eine aufzählung der berühmtesten kriege (Troja, Theben, Alexanders züge) schliefst: *Vowes of the pecok, the frenssh makith mencioun, Pryde of the werrys, moost contrary unto pees* — derselbe ausdruck findet sich in Minor poems s. 25, 23.

[3] hs. *with*.

[4] hs. *atwix*; vgl. *twen* N 8 str. 22 (oben anm. 2).

[5] in den Falls of princes fol. 46 a/b vergleicht Lydgate Chaucer mit der sonne, sich selbst mit dem überstrahlten stern, vgl. Story of Thebes

N 11 (fol. 40) *Another, upon the Psalm : De profundis clamavi ad te, Domine* (22 strophen).

Having a conceyt in my symple wit
Which of newe is come to memorye,
The processe to ground on hooly writ,
Grace of our lord shal be my directorye
In my inward hertly oratorye:
What availeth moost, whil we been heere,
To the sowlys that been in purgatorye
Fastyng, almesse, massys or prayeere.

die letzte strophe teilt uns den namen des bestellers und die bestimmung des gedichtes mit:

Of this processe to make no delayes,
Breefly compiled of humble true entent,
Late chargid in myn oold[e] dayes
By William Curteys [1] which gaf comaundement,
That I shulde graunte myn assent
Of that kynrede make a memorial,
With De profundis, whan so that it be sent
At his chirche to hang it on the wal.

N 18 (fol. 88) [*A Poem*] *upon the* 15 *Gladnessys, and* 15 *Hevynessys of the Virgin Mary* (45 strophen).

Atween mydnyht and the fressh morwe gray,
Nat yore ago, in herte ful pensiff,
Of thouhtful sihes my peyne to put away
Causyd by the trouble of this vnstabil liff,
Unclosyd a book that was contemplatyff,
Of fortune turnyng the book I fond
A meditacioun which first came to my hond.

N 22 (fol. 104) *A Paraphrase upon the* 15 *Oes; being so many prayers to our blessed Savior, upon the Subjects of his Passion, all beginning with the letter O* . . . .

N 24 (fol. 111 b) *De Sancta Maria; i. e. a Ditty upon our Ladies five Joys.*

N 27 (fol. 115) *De tribus Virginibus, Katerina, Margareta, et Magdalena.*

N 32 (fol. 120) [*A Ditty*] *upon Letabundus, or a Sequence formerly used in the Public service, upon the festivals of the Virgin Mary, and upon New Years day.*

N 33 (fol. 126 b) *Another upon flyttyng Fortune* (14 strophen).

Toward Aurora, in the month of Decembre,
Walkyng alloone in contemplacioun,
On flyttyng fortune I gan me remembre,
Callyng to mynde wourldly variacioun . . .

s. 78. auch im TG. ist dieser doppelvergleich zu lesen, vgl. Schick s. 87 zu v. 251 f. [1] über dem namen steht *Abbas de Bury*, vgl. die bemerkung des Catal. f. 592.

8 zeilige strophen, mit dem kehrreim: *Experiencę showeth the world is varyable.* nach dem Catalogue (fol. 593) soll dieses gedicht die notiz *Explicit quod Lydgate* aufweisen, ich habe mir 1887 bemerkt: ohne namen, aber echt lydgatisch in form, ausdruck und nüchternheit des gedankens.

N 36 (fol. 135) *A Ditty upon the blessed Virgin; wherein, Comparisons taken from the heavenly Jerusalem, and from its Twelve Gems, are applied to her.*

N 37 (fol. 140) *Another, to her Praise, applying the supposed Virtues of Gems unto her* (12 strophen).

> Heyl vertuous iaspe, moost stedfast and our faith
> Tenchacę away all incantaciouns;
> Celestial saphir, the lapidaryę saith,
> Cheef remedye geyn al temptaciouns . . .

8 zeilig, enthält drei akrosticha des namens *Maria,* ganz ähnlich wie in Lydgates Testament der name *Jesus* gedeutet wird (vgl. Minor Poems s. 238 f).

N 38 (fol. 142) *Another upon Benedictus Deus in donis suis.*

N 40 (fol. 146 b) *A Paraphrase upon the Psalm Deus in nomine tuo (i. e. Psalm* 53 *of the Vulgate;) and upon the Gloria Patri.*

N 41 (fol. 148) *A Ditty upon almighty God's merciful and all-sufficient help* (13 strophen).

> God is myn helperę and ay shal be
> My cheef protectour and diffence
> Ageyn al maner of adversite
> And ageyn al sturdy violence . . .

8 zeilig, refrain: *Whyl god lyst helpe, no man I drede,* mit leichten variationen. über die öfters besprochene fünfte strophe dieses gedichtes: *I havę been offtę in dyvers londys* usw. vgl. Schick aao. s. LXXXIX f.

N 43 (fol. 152) *Plainly a Prayer to St. Edmund II King of the East-Angles and Martyr.*

Auch von den nicht mit Lydgates namen versehenen gedichten dieses codex wird wol noch manches ihm zuzuteilen sein. poetisch und stofflich am beachtenswertesten erschienen mir in dieser vermutlich echten gruppe folgende gedichte:

N 15 (fol. 66 b) *The Blessed Virgin's Complaint, upon our Lord's Crucifixion* (19 strophen).

> Who shal givę vnto myn heed a welle
> Of bittir teeris, my sorwes to compleyne,
> Or a gret conduit of trowbly wat[r]is felle
> Son to distille fro myn eyen tweyne,
> To shewę the constreynt of my dedly peyne,
> When I, allas, beheeld and did see
> My leeve sone bleedę in evęry veyne,
> Attwix too theevys nayled to a tree.

N 34 (fol. 128 b) [*A Ditty*] *upon wourldly Mutabilite* (16 strophen).

So as I lay this othir nyght
In my bed, tournyng up so doun
Whan Phebus with his beemys bryght
Entryd the signe of the lyoun,
I gan remembre withinne my resoun
Upon wour[l]dly mutabilite
And to reccorde wel this lessoun:
Timor mortis conturbat me.

folgt eine aufzählung grofser männer, welche der tod hingerafft hat, auch *the wourthy nyne* sind nicht vergessen. dann beklagt der dichter die holden frauen:

Those ladyes that were so fresshe of face
And of bewtee most sovereyn:
Ester, Judith, and eek Candace,
Alceste, Dido, and fayre Eleyne,
And eek the goodly wyves tweyne,
Maroya [1] and Penelope,
Were enbracyd in the cheyne
Of: *Timor mortis conturbat me.*

das bemerkenswerteste an diesem ziemlich seichten gedicht ist der eindrucksvolle lateinische refrain — er erinnert uns sofort an ein viel besprochenes, litterarhistorisch wichtiges gedicht eines späteren und begabteren dichters, an William Dunbars 'Lament for the makaris. quhen he was seik' (ed. Schipper s. 284 ff.). es ist sehr wol möglich, dass der Schotte Lydgates gedicht kannte und von diesem zur schöpfung seiner den gleichen kehrreim zeigenden, denselben gedankengang verfolgenden klage veranlasst wurde, in welcher auch der mönch von Bury unter den berühmten toten genannt ist: *He* [*Death*] *hes done petuouslie devour The noble Chaucer, of makaris flour, The Munk of Berry, und Gower, all thre; Timor mortis conturbat me* (str. XIII).

Fraglicher ist, ob wir in dem stofflich beachtenswerten gedichte N 30 (fol. 117 a) *The fiftene toknys aforn the doom,* 11 achtzeilige strophen [2], ein werk Lydgates erkennen dürfen.

[1] für *Maroya* ist wol zu lesen: *Marcya.* der dichter — und das ist zugleich eine weitere stütze der annahme, dass in diesem dichter Lydgate zu erkennen ist — hat bei der auswahl der schönen frauen offenbar Chaucers ballade: '*Hyd, Absolon, thy gilte tresses clere*' im prolog der Legend of good women im gedächtnis gehabt. *Judith* ausgenommen, sind alle seine frauen auch in der ballade genannt, *Alceste* allerdings mit namen nur in der jüngern form der ballade, aber sie ist ja die heldin des ganzen prologs. Chaucer erwähnte *Penalopee and Marcia Catoun* (v. 4), Lydgate schreibt nach: *Marcya and Penelope.* sein vers ist auftactlos zu skandieren.

[2] gedruckt in den anmm. des II bdes von ThWrights ausgabe der Chester plays (Shakesp. soc., London 1847) s. 222 ff. über die geschichte und verbreitung des stoffes vgl. aufserdem die quellennotiz des Catalogue fol. 593, sowie Mätzners Altenglische sprachproben I 120 f; GNölle Beitr. 6, 413 ff.

eine bindung wie *discende : rorende* part. präs. (str. 2) ist zwar bei ihm nicht unerhört[1], aber doch recht selten. aufserdem zeigt der uns überlieferte text zwischen den fünftactigen versen einige viertacter (*Compleynyng in ther hydous moone* str. 2; *As they were echoon of assent* str. 3), wobei es freilich zweifelhaft ist, ob wir eine nachlässigkeit des dichters oder des schreibers annehmen sollen — um so zweifelhafter, da wir bei andern viertactern durch die forderung des sinnes zur ausfüllung der metrischen lücke gedrängt werden : *Conswme and* [*brenne*] *al into asshes dede* (str. 10); *The laste* [*day*] *accountyd ful fifftene* (str. 11)[2]. die ausdrucksweise des gedichtes widerstreitet der annahme der echtheit nicht — im gegenteil, flickphrasen wie *the Scripture tellith thus* (str. 1), *As it is remembrid in scripture* (str. 8) sind den lesern Lydgates nur allzu vertraut. —

Möge der mönch auch fernerhin so glücklich in seinen herausgebern sein, wie bisher! Horstmann, Zupitza, Schick, Schleich — trefflicher konnte für den bescheidenen nachruhm Lydgates nicht gesorgt werden.

Wie uns Schleich in seinem vorworte (p. VII* f) mitteilt, beabsichtigt er aus Zupitzas litterarischem nachlasse noch einige mittelenglische texte zu veröffentlichen. hoffentlich findet er zeit und kraft, seine pläne auszuführen. er wird durch diese publicationen dem andenken unseres hochverehrten lehrers und seinem eigenen, uns längst bekannten fleifs und wissen ein schönes, dauerndes denkmal gesetzt haben.

Strafsburg i. E., december 1896. EMIL KOEPPEL.

Deutsche handschriften in England. von ROBERT PRIEBSCH. I bd. Ashburnham-place, Cambridge, Cheltenham, Oxford, Wigan. mit einem anhang ungedruckter stücke. Erlangen, FrJunge, 1896. VI und 336 ss. — 16 m.

Es sind 192 handschriften, deren musterhafte beschreibung uns hier dargeboten wird. die einzelheiten des bestandes und der überlieferung sind ebenso sorgfältig und umsichtig verzeichnet, als die litteratur, die angabe der bisherigen anführungen und bearbeitungen einzelner stücke mit dankenswertem fleifse zusammengestellt ist. vielleicht hat für diesen gelehrten apparat ESteinmeyer manchen beitrag geliefert, dessen teilnahme dem verf. auch in formeller verbesserung, insbesondere bei der knappen fassung des überreichen stoffes zur seite gestanden hat.

Der verf. hat die ausbeutung des hauptsächlich in betracht kommenden handschriftenschatzes im British museum einem zwei-

[1] Schick aao. s. LXXII hat FP. 173 a das durch den reim gesicherte part. präs. *shinende* nachgewiesen. zu der in unserm gedichte erscheinenden bindung *cavis* (höhlen) : *ravis* pl. präs. (str. 7) vgl. die von Schick s. LXXI gesammelten gleichartigen fälle.

[2] auch in der Complaint of the Black knight stofsen wir auf verschiedene viertacter der überlieferung, vgl. Krausser s. 15 f.

ten bande überwiesen; der vorliegende bd I enthält die deutschen (einschliefslich der niederländischen) hss. der bibliotheken in Cambridge und Oxford sowie mehrerer privatbibliotheken. vielleicht trug zu dieser stoffverteilung die rücksicht bei, welche eine unternehmung der königl. Vlaamschen academie veranlasste, die Beschryving van middelnederlandsche en andere hss. die in Engeland bewaard worden .. door Karel de Flou en Edw. Gailliard, Gent 1895. 1896, zwei 'verslagen', welche doch an wissenschaftlichem werte hinter der arbeit von Priebsch zurückstehn müssen.

Es ist kein zufall, dass unter den litterarischen denkmälern der festländischen Germanen aus dem spätern mittelalter die niederländischen an umfang und zahl stark hervortreten. in der nähe Frankreichs entfalteten die Niederlande auch eine weit gröfsere schreibtätigkeit, die sich zugleich mit der miniaturmalerei zu zahlreichen werken von mehr äufserlichem als litterarischem werte verband. hatten die spanischen kriege diesen vorrat erheblich gemindert, so entführten die revolutionszeiten einen guten teil des restes aus dem lande, und die englischen sammler hatten hier die beste gelegenheit, ihre neigungen zu befriedigen.

Einigermafsen häufiger sind aus ähnlichen gründen auch die elsässischen hss. in England. so besafs hier Thomas Philipps in Cheltenham eine reiche sammlung von urkunden aus den reichslanden, welche neuerdings dahin zurück gelangt sind. bei dieser widererwerbung scheint allerdings die s. 300 von Priebsch abgedruckte urkunde übersehen worden zu sein. das 'Feldkircher huberrecht' bezieht sich auf den kleinen ort Feldkirch nahe bei Nieder- und Oberehenheim, bei Meistersheim, jetzt Meistratzheim, und Ergersheim, jetzt Krautergersheim : alle diese orte werden in der urkunde erwähnt.

Der abdruck dieser urkunde steht in dem 'anhange', welcher von s. 197 ab eine reihe von gedichten und prosastücken zum ersten mal bekannt macht. unter den erstern befinden sich zwei gröfere romanhafte erzählungen in mehr oder minder niederdeutsch gefärbter sprache. Priebsch gibt sie beide buchstabentreu, aber mit besserungsvorschlägen wider. leider nicht vollständig, wodurch einem andern die philologische behandlung unmöglich gemacht wird. will Pr. die ausgabe sich selbst vorbehalten? die umfänglichen auszüge genügen allerdings für die litterarische kenntnis im allgemeinen. als dichter des ersten gedichts 'von einem herzog von Braunschweig' nennt sich am schluss Augustyn, welcher auf bitte eines königs dichtete. war auch dies ein herzog von Braunschweig, so wäre nur an Otto IV zu denken vor seiner kaiserkrönung 1210 : Ottos litterarische neigungen sind bekannt. auch stimmt der etwas prahlerische, wenn auch höfische ton und die erfindung nach analogie zu dem ihm gewidmeten herzog Friedrich von der Normandie. die benutzung des Wilhelm von Orange würde dann nicht auf Wolframs gedicht, sondern auf

dessen französische vorlage zurückgehn; das ist auch deshalb wahrscheinlich, weil die s. 201 benutzte episode nur französisch, im Charroi de Nimes, vorhanden ist. dass das gedicht ursprünglich niederländisch abgefasst war, scheinen mir die s. 218 zusammengefassten, teilweise auf vermutung beruhenden reime nicht zu beweisen : ihnen stehn andere gegenüber, wie zb. 211, 4. 5 *sê* : *stê* (apokopierter inf.), 199, 5. 6 *wybe* : *blybe*, 200, 3. 4 *ger* : *er* usw., welche durchaus nicht niederländisch sind. auf keinen fall kommt für den dichter Augustin, woran man etwa zu denken geneigt sein könnte, Augustynken van Dordt, der sprecher am hofe der grafen von Holland und Blois 1350—70, in betracht. zu den anmerkungen des herausgebers bemerke ich : 200, 15 ist *Slayff und haib alle din gefoig* formelhaft und daher nicht zu ändern; vgl. Walther vdVogelweide 101, 27 *nû slâf unde habe gemach*, wozu aufser den von Wilmanns[2] citierten Neidhartstellen auch der vers Reinmars vZweter 102, 1f kommt : *Swelch guot man hât ein biderbe wîp, der slâfe unt habe gemach.* in allen diesen fällen heifst *slâfen* nur s. v. a. ruhen.

Das zweite der gröfseren gedichte 'Johan uz dem virgiere' gibt in v. 27 selbst an, dass es *uß flemschen in unser dutsche sleht* übertragen sei; doch muss der umarbeiter manches verändert haben. so ist 91. 92 der reim *da* : *bla* nicht niederländisch, ebenso 95. 96 *were* : *ere* usw. an Reinaert 41 erinnert allerdings v. 41 *Ez geschach uff einen phingestdag*; und an Reinaert II 6796 v. 658 *Es ist besser kamp dann hals abe*; die redensart ist sonst noch öfters zu belegen, s. aufser meiner anmerkung zum Reinaert auch WGrimm Kl. schr. 3, 359. die fügung ohne accusativ 782 *wer uch hat getan* lässt sich bis ins 17 jh. nachweisen : Daniel Martin Parlement nouveau 1637 (s. Jb. des Vogesenclubs XIII) s. 250 : *wer hat euch gethan* = *à qui en avez-vous*? verschiedene geographische namen reizen zum nachspüren; der 'kaiser Sygemunt' würde zeitlich ins 15 jh. weisen, wofür doch die sprache zu rein, die erfindung zu poetisch erscheint.

Das leben des h. Stephan (s. 289ff) nennt als seinen dichter den Passauer dienstmann *Havich der Chelner* oder *Kölner*. dieser name erinnert an Heinz den Kelner, den verfasser von Bauer und königstochter (Wackernagel-Martin LG. 280) : Havich wäre auch ein seltsamer name. doch darf man aus fragmentarischen mitteilungen darüber urteilen?

Schliefslich sei noch hingewiesen auf die wichtigen untersuchungen über das lied 'De Heinrico' s. 22ff. es bestätigt sich Steinmeyers vermutung, dass es in z. 7 hiefs *bringt her hera kuniglich* [vgl. noch unten s. 59] und seine beziehung des liedes auf den vater des späteren kaisers Heinrich II. für die altdeutsche litteraturgeschichte hat die sorgsame handschriftenmusterung von Priebsch ergebnisse gehabt, welche auf eine fortsetzung begierig machen.

Strafsburg, april 1897. E. MARTIN.

Anhang. De Heinrico v. 7[1] : über diese wichtige stelle hat RPriebsch, welcher die Cambridger lieder unsrer wertvollen sammelhs. Gg. 5, 35 abermals auf das sorgfältigste durchgearbeitet hat, Anz. xx 207 die mitteilung gemacht, dass Steinmeyers vermutung sich ihm bei einsicht der hs. bestätigt habe und *bringt* zu lesen sei anstatt *bruot|her* [vgl. dazu jetzt oben s. 58]. dank einem reagens, dessen gebrauch mir i. j. 1885 der damalige oberbibliothekar HBradshaw, als ich die hs. für die dritte auflage der Denkmäler aufs neue verglich, nicht gestatten wollte, glaubte Priebsch bestimmt die erloschenen lettern durchschimmern zu sehen. bald darauf bin auch ich wider an die stelle herangetreten, würde aber trotzdem mit folgender notiz auf das erscheinen von Priebschs verheifsener untersuchung gewartet haben, wenn ich nicht erfahren hätte, dass das gedicht eben wider von einem jüngern fachgenossen bearbeitet wird. da muss die lesart der obigen stelle vor allen dingen klargestellt werden. nach widerholtem bemühen, die völlig erloschenen lettern zu lesen (zu einem nochmaligen gebrauch des reagens wollte sich der jetzige oberbibliothekar FJenkinson leider nicht verstehn), bin ich nur zu einem non liquet gekommen. die fragliche stelle steht auf einem der letzten, stark abgegriffenen blätter der umfangreichen hs. die meisten buchstaben sind leicht und deutlich lesbar, nur am rand unten, wo der zeigefinger beim umwenden zugriff, sind gelegentlich buchstaben abgeschabt und unlesbar gemacht. das berühmte *bri* steht auf völlig abgegriffenem rande, auf der nächsten zeile steht bequem lesbar *her hera kuniglich* usw. nach dem sichern *bri* glaube ich noch ganz dunkel zwei kleine senkrechte striche zu unterscheiden, die aber ebensogut *n* wie *u* oder auch teile anderer buchstaben sein können. von dem schwanze des sonst energisch geschwungenen *g* (das in doppelter gestalt *ʒ* und *g* geschrieben wird) kann ich keine sichere spur erblicken, anderseits gestatten die raumverhältnisse die lesung *bringt*, ja sogar eben noch die von *bringit*, da auch das *tibi* der folgenden reihe sowie das zwei zeilen vorher begegnende *ſedes* weit auf den rand hinausgerückt sind. es ist in der tat den raumverhältnissen nach weit eher möglich, das vorhandensein eines *i* nach dem *ʒ* als eines *n* vor ihm anzunehmen. es reicht eigentlich der platz vor einem angenommenen *ʒ* nur zu éinem striche, nicht zu zweien. die conjectur Steinmeyers ist daher, sehr wol möglich. auch *bruot* lässt sich n i c h t auf dem pergament lesen. dazu kommt die grofse unwahrscheinlichkeit, dass der schreiber *th*, das er als éinen laut sprach, getrennt haben sollte. die sonstigen brechungen am zeilenschluss sind *fau|tor, be|thiu, ſco|ne* und *miche|lon*, von denen *be|thiu* gegen die trennung *bruot|her* spricht und die vermutung *bringit* zu stützen scheint.

Karl Breul.

[1] diese mitteilung ist uns v o r dem erscheinen von Priebschs buch im januar 1896 zugegangen. die red.

Deutsche gedichte des zwölften jahrhunderts. herausgegeben von KARL KRAUS. Halle, MNiemeyer, 1894. x und 283 ss. 8°. — 7 m.

Hätte mich nicht die redaction dazu ermutigt, so würd ich nicht gewagt haben, so spät noch mein versäumnis gut zu machen und Kraus Deutsche gedichte jetzt noch zu besprechen. es fehlte mir an einem anreiz dazu : ich war von dem buche sehr befriedigt und habe wenig mehr davon zu sagen, als dass es vortrefflich ist. wenn ich einzelnes daran aussetze, so kann das gegenüber der fülle des mir unbedingt zusagenden nicht in betracht kommen und mein urteil nicht ändern.

K. gibt die texte 'im engsten anschlusse an die hs.liche überlieferung'. mit diesem verfahren bin ich einverstanden, soweit als es die orthographie und den wortlaut der texte betrifft. es ist mir auch begreiflich, wenn ein vorsichtiger herausgeber abkürzungen, bei deren auflösung man schwanken kann, lieber nicht auflöst und dem leser das risico überlässt, obgleich man gerne wissen möchte, wie er denn an diesen stellen nach seiner intimeren kenntnis spricht — denn das kann er doch nicht auch mit abkürzung! was aber darin für ein vorteil ligt, wenn ganz unverfängliche zeichen, deren bedeutung unumstöfslich feststeht, übergeschriebene buchstaben, deren platz und wert sicher ist, nicht aufgelöst und eingeordnet werden, seh ich trotz der vorrede nicht ein. kam dergleichen für den raum bei ergänzung teilweise zerstörter zeilen in betracht oder für das bild der hs. im allgemeinen, so war dafür in den varianten raum, der leser aber hätte den inhalt des textes, der ohnehin durch die notwendige druckauszeichnung des ergänzten unruhig genug aussieht, ungestörter in sich aufnehmen können.

Nach andern richtungen hat der herausgeber besser für die bequemlichkeit und belehrung der benutzer seines buches gesorgt. sie finden die genauesten angaben über den bestand des überlieferten und den wortlaut der quellen, soweit als sie findbar waren, unter dem text und von s. 69 an abhandlungen und anmerkungen zu ihm, die drei viertel des bandes einnehmen. sie geben erschöpfende auskunft über die geschichte der denkmäler, eine fülle von beobachtungen zu ihrer sprache und syntax, und massenhafte stilistische parallelen, die von neuem den wunsch nach einem begrifflich geordneten formelschatz zunächst der frühmhd. poesie und prosa rege machen, von dem aus man in die frühere und spätere zeit schauen könnte. durch ein reiches register unterstützt K. den suchenden und erhebt er sich über die zufällige reihenfolge seiner sammlungen. die gewinne, die uns sein fleifs und scharfsinn gebracht haben, kann und brauch ich nicht aufzuzählen; nur auf den fund der quelle des Patricius und die untersuchung über die lateinische Albanuslegende möcht ich ausdrücklich hinweisen, bevor ich zu einzelheiten übergeh.

S. VII: K. zählt die verse auch da durch, wo zwischen erhaltenen fragmenten desselben werkes lücken offen stehn. das ist allerdings vorläufig bequem, wird aber beschwerlich, sobald sich zwischenstücke finden. s. VIII. IX anm.: dass der dichter des Bonus das Himml. Jerusalem benutzt habe, kann ich nicht zugeben. in den verglichenen versen mangelt gerade der charakteristische reim *sterne* : *lucerne*. auch der Augsburger Servatius stimmt nur in allgemeinheiten mit dem Himml. Jerus., es müste denn K. die schlagenden parallelen zurückbehalten haben.

nr I 26 *V̂v[s] ein wazzer heizet tÿgris.*
so miſſehatten si deſ ſich

wortstellung und reim erregen mir verdacht. *ſich deſ*?

89 *dad die magit ivnge*
Gebar ein kint an alle wiſeit.

wenn *wiſeit* die richtige lesung ist, dürfte in *alle* ein fehler stecken, weil der ausdruck sonst unklar bleibt. ich denk an *an manne* oder *manneſ wiſeit.* 115 *von dē viė waſ er bedaht.* Kraus mit Heinzel *von* statt *vor* der hs. ich fasse *vor* als 'gegen'. oder der dichter müste, widerum unklar, von den sich hinüber neigenden tieren haben sprechen wollen. 131 schlägt Edward Schröder *daruvere* für *drûve* vor. ich hatte mir auch zu Schönbachs text *druvere* an den rand geschrieben.

nr VI 22 : trifft Bartschs ergänzung das richtige? 82 : im reim auf *vorderen* hätt ich lieber *eren* statt *erin* ergänzt. 95f lauten in der hs.

ubir iegelichiz
te da begrabin waſ.

Kraus schreibt:

ubir iegelichiz arma.
ſin geſlehte was begrabin da.

die umstellung möcht ich vermeiden, auch dem neutrum *iegelichiz* gerecht werden. da bleibt wol nur *uaz,* im sinne von behältnis, sarg.

nr VII 127 : den reim *kom* : *man* würd ich lieber nicht antasten, da das gedicht doch nichts enthält, was unbedingt auf Alemannien und von Baiern weg wiese.

nr VIII : weshalb nicht 66 *rechtin* : *trechtin,* da K. doch sonst nach s. V 'die dem reime widerstrebenden formen in eine gestalt brachte, in der sie dem dichter gemäfs sind'. bei *bechiſ* : *ungemacheſ* 27 und *veraten* : *athim* 39 ist *i* und *e* möglich und letzteres wird durch *kunigeſ* : *deſ* 41 gestützt. dem dichter flossen die laute in einen zusammen, weshalb man nicht durch die schreibung den schein einer ungenauigkeit hervorrufen soll. in der theorie möchte das doch auch K. nach s. VII nicht, hat aber auch an andern orten nicht danach gehandelt. 65 *din[s] heiliger tot.* ich glaube, der schreiber setzte nur *heiliger* für *heiligen,* weil ihn *du heiliger criſt* in 64 verführte, an den tod Christi, an *din heiliger tot* zu denken.

nr IX 48 : *ubermuotelich* scheint nur hier vorzukommen und hätte eine anmerkung verdient. 62 ist fragezeichen zu setzen. auch 87 vermiss ich eine bemerkung zu *Den minen trochtinef degin.* soll *minen* trotz der schwachen form zu *trochtinef* gezogen werden? oder verbindet es K. mit *degin* und erklärt es wie *mîn her Mauricius von Craûn* (Mor. vCr. 621), *mîn her Salatîn* MFr. 218, 19, *mîn alter* (*guoter*) *klôsenære* Walther 10, 33. 34, 33?

nr X 91 : ist *funden* aus *fanden* = *schanden* hervorgegangen? der reim *funden* : *begangen* wäre sonst der einzige im Albanus, worin vocal und consonanten der pänultima ungleich sind.

Auch im Tundalus nr XI ist Kraus seinen eigenen grundsätzen untreu geworden. die reime *crefte* : *rechte* 3, *craft* : *gesacht* 11, *craft* : *mach* 69, *brachtin* : *behahten* 457 (besser *behachtin*) sprechen für *ht cht* statt *ft.* *behachten* fass ich wenigstens als *behaften* : *hadden behachtin* 'hatten an sich haften, hangen'. K. führt den reim s. 218 letzte zeile nicht an. *do* wird zweimal mit *zu* gebunden (108. 324), und da stumpfe reime mit verschiedenen vocalen in diesem gedichte nicht vorkommen, würd ich durch *du* ausgleichen. die änderungen am überlieferten in v. 52ff sind kühn. die hs. bietet

Def waren do eilif hundirt iare. (l. *iar*)
Vñ nune uñ virzik daz ist war.
Daz unser herre got wart geborin.

also tadellose verse, zu deren letztem nur die reimzeile fehlt. weshalb soll sie nicht ebenso gut ausgefallen sein wie v. 78, den K. glücklich ergänzt hat? ebensowenig gefällt mir der text in v. 59 : *An fuz*ˢ *erden daz iz fteit* enthält die hs., woraus K. macht *Sûden an orden* (d. h. *an norden*) *dar iz fteit.* Wagner schrieb *Van sunder norden dar*, ich möchte *Van suden zu norden daz iz fteit* vorschlagen. Lachmanns *dar* für *daz* ist unnötig, oder man müste auch 95 *Zu deme engele daz fi fprah* ändern. K. bemerkt zur zweiten stelle nichts. im neuen abdruck des IV bandes der Gramm. s. 523 find ich beide nachgetragen. 68 halt ich Lachmanns umstellung gleichfalls für entbehrlich : *ift da vile* gehört zu 69. nach der hs. soll 224 *irme lebene* auf *eweliche* reimen. Schröder und K. setzen *liche*, was körper bedeutet und fem. ist[1]. man erwartet 'leben'. so möcht ich K.s erste conjectur *libe* trotz der anm. vorziehen. 246 hebt mir K.s erläuterung noch nicht jeden anstofs. das relativum ergänzt man sich leicht, aber es kommt dann der sinn heraus, dass die weiteren qualen, die die seele noch sehen soll, bekannt seien. das ist doch gerade nicht der fall! *uñ* muss hier die bedeutung 'und als' haben und zu dem comparativ *merren* gehören : 'du wirst noch zu mehr qualen kommen, die du sehen sollst und als dir (aus *du* zu entnehmen) bekannt sind'. vgl. Gramm. III (neuer abdr.), 273. wir müssen den copulativen teil des *unde* in der

[[1] altrheinfränk. auch ntr. : Is. 22, 3. 6. E. S.]

übersetzung fortlassen. 430 mit *groz' ruren.* K. verweist auf Germ. 8, 56ff, was nichts nützt. denn es handelt sich hier nicht um einen jagdausdruck, sondern um die grundbedeutung 'erregung, eilige bewegung'. er hätte lieber darauf aufmerksam machen sollen, dass *rure* hier schwach decliniert ist, weshalb man vielleicht den plural mit *grozen ruren* vorzieht, der sich auch empfiehlt wegen der widerholung der handlung. 433 *geberef* statt *gebérenf* übersteigt das mafs meines glaubens an bedeutsame eigentümlichkeiten der schreibung. soll es denn gar keine simpeln schreibfehler mehr geben? v. 503 *Alle die uugen an irme libe* gibt *verenda virorum ac mulierum* wider. der dichter verstand wol *verenda* als 'das schickliche'. andere übersetzungsfehler führt K. s. 223 f an. was er mit seinem verweis in der anm. meint, ist mir dunkel.

nr XII 27 lieber fragezeichen.

Den schluss von nr XIII möcht ich vervollständigen:

> *Die engile quamin enrihte* (hs. nach Kraus *eriste.* sonst immer *f*)
> *zv der lute* (Kraus *ne* mit?) *ge/ihte.*
> *den lichamin fie hine fůrtin*

Schröder : *den lichamin fůrtin fie hine*, was einen schwierigen reim gibt.

Zu den abhandlungen und anmerkungen hab ich mir folgendes notiert.

I 75 : vgl. noch Ezzo 2, 5, wo Hartmanns Credo 445 f angezogen wird. s. 78 f : der vers *nu i/ter ginamot der milte /c̄f pauluf* hat mindestens 6 hebungen, dagegen *def bittich tich dur die drie chnabin, daz in niuwet getor/ton berurin, do lo/tof tu /i uzir der noth* je 4, und dabei sollen sie doch hinter dem umfange des ersten nicht viel zurückbleiben? übrigens gehn, wie ich die verse jetzt lese, nur noch 104 und 155 (wegen des Krausschen zusatzes!) über 4 hebungen hinaus. II 89 f : *erde* : *unwerde* noch Rol. 147, 15. die formel 114 ebenfalls im Rol. 109, 30. ob Kraus das gedicht durch sein *amen* mit recht beschlossen hat, steht mir nicht aufser zweifel, sowol des wortlautes wegen, als weil der schreiber sich durch rasur noch weit mehr platz geschafft hatte (s. 78). III 2 : was ist fehlerhaft in *er wider dahter alsus? er wider* = *her wider* und das pronomen bei *dahte* darf nicht fehlen. zu 11 konnte auf die anmerkungen zu VI 6 und XIII 97 verwiesen werden. s. 114 f : auf die parallelen zwischen Adelbrecht und der Kaiserchronik geb ich samt und sonders nichts, weil sie aller individualität ermangeln. von denen zwischen SVeit und Adelbrecht will ich allenfalls der ersten bedeutung zugestehn. IV 100 f : weshalb nicht auch 126 *div?* VI 6 schluss : vgl. noch zu XIII 97. 10 : Annol. 839 *Arnolt hîz drâdi rennin, paffen imi dari gewinnin.* 98 : vgl. ferner Vor. Gen. 121 *Enoch. der hèrre lebet ienoch unze an daz jungiste zit.*

15, 23 *inoh stât deu werlt sô.* Annol. 313 *iri ceichin noch du archa hât.* der vers aus dem Vespas. des Wilden mannes ist anders beschaffen. s. 159 anm. : über das fehlen giftiger tiere in Irland DA. I² 397 anm. VII 89 f : *gevuoren zuo der helle* Ezzo 9, 2. IX : an der trennung der zukunft n. d. tode und des Paulus halte ich vorläufig fest. 17 stimm ich Schröder zu. 36 : Annol. 598 (600) ist der acc. *niemannin* überliefert. 69 ff : was soll bei Heinzels interpunction von Hildebrandsl. 22 *std* bedeuten? soll es conjunction sein? s. 210 : *vragen* und *gaven* haben beide ein langes *a*. X 75 konnte bemerkt werden, dass die beispiele teils die stellung *geben unde lîhen*, teils *lîhen unde geben* bieten. 80 : *êre* wol auch Annol. 268 schwach flectiert. s. 223 anm. 3 : die verderbnis geht tiefer. XI 8 : ich glaube nicht, dass hier etwas zu ändern ist : *di arme menſheit* und *di brodekeit* sind beide subject. 22 : ich füge hinzu *die slchin unti die crumbe* Anno 787. 89 f : vgl. noch Rol. 133, 25. 96 : dass *ich* zu ergänzen nötig sei, glaub ich um so weniger, als hier jede schwierigkeit der beziehung ausgeschlossen ist. 121 fehlen die belege aus dem Rol., nämlich 86, 22. 264, 30. 302, 16. 157 : zunächst reimt *cende* 164 noch einmal. 320 : über *dan abe* hab ich Zs. 19, 251 gehandelt. dort wären aus Hartmanns Credo noch 326. 341. 2120. 2398. 2545. 2880 anzuführen gewesen, aus Wernher v. Elmend. 103, *dan ûz* Annol. 476, *dannen ûz* Vor. Leben Jesu 241, 7. 375 : *ich bin dîn* (gottes) *entrunner knecht* Rol. 109, 25. 455 : für *gien* = *giengen* gibt Kraus selbst s. 260 noch ein beispiel. vgl. Anz. I 84. 460 : über *lint* RA. 520. 261. XII 41 : Rol. 8, 30. XIII 15 : unter den belegen aus dem 12 jh. überrascht einer aus dem Edolanz (Altd. Bll. II 149, 30). 17 : etwa *w*ˢ *v*ˢ*tregit* für *w*ˢ *tregit*? 'wenn du nicht nachsicht haben willst (der so barmherzig ist), wer soll meine sünde dann ertragen und nachsichtig aufnehmen?' 24 : *alsô si in verrist sâhen* Milst. Gen. 75, 30 = Wiener Gen. 54, 14. 28 f : ein verunglückter vorschlag, wie mich dünkt. s. 260 ff : ob die mfrk. bruchstücke zum mfrk. legendar gehört haben, bezweifle ich. sie scheinen mir eher einem leben Jesu zu entstammen das, nach der breite der darstellung zu urteilen, umfänglich gewesen sein muss. aber dem dichter des legendars mag es angehören. s. 266 mitte : *verre* als comparativ auch Werner v. Ndrh. 660.

Auf stellen an denen K. gegen mich polemisiert und auf litteratur die nach dem erscheinen seines buches hinzugekommen ist, möcht ich nicht eingehn. aber den wunsch sprech ich noch aus, dass er aufser den 13 fragmenten, die er hier vorgelegt hat, bald mehr dichtungen des 12 jhs. in gleich gründlicher und förderlicher weise behandeln möge.

Berlin, 14 juli 1897. MAX ROEDIGER.

Studien über die ältesten fastnachtspiele. von Victor Michels. [Quellen und forschungen h. 77.] Strafsburg, Karl JTrübner, 1896. xii und 248 ss. 8°. — 6,50 m.

Des verf.s Göttinger habilitationsschrift v. j. 1892 ligt hier in einer erweiterten umarbeitung vor uns. Michels hat vor allem das von Keller gebotene material einer sorgfältigen nachprüfung unterzogen und mehr als ein dutzend zum teil sehr umfangreiche hss. selber collationiert; die bekannte unzuverlässigkeit der K.schen angaben ist dabei wider grell zu tage getreten. auf grund seiner eigenen sammlungen unterzieht M. alsdann die einzelnen spiele einer äufserst genauen kritischen betrachtung, die uns viele neue, oft recht überraschende resultate liefert. das eigentum der verschiedenen deutschen landschaften wie der wenigen uns bekannten dichter dieser gattung wird durch scharfsinnige lautliche, stilistische und metrische untersuchungen der überlieferung zum ersten male reinlich geschieden. bei der beurteilung der hss.-verhältnisse kommt dem verf. die eigene anschauung sehr zu statten; so namentlich da, wo er die beiden verwanten haupthss. *A* und *G* in ihre ursprünglichen bestandteile zerlegt. auch in chronologischer hinsicht wird eine schärfere fixierung versucht; es folgen zeitlich etwa aufeinander: Tirol, Baiern und Österreich, Schwaben und die Schweiz. als hauptkern des zumeist herrenlosen gutes erscheinen dann um die mitte und in der zweiten hälfte des 15 jhs. die von M. besonders ausführlich behandelten Nürnberger stücke, unter denen die 'revueform' in überwiegender anzahl vertreten ist. hier muste M. notwendig auf die brennende Rosenplütfrage eingehn, die in dem schönen buche um ein erhebliches stück weitergefördert ist. die individualität des dichters wird scharf umrissen, sein verhältnis zu Folz treffend charakterisiert und von ganz neuen gesichtspuncten beleuchtet. sehr bemerkenswert erscheint es mir, dass M. (im gegensatz zu Roethe) nur eine verhältnismäfsig geringe anzahl von spielen als würklich rosenplütisch gelten lassen will. dagegen wird gezeigt, wie R. schule machte, und wie seine stücke 'zerspielt' wurden. die nachahmer werden gewürdigt; leider kennen wir keine namen. wol aber ist dies der fall bei mehreren im Rosenplütstile sich bewegenden schwankdichtern. so werden denn auch Hans Zapf, Hans der Schwätzer und Hans Auer, der Schmieher und Hans Rosner kurz besprochen. der letzte stellt sich als ein phantom heraus, das die gelehrten bisher irregeführt hat. bei diesem anlass fliefst über die echten schwänke Rosenplüts ein längerer excurs mit ein, der zwar nicht streng zum thema gehört, aber dennoch unentbehrlich ist zur gewinnung einer grundlage für die kritik des dichters. zudem wird ein jeder, der sich näher mit Rosenplüt beschäftigt hat, dem verf. die zwanglose art der darstellung gern zu gute halten; man weifs in diesem falle, wie schwierig bei der menge des zerstreuten materials gerade das

einsetzen ist. wir erfahren, dass sich R. am schluss eines (echten!) schwankes selber 'der Schnepperer' nennt. im vorwort verspricht M. übrigens, R.s spruchgedichte, die er bereits nach seinem texte citiert, demnächst zu edieren. wir dürften mit recht diese ausgabe freudig begrüfsen, da sich erst nach ihrem erscheinen des verf.s untersuchungen völlig werden überblicken lassen. die notwendigkeit, dichtungen jener sprachperiode endlich einmal kritisch herzustellen, hat M. kürzlich selber im Anz. betont. hoffentlich entschliefst sich M. auch, die fastnachtspiele R.s in der urform ans licht zu stellen; das wäre ein würdiger abschluss seiner mühsamen vorarbeiten. zu diesen ist noch zu rechnen eine darstellung der fastnachtsbräuche, deren entwicklung und fortwürkung zu schildern M. unternimmt. dabei warnt M., der sich hier, wie früher schon, in der culturgeschichte wol bewandert zeigt, vor dem einseitigen aut-aut der bisherigen herleitungstheorien, die entweder geistlichen oder weltlichen ursprung annahmen. das verhältnis der ältern teufelsfigur zum narren wird in hübscher weise dargetan; ebenso das fortleben des letztern in der spätern litteratur. alles in allem kann so das urteil nur lauten: eine sehr verdienstliche arbeit, für die der fachgenosse dem verf. dankbar zu sein hat. einige kleinigkeiten darf ref. wol noch anmerken.

Kellers bezeichnung der hss. hat M. beibehalten; hinzugekommen sind *E* und *F*. über die wahl dieser buchstaben will ich nicht mit dem verf. rechten. doch kann ich nicht unerwähnt lassen, dass die signatur *E* inzwischen von Euling zur bezeichnung der grofsen Nürnberger hs. verwendet worden ist, und dass die kleine Dresdener hs. M. 183. 4° mit ihren 4 (nicht 2) ziemlich abseits liegenden stücken wol schwerlich die dritte stelle im hss.katalog einzunehmen verdiente. natürlich bezeichnet nun auch *F* bei M. etwas anderes als bei Euling. das transponieren verursacht dem leser zeitverlust. unter dem buchstaben *B* versteht M. zwei hss.; nämlich 1) eine hs. der bürgerbibliothek zu Luzern, 2) (vgl. p. 120 anm. 2) die Rosenplüths. der Leipziger universitätsbibliothek. bei *X* und *Y* hätten wol (was später im texte geschieht) die frühern signaturen auch im katalog angegeben werden können. bei der erwähnung von *Z* ist 192 druckfehler für 129. leider ist überhaupt das ganze buch durch druck- oder vielmehr schreibfehler ziemlich entstellt, wodurch die benutzung sehr erschwert wird. das gilt hauptsächlich von den aus Kellers Fastnachtspielen gegebenen citaten. am schlimmsten steht es mit dem verzeichnis der nürnbergischen reime s. 117—119: auf s. 117 zähl ich 16 errata. von den ersten 8 citaten auf s. 118 ist nicht ein einziges gänzlich fehlerfrei; weiter finden sich auf derselben s. noch 14, auf s. 119 noch 2 versehen.

S. 16—28 (vgl. auch 114 f). hierzu ist jetzt nachzutragen: Schönbachs fund Zs. 40, 368—374. zur klärung des verhältnisses

von st. 21 zu st. 53 werden diese 58 verse aus SPaul indessen schwerlich etwas beisteuern. s. 28 polemisiert M. gegen Lier (das citat ist wider falsch : statt 53 lis 37); er hält st. 21 für jünger als st. 53. vielleicht ist aber in erwägung zu ziehen, ob nicht die knappe anlage des ganzen und das latein der scenischen bemerkungen (wenn auch nur *dicit* vorkommt; ausführlicher in Schönbachs fund) für die priorität von st. 21 sprechen.

S. 29 anm. 1 versucht M., den *Tanawäschel* mit dem verbum *waschen* zusammenzubringen; wol kaum angängig. die form *taunweczschel*, die in den DStChr. vorkommt, ist sehr zu beachten; trotz 472, 15 f ligt vielleicht ein deminutiv zu mhd. *watze*, nhd. *watsche* vor? das hauptkennzeichen der krankheit war weder husten noch dysenterie, sondern vielmehr kopfschmerz, vgl. DStChr. I 472, 21 [z. j. 1414]. ich habe mir allerlei über die krankheit und ihre namen notiert, was aber wol besser einer andern gelegenheit vorbehalten bleibt.

S. 32. auf den zusammenhang von st. 56 und 57 mit dem geistlichen drama hat bereits Lier hingewiesen (s. 31 n. 1); seine anregende arbeit hätte wol überhaupt etwas öfter citiert werden können. — zum stoffe der beiden stücke ist vielleicht noch zu vergleichen das 40 Lübecker fastnachtspiel v. j. 1470.

S. 48. die unterschrift des Sterzinger spiels nr v hat M. falsch aufgefasst; *factum est* kann unmöglich bedeuten : 'wurde aufgeführt'. dabei lässt M. das folgende *totum* gänzlich aufser betracht; *factum est totum* ist barbarisches latein für *completum est* : 'wurde ganz gemacht, vollendet'. die beiden in der unterschrift angegebenen daten bestätigen diese deutung : Vigil Räber begann die abschrift des spiels am 28 august 1511 (*in festo Augustini*) und beendigte sie schon am folgenden tage (*in die decolacionis Johannis waptiste*). aufserdem zeigt uns die von M. gleich in den folgenden zeilen mitgeteilte überschrift des stückes 115, dass 'aufführen' im sprachgebrauch der Fastnachtspiele nicht *facere*, sondern *exercere* hiefs. diese überschrift ist auch noch durch die worte bemerkenswert : *tempore nuptiarum vel carnis brevi*. hierbei erinnert M. : 'auch zu hochzeiten mag gespielt sein'. es ist aber noch etwas mehr aus dieser stelle zu entnehmen. die beiden wörter *tempore* und *vel* nämlich scheinen erstens anzudeuten, dass es einen bestimmten jahresabschnitt gab, innerhalb dessen mit vorliebe vermählungen gefeiert wurden, und zweitens, dass die periode der heiraten mit der zeit der fastnachtspiele zusammentraf. und so war es denn auch in der tat. noch heute sind in streng katholischen gegenden während des sog. 'tempus clausum', vom sonntag septuagesimä bis ostern, grofse hochzeiten mit öffentlichen auffahrten usw. verboten. das ma. war noch strenger; deshalb nannte man jene 9 wochen damals im kalender einfach : *Meide verbuten*. in den anfang dieser ehefeindlichen zeit fiel nun regelmäfsig die fastnacht, und so kam

es, dass am jahreseingang sich die verlobten beeilen musten, um noch 'vor fastnacht' unter die haube zu kommen; der termin dieses festes war im volke bekannter als der sonntag Septuagesimä. dass man ganz allgemein die heiraten in solche 'vor fastnacht' und in solche 'nach fastnacht' einzuteilen pflegte, ersehen wir deutlich aus dem 29 schwanke der GA. v. 5 : *der nam ver vasenaht ein brût*. alle diese umstände erklären den fastnachtsbrauch, die sitzengebliebenen jungfrauen einzusalzen *hin pis nach der österlichen zeit* (Fsp. 640, 11). ferner können wir nun unbedenklich auch unsere polterabendscherze auf die fastnachtspiele zurückführen. man vgl. den von M. s. 93 construierten typus: 'hochzeitmachen'.

S. 81. das verbum *laychen* (= betrügen) 602 (nicht 600), 25 ist kaum als ein zeichen altertümlicher redeweise zu betrachten. es findet sich öfter in der komischen litteratur des 15 jhs.; vgl. zb. Fsp. 586, 23; Euling XXVII 1.

S. 88. M. möchte st. 67 den reimen nach gern als nürnbergisch ansetzen, schwankt aber wegen der ältern verstechnik. dazu ist erstens zu bemerken, dass die sitte des hahnentanzes urkundlich für Nürnberg nachzuweisen ist; vgl. DStChr. XI 457, 16 ff: *Item darnach* (22 juli 1470) *dantzet man vmb ein hannen zu dem Almanshoff vnd peckenknecht vnd mülknecht deten das pest, und ein plinter dantzet auf senszen, und es dergieng kaum an ein schlahen* (vgl. auch Schröer Germ. 12, 293). zweitens erscheint die überschrift des stückes beachtenswert : '*Der alt hannentanz*'. es ist nicht unmöglich, dass Rosenplüt dieses spiel kannte und wenigstens die rede des einschreiers benutzte, als er seinen 'kurzen Hahnentanz' (str. 89) dichtete. wir hätten also dann zwischen diesen beiden stücken etwa ein ähnliches verhältnis anzusetzen, wie es zwischen dem 'alten official' (st. 42) und dem 'neuen' (st. 102) bestand; vgl. M. s. 197.

S. 91. ihren hauptsächlichsten ausdruck findet jene 'alte übermütige vagantenlehre' in dem langen gedichte CB nr 65; vgl. bes. die vorletzte str. 79 v. 4 : *ad amorem clericum dicunt aptiorem*.

S. 106 vermisst man einige details über den betrieb der Nürnberger fastnachtspiele; einiges hat Haueis Badener progr. 1874 s. 8 ff zusammengestellt. das 'favete linguis' (Roethe) des einschreiers entsprach durchaus einem praktischen bedürfnis dieser improvisierten darstellungen : nach dem unerwarteten eintritt der vermummten mochten häufig genug die ersten worte des stückes im gelächter der hausgenossenschaft und in der ersten unruhe der überraschung verloren gehn. auch der schluss ist ziemlich stereotyp und wird einmal sogar (518, 32) als bekannt vorausgesetzt. — eine truppe besuchte an demselben abend mehrere häuser; vgl. Fsp. 39, 14. 46, 16. 96, 30. 282, 2. 653, 27 ff. 788, 24. ein hausherr muste also darauf gefasst sein, an einem

abend mehrere truppen zu empfangen : 168, 1. 855, 20. 986, 10. ja, dieselbe truppe besuchte oft während einer fastenzeit an mehreren abenden dasselbe haus : 621, 4f. 691, 21. 959, 25. oft verspricht man, übers jahr widerzukommen : 33, 7. 19. 159, 27 f. 482, 33—36. 819, 18. 730, 15. ein rendezvous in einer fremden wohnung wird über acht tage verabredet : 329, 2 f; dies ist zugleich einer der wenigen fälle, wo ein den anwesenden bekannter name genannt wird : die hs. setzt dafür ein N ein. vgl. 512, 13 und vielleicht noch *Gerdraut* 640, 5. im allgemeinen ist jedoch nur die neigung vorhanden, typen zu schildern, von individuellen begebenheiten aber abzusehen. deshalb sind auch gerade die revuen so beliebt, deren späfse niemanden direct verletzen konnten. später scheint dagegen das fastnachtspiel zuweilen ein gelegenheitsstück mit persönlichen anspielungen gewesen zu sein. so schreibt zb. Felix Platter (bei Boos s. 220) 1554 aus Montpellier über einen Baseler scherz : *es schreiben mir auch ..... andere mit vermelden, wie man D. Pantaleoni ein übernamen geb : doctor im giesfas, welches dohar keme, das er einer frauwen geroten hab, den schlof zů bringen, sy sol usz einem giesfas waszer uf den kopf dropfen laszen in der nacht oder wie andre sagen in ein handtbechi dropfen laszen; man hab ein fasznachtspil dorus gemacht.* — im hinblick auf die bekannte zunftmäfsige organisation des schembartlaufens und des spätern meistergesangs scheint eine vermutung beachtung zu verdienen, die Haueis s. 7 f unter bezugnahme auf Devrient aufstellt, wonach sich eine bestimmte organisation unter den handwerksgesellen der zünfte für die spiele gebildet habe. aus den am schlusse der stücke häufig vorkommenden redensarten : *wenn wir zu grob hetten gespunnen* oder *wenn wir zu grob gehobelt hetten* schliefst er ansprechend, 'dass es anfänglich hauptsächlich tuchweber und schreiner waren'. vielleicht darf hier auch an die oben erwähnte notiz aus Nürnberg erinnert werden, wie bäckerknechte und müllerknechte beim hahnentanz 'das beste tun'; offenbar sind sie also nach innungen abgeteilt in die schranken getreten.

S. 111. eine Hunds- und eine Kehrergasse gab es vielleicht damals in B a m b e r g, was ich augenblicklich nicht controlieren kann. jedesfalls ist zu bemerken, dass st. 37 und 42 nur i n d i r e c t nach Nürnberg weisen. dagegen ist die Tuchscherergasse (211, 6) für Nürnberg bezeugt : DStChr. II 25³. sie lief an der südseite des rathaussaales entlang; vgl. Lochner im Anz. f. k. d. d. v. 6 (1859), 370 ff. das unflätige, aber witzige st. 23 ist sicher von mitgliedern einer andern zunft verfasst und aufgeführt worden, um die tuchscherer zu verhöhnen; vgl. 217, 5. 17. die dem stücke zu grunde liegende unglaubliche 'idee' scheint würklich auch in dem äufsern apparat zu tage getreten zu sein (vgl. 211, 16); ähnliches berichtet zb. Franck Weltbuch 1542, 131 (nach Jacobus Boëmus ?).

S. 111 z. 6 v. u. ist hinter 517, 4. 14 zu ergänzen : 'und 718, 13 (*Rauhenvelt*)'. übrigens muss an dieser stelle zur vorsicht gemahnt werden, da mitunter auch ortsnamen, die in würklichkeit vorkommen, scherzhafte oder obscöne bildungen zu sein scheinen; vgl. zb. *Fotzenbach* DStChr. I 83, 14; *Kuttenberg* ebda 392, 12.

S. 113 n. *Tripstrill*, das M. wie Goedeke I² 327 hinter *Trippotill* 303, 9 vermutet und das heute noch in scherzhaften redensarten (abweisung neugieriger fragen usw.) vorkommt, suchte Goedeke 'in Würtemberg'; neuere tradition findet es in dem weimarischen städtchen Triptis (Brockhaus Conv. lex. art. Triptis: 'Tripstrille wo die pfütze über die weide hängt'; vgl. Zarncke Univ. 96, 30). vielleicht ist aber *Trippotill*, wie ziemlich sicher die variante *Treffentrüll* 759, 33 nur eine obscöne bildung; vgl. *truller* 247, 20. jedesfalls hatte dieser ortsname einen ominösen beigeschmack; ähnlich steht es mit *Erlestegen* 96, 32; *Poppenreut* 127, 14; *Althein* 245, 31; *Niclashausen* 480, 16. vgl. auch *Tribetei* 94, 3; *Tribilant* 92, 30; *Trewetzen* 92, 28.

S. 118 z. 3 f v. u. aus der zahl der nürnbergischen reime müssen wir *haben* : *sagen* 587, 21 f streichen, da statt *lippen und sagen* sicher wie 586, 1 zu lesen ist *lippen und lappen*.

S. 120. hier scheint M. die registerüberschrift in *M* falsch zu deuten. sie bezeichnet aufser st. 116 alle in *M* enthaltenen stücke als 'fastnachtspiele des Schnepperers', auch 74—81; vgl. Wendeler 128 anm. 4.

S. 133. das verbum *veiln* (Eins. 31) hat M. wol falsch aufgefasst; es gehört nicht zum subst. *feile* ('lima'), sondern zum adj. *feil(e)* : mhd. *veilen* (Lexer III 48), das auch noch das DWb. III 1449 in der doppelbedeutung 'emere' und 'venditare' aufführt; vgl. 235, 3 : *Herr, ich han nit umb sie gefailt* (geworben).

S. 147. hier ist noch zu bemerken, dass 'Rosner der clein mann' neben seinen reimpaaren auch andre reimstellungen aufweist; nämlich a ◡, b, a ◡, b und x ◡, b, y ◡, b; dies scheidet ihn vollends vom bearbeiter der Handwerke.

S. 164. '*die peste pusz ist nimer tun*' darf man kaum als eine bedenkliche äufserung ansehen. gerade das häufige vorkommen der redensart beweist, dass wir es mit einem deutschen sprichwort zu tun haben; vgl. Wander I 520.

S. 182 z. 2 v. u. statt 'mit 100 perlen' lis : 'mit perlen für 100 mark'. — die märchenhafte phantasie, die in der Hochzeit des königs von England (st. 100) begegnet, findet ein merkwürdiges seitenstück in dem gefälschten schreiben des *soldans Baricoldus in der grossen Babilonien* an seinen *kleinen diener und vicarier seines römischen reichs Friderichen* v. j. 1448; als echt widergegeben von dem Nürnberger Heinrich Deichsler in seiner chronik (DStChr. 10, 169 f). die fabelhafte quintessenz des briefes ist diese : der sultan hat eine misratene tochter, die *hat gehuldet*

unserm nefen dem creutzigten gote; aus gnade will er sie nicht töten, sondern bietet sie dem kaiser Friedrich als gemahlin an. die verheifsene morgengabe erinnert mit ihren wertbestimmungen lebhaft an ähnliche stellen in st. 100. vgl. zb. 170, 2 f : *dir geben zu gemahel mit zwelf milion stuck, der ie dreissigk ein mark lötigs feines goldes tund, als wir dir des ein muster hie mit schicken* . . . .; 170, 10 ff : . . . . *zu Venedig geledigt werden und ieglich person, in welchem wesen irs kosten sie da sind, söllen von hundert milion lifer gelts von unserm trisolier begabt werden, auch alle fürsten,* . . . .; 171, 2 ff : *auch schicken wir dir dreu kemeltier geladen mit etlichen früchten als wir vernemen fremd pei dir zu sein.* zu diesem briefe bemerkt angeblich der kanzler Kaspar Schlick in einem sendschreiben (aao. 171, 20 ff) : *auch sind drei herrn, die die potschaft praht haben unserm herrn dem künig, haben nit mer denn drei rosz und dreissig kemeltier, und ist ein herr und die mit im sind morn; maint man, der herrn sei kainer, er hab mer lant, leut und gut denn unser herr der künig und alle fürsten in teutschen landen. und erpeut in unser herr der künig grosse zuht und ere.* unwillkürlich wird man an den ton erinnert, der in st. 39 herscht. man sieht : der freimut der reichsstädter hallte öffentlich wider auf den gassen Nürnbergs, wo es damals schwer gewesen sein muss, keine satire zu schreiben.

S. 200. *actus* übersetzt M. durch 'schulscene' und scheint so geneigt, für st. 84 allein einen besonderen typus zu construieren. das geht aber wol nicht an, denn das stück ist offenbar eine revue wie alle andern. was aber bedeutet die überschrift : *Das actum vasnacht*? M. hat das neutrale geschlecht, das auch ich nicht zu erklären vermag, aufser acht gelassen. vielleicht lässt sich aber ein culturgeschichtlicher anhaltspunct gewinnen. Mörin 5584 ff sagt der Tannhäuser:

ich wil noch hüt ain actum tuon
zuo dienst der edel küngin zart,
zuom dritten maul ain guot wallfart,
von der man nympt ain ayerkuoch.

zu diesem letzten worte vgl. man nun anderseits eine stelle aus dem nürnbergischen hochzeitsbüchlein v. j. 1485 bei Siebenkees Materialien II 473, wo dies gericht als bezeichnung eines festlichen imbisses am tage nach der hochzeit auftritt. dürfen wir diese beiden stellen mit einander in verbindung bringen, so war das *actum* vielleicht, im gegensatz zu den einer vermählung voraufgehnden polterabendscherzen, die bei der officiellen nachfeier der hochzeit von freunden oder verwanten des jungen paares improvisierte fastnachtsaufführung. der eierkuchen ist eine verfeinerung des 'ayer im schmaltz', jenes bekannten morgenimbisses der neuvermählten.

S. 202. M.s ansicht, dass st. 76 und st. 77 ganz trümmer-

haft überliefert seien, vermag ich nicht zu teilen. es fehlen nur leider die scenischen bemerkungen. die handlung des einsalzens wird den hauptbestandteil dieser beiden spiele gebildet haben; sie wurde begonnen unmittelbar nach dem schlusse der uns vorliegenden kurzen überlieferung (nach 640, 25 und 641, 25). zu deutlich vernehmbaren, längeren reden bot sich während der unzweifelhaft ziemlich stürmischen ceremonie wol kaum noch gelegenheit. vermutlich wurden die mädchen mit salz bestreut; die verse 641, 3—12 geben manches zu denken; vgl. auch Haueis s. 11.

S. 203[1], zu st. 45. der 14 bauer wird 349, 11 vom 15 *vererwedel* genannt; hier tritt der name allerdings als ein appellativ auf. es ligt eine verwechslung vor : 343, 5 heifst der 17 bauer *Vererwedel*. aus allem ist vielleicht zu schliefsen, dass der compilator, der st. 45 fabricierte, *Vererwedel* 343, 5 aus 349, 11 irrtümlich als einen eigennamen herüberholte.

S. 205 z. 17 v. u. schalte man vor 'hinter' ein 'und zwar' ein. — s. 206 z. 6 v. o. : die worte *Wir paid* beziehen sich auf den letzten sprecher und auf die 'dirn' 703, 15; vgl. 703, 23. — bei gelegenheit der besprechung von st. 59 und 95 konnte wol der herstellungsversuch genannt werden, den Lier aao. s. 20 gemacht hat.

S. 208 z. 17 v. u. : 'der reim *gaden* : *widerfaren* 1010, 4 f ist wol Rosenplüt nicht zuzutrauen'. gewis nicht; es wird wol *gaden* in *garen* zu ändern sein.

S. 209 werden die verse 135, 26 f:

Und liebet mir (die geliebte) *für nacket walgen*
In nesseln und fur igels palgen

als eine reminiscenz an den 'Spiegel im pech' betrachtet; dasselbe wird u. s. 218 von den versen 338, 19 ff behauptet (vgl. bes. 21). ob mit recht, wag ich zu bezweifeln; höchstens können wir sagen, dass die beiden stellen sich dem ausdrucke nach im kreise Rosenplütischer gedanken bewegen. jedesfalls sind beide fälle von einander verschieden. bei dem ersten darf vor allem erinnert werden an das sprichwort bei Freidank 101, 19 f (vgl. Körte 714, Wander I 453, 23):

Noch senfter wær ein igels hût
an dem bette dann ein leidiu brût.

bei R. ligt Fsp. 135, 26 f die umkehrung dieses spruches vor; vgl. 710, 28, wo einem ehebrecher eine igelshaut als rock bestimmt wird. dagegen ist die redensart : *ain igel stechen* (338, 21 = 259, 28 = 553, 8) eine der vielen metaphern pro coitu, natürlich vom manne gebraucht; vom weibe heifst es 95, 14 (auch 24?) : *ein igel schinden*. eher könnte vielleicht umgekehrt der Spiegel im pech in seinem zweiten teile durch das alte st. 9 beeinflusst sein; wenigstens wird der hier 95, 19 f gegebene rat dort von der magd getreulich befolgt.

S. 210. ob auch st. 96 als 'actus' zu betrachten sei, erscheint mir nach dem oben zu s. 200 gesagten zweifelhaft. übrigens haben wir nicht nur die meister der scholastik, sondern auch die alten weisen Griechenlands bereits ziemlich früh in der dramatischen poesie, nämlich bei dem dichter der Mosella: in der Ausoniusausgabe der Mon. Germ. hist., Auct. ant. v 2, 104—111: *Ludus septem sapientum* [vgl. dazu inzwischen Roethe bei Leo GGA. 1896, 783f, der mir mit dieser beobachtung zuvorgekommen ist].

S. 212 ist vor z. 11 ein satz ausgefallen, der zur betrachtung der stücke 80 und 81 überleitete. — s. 214 stellt M. bei Folz die resultate voran, ohne zu erwähnen, dass bereits Lier dem dichter die stücke 2—4. 22 (dieses nach Wackernagel). 32 und 120 mit sicherheit zugeschrieben hat; er schwankte nur bei st. 37. — s. 218. das fragezeichen in kurzer rede wird mit recht als charakteristikum Folzischer manier dargestellt. die im heutigen stil recht beliebt gewordene wendung: *Wer froer dann ich?* (Fsp. 333, 22) stammt, wenn ich nicht irre, aus der predigt; vgl. BvR. II 146, 19f: *Wer dô frôer danne die tiuvele?* später zb. auch im Simpl. IV 24: *wer war fröher als ich?* auch Rosenplüt scheint mit Berthold einige berührungspuncte zu haben, nämlich in der geistlichen priamel, worauf ich an einer andern stelle zurückzukommen gedenke. — s. 220 spricht M. von Folzischen gerichtsscenen. es ist aber nur éine bekannt (st. 112), und zwar beruht in dieser die kürze der urteilssprüche gerade auf der witzigen pointe: der gelangweilte richter hat nämlich grofsen durst und ermahnt die schöffen dreimal, ihre sache kurz abzumachen, damit man bald zum wein gehn könne. aus diesem einzelfalle darf also kein hauptunterschied zwischen Rosenplüt und Folz construiert werden. — s. 230 anm. [1]. dass sich eine directe aufforderung zum tanz nur in Folzischen stücken findet, ist eine von den vielen guten beobachtungen, mit denen uns M. beschenkt hat. sie wird in st. 112 bestätigt durch das auftreten einer besondern figur, des 'tanzforderers' 959, 13, den Folz erst eingeführt zu haben scheint.

Königsberg, im sept. 1896. WILHELM UHL.

Böhmens anteil an der deutschen litteratur des XVI jahrhunderts. von RWOLKAN. II teil: ausgewählte texte. Prag, AHaase, 1891. IX und 206 ss. 8°. — 5,20 m.

Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen bis zum ausgange des XVI jahrhunderts. von dr RUDOLF WOLKAN. Prag, AHaase, 1894. XIII und 538 ss. 8°. — 20 m.

Der II teil des vorliegenden umfangreichen werkes bietet eine auswahl aller gattungen, die in der deutschen litteratur Böhmens im 16 jh. unterschieden werden können. zunächst ist die lyrik durch protestantische und katholische kirchenlieder vertreten. eine beschränkung war hier mit rücksicht auf bereits

vorliegende publicationen geboten. nur das gesangbuch des Hecyrus kommt vollständig zum abdrucke, da Wackernagel nicht alle lieder aufgenommen und den text des originals nicht überall correct widergegeben hat. darauf folgen proben des meistergesangs und der städtedichtung, die für die geschichte Joachimstals nicht ohne interesse sind. Georg Fleifsners Ritterorden des podagrischen fluss wurde abgedruckt, weil er einem drama Jacob Ayrers zur vorlage gedient hat. den grösten raum beanspruchen die dramen, deren auswahl durch die absicht, möglichst verschiedenartige gattungen verschiedener autoren vorzulegen, bestimmt wurde. gern hätte der vf. auch Stephanis Geistliche action aufgenommen, aber raummangel hat ihn davon abgehalten. da wäre es doch besser gewesen, anderes wegzulassen, etwa Meifsners stück, dessen aufnahme durch den vergleich mit der tschechischen übersetzung nicht hinlänglich gerechtfertigt ist. aus demselben grunde fragt man sich, warum W. statt der übersetzung der Andria nicht lieber die des Eunuchus vorgelegt hat, die nach seinen eigenen angaben den vorzug verdient. zum schlusse bietet die auswahl noch proben aus der prosa des Nic. Hermann und des Mathesius. der abdruck ist sehr sorgfältig und correct. störend ist hie und da die verwendung schadhafter *e* und *n* : s. 63 *Cssen* für *Essen*, s. 91 z. 204 *komu* st. *komn*, s. 149 *clenden* st. *elenden*. — s. 129 n 1 fehlt die bezeichnung der sprechenden person : *Pfarrherr*. — an sinnstörenden druckfehlern, die vielleicht schon im originale vorhanden waren, ohne verbessert zu werden, verzeichne ich s. 159 z. 931 *O mildtes Blut* statt *O wildtes Blut*. ebenso ist s. 160 z. 996 *wildter* statt *mildter* zu setzen, wie die vergleichung mit der Bibel Gen. 16, 24 lehrt, wo es wörtlich ebenso heifst : 'er wird ein wilder mensch sein'.

Im III teile ist der vf. von seiner ursprünglichen absicht, nur den anteil Böhmens an der litteraturgeschichte des 16 jhs. zu schildern, abgegangen. Baechtolds Geschichte der deutschen litteratur in der Schweiz hat ihm als muster vorgeschwebt. er bietet nunmehr eine Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen von den ältesten zeiten bis zum ausgange des 16 jhs. es muss anerkannt werden, dass der vf. ein grofses material, das recht mühsam für seine zwecke zusammengesucht werden muste, mit vielem fleifse und grofsem geschick verarbeitet hat. freilich zeigt sich auch hier das bestreben, möglichst viel zu bieten, und nicht immer erhebt sich W. zu würklich geschichtlicher darstellung. das 1 capitel bietet die geschichte des Deutschtums, das unter dem schutze der klöster vordringt und unter den verschiedenen herschern des landes wechselvolle schicksale erfährt. das 2 grofse capitel ist dem schulwesen gewidmet; hier bietet der vf. entschieden mehr, als in einer litteraturgeschichte platz finden sollte. das 3 schildert die humanistischen bestrebungen, die an die

gründung der Prager universität anknüpfen. erst im 4 capitel beginnt die geschichte der deutschen litteratur, die hier von den ältesten zeiten bis zum ende des 13 jhs. geführt wird. die einheit der geschichtlichen darstellung wird durch diese gesonderte behandlung verschiedener erscheinungen des geistigen lebens nicht gefördert. das 5 cap. behandelt die litteratur im 14 und 15 jh., und das 6 endlich ist dem 16 jh. gewidmet. das letzte cap. ist der ursprünglichen anlage des buches entsprechend das umfangreichste; es ist am sorgfältigsten gearbeitet und bietet am meisten eigene forschung. lyrik, epik und drama werden der reihe nach abgehandelt, zum schlusse wird auch der prosa aufmerksamkeit geschenkt. überall ist das urteil besonnen und von localpatriotischer überschwenglichkeit frei. (zu s. 302 bemerke ich, dass der vorwurf der geschmacklosigkeit, der Hecyrus trifft, weil er von Christus sagt, dass er zum jüngsten gericht kommen werde wie der dieb in der nacht, hinfällig ist, da das bild auf die Bibel zurückgeht: Matth. 24. 43.)

Weniger befriedigend sind die aufschlüsse, die W. über das drama in Böhmen gibt. hier ist mancherlei zu berichtigen, auch muss die kenntnis der einschlägigen litteratur, über die W. verfügt, als mangelhaft bezeichnet werden. zuweilen hat es den anschein, als schöpfe er seine kenntnisse hauptsächlich aus der schrift von Gädertz über Gabriel Rollenhagen. — s. 377. das spiel von den 10 altern war wol verbreiteter als man annimmt. ich erinnere mich, in Krummau in Böhmen an einem hause sehr alte fresken, die 10 alter darstellend, gesehen zu haben. — eine 'Komödie von ritter Galmy' hat JWickram nicht geschrieben, wol aber hat HSachs den stoff dramatisiert (vgl. Goedeke II² 429). das stück vom 'spielmann, wie er unter die mörder gefallen', ist schwerlich biblischen ursprungs, eher ligt ein novellistischer stoff, wie in Wickrams Knabenspiegel, zu grunde. dass das stück, welches 1590 in Trautenau aufgeführt wurde, der Tobias Wickrams war, wird durch das mitgeteilte personenverzeichnis nicht wahrscheinlich gemacht. Wickram folgt im drama zwar der breiteren art der Schweizer spiele, auf zwei tage dürfte seine komödie aber kaum verteilt worden sein. übrigens hätte der vf. näheres darüber in Scherers Deutschen studien III 6ff erfahren. — s. 380 wird der Asotus als classisches stück bezeichnet: hier ist ja der stoff ebenfalls aus der Bibel. unter den Jesuitendramen werden 'Euripus' (vgl. Goed. II² 385), 'Philopedius' usw. als stücke des altertums bezeichnet; 1581 wurde der 'Erulio' (soll wol heifsen 'Curculio') des Plautus aufgeführt. zu Benedict Edelpecks Comoedia von der freudenreichen geburt Christi fehlt der wichtige hinweis auf Bolte Märk. forschungen 18, 211ff, sowie auf Holsteins Reformation im spiegel d. dram. litt. s. 125ff, Minor Hall. ndr. 79. 80. die inhaltsangaben gibt Wolkan, wie sein muster Baechtold, in wenig geschmackvoller weise. dergleichen ist in

specialuntersuchungen schwer zu vermeiden, in geschichtlichen darstellungen berührt es unangenehm.

Auch bei der besprechung von Meifsners Historica Tragoedia hat der vf. abermals darauf verzichtet, die einschlägige litteratur zu rate zu ziehen. wider fehlt der hinweis auf Bolte (aao. s. 203), der die stoffe übersichtlich zusammenstellt, ebenso auf Holstein, Minor usw. auch Scherers Deutsche Studien III, die s. 48 ff Greffs Abraham ausführlich besprechen, hat der vf. nicht gekannt. er hätte daraus ersehen, dass nicht nur Jacob Frey (vgl. Scherer ADB. 7, 359 ff) so umfangreich wie Meifsner geschrieben, sondern dass auch Greff c. 12—24 der Genesis bearbeitet hat, also Meifsner an umfang des dargestellten stoffes noch übertrifft.

Aus Scherers analyse glaub ich entnehmen zu dürfen, dass Meifsner Greff nicht gekannt hat, aber Frey scheint er näher zu stehn. die eigene erfindung Meifsners ist sehr spärlich; da die bühnenanweisungen überall fehlen, muss man die Bibel zur hand haben, um den zusammenhang zu verstehn. wenn M. gelegentlich den Morio einführt, so tut er dies nicht, 'um manches naturwüchsige der Bibel durch komik in milderem lichte erscheinen zu lassen'; der narr so gut wie der teufel gehören zum apparate des alten dramas. auch Barmherzigkeit und Gerechtigkeit sind allegorische figuren, die im drama des 16 jhs. von 1550 an häufig begegnen. übrigens hat W. (s. 385) die worte Morios nicht richtig aufgefasst, von einer verdrehung der situation find ich keine spur. der sinn seiner worte ist folgender: 'Wollte sich eine von euch (zuschauerinnen) unterstehn, es den töchtern Loths nachzumachen, so würd es ihr übel bekommen. darum hütet euch, ihr töchter all, doch ihr werdet schwerlich in diesen fall kommen,

Denn man noch wol in der Welt find
Gar manches schöne Venuskind.

'ihr braucht nicht eures vaters zu begehren, wie die töchter Loths, die in der Bibel klagen, dass *kein Mann mehr ist auf Erden, der uns beschlafen möge.* alle sind mit Sodoma und Gomorrha untergegangen'. Morios worte sind also nichts weniger als verdreht. die schlussworte passen recht gut dazu, sie bilden eine witzige pointe, die zu ergründen nicht so schwierig war. — s. 304 bemerkt W.: 'die opferung Isaaks allein genügte zu einem drama, wie es Hieronym. Ziegler 1544 schrieb'. aber auch HZiegler (1543) behandelt den ganzen stoff von Abrahams auszug aus Chaldäa bis zur heimführung der Rebecca, sodass auf die Immolatio Isaac nur zwei scenen (IV 4. 5) entfallen (vgl. ESchröder Jacob Schöpper von Dortmund, Marburg 1889, s. 13). wenn Wolkan zum schlusse rühmt, dass es erst seinem buche vorbehalten war, der verschollenen tragödie Meifsners wider zu gedenken, so ist dies mit rücksicht auf die zahlreichen stellen, wo M. erwähnt wird, doch zuviel gesagt. dass vor jedem acte ein argumen-

tator auftritt, ist zum schlusse des 16 jhs. eine sehr häufige einrichtung.

S. 386. gemeinsame arbeit zweier dichter kommt wol vor (Greff-Major, vgl. Scherer aao. s. 19 ff). aber wahrscheinlich ist Balthasar Klein, wie der schlussvers lehrt, der verfasser, Simon Rothe nur der herausgeber, der höchstens zusätze gemacht hat. — der Jonas rhythmicus des APape erschien in erster auflage bereits 1605.

Clemens Stephani ist W. im allgemeinen gerecht geworden, doch wird man sich hüten, das enthusiastische lob, das ihm W. gespendet hat, zu teilen. seine Geistliche action, die W. sogar an Goethes Faust erinnert, ruht auf so breiter tradition, alle motive sind so oft durchgebildet worden, dass man Stephanis verdienst unmöglich so hoch anschlagen kann. wider citiert W. nur Goedeke und Tittmann, die ausgezeichnete einleitung Boltes zu Strickers Schlömer (1889) s. 15ff ist ihm unbekannt geblieben. auch zu dem Bauernspiel fehlen die wichtigsten litterarischen hinweise, aus denen man ersehen könnte, dass der stoff der weltlitteratur angehört und in Frankreich so gut zu hause ist wie in England.

Ausführliche behandlung erfährt auch Joh. Krüginger, von dem Goedeke eine Tabula von Böhmen .. et collateralium regionum (nicht regium s. 407) anführt. sein Lazarus erschien zuerst 1543. 'sein werk', bemerkt W., 'fand gleich bei seinem ersten erscheinen nicht die vom verfasser gewünschte aufnahme. noch waren um diese zeit die biblischen dramen ziemlich vereinzelt'. ähnliches wird niemand behaupten, der dem alten drama ernstliche aufmerksamkeit geschenkt hat. um diese zeit, ja noch früher, fällt die blüte des sächsischen dramas, dem ja auch Krügingers stück angehört. seine klagen in der vorrede über die widersacher und seine verteidigung des schauspiels wird niemand ernst nehmen; dergleichen gehört zum apparat des alten dramas und ist den prologen des Terenz nachgemacht, dem Kr. auch seine dienerfiguren nachbildet. um die litterarische tradition hat sich W. hier gar nicht gekümmert, obwol die bemerkung von interesse gewesen wäre, dass Krügingers stück, wie die Lazarusdramen überhaupt, seiner tendenz und auffassung nach derselben gruppe angehört wie Stephanis Geistliche action, worüber ihn Bolte zu Stricker s. 33 belehren konnte. die dritte ausgabe des Lazarus ist keine verbesserung, aber sie lehrt, wie das drama sich in der zeit von 1540—50 entwickelt hat. — s. 415. 'die älteste fassung zeigt den einfluss Rebhuns noch nicht'. in metrischer hinsicht mag das seine richtigkeit haben, als drama zeigt es ganz die schule Ackermanns und Rebhuns. derselben schlichten art des dramas gehört der Johannes und Herodes (1545) an. wider verzichtet W. auf die anführung litterarischer belege (Holstein aao. s. 123f usw.). fast gleichzeitig mit Krüginger hat

JSchöpper seinen Ioannes decollatus geschrieben, über den ESchröder (aao. s. 17) berichtet. — s. 415. 'scene I (= v 2) fehlt im Berliner exemplar'. als ich es vor einigen jahren in händen hatte, notierte ich mir : v 2. Legatus bringt die botschaft des kaisers, der die missetaten des Herodes rächen will. — zu Markus Pfeffer vgl. jetzt Schwartz Estherdramen s. 36 ff.

Trotz diesen mängeln, die durch die fülle des materials, das W. zu bewältigen hatte, entschuldigt werden, kann das gesamturteil über W.s buch günstig lauten. jedesfalls erhalten wir ein anschauliches bild von dem geistigen leben Böhmens in alter zeit, das manche anregen wird, das was noch in archiven und bibliotheken vergraben ligt ans tageslicht zu bringen. rühmend hervorzuheben ist die vorzügliche ausstattung des buches.

Wien. FR. SPENGLER.

Goethes lyrische dichtungen der ersten weimarischen jahre [1775—1781]. in ursprünglicher fassung mit einer einleitung herausgegeben von RUDOLF KOEGEL. Basel, Benno Schwabe, 1896. 71 ss. 8°. — 1,20 m.

Das büchlein hat mich, wie ich nicht leugnen kann, enteuscht. ich hatte nach den sonstigen trefflichen leistungen K.s besseres erwartet. ich wende mich von der einleitung, die für fachgenossen wenig bemerkenswertes bietet, sogleich zu den liedern selbst. bei der gestaltung der texte ist K. nirgend bis zu den hss. selber vorgedrungen, sondern er hat die ursprünglichen fassungen teils nach den abdrucken, die die hss. hie und da gefunden haben, widergegeben, teils aus dem variantenapparat der weimarischen ausgabe hergestellt. wie unsicher besonders der letztere gelegentlich ist[1], dafür hat K. selber Vjschr. 1, 60 ff schätzbare beiträge geliefert. ein versehen K.s, nicht des apparates, ist s. 36 *Thränen unglücklicher Liebe* statt *Thränen der ewigen Liebe.* ein anderer mangel ist, dass K. widerholt mit deutlichem unrecht dort, wo neben der ersten, nicht vor mitte september 1776 entstandenen weimarischen liederhs.[2] ältere drucke oder privatcopien vorliegen, sich an die hs. hält. so list er zb. im vorletzten verse von Jägers nachtlied nach der hs. *ein stiller Friede*, während das januarheft des Merkur von 1776 und eine abschrift der Göchhausen *ein süfser Friede* lesen. dieses *süfser Friede* stellt sich sogleich in parallele zu derselben wendung in Wandrers nachtlied vom februar 1776.

[1] am meisten für die interpunction, deren varianten nur in — notwendig — beschränkter auswahl gegeben werden.

[2] der terminus post quem ergibt sich aus der Seefahrt (11 sept. 1776). das gedicht ist nicht etwa nachgetragen, sondern steht mitten drin, als 10 tes unter den 28 gedichten der hs. diese macht überhaupt den eindruck, als ob sie rasch hintereinander hergestellt sei, wie ich mich mit Suphans freundlicher erlaubnis überzeugen konnte. einen terminus ante quem gewinnen wir aus dem umstande, dass sich in der sammlung kein einziges datierbares stück befindet, das später als 1776 fiele.

Wie steht es mit der reihenfolge? K. stellt Wonne der wehmut hinter Im holden tal, also in den februar 1776 — gegen alle inneren kriterien. wer den tagebuchartigen brief an Auguste Stolberg vom 14—19 sept. 1775 vergleicht, findet dort die stimmungselemente, die anschauungen und den bezeichnendsten sprachlichen ausdruck des liedchens wider (vgl. IV 2, 293, 4 und 295, 9; besonders die *heilige Liebe*, von Goethe später in *ewige* geändert). in jene zeit versetzt wird es auch zeitgenössisches seitenstück zum Herbstgefühl. da wir zudem jetzt aus 29, 213 und 216 wissen, dass Goethe selber das lied in die letzte Frankfurter zeit rückte, so ist K.s abweichende datierung unerlaubter subjectivismus. — Jägers nachtlied ist hinter Wandrers nachtlied, also hinter den 12 februar 1776 gesetzt und auf frau von Stein bezogen. ich will von der hinfälligkeit dieser beziehung nicht reden, es genügt mir, darauf hinzuweisen, dass das gedicht schon im ersten bogen des januarheftes des Teutschen Merkur von 1776 [1] steht, und dass der druck des heftes anfang februar beendet wurde (Merckbriefe I 89). — den Klaggesang von der edlen frauen des Asan Aga lässt K. den schluss der gedichte des jahres 1778 bilden, offenbar auf nichts hin als auf den umstand, dass er 1778 im ersten teil von Herders Volksliedern erschien. aber dieser teil kam schon ostern heraus, und da das manuscript für ihn im december 1777 abgeschlossen wurde (am 1 januar 1778 war es schon in den händen Boies), so hätte K. das gedicht zum mindesten an das ende dieses jahres stellen sollen. aber wozu sich an das erscheinungsjahr von Herders Volksliedern halten, wo wir vom dichter selber eine angabe (Kunst und Altertum V 2, 53) besitzen, nach der die dichtung dem jahre 1775 zugehört? dieser angabe widerstreitet nichts. sie ist im gegenteil von Suphan schon vor jahren (GJb. 2, 133 ff) mit guten sprachlichen gründen gestützt worden, und Miklosich (WSB. 103, 413 f) und KGeiger (Arch. f. lg. 13, 336) haben sie noch einwandsfreier gemacht, indem sie nachwiesen, dass Goethes bearbeitung der serbischen ballade nicht auf der deutschen übertragung von 1776, wie man eine zeit lang meinte, sondern auf der von 1775 in dem büchlein von den sitten der Morlacken, wie Herder richtig angegeben, ruhe und dass diese übertragung von Werthes herrühre. wer möchte aber zweifeln, dass sie Werthes dem von ihm vergötterten dichter sogleich nach dem erscheinen [2], wenn

[1] der Merkur wurde seit 1775 monatlich ausgegeben, und im j. 1776, für das ich einige feststellungen gemacht habe, bis zum juli in der ersten hälfte des folgenden, von august ab spätestens in der letzten woche des laufenden monats (Merckbriefe I 89. II 64. 75. 82; Keil frau rat s. 65. 70 f). es ist deshalb für datierungszwecke von 1775 ab nicht ausreichend, wie es K. beim Eislebenslied tut, auf ganze quartale zu verweisen. bei Jägers nachtlied hat er den druck im Merkur nicht angemerkt.

[2] das wäre spätherbst 1775. in dem michaelismesskatalog von 1775 ist die schrift von Werthes unter denen, welche 'künftig herauskommen

nicht schon vorher, zugestellt habe? — bei der datierung des Fischers verfährt K. ebenso wie beim Klaggesang. da das gedicht zuerst in der 1 sammlung von Seckendorffs Volksliedern veröffentlicht wurde und diese die jahreszahl 1779 trägt, so bringt er es, als ob eine nähere bestimmung des datums nicht möglich wäre, am schlusse des jahres. hätte er genauer zugesehen, so hätte er gefunden, dass die sammlung überhaupt nicht dem jahre 1779 angehört, sondern vordatiert ist. sie ist schon im michaelismesskatalog für 1778 unter den 'fertig gewordenen schriften' angezeigt; und dass wir es nicht mit einer voreiligen anzeige zu tun haben, beweist der osterkatalog von 1779, in dem in derselben rubrik bereits die zweite sammlung angekündigt ist. demnach wird die erste im sommer 1778 gedruckt sein und Seckendorff die ballade, die er an die spitze seines liederheftes stellte, spätestens im frühjahr von Goethe empfangen haben. noch genauer können wir den zeitpunct, zu welchem Seckendorff bereits im besitze des liedes gewesen sein muss, auf einem andern wege bestimmen. am 17 märz 1778 schreibt Goethe an Auguste Stolberg: *Heute ... ein paar Lieder von mir, komponiert von einem lieben Jungen, dem Fülle im Herzen ist ... Die Lieder lassen Sie nicht abschreiben, auch nicht die Melodien.* da man nach lage der dinge bei dem componisten schwerlich an einen andern als Seckendorff denken kann, so fragt es sich nur: welche lieder werden es gewesen sein, die Seckendorff zu jener zeit componiert hatte? Seckendorff veröffentlichte in der ersten sammlung die compositionen von Goethes Fischer, Veilchen und Untreuem knaben, in der zweiten die zweier stellen aus der Proserpina. von allen diesen kommt nur der Fischer in betracht, weil die andern bereits im druck erschienen waren, für sie also das verbot des abschreibenlassens keinen sinn gehabt hätte. sehen wir uns aber nach einem zweiten liede um, zu dem Seckendorff im märz 1778 die musik gesetzt haben könnte, so bietet sich uns von selber das Mondlied dar. somit gelangen wir, sowol wenn wir von dem druck der Seckendorffschen Volkslieder als von dem briefe an Auguste Stolberg ausgehn, in die zeit oder ganz nahe an die zeit, die man schon bisher aus andern gründen, besonders aber auf Goethes brief vom 19 januar 1778, als die geburtszeit des Fischers und des Mondliedes annahm. die beiden gedichte gehören in der tat eng zusammen. sie sind gegenstücke, erzeugnisse von verschieden gerichteten stimmungen, die durch den selbstmord der Christel von Lassberg in Goethe neu aufgeregt wurden und im Fischer unmittelbar, im Mondlied etwas später [1] nach hinzutritt weiterer eindrücke ihre künstlerische

sollen', angezeigt. das erscheinen noch später anzusetzen, verbietet die jahreszahl des titels.

[1] das Mondlied ist m. e. erst im februar entstanden. ich beziehe mich dafür auf folgende eintragungen in Goethes tagebuch vom februar: 12. *Fort-*

verkörperung fanden. — ich übergeh andre lieder, die mir K. falsch eingereiht zu haben scheint, weil bei dem mangel an objectiven anhaltspuncten meinung gegen meinung stehn würde.

Ist die sammlung vollständig? K. gibt von Hans Sachsens poetischer sendung, dem Klaggesang und dem Fischer nur die titel, weil die texte 'allgemein bekannt' wären und die ältern fassungen 'nur unerheblich' von den spätern abwichen (s. 34). aber der wert solcher sammlungen beruht gerade darauf, dass wir alles unmittelbar in ursprünglicher fassung neben einander haben. — bei den erwähnten gedichten werden wir immerhin durch die titel auf ihre zugehörigkeit zu der epoche von ende 1775—1781 und auf ihren platz innerhalb dieser aufmerksam gemacht. schlimmer ist es, dass 15 gedichte, von denen 14 nachweislich, eins mit gröster wahrscheinlichkeit in den kreis der sammlung fallen, ganz fehlen. es sind dies 1) *Durchlauchtigster! Es nahet sich* (dec. 1775). 2) *Hochwürdiger, 's ist eine alte Schrift* (febr. 1776). 3) *Feige gedanken, Bängliches Schwanken* (Lila). 4) *Was wir vermögen* (zum 30 januar 1777). 5) Gellerts monument (oct. 1777, vgl. 2, 333 und GJb. 9, 293). 6) *Es war ein fauler Schäfer* (Jery u. Bätely). 7) *Und wenn du's vollbracht hast* (an frau von Stein gesant 8 sept. 1780). 8) Canzonetta Romana (Merkur dec. 1780). 9) Epiphanias (zum 6 jan. 1781). 10) *So grofs als die Begierde war* (an Karl August 18 febr. 1781). 11) Versuchung (an Frau von Stein 1 juni 1781). 12) Nachtgedanken (an dieselbe 20 sept. 1781). 13) Der becher (datiert 22 sept. 1781). 14) An die heuschrecke (wie die beiden vorigen im Tiefurter journal von 1781). 15) Gränzen der menschheit. das letzte befindet sich in der sammlung Goethischer gedichte, die sich Herder auf grund der ihm vom dichter am 21 sept. 1781 überschickten originalien anlegte (Suphan GJb. 2, 105). da es in dem ersten weimar. liederhefte (1776/77) und in dem album der frau von Stein (1778 [1], vgl. Düntzer Arch. f. lg. 6, 98) noch nicht vorhanden ist, so gewinnt man mit einiger sicherheit als zeitgrenzen für seine abfassung die jahre 1778—1781 [2]. schwanken könnte man, ob

dauernde reine Entfremdung von den Menschen. 13. *Nachts zu Frau von Stein, wieder in Mondschein mit ihr spazieren.* 22. *Früh Plessing* ['*der sich Menschenhass aus der Fülle der Liebe trank*'] *ankommen.* 23. *Früh Plessing gesehen. Ward mirs nicht wohl mit ihm.*

[1] Düntzer setzt die entstehung des albums in das erste halbjahr 1778. ich möchte sie enger in den januar setzen, weil es weder den Fischer noch das Mondlied enthält. das jahr 1777 mit Roethe 16, 423 als entstehungsjahr mit heranzuziehen ist deshalb untunlich, weil die Harzreise an 1 stelle steht. aufser ihr ist zu den 28 gedichten des ersten weimar. liederheftes nur noch ein bruchstück von Hans Sachsens poetischer sendung (vgl. Düntzer und Roethe aao.) hinzugekommen. die gedichte haben in beiden sammlungen bis auf die Freuden des jungen Werthers, die frau von Stein an die 2 stelle rückte, dieselbe reihenfolge.

[2] K. behauptet, ohne gründe anzugeben, es sei später als 1781 verfasst (s. 33). wie er zu dieser behauptung angesichts der überlieferung

nicht noch einige lieder und wechselgesänge aus den dramen, die minder selbständige stücke sind als die oben unter nr 3 u. 6 aufgeführten, sowie einige isolierte anreden aus den Maskenzügen unter die lyrika aufzunehmen wären, wie es Eckermann und Riemer und spätere herausgeber getan haben [1]. mir schiene es richtig, ihrer praxis mit kleinen modificationen zu folgen, und ich würde auch die halbprosa der ersten fassung des Parzenliedes unbedenklich mit einschliefsen. wollte man aufserdem mit K. gedichte so zweifelhafter zeit wie die Grabschrift [2], oder so zweifelhaften ursprungs wie die widmungsstrophe in Kaysers Gesängen (von K. nicht aus dem original mit der bemerkenswerten toninterpunction, sondern aus der Hempelschen ausgabe abgedruckt) der ersten weimarischen lyrik einreihen, so würde sich die zahl der fehlenden leicht verdoppeln.

Berlin. ALBERT BIELSCHOWSKY.

Die Walpurgisnacht im ersten teile von Goethes Faust. von GEORG WITKOWSKI. Leipzig, Biedermann, 1894. VI und 88 ss. 8°. — 2 m.

Die fördernde und gewis sehr sorgsam vorbereitete monographie von Witkowski scheint, da sie als jubiläumsausgabe bis zu einem bestimmten termin fertig sein muste, in letzter stunde etwas eilig redigiert zu sein. wenigstens kann man mit dieser erklärung einige kleine incongruenzen und übereilungen am leichtesten aus der welt schaffen : es wird zb. s. 59 mit einem Paralipomenon operiert, dessen zugehörigkeit zur Walpurgisnacht auf s. 80 schon wider bezweifelt wird; s. 45 f erscheint eine deutung der verse 4092—4095, die doch nicht bestehn kann, sobald man erkennt, dass Mephistopheles sich dort einfach über die sitzen gebliebenen alten herren lustig macht und sie parodiert. ebenso wird W. die falsche erklärung der verse 3968 ff wol schon wider aufgegeben haben; so oft Goethe 'stimme' ohne nähere bezeichnung als überschrift setzt, ist jedesmal eine neue stimme aus dem gedränge gemeint.

Bringt man derlei kleine retouchen nachträglich in W.s studie an, so besitzt man eine abhandlung, die man mit freude list. hier waltet historisch-ästhetische kritik besonnen ihres amts

kommen kann, ist mir unklar. wenn irgend ein gedicht der Herderschen sammlung aus den von Goethe am 21 sept. 1781 geschickten papieren abgeschrieben ist, so ist es dies. denn es eröffnet die sammlung (Suphan aao. 108[1]).

[1] K. schliefst beide gruppen vollständig aus. deshalb musten nr 3 u. 6 und Epiphanias, das er den Maskenzügen zugesellt (s. 32), fehlen. Goethe hat bei Epiphanias anders entschieden.

[2] Goethe sante allerdings am 17 märz 1778 das gedicht an Auguste Stolberg; er mochte es damals unter alten papieren wider gefunden haben. in dem verzeichnis der Bäbe Schulthess aber heifst es (unter nr 63) : '*grabschrift.* 74'. und in der tat passt der inhalt viel besser zum Goethe von 1774 als zu dem von 1778.

und weifs für die künstlerisch-reinen wie für die verdriefslichen würkungen der Walpurgisnacht mit gleichem eifer die erklärung zu finden. indem W. die Paralipomena besonders scharf controlierte, fand er, dass der Walpurgisnachtstraum, für jeden unbefangenen erläuterer ein stein des anstofses, ursprünglich eine ganz andre stelle einnehmen sollte. völlige sicherheit in der reconstruction von Goethes erstem plan wird man gewis nie gewinnen, das spricht auch W. aus; im ganzen aber darf man ihm mit seiner argumentation recht geben. wie weit ich seinen versuch modificieren möchte, will ich mit wenigen worten sagen: die dreiteilung der ganzen Brockenwanderung (eine wanderung ist es, kein verweilen) in aufstieg, umschau auf dem gipfel, abstieg ist richtig. nur glaub ich in den partien, wie wir sie jetzt im ersten teil lesen, noch die spuren zu entdecken, dass Goethe in einem grofsen crescendo eine parodie aller menschlichen zerstreuungen, vergnügungen und feste hat geben wollen, wahrscheinlich — wozu schon die bilder die anregung geben konnten — in terrassenförmiger übereinanderordnung: auf niederer stufe das volksfest, ein grofser jahrmarkt, wo getanzt wird, wo die trödelhexe am platze ist, wo das gemeine hexenpack sich vergnügt. auf höherer stufe dann das treiben einzelner exclusiver kreise von verfeinerter gesellschaftlicher, besonders auch litterarischer bildung, wie es sich zb. in den versen 4072—95 darstellt. auch hier, wie in den andern sphären war für die satire ein breiter raum; und besonders konnte gerade hier die production der dilettanten, das Intermezzo platz finden, wie ja schon Prätorius von einem theater auf dem Blocksberg spricht. dabei möcht ich glauben, dass Paralip. 31 die einleitung nur eben zu diesem Intermezzo ist, ein geschwätz im publicum, ehe der vorhang sich hebt; mich bestärkt in dieser ansicht der umstand, dass Paralip. 40 (also ein ansatz zur ausführung von nr 31) ebenso wie das ganze Intermezzo und das gerede der alten herren (4076 ff) in vierzeilern abgefasst ist. endlich sollte, wie Paralip. 48 zeigt und Paralip. 50 weiter ausführt, auf abermals höherer stufe unmittelbar an das Intermezzo sich die huldigung anschliefsen, dh. an das fest des dritten standes und die unterhaltung der bürgerlichen und niederen adelskreise das grofse hoffest, das nur gelegentlich die form der kirchlichen ceremonie annimmt. alles weitere hat im anschluss an Paralip. 50 W. vortrefflich entwickelt.

Was die datierung anlangt, so möcht ich, von skizzen abgesehen, nicht allzuviel hinter das jahr 1801 zurückrücken. die lyrische stimmung des frühlings 1798 kann recht gut der stelle *Vom Eise befreit* . . . zu gute gekommen sein.

Für den nachweis von quellen hat W. aufser den Paralipomena und Goethes tagebüchern auch die ausleihebücher der Weimarer bibliothek befragt. aber die ganze quellenfrage ist et-

6*

was ruschelig behandelt, gar nicht systematisch, wie W. verspricht. wenn zb. die Bezauberte welt von Balthasar Becker (was mir sehr einleuchtet) schon auf den Prolog im himmel eingewürkt hat, so kann doch Goethe sie nicht 1801 zum ersten mal gelesen haben. was soll also dies datum? überhaupt kommt bei der ganzen untersuchung nicht viel heraus, das beste knüpft sich an die Paralip. 27 und 29. Goethe selbst hat ja auch Schiller verraten, dass er für das hexenwesen im Faust 'gar keinen trost in büchern gefunden hätte' (Schiller an Körner 28 juli 1800). — wenn übrigens für die verbindung des Blocksbergfestes mit der Faustsage immer auf Löwens anregung hingewiesen wird, so möcht ich darauf aufmerksam machen, dass auch die verwertung des Brockens als eines entarteten parnass, wohin die elenden scribenten gehören, das motiv also, das Goethe im Intermezzo benutzt hat, in der litterarischen satire eine längere vorgeschichte hat. vielleicht zu den gleichen quellen wie Goethe, besonders bildlichen darstellungen, ist Samuel Gotthold Lange zurückgegangen in seinem Gegen-Parnass (Horatzische oden 1747 s. 96 ff). einige strophen des gedichts mögen hier platz finden; der dichter eifert wider *Battus Bruth*, dh. jene kunstrichter, jene Batteux, die durchaus am reim festhalten:

Unwissend in Natur lobt sie die Kunst,
Die, an Gedanken leer, die Sprache zwingt,
In weiter Fern erhebt sich dort die Wildnifs,
Ich seh das Haupt des rauhen Brocken ragen.
Auf den in der beschriebnen finstern Nacht
Der Hexen Schwarm in Reihen heulend hinkt,
Da ist der Sitz des Eselsöhrgen Midas [natürlich Gottsched],
Da herrschet er in einem ewgen Nebel.
Sein ächter Sohn [Schwabe], der grofse Teutoboch,
Herrscht unter ihm, bekränzt mit Hasenpappeln,
Der Frösche Volk koaxet aus den Sümpfen,
In das Geheul der Sonnenscheuen Eulen.
Die Fledermaufs umflattert das Gesträuch.
Vom dürren Baum ruft der verworfne Kauz,
An dessen Stamm die Murmelthiere pfeifen,
Das Irrlicht hüpft, die Dämmrung zu erleuchten.
Da schleichet sich ein fauler trüber Bach
Durch Sumpf und Koth. Sein stinkend leimicht Nafs
Kriecht von dem Berg und tränkt schmacklose Dichter,
Und Midas Hauch erhitzet ihr Geblüte.
Das Herze pocht, die Augen werden starr,
Es schäumt der Mund, die Finger werden krum,
Nun blasen sie mit gelblich braunen [so!] Antlitz,
Und schwellen mit der welken Haut des Bockes.
Der heifsre Ton schnarrt zu dem bäurschen Tanz
Ein Gassenlied, der trunkne Hirte jauchzt,

Und schwenket taumelnd die beschmuzte Hirtin,
Und klatscht den Takt mit ekelhaften Händen.
Ein andrer trabet nach dem Schellenklang
Auf Stelzen her, versucht die Luft und springt,
Er stürzt, und krächzet zu der Maultrompete
Mit lamen [so!] Gang, ein Lied vom Held aus Hunger.

Nun aber noch ein schlusswort über W.s buch : wenn wir dem verf. willig folgen bei seinen historischen untersuchungen und wenn wir erkennen und bewundern, was Goethe alles gewollt hat mit seiner Walpurgisnacht, so bleibt damit doch immer das Brockengetriebe und das leidige Intermezzo im ersten teil wie es ist. und keine macht der welt kann uns zwingen, bei der beurteilung des Faust uns an die Paralipomena zu halten. studieren wollen wir sie; dann aber erlaube man mir wenigstens, 'schade, schade!' zu rufen, beim anblick, wie weit die ausführung hinter dem plan zurückgeblieben ist. ich muss mit Vischer und andern es ewig bedauern, dass die elfen an so unglücklicher stelle, gleich nach dem ergreifenden erscheinen des idols, ihre komödie aufführen. darüber hilft kein historisches wissen hinweg.

Marburg i. H., juni 1896. ALBERT KÖSTER.

Goethes werke. 30 teil. Aufsätze über bildende kunst und theater. herausgegeben von dr A. G. MEYER und dr G. WITKOWSKI. Stuttgart, Union d. verlagsges. [auch u. d. t. : Deutsche nationallitteratur ... herausg. v. Jos. Kürschner. III bd. Goethes werke XXX.] o. j. LXXV u. 828 ss. 8°.

Über Goethes kunstaufsätzen hat ein eigenes misgeschick gewaltet, welches sie tatsächlich niemals zu zweckmäfsiger und eindrucksvoller veröffentlichung gelangen liefs und sogar manche stücke lange zeit völliger vergessenheit überlieferte. der miserfolg der Propyläen hatte Goethe verstimmt, sodass er seinen beitrag zu diesen in die erste und zweite der Cottaschen gesamtausgaben nur zum geringen teil aufnahm. vielleicht würkte auch rücksicht auf den verleger mit, dem eine grofse anzahl der Propyläenexemplare unverkauft geblieben war. in die ausgabe letzter hand sollten dann auch diese arbeiten aufgenommen werden; aber sie wurden auf die allerletzten bände aufgespart, bei deren bearbeitung Goethes kräfte (nach dem tode des sohns) doch schon sehr geschwächt waren. so sind nur die wichtigsten stücke in diese ausgabe gekommen; die masse der kleineren arbeiten, die preisaufgaben, die programme der Litteraturzeitung sind ausgeschlossen geblieben. endlich fanden die zahlreichen kunstaufsätze der letzten zwei jahrzehnte in den Nachgelassenen werken nur eine planlose zusammenwürfelung, bei einer auswahl und redaction von sehr zweifelhafter berechtigung.

Unter solchen umständen war es begreiflich, dass Schuchardt 1863 eine eigene separatausgabe von Goethes schriften zur kunst veranstaltete. so gut gemeint aber auch dies unternehmen war,

so brachte es doch keinen wesentlichen fortschritt. einen grofsen fortschritt dagegen bezeichnete Strehlkes sammlung in der Hempelschen ausgabe (bd 28). mit grofsem sammeleifer hat er ein gewaltiges material zusammengebracht und nur darin gefehlt, dass er in seiner finderfreude zu schnell bereit war, jeden aus dem Weimarer kreise stammenden aufsatz für goethisch zu halten, so dass er manches unberechtigter weise in seinen band von fast 1000 seiten aufgenommen hat. dagegen trat mit recht Weizsäcker auf, der in seiner ausgabe der Kleinen schriften von Heinrich Meyer (Litteraturdenkmale h. 25) diesem unermüdlichen mitarbeiter Goethes seine autorrechte wahrte, — und der rec. war in der lage, aus dem Weimarer archiv die ergebnisse Weizsäckers nicht nur im allgemeinen bestätigen, sondern auch an manchen puncten noch zu gunsten Meyers modificieren zu können.

Auf grund all dieser vorarbeiten und sehr gewissenhafter eigner studien, deren litterarhistorisches verdienst hauptsächlich Witkowski zufällt, ist nun diese neuste, commentierte ausgabe der kunstschriften entstanden. sie hatte mit einer besondern schwierigkeit zu kämpfen. die heute herschende kunstauffassung ist der Goethes diametral entgegengesetzt, und es hat dieser zustand auch schon in höchst einseitigen und verständnislosen veröffentlichungen über Goethes kunststreben ausdruck gefunden. mag man nun in diesen heutigen anschauungen einen dauernden fortschritt sehen oder eine vorübergehende verirrung, — nicht darum handelt es sich bei der beurteilung Goethes. seine anschauungen verdienen um ihrer selbst willen interesse zu erregen und an ihrem eignen mafsstab gemessen zu werden, — nicht ihr urteil nach ihrem verhältnis zur herschenden geistigen mode zu empfangen. wie sollte sich die geschichte des geistigen lebens gestalten, wenn man die anschauungen grofser geister danach richten wollte, ob sie 'wahr' oder 'falsch' gewesen seien, dh. mit den jetzigen übereinstimmten oder nicht? aber den historischen, objectiven standpunct zu wahren, ist in dem heftigen, kritischpolemischen treiben der gegenwart nicht leicht. die herausgeber — und besonders kommt hier Meyer in betracht — haben in der sehr ausführlichen einleitung dies trefflich verstanden. die urteile sind aus den tatsächlichen verhältnissen abgeleitet, sie sind sorgfältig abgewogen und doch nicht ohne bestimmtheit.

Doch hier haben wir uns vorzugsweise mit der edition selber zu beschäftigen. die hauptaufgabe, um die es sich handelte, war die möglichst vollständige beschaffung des materials und die treffende auswahl des authentischen goethischen eigentums. in beidem leistet die ausgabe alles, was ohne kenntnis der Weimarer archivschätze, welche ja für die im auftrag der grofsherzogin veranstaltete ausgabe reserviert bleiben, geleistet werden konnte. wenn ich trotzdem hier über einzelne puncte mich kritisch äufsern werde, so rechtfertigt sich das nur dadurch, dass ich das ma-

terial des archivs als mitarbeiter an der Weimarer ausgabe durchforscht und so einige neue aufschlüsse gewonnen habe. vor allem ist mir dabei klar geworden, dass die principielle gemeinsamkeit Goethes und Meyers bei diesen arbeiten noch viel weiter gegangen ist, als man ohne directe archivalische zeugnisse überhaupt für möglich halten konnte. sie ist so weit gegangen, dass keiner von beiden sich gescheut hat, die arbeit des andern nach aufsen hin gelegentlich auch als seine eigne arbeit zu bezeichnen. die vorliegenden handschriften — und zwar nicht nur reinschriften, die ja abschriften sein könnten, sondern concepte, vorstufen aller art, mehrfache redactionen — beweisen unwiderleglich, dass man angaben über die autorschaft, welche sich in briefen an dritte personen finden, absolut keine beweiskraft beilegen kann. nur die correspondenz beider unter sich kann sichere zeugnisse liefern. nach aufsen hin wollten sie als eine firma gelten, und es herschte der vollste geistige communismus. da aber bei dem engen persönlichen zusammenleben der briefwechsel natürlich nur eine gelegentliche aushilfe war, so lässt er uns oft im stich, und wir wären grofsenteils auf die innere kritik angewiesen, wenn nicht in den Weimarer handschriften uns unwiderlegliche, freilich bei weitem nicht vollständige äufsere zeugnisse vorlägen.

Auf grund dieser voraussetzungen seien hier einige kritische bemerkungen über die auswahl der vorliegenden ausgabe angeschlossen, indem wir dabei ihrer eigenen, streng chronologischen anordnung folgen. gewis mit recht haben die herausgeber die recension der Moritzischen abhandlung (Merkur 1789) aufgenommen, für welche zwar keine handschriftliche gewähr vorligt, die aber durch die überzeugende beweisführung der note als goethisch erwiesen wird. unter den aufsätzen der Propyläen haben die verf. den anteil Goethes an der beurteilung der Chalkographischen gesellschaft richtig erkannt; dagegen ist der von ihnen aufgenommene aufsatz Über den hochschnitt Meyers arbeit mit einigen ganz unbedeutenden zusätzen Goethes. es war vollkommen begründet, diesen aufsatz für einen goethischen zu halten nach dem angeführten brieflichen zeugnis (an Schiller 28 juli 98): *In der Anzeige der neuen Anaglyphik gebe ich ein Beispiel* usw.; aber die unzweideutige tatsache des vorliegenden, vielfach corrigierten Meyerschen conceptes zeigt uns, dass Goethe an jener stelle als herausgeber der Propyläen, nicht als verfasser in erster person gesprochen hat. ob die drei s. 123f abgedruckten Kurzgefassten miscellen aus den Propyläen Goethe zum verfasser haben, ist zweifelhaft, da äufsere zeugnisse fehlen und die kürze dieser wenigen sätze kein sachliches urteil ermöglicht; doch haben die herausgeber bei dieser unsicherheit gewis recht getan sie aufzunehmen; denn es ist besser etwas meyerisches, das dem gedanken nach doch auch goethisch ist, aufzunehmen, als etwas

goethisches zu übergehn. trotz diesem grundsatz scheint mir aber die aufnahme des Archäologischen gutachtens (s. 148f) unberechtigt; dieses schon umfangreichere schriftstück erweist sich sowol durch den inhalt (besonders die historische datierung, auf welche sich Goethe nie einliefs) als durch den trockenen, nüchternen stil als arbeit Meyers.

Ganz besonders schwierig ist die kritische frage über die autorschaft der 'Preisaufgaben' und 'Preisverteilungen'. im allgemeinen gilt ja freilich der satz, dass die speciellen vorschriften für die preisstücke und die beurteilung der einzelnen eingesanten werke Meyern vorbehalten waren, dass dagegen Goethe die allgemeinen gesichtspuncte angab und auch die abschnitte allgemeineren inhalts persönlich verfasste. aber diese regel erleidet viele ausnahmen, und auch wo sie eingehalten wurde, hat doch öfters eine beteiligung des einen an der arbeit des andern stattgefunden, sodass man auch manchen, ursprünglich von Meyer stammenden abschnitt wegen der beträchtlichen mitarbeit Goethes wol aufnehmen durfte; so zb. die erste preisaufgabe von 1799. die herausgeber sind in diesem teil des materials sehr behutsam verfahren, sodass sie nur bringen, was zweifellos goethische arbeit ist.

Gewis mit recht haben sie den aufsatz über zwei Hackertsche landschaften aufgenommen; hier spricht der stil entschieden für Goethe; ebenso haben sie aus der besprechung der Riepenhausenschen erläuterungen zu Polygnot den anteil Goethes mit sicherm griff herausgehoben. dagegen ist der aufsatz Über majolikagefäfse, den die verfasser, obschon zweifelnd, aufgenommen haben, nach ausweis der hs. von Meyer. mit der auswahl der herausgeber aus den Neuen unterhaltungen kann man nur einverstanden sein, obgleich keine handschriftliche gewähr vorligt; den aufsatz Altes gemälde aber, den sie Minors beweisführung folgend aufgenommen haben, kann ich unmöglich für goethisch halten; gegenüber den angeblich beweisenden briefstellen kann ich nur darauf verweisen, was ich oben über den wert solcher stellen gesagt habe; AWSchlegels beiläufige äufserung kann über diese intime angelegenheit der W. K. F. gar nichts entscheiden; dagegen ist der trockene stil des aufsatzes zweifellos meyerisch; eine handschrift ist in Goethes nachlass nicht vorhanden. gewissenhafte durchforschung der kritischen vorarbeiten hat die herausgeber ferner dazu geführt, eine ganze anzahl aufsätze, welche Strehlke aufgenommen hatte, auszuschliefsen (s. s. LXXIII. LXXIV). man wird ihnen hier überall beipflichten müssen; auch bezüglich der bisher nicht beanstandeten anzeige der Riepenhausenschen Genovefa; hier geben sie die richtige interpretation einer bisher falsch verstandenen briefstelle, und ich kann zur bekräftigung von Meyers autorschaft noch hinzufügen, dass sich, wenn auch nicht ein originalmanuscript, so doch eine reinschrift dieser recension in

Meyers nachlass befindet. über die aus Kunst und altertum stammenden aufsätze wird eine durchforschung des hsl. materials gewis manches neue ergebnis liefern; ich selbst habe in dieser hinsicht bisjetzt nur den Meyerschen nachlass geprüft, und bin genötigt, auf einen bezüglichen punct näher einzugehn. es handelt sich um den aufsatz Goethes über Lionardos Abendmahl; ich habe eine aphoristische aufzeichnung Meyers veröffentlicht, welcher zweifellos Goethes ausdeutung der handlung und der einzelnen bewegungsmotive des bildes zu grunde ligt. die herausgeber wollen das nicht zugestehn und meinen sogar, dass ein durchschlagender beweis für die 'beteiligung' Meyers an der arbeit nicht geliefert sei. sie citieren jedoch an dieser stelle nur die in den Preufsischen jahrbüchern von mir gegebenen mitteilungen, nicht aber den vollständigen abdruck in der Vierteljahrsschrift 3, 375f. aus dem schriftstück in seiner gesamtheit ergibt sich unzweideutig, dass hier nicht notizen zu dem aufsatz eines andern, sondern eine im ersten stadium der gedankenbildung befindliche reihe von selbständigen beobachtungen vorligt. es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass Meyer schon 1797 in Mailand diese aufzeichnungen gemacht und sie später, als Goethe sich mit dem Abendmahl beschäftigte, aus seinen reisefascikeln hervorgeholt und dem freunde zur verfügung gestellt hat.

Die herausgeber haben auch die aufsätze über das theater den 'kunstschriften' angereiht. dies hat eine historische berechtigung durch den vorgang der Cottaschen ausgaben; praktische rücksichten hätten freilich mehr empfohlen, diese aufsätze den 'litterarischen arbeiten' Goethes anzuschliefsen, da sich dem leser wol öfter die notwendigkeit ergeben wird, diese gruppen gleichzeitig zu betrachten als die theater- und kunstaufsätze. im übrigen ist die ausgabe auch in praktischer hinsicht sehr befriedigend eingerichtet. der chronologischen anordnung ist ein systematisches verzeichnis des inhalts an die seite gestellt, durch welches eine bequeme übersicht der tätigkeit Goethes auf den einzelnen kunstgebieten ermöglicht wird.

Darmstadt. O. HARNACK.

Fortunati glückseckel und wunschhütlein, ein spiel von Adelbert von Chamisso (1806), aus der handschrift zum ersten male herausgegeben von E. F. KOSSMANN. [Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jahrhunderts herausgegeben von AUGUST SAUER. nr 54/55. neue folge nr 45.] Stuttgart, Göschen, 1895. XXXVI und 68 ss. 8°. — 1,20 m.

Diese älteste unter den modernen erneuerungen des Fortunatus, die nun am spätesten bekannt wird, verdient um ihrer selbst willen kaum ein interesse, nur um des verfassers willen. ihre bedeutung für Chamisso wurde bereits von Walzel in seiner biographie (Kürschners DNL. 148 s. XXVI—XXXII), wie nun, aus teilweise neuen quellen, in Kossmanns einleitung (s. VII—XVIII)



dargelegt, die volltönenden worte angeführt, mit denen Chamisso in prahlerisch romantischem stil von diesem werk als einem prüfstein seines talents, aber auch als muster einer ganz neuen art des dramas sprach. die ängstlich selbstquälerische art des jungen Chamisso und äufsere umstände, daneben schwierigkeiten der sprachlichen und dramatischen form haben das stück nicht gedeihen lassen, nach anfangs rascher arbeit im herbst 1806 blieb es liegen und scheint im laufe des jahres 1810 schon gänzlich aufgegeben. bis auf den völlig unberührten schluss lässt sich doch der gang der handlung reconstruieren, mit grofsen lücken, die sich aus der undramatischen arbeit — ohne rücksicht auf verknüpfung wurden einzelne scenen wie gedichte eines romanzencyclus ausgearbeitet — zur genüge erklären.

Es ist nur der zweite teil des volksbuchs, die Andolosiafabel, behandelt, daher auch der titel 'Fortunatus' künftighin wol zu vermeiden sein wird; die geschichte des Fortunatus wird kümmerlich in einigen erzählenden versen angedeutet. dies ist im grunde, wenn Chamisso nur éin drama schreiben sollte, fast selbstverständlich; selbst bei losester romantischer technik lässt sich nicht die geschichte des Fortunat und seiner söhne in éin werk zwängen. Tieck, dessen ungeheurer Octavianus doch als éin drama erscheint, hat bezeichnend genug im Phantasus die beiden Fortunatus-dramen verschiedenen verfassern zugewiesen; bei Decker und seiner gruppe bildet die erwerbung der glücksgüter durch Fortunat eine ganz kurze, vorspielartige exposition; der gewante theatermensch Bauernfeld ist auf den einfachen ausweg verfallen, die geschicke des Andolosia auf seinen vater zu übertragen, und so, allerdings mit aufopferung eines feinen zugs des volksbuchs, eine gute neue theaterhandlung herzustellen. so ist es nur Hans Sachs mit seiner ganz epischen technik, der beide teile in einer tragödie in fünf acten in gleicher breite vorführt, und sein nachahmer und verbesserer, der dichter des Kasseler Fortunatus (s. Harms Die deutschen Fortunatusdramen usw., Theatergeschichtl. forschungen v). entschied man sich aber für einen teil allein, dann muste selbst der kindlichste bearbeiter den zweiten wählen, den auch Tieck als den allein dramatischen bezeichnet. dieser teil enthält die runde geschichte von Andolosia und Agrippina, mit deren endlicher lösung durch die zweite entführung das interesse eigentlich vorbei ist; der schluss ist ersichtlich neu angeknüpft, um das endgiltige schicksal der wunschgaben zu erklären. Chamisso hat dies offenbar gefühlt, und darum ist sein fragment an einer sehr passenden stelle abgebrochen; er wollte indes tragisch schliefsen. die vermutung K.s (s. xxxv), dass Andolosia in geistiger umnachtung enden sollte, ist wol sehr schwach gestützt.

Der zweikampf der Agrippina und des Andolosia ist mit grofser treue nach der quelle, augenscheinlich einem jüngeren

jahrmarktsdruck [1], widergegeben. Chamisso führt wol eine ziemliche anzahl personen ein, aber keine einzige tritt irgendwie hervor, nicht einmal die gelegenheit, in den dienerfiguren etwas humor zu entfalten, ist benützt, nur die amme der Agrippina, die an stelle der kammerfrau tritt, ist ein wenig als moralisierende alte der übermütigen jugend entgegengesetzt. sonst sind die erfundenen figuren nur die träger einer anzahl von versuchen in den schwierigsten versmafsen, genau nach Tiecks muster im Octavian, und man kann sogar den leisen versuch erkennen, wie in den lagerscenen jenes dramas die einzelnen nationen zu charakterisieren. dieses flitterwerk ist womöglich noch äufserlicher als im vorbild, die einzelnen gedichte, wie man die reden wol bezeichnen kann, sind herzlich unbedeutend. besser gelungen sind die beiden lieder der Agrippina, worin ihre coquetterie sich dartun soll, deren eines, die Katzennatur, gewis das beste unter allen jugendgedichten Chamissos ist. leider ist die charakteristik auf die lyrik beschränkt, denn im fortgang der handlung, in der betörungsscene der Agrippina, ist trotz kunstvollen stanzenformen das volksbuch in seiner ganzen plumpheit und rohheit widergegeben. absolut unfähig erweist sich der dichter, dieser abstofsenden gestalt dramatische wahrheit zu geben, und dem gegenüber erscheint es im grunde gleichgiltig, wo er sich ein modell holen wollte [2]; er war durchaus nicht im stande, züge aus dem leben ins drama zu übertragen. man muss geradezu staunen, wie dürr und roh er die Agrippina sich dem Andolosia antragen lässt, ganz so kurz wie in der Katzennatur, wo allerdings die würkung eine ganz andre ist.

Ich weifs auch nicht, ob Walzel recht hat mit der tiefern bedeutung, die er dem Ampedo leihen will. er weist allerdings überzeugend nach, dass Chamisso, der sich damals so gern mit philosophie abgab, aus Epiktet ein stoisches lebensideal gewonnen hatte, das in der formel *Συνθέλειν* gipfelte, und das nicht nur in Adelberts fabel, sondern auch in den stanzen, zu denen des Eremiten platte moral im volksbuch erweitert wird, vorgetragen ist. indes fehlt dem Ampedo durchaus das *Θέλειν*, welches in der Fabel doch als notwendige durchgangsstufe vor dem *Συνθέλειν* erscheint. ich möchte fast annehmen, dass Chamisso in dem ungleichen brüderpaar nach gut goethischer weise zwei seiten seines ich darlegen wollte, den mangel an kräftigem entschluss im Ampedo — wie er in Adelberts fabel in dem langen schlaf geschildert erscheint —, die ungestüme sehnsucht im Andolosia. begreiflich, dass er dann nicht Ampedo, wie es so nahe lag, zur charge erniedrigen konnte, sondern ihm eine gewisse würde beliefs; das pfeifenrohr, bekanntlich ein wahrzeichen Chamissos,

[1] vgl. hierüber neben K. s. xix anm. 1, die untersuchungen Walzels in dessen recension, Euphorion 4, 132—145.

[2] hierüber K. s. ix f und Walzel aao.

würde wol stimmen. dieser anachronistische scherz, dass Ampedo raucht, und die ansprache an das publicum, worin das rauchen gerechtfertigt wird, ist neben einer stelle, wo anstatt des ohnmächtig gewordenen Andolosia der souffleur ein sonett zu ende spricht, das crasseste zugeständnis an romantische willkürlichkeit, auch diese beiden fälle ersichtlich nur aufputz.

Sonst folgt Chamisso mit geradezu ängstlicher treue der quelle, nicht nur der handlung nach — K.s einleitung gibt in dieser hinsicht eine gewissenhafte vergleichung des fragments und des volksbuchs nach Simrock, welche die geringen zutaten gebührend hervorhebt —, sondern selbst im sprachlichen ausdruck; durch flickworte, umstellungen, auslassungen udgl. ist eine versificierung erzwungen, ja einmal, in der scene zwischen Andolosia und der amme die prosa in den reden des Andolosia beibehalten, während die spanischen trochäen der amme eine erweiterung der vorlage darstellen. übrigens ist es immer ein charakteristicum Chamissos geblieben, dass er prosaische quellen einfach versificierte, wie in mehreren humoristischen gedichten nach dem Schatzkästlein [1], besonders aber in den terzinengedichten [2]; er scheute sich selbst nicht, gedichte fremder autoren [3], ein wenig formell umgearbeitet, in seine eigenen aufzunehmen, so sehr schätzte er die reine form. seine vollkommene naivität dabei ist über jeden zweifel erhaben: als übersetzer macht er es wider umgekehrt und dichtet ganz ungeniert strophen hinzu [4], wenn es ihm gerade so gefällt, selbst solche, die nur auf ihn passen. er hatte offenbar eine besonders weitherzige auffassung des litterarischen eigentums.

Interessant ist das fragment besonders für die sprachliche entwicklung Chamissos. man weifs ja, dass er im grunde nie mit den schwierigkeiten unsrer sprache fertig wurde; der Fortunat erweist nun auf schritt und tritt, dass er, wenn nicht französisch concipiert, so doch französisch gedacht war. in den anmerkungen macht K. auf einige gallicismen, fehlerhafte flexionen, fehlerhaftes genus udgl. aufmerksam, keineswegs auf alle. besonders auffallend ist die verwendung des absoluten particips, wie zb. VI 68:

[1] Böser markt und Der rechte barbier.

[2] der Matteo Falcone nach Mérimée, der Don Juanito Marques Verdugo usw. nach Balzac, Tue es lieber nicht nach Möser usw., überall fast wörtlich.

[3] der Republicaner als pendant zu einem gedicht v. VStraufs, der König im norden nach JCurtius; das berühmte Nachtwächterlied ist zwar keine übersetzung, doch ist jeder einzelne vers Bérangers Les missionaires entnommen, welche auch das motto abgegeben haben, und nur die einführung des nachtwächters ist neu.

[4] vgl. in der übersetzung von Bérangers liedern (jetzt Universalbibl. nr 452 u. 453) Alt-mütterchen, darin die letzte strophe nur auf Chamissos gemahlin passen kann, s. 99, und Die drei vettern s. 156, wobei die letzte strophe, mit beziehung auf die ereignisse der julirevolution, von Chamisso hinzugedichtet ist.

Der Damen Ruhm wird einzig uns versprochen,
Das Herz nicht legend eine andre Bitte;

ebenso IX 42, und noch öfters; ein reiner vocabelfehler die verwendung von *verderben* statt *verlieren* (frz. *perdre*) : XXI 9 und besonders XXI 114:

Wildgrimmiger Leu, du verdarbst in der Brust
Und der Liebe Gewalt und den Mitleid ganz,

wo sich neben der falschen übersetzung von *perdre* noch das französische *et — et* wörtlich widergegeben und obendrein ein genusfehler findet.

Es muss würklich rühren, wenn man bedenkt, mit welcher ungeheuren anstrengung der junge officier so schwierige — und manchmal würklich gelungene — wortgebäude wie in der VI scene gezimmert hat. unter diesen umständen zweifle ich, ob die französische version der Katzennatur, die K. als anhang gibt, eine übersetzung aus dem deutschen darstellt, und ob es nicht vielleicht umgekehrt ist. gerade dieses gedicht ist so ganz und gar eine französische chanson, dass man wol annehmen muss, Chamisso habe sich hier an irgendwelche kinderliedchen erinnert. es war ja nicht lange darnach, dass er im tone der höchsten freude von ähnlichen liedern schrieb, wenn er auch bei beginn seines französischen aufenthalts wenig günstig von ihnen urteilte.

Wien, im december 1896. VALENTIN POLLAK.

LITTERATURNOTIZEN.

Journal of germanic philology. editor GUSTAF E. KARSTEN, university of Indiana. vol. I, no. 1, 1897. the editor, Bloomington, Ind., U. S. A. 110 ss. 8°. der band zu 4 heften 12 m. — die neue zeitschrift ist würkung und zeugnis des aufblühens germanistischer wissenschaft in Amerika; sie wird, wenn sie ihre aufgabe richtig erfasst und durchführt, selbst hinwider die einheimische forschung verbreitern und vertiefen und selbständig machen helfen. für die deutsche forschung kann dieser unter andern äufsern und innern verhältnissen erwachsende anbau gemeinsamer wissenschaft höchst anregend werden und in mancher beziehung auch corrigierend würken. heute schon ist das Journal of germanic philology uns sehr nützlich und erwünscht, weil es bequemen und leicht zugänglichen überblick über die leistungen der amerikanischen fachgenossen gibt. so heifsen wir sein erscheinen herzlich willkommen und knüpfen ebenso warme hoffnungen als wünsche daran [1].

Das verzeichnis der mitarbeiter nennt auch 52 germanisten Deutschlands, der Schweiz und Österreichs, und unter den heraus-

[1] es verdient hervorgehoben zu werden, dass sieben persönlichkeiten mit deutschen namen in Indianapolis, Ind. das erscheinen der zeitschrift materiell ermöglicht haben.

gebern lesen wir als 'European co-editor' unseren deutschen collegen Georg Holz. aber der inhalt dieses 1 heftes ist ausschliefslich von amerikanischen forschern bestritten, und es ist wol zu erwarten — und zu wünschen —, dass das journal den eigenartigen charakter und wert, den es als zeugnis amerikanischer forschung hat, wahren wird. ist diese ein wesentliches glied im gesamtbetriebe der germanistik geworden — wie es heute schon die skandinavische ist —, so ist die engere litterarische berührung von selbst gegeben.

Das heft eröffnet eine arbeit Horatio SWhites (Cornell univ., Ithaca) 'The home of Walther von der Vogelweide' — in vortragsform eine zusammenstellung der wichtigeren hypothesen über Walthers heimat. man empfindet, dass Walther dem verf. nicht ein zufälliger gegenstand gelehrter forschung ist : etwas von der wärme, mit der wir Deutsche uns die gestalt des sängers gegenwärtig zu halten suchen, ligt über dem aufsatze. was die sache betrifft, so wünschte man Lampels weitläufige arbeit in den Blättern des ver. f. landeskunde Niederösterreichs genannt; auch Redlichs fund ist mit unrecht übergangen, Hallwichs böhmische hypothese hingegen zu stark hervorgehoben.

GHempl (university of Michigan, Ann Arbor) — 'Middle english *-wǭ-*, *-wō-*' — macht auf grund sorgfältiger untersuchung wahrscheinlich (gegen ten Brink, Sweet ua.), dass *ǭ* in wörtern, in denen es auf *w* folgt, bei Chaucer *ǭ* geblieben, nicht zu *ō* vorgedrungen ist : *sǭ*, *whǭ*, *twǭ*. die verhältnismäfsig seltenen reime solcher wörter auf *ō* (durchweg *dō*, *tō*) sind also als unrein anzusehen. H. will ferner die entsprechung ae. *wā* > me. *wǭ* überhaupt zu einem kennzeichen der südlichen mundart machen und versucht in einem 3 abschnitt die entwicklung der aussprachen *u*, *o* in *who, two, so, womb* ua. chronologisch zu bestimmen.

EPMorton (univ. of Indiana) spricht in seinem 'Shakspere in the seventeenth century' von den aufführungen Shakesperischer stücke in den zwei perioden von seinem auftreten bis 1642 und von 1660—1699, und kommt zu dem schlusse, dass Shakesperes beliebtheit grofs war und auch grofs blieb trotz der ihm feindlichen kritik des 17 jhs. das material, mit dem M. arbeitet, ist allerdings beschränkt und erlaubt kaum einen einigermafsen vollständigeren überblick über die gespielten stücke.

Sehr lehrreich ist GAHench (Ann Arbor) aufsatz 'The voiced spirants in gothic', über den lautwert von got. ƀ und đ in gewissen stellungen im worte. er weist mit glück die ansicht zurück, dass in den verbindungen *rb*, *lb b* den verschlusslaut bedeute — allerdings hat H. dabei vorgänger. wertvoller noch ist der zweite teil der arbeit, der den wechsel von *b* und *d* mit *f* und *þ* im auslaut und vor *s* nicht durch sandhi erklärt — wie zuletzt in sichtlicher überspannung dieser möglichkeit Streitberg getan hat — sondern durch ausgleichung mit formen, in denen

inlautend *b* stand. dabei individualisiert H. glücklich : dem sandhi gibt er seine gebührende stellung, freilich eine beschränkte. er bemerkt ferner, dass der wechsel zwischen *iþ, oþ, aiþ* usw. mit *id*, *od*, *aid* in verbalsuffixen nicht durch ausgleichung erklärt werden könne; die erklärung, die er versucht, bringt uns allerdings nicht viel weiter.

OBSchlutter (Hartford, High school), 'On old english glosses', weist an zahlreichen beispielen überzeugend die unzuverlässigkeit des abdruckes und die unzulänglichkeit der erklärungen nach, die Sweet seinen glossenbearbeitungen in den Oldest english texts hat angedeihen lassen. [vgl. jetzt auch denselben autor Anglia 19, 101 ff. 461 ff. 20, 136 ff.]

HSchmidt-Wartenberg (univ. of Chicago), 'Phonetical notes', liefert kleine beiträge zur experimental-phonetik : mit Rousselots apparaten untersucht er die schwingungen des labialen, dentalen und uvularen *r* an nordosteuropäischen sprechern (unter diesen ein hervorragender experimentalphonetiker wie Pipping) und die quantität der labialen mundschliefser im finnländischen schwedisch. er bringt auch abbildungen der *r*-curven und diagramme für die labial-versuche. ich halte die aufnahme derartiger untersuchungen in germanistische zeitschriften für erwünscht, weil man hoffen darf, dass dann das speciell physikalische ergebnis in deutlicheren zusammenhang mit der grammatik treten werde, als wenn die methode der untersuchung sowol als ihre darstellung mehr oder weniger geheimgut der physiker oder physiologen bleibt. aber der germanist bedarf genauer beschreibung des apparates, der methode der bearbeitung, der methode der verwertung des physikalischen ergebnisses und genaue deutung desselben ins grammatisch-phonetische. man vermisste das bisher in so vielen fällen, und wichtige versuche blieben dürr und unfruchtbar für die angewante phonetik. auch Schmidt-Wartenbergs aufsatz leidet an diesem mangel. die allgemeine verweisung auf Rousselots apparate und deren beschreibung bei Rousselot oder Koschwitz genügt nicht; die untersuchung der *r*-curven ist nicht in zusammenhang gebracht mit Wendelers beobachtung, dass dem *r* ein vocalklang beigemischt, das *r* vielmehr die modificierung eines solchen sei — um so mehr wünschte man beziehung darauf, weil Wendelers deutung mehrfach (zb. bei Auerbach Zs. f. franz. spr. 1894 s. 165) anerkennung gefunden hat.

FABlackburn (univ. of Chicago), 'Teutonic *eleven* and *twelve*', fasst *ainlif* (*twalif*) als adjectivische zusammensetzung aus *ain* (*twa*) + **libi* und deutet den zweiten bestandteil als 'anhang', aus $\sqrt{}$ *lip*, 'anhaften'; diese zahlbegriffe sind ihm also aus einem additionsprocess hervorgegangen. er trennt sie aber dadurch von der litauischen analogie und lässt deren erklärung offen.

Der herausgeber GustafEKarsten (univ. of Indiana) po-

lemisiert in seinen noten 'On the Hildebrandslied' gegen Kluges deutung des lautwerts der *t, tt* des schreibers, hält an der annahme fest, ein as. original liege in hd. aufzeichnung vor, kennt aber noch nicht Kauffmanns einschlägigen beitrag in der festschrift für Sievers. die conjectur zu v. 48 *weroldrîke* verschiebt ungünstig und verblässert den sinn. *wettu* v. 30 wird wider als *wêstu* gedeutet, ohne andere begründung, als dass der 'hochdeutsche schreiber' damit den sächsischen laut zu treffen geglaubt habe.

Es folgen noch über dritthalb bogen anzeigen, hauptsächlich des inhalts der Anglia bd 18, der Englischen studien bd 22, der Indog. forschungen bd 1—3. JOSEPH SEEMÜLLER.

Indogermanische sprachwissenschaft. von dr RUDOLF MERINGER, k. k. ao. prof. a. d. univ. Wien. [Sammlung Göschen nr 59.] Leipzig, Göschen, 1897. 136 ss. 8⁰. 0,80 m. — dem verf. war die aufgabe gestellt, in dem beschränkten raume dieses octavbändchens die sichern ergebnisse der indogermanischen sprachwissenschaft gemeinverständlich darzustellen — wahrlich kein leichtes kunststück, zumal wenn man wie M. den ehrgeiz hat, auch eine ganze laut- und formenlehre der vergleichenden grammatik in nuce geben zu wollen. voraufgeschickt sind zwei einleitende capitel, in denen über principien und methode der linguistik nach der psychophysischen und historischen seite gehandelt und einiges über den indogermanischen sprachstamm im allgemeinen mitgeteilt wird. ein schlusscapitel beschäftigt sich mit den fragen nach der ältesten cultur und der urheimat der Indogermanen, wobei der leser nicht im unklaren darüber bleibt, wie wenig hier mit den landläufigen mitteln der linguistischen paläontologie zu erreichen ist. vielleicht hätte M. besser getan, zu gunsten dieser abschnitte auf die darstellung der indogermanischen grundsprache, die nun einmal für einen so kurz gefassten populären abriss sich wenig eignet, ganz zu verzichten. dann hätten die beiden ersten capitel um so ausführlicher werden und hier die principienfragen durch zahlreichere beispiele aus dem bereiche der indogermanischen sprachen erläutert werden können.

Marburg i. H. PAUL KRETSCHMER.

Om språkets förändring. af AXEL KOCK. (Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola III.) Göteborg, Wettergren u. Kerber, 1896. 8⁰. 171 ss. — die populär-wissenschaftlichen vorlesungen an der Gothenburger universität wollen die neuesten und sichersten resultate der wissenschaft mitteilen und dabei in der form so leichtfasslich als möglich sein. dieses programm ist durch das werk des bekannten schwedischen sprachforschers voll und ganz erfüllt. die darstellung steigt vom leichteren zum schwereren auf. K. erörtert zunächst die begriffe s p r a c h e und d i a l e k t, bespricht dann die sprachmischung, das eindringen von

fremdwörtern, wobei hübsche beispiele für die nachahmung fremder innerer sprachform gegeben werden, onomatopoetische bildungen, untergang von wörtern, änderung der bedeutung und endlich änderung der wortform durch analogiebildungen und durch lautwandel. die beispiele sind meist dem schwed. entnommen, wobei dem verf. seine ausgebreitete kenntnis der mundarten zu gute kommt. der sprachforscher wird mit besonderem interesse den abschnitt lesen, in dem K. seine ansichten über die ausnahmslosigkeit der lautgesetze und die ursachen des lautwandels auseinandersetzt.

Baden i. N.-Ö., im sept. 1896. M. H. Jellinek.

Stammbaum und ausbreitung der Germanen von Ludwig Wilser. Bonn, PHanstein, 1895. x u. 59 ss. 8°. 1,20 m. — die schrift, die eine art verbesserter Zeuss im auszug sein soll, verdient den derbsten tadel; jede disciplin von einiger vergangenheit verfügt doch über ein bestimmtes festes capital von tatsächlichem wissen, das keinem völlig fremd sein darf, der sich in ihr versucht. mit leuten, die das nicht anerkennen und die sich über ein gewisses ehrenwertes mittelmafs von kenntnissen genialisch hinwegsetzen, ist nichts anzufangen. was soll man von einem autor sagen, der in phantastischen vorstellungen befangen folgenden grofsartigen satz als ausbruch tiefster weisheit verzapft (Wilser s. 26): 'die endung *ivii* ist gleichbedeutend mit dem vn. *Aviones*, *ʾΟβιοι*, *Ubii*, bedeutet 'mannen' (got. *aba*) und findet sich auch in *Chamavi*, *Ingaevones*, *Istaevones*'? ich denke nichts andres, als dass solcher wissenschaft gegenüber, die an die tollen deutsch-etymologischen orgien vieler unserer tagesblätter erinnert, die schärfste zurückweisung das einzig richtige ist.

Theodor von Grienberger.

Die mundarten Westböhmens. lautlehre des nordgauischen dialektes in Böhmen. von Heinrich Gradl. München, Chr. Kaiser, 1895. vii und 175 ss. gr. 8°. 4 m. — das buch Gradls ist ein sa. aus der eingegangenen zeitschrift 'Bayerns mundarten'. es bietet eine behandlung der lautlehre jenes teiles der mdaa. Westböhmens, welche dem obd. sprachgebiete angehören, und zwar dem oberpfälzischen (nordgauischen) teile des bairischen. ausgeschlossen sind von der behandlung die mdaa. des südlichen Böhmerwaldes, die dem südbairisch-österreichischen (nach Bremers bezeichnung) zufallen.

In der einleitung s. 1—32 sind die grenzen des bearbeiteten gebietes gegen das obersächsische und tschechische bestimmt, indem die orte namhaft gemacht werden, in welchen einerseits noch das nordgauische, anderseits das md. und tschechische gesprochen wird. dadurch wird unsere kenntnis der grenzen des obd. in Böhmen vervollständigt und teilweise berichtigt; dass G.s angaben verlässlich sind, ersieht man aus den im folgenden beigebrachten belegen. diese sind fleifsig und in bedeutender

anzahl gesammelt und sorgfältig geordnet vorgeführt, sodass sich der benutzer des buches ein ziemlich deutliches bild von der heutigen lautentsprechung des nordgauischen verschaffen kann. die lautschrift ist zum grofsen teile nach der in Brenners zeitschrift verwendeten gewählt und im grofsen und ganzen verständlich. das buch wird als stoffsammlung der mundartenforschung gute dienste leisten — dies ist aber auch alles. denn mit der bearbeitung der reichlich vorgelegten lautlichen entsprechungen ist es sehr schwach bestellt. dem verf. (er ist inzwischen gestorben : am 3 märz 1895) fehlte jede geschichtliche kenntnis der entwicklung der deutschen sprache. Weinholds Bairische grammatik und Frankes arbeiten über die obersächsische mda. bilden fast sein einziges wissenschaftliches rüstzeug, aber mit ängstlicher genauigkeit hat er die kleinen arbeiten und aufsätzchen über sein gebiet herangezogen (vgl. s. 28 f). der mangel eines sichern urteils in sprachlichen dingen zeigt sich oft genug. s. 42 zb. sind unter umgelautetem *e* fälschlich angeführt die entsprechungen von *fegen*, *säge*, *becher*, s. 43 *keller*, *stelze*, *lecken*, *schnecke*, *rechen*, *wespe*; die nhd. formen *geschwommen*, *geglommen*, *geronnen*, *gesponnen*, *gesonnen*, *gewonnen*, die in der westböhmischen mda. *u* haben, werden wie *genommen*, *gekommen* behandelt, ihr *o* soll ursprünglich, das *u* der mda. später daraus entstanden sein. die belege für mhd. *iu* werden ohne sichtung vorgeführt s. 74. mehr als im vocalismus zeigt sich im consonantismus, dass dem verf. der eigentliche zweck seiner arbeit ebenso unklar war, wie er an den fortschritten der deutschen sprachwissenschaft ahnungslos vorübergieng; überall das heifse bemühen, aus dem gesammelten stoffe etwas herauszubekommen, und fast nirgends ein nennenswertes ergebnis. manchmal stöfst man auf ganz brauchbare beobachtungen der aussprache, dann begegnen aber wider sätze, deren unrichtigkeit auch dem weniger geschulten auffallen muss. die angabe s. 121, dass '*f*, der reibelaut der zungenzahnlaute, an und für sich schon doppelconsonant (*p* und *h*) . . . . .' ist, steht zum glück vereinzelt da, aber an vielem ist der verf. achtlos vorübergegangen. man kann aus der angabe über die jetzige aussprache der westböhmischen lenes *b*, *d*, *g* wol entnehmen, dass im satzanlaute eine art fortis *p*, *t*, *k* dafür gesprochen wird, wie weit aber dies für den wortanlaut im inneren des satzes gilt, sucht man vergeblich in dem buche zu finden. es ist auch gar nichts über die stimmlosigkeit dieser consonanten gesagt. dass in den lautfolgen *bm*, *dn*, *gŋ* die mda. *b*, *d*, *g* mit nasenexplosion spricht, hat G. nicht erkannt; er schreibt ^{b}m, ^{d}n, $^{g}ŋ$, weil diese lenes hier besonders schwach erscheinen.

Ebensowenig wie die lautlehre entspricht die in der einleitung aufgestellte behauptung, dass das nordgauische mitteldeutsch sei, in der beweisführung den anforderungen. die hauptstütze

des verf.s bilden die entsprechungen *ei*, *ou* für mhd. *ie*, *üe* und *uo*, ferner für *ē*, *œ̄* und *ō* die diphthonge *äi*, *au*, welche das nordgauische von den umgebenden mdaa. abhebt. dass das kennzeichen des md. nicht im vocalismus gesucht werden darf, ist dem verf. nicht bekannt. dieser abschnitt ist ebenso verfehlt und völlig unzureichend bearbeitet, wie alles im buche, was über den rahmen der blofsen stoffsammlung hinausgeht; diese aber ist, wie ich nochmals hervorhebe, reichhaltig und nach den mhd. lauten geordnet, sodass die arbeit in dieser hinsicht immerhin von nutzen ist, wenn man im auge behält, dass dem verf. die mittel zur genauen sichtung gefehlt haben.

Innsbruck, 1 april 1897. JOSEPH SCHATZ.

Social forces in german literature. a study in the history of civilization by KUNO FRANCKE, ph. d., assistant professor of german literature in Harvard university. New-York, Henry Holt and Co., 1896. (2[d] edit. 1897.) XIV und 577 ss. 8⁰. — der titel hat eine andere art von buch erwarten lassen, als in dem stattlichen bande vorligt. eine studie über die zustände der gesellschaft, ihre materiellen grundlagen, ihre veränderungen und die weise, wie sich das alles in der litteratur abspiegelt, war zu vermuten, und eine geschichte der deutschen litteratur, ein nützliches handbuch, ist daraus geworden. über seine auffassung des ganzen spricht sich der verf. (s. VI) folgendermafsen aus : 'it seems to me that all literary development is determined by the incessant conflict of two elemental human tendencies : the tendency toward personal freedom and the tendency toward collective organization. the former tends to the observation and representation of whatever is striking, genuine, individual; in short, to realism. the latter leads to the observation and representation of whatever is beautiful, significant, universal; in short, to idealism.' mit hilfe dieser grundanschauungen wird nun der ganze stoff der deutschen geschichte und litteratur gruppiert, und in einem wechsel von schönster regelmäfsigkeit zwischen realismus und idealismus rollt die ganze entwicklung vor uns ab. die auffassung ist nicht neu, die construction aber jedesfalls viel zu einfach, als dass sie wahr sein könnte. in so simple schemata lässt sich heutzutage die geschichte keines volkes mehr einzwängen. sieht man überall ein bischen näher zu, so weisen sich die vergewaltigungen der tatsachen aus. nur ein paar beispiele : s. 9 heifst es von den Germanen der völkerwanderung: 'once, in their native woods, they were free men; now, on foreign soil, they obey kings'. das verhältnis zwischen Heliand und Otfrid bezeichnet der verf. s. 41 mit dem schlagworte 'ascendency of clericalism' und misst den abstand zwischen beiden mit dem ausdruck : 'the most striking exemple of this change in the literary taste of the time —'. wunderlich einseitig ist die betrachtung des mittelalterlichen lebens s. 63 ff, die durch die beischriften : 'absence of individual liberty' und 'community of interest'

sich kennzeichnet, vgl. noch s. 105 f. auch das urteil über Hartmann, Gottfried und Wolfram s. 98 f ist um der construction willen verschoben und in dieser verallgemeinerung unrichtig. die deutsche romantik charakterisiert F. s. 402 in folgender weise, die eine verhängnisvolle ähnlichkeit mit den litterarhistorischen pamphleten von Georg Brandes aufweist : 'here we have, in outline, the history not only of German politics from 1800 to 1848, but also of German Romanticism in its erratic course from entire moral disintegration, through a brief but glorious epoch of reconstructive efforts, to a dead, reactionary quietism, which would seem altogether hopeless, if it did not after all contain in itself the fundamental elements of the new national life that had been born in the popular uprising against Napoleon'. vgl. noch s. 424. 426. in Richard Wagner läuft die construction aus.

Wahrscheinlich täte man jedoch dem verfasser unrecht, wenn man ihn gar so hart beim worte nähme, und es war ihm mehr darum zu tun, eine den lernenden bequeme einteilung des stoffes durch allgemeine principien zu begründen, als diese strenge durchzuführen : ist es ja eigentlich ein lehrbuch, das er herstellt. und von diesem puncte aus mag man ihm gerne anerkennung widerfahren lassen. er hat sich tüchtig in den umfangreichen stoff eingelesen (kleinigkeiten zu zausen, wäre bei dem charakter des werkes übel angebracht), besser in den für ihn auch wichtigeren neuhochdeutschen als in den altdeutschen teil, hat sich mit guten ausgaben und hilfsbüchern umgeben, und bemüht sich nach kräften, aus eigener kenntnis zu schöpfen. das zeigt sich gelegentlich in der auswahl der proben, wo neben den wolvertrauten zierstücken der anthologien auch stellen begegnen, die durch selbständige lectüre gefunden wurden. so beurteilt er Klopstock günstiger, als Scherer tat, und sucht Schiller und Goethe mit worten eigener prägung zu rühmen. dabei schreibt er ganz angenehm lesbar, sorgt dafür, dass die sachen leicht gemerkt werden können, und liefert somit im ganzen eine sehr achtbare arbeit, welche hoffentlich das studium deutscher litteratur in Amerika um ein gutes stück fördern wird. [die guten erwartungen für die zukunft dieses werkes, die sich auf seine soliden vorzüge gründen, gehn bereits in erfüllung, denn nach jahresfrist stellt sich eine zweite, nur leise veränderte auflage ein, die für die rasche beliebtheit des buches willkommenes zeugnis ablegt.]

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

Das Waltharilied. eine heldensage aus dem zehnten jahrhundert im versmafse der urschrift übersetzt und erläutert von prof. dr ALTHOF. [Sammlung Göschen 46.] Leipzig, Göschen, 1896. 152 ss. 8°. 0,80 m. — eine wertvolle bereicherung der verdienstlichen 'sammlung Göschen' bietet das vorliegende bändchen mit seiner übertragung des Walthariliedes, die nach der bereits vor mehreren

jahren im 37 bande der Germania von dem verf. ausgesprochenen absicht nicht lediglich den poetischen inhalt der dichtung im allgemeinen zum ausdruck bringen will, sondern möglichst in der gestalt, welche der dichter des 10 jhs. seinem werke zu verleihen für gut befunden hat: er wählt daher als versmafs den hexameter. nur tut es das versmafs allein auch nicht; die zahlreichen bunten flitter in worten und bildern, die Eckehard seinem vorbilde, dem Vergil abborgte, lassen sich natürlich in einer übersetzung nicht kenntlich machen, und doch bilden sie ein charakteristisches merkmal des gedichtes. auf keinen fall war also der abdruck eines stückes im original, etwa eines abenteuers, zu umgehn, um dem schüler, der latein versteht, eine vorstellung von dessen eigentümlichkeiten zu geben. da die übersetzung in erster linie für die schule bestimmt ist, so hätten auch abweichungen von dem grammatisch fixierten sprachgebrauch möglichst vermieden werden müssen, also zb. v. 115 der infinitiv 'thuen', oder 571 der unrichtige casus in der apposition 'dir Hildegund, meine verlobte'; sodann war der hiatus viel mehr einzuschränken. aufserordentlich wertvoll sind aber die erläuterungen, die A. in grofser ausführlichkeit beigegeben hat. sie behandeln in erster linie germanische altertümer, soweit diese im Waltharilied berührt werden, sind von dem sichern blick eigenen studiums geleitet und sehr geeignet, dem schüler zu zeigen, dass das germanische altertum nicht nur sprachlich zu erfassen ist, sondern auch culturgeschichtlich des interessanten genug bietet. K. Marold.

Monumenta Germaniae historica. Legum sectio IV. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum. Tomus II ed. Ludovicus Weiland. Hannover, Hahn, 1896. XXII und 691 ss. 4°. — dem trefflichen herausgeber des ersten bandes war es nicht vergönnt, den abschluss des zweiten zu erleben. unablässig mit der drucklegung beschäftigt, hatte Weiland schon den 53 bogen erledigt, als ihm der tod die feder aus der hand nahm. er nannte die editorentätigkeit gern eine undankbare, aber wer gründliche und scharfsinnige arbeit zu schätzen weifs, wird über dem werke nicht seinen schöpfer vergessen und des mannes eingedenk bleiben, der eine so unvergleichliche grundlage für weitere studien wie diese ausgabe der Constitutiones geschaffen hat. auch seiner früheren mühevollen arbeiten, welche seine meisterschaft in der editionstechnik bekunden, vor allem der ausgabe der Sächsischen weltchronik, des ersten geschichtswerkes in deutscher prosa, der des Martin von Troppau und so vieler anderen darf in diesem zusammenhang wol hier gedacht werden. es waren arbeiten zugleich eines philologen und eines historikers, und als dankbarer schüler von Waitz sowol wie von Müllenhoff hat W. sich oft bekannt. — das ms. für den vorliegenden band hatte W. zum grösten teile abgeschlossen, sodass Schwalm, sein treuer mitarbeiter, den druck ohne arge störung zu ende führen konnte.

der band enthält die reichsgesetze und staatsacten aus der zeit von Philipp vSchwaben bis auf Rudolf vHabsburg (1198—1272), er umfasst also die für die mittelalterliche entwicklung des deutschen reiches bedeutungsvollste periode, und in souveräner beherschung des stoffes hat W. sowol das verhältnis von staat und kirche und die beziehungen der reichsgewalt zu den einzelnen teilen als auch ihre rechtlichen und wirtschaftlichen, kriegerischen und finanziellen seiten berücksichtigt und erläutert. dementsprechend weist die neue ausgabe gegenüber der von Pertz (1837) eine beträchtliche anzahl von neuen stücken auf, doch wird ihr wesentlichster vorzug in der gröfseren reinheit und zuverlässigkeit der texte zu erblicken sein und in dem kraftvollen zusammenfassen mühseliger einzeluntersuchungen in den einleitungen und knappen anmerkungen. diese vorzüge machen sich auch bei den nur drei deutschen texten bemerkbar, welche der band enthält. zwei davon, ein bairischer landfriede von 1256 und ein österreichischer von 1256/61 entstammen einer Wiener hs. s. XIII und fehlen bei Pertz; die übersetzung des grofsen Mainzer landfriedens von 1235 dagegen, deren original verloren ist, hat W. in sehr instructiver weise in drei fassungen nebeneinander gedruckt. die erste oberdeutsche ist einer Münchener hs. saec. 13 entnommen (Pertz 571); die zweite einer Giefsener s. 15, deren schreiber seine niederdeutsche vorlage recht übel verstanden hat; die dritte der bekannten Wolfenbüttler mit bildern geschmückten hs. des Sachsenspiegels s. 14 in mitteldeutscher sprache. in der einleitung erörtert W. das verhältnis dieser drei übersetzungen zu der amtlichen von 1235 sowie zu den constitutionen von Rudolf, doch würde ein eingehn darauf hier zu weit führen. auch mangeln mir die genügenden sprachlichen kenntnisse, um die m. e. noch nicht ganz abgeschlossene frage zu erledigen. — Schwalm hat dem bande aufser dem orts- und personenverzeichnis auch ein glossar beigegeben, welches nach den stichproben nicht minder gut als der text gearbeitet ist und den benutzer auch auf die in den lateinischen texten verstreuten deutschen wörter hinweist. VON DER ROPP.

Die deutschen altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun, von dr OSKAR HARTUNG. Cöthen, Otto Schulze, 1894; VI u. 551 ss. 8⁰. 7 m. — das buch wird in den kreisen, für die es bestimmt ist, dankbar benutzt werden. aus einem gymnasialprogramm hervorgegangen, will es zunächst auch den praktischen bedürfnissen des unterrichts dienen, indem es als ein hilfsbuch beim unterricht der erklärung unserer heldensagen eine breitere sachliche grundlage zu bieten bestrebt ist. verwantschaft und stände, verfassung und rechtsgang, ritterliche einrichtungen und tägliches leben, tracht und wohnung, krieg und schiffahrt werden, wie sie in den Nibelungen und der Kudrun sich darstellen, mit eingehnder verwertung der textstellen zugleich nach ihrer histo-

rischen entwicklung behandelt. in letzterer hinsicht schöpft der verfasser wol selten aus erster hand, und er weifs die qualität der benutzten gewährsmänner nicht immer richtig abzuschätzen. aber die neuen sprachlichen und sachlichen handbücher sind doch umfänglich herangezogen, und für das mittelalter ist auch die speciallitteratur mit nutzen verwertet. besondere rücksicht wird der nach den kreuzzügen sich allmählich vollziehenden wandlung des geschmackes und des lebens gewidmet. aber ich glaube, dass der verf. zu weit geht, wenn er aus diesen beobachtungen noch genauere daten für die entstehungszeit der epen zu gewinnen hofft. denn erstens ist das volksepos die conservativere litteraturgattung, und zweitens hat der deutsche osten mit dem westen sicherlich nicht gleichen schritt gehalten. wenn auch einige historische wendepuncte im auge zu behalten sind, so bleibt es im übrigen doch unmöglich, hier noch genauere bestimmungen nach decennien vorzunehmen.

Auch der fachmann wird bei der reichhaltigkeit des gebotenen materials das buch öfter zu rate ziehen, dabei allerdings, wo der verf. weiter ausholt, fast auf jeder seite anstofs nehmen. ich gebe nur einige belege aus dem beliebig herausgegriffenen letzten abschnitt über das 'schiffswesen'. dass Wieland oder Wate in der deutschen mythologie als erfinder des schiffes gegolten (s. 527), beruht auf einer willkürlichen annahme Simrocks. die Chaucerstelle über Wate (Zs. 6, 67) besagt nichts dergleichen. dass die totenbäume der alten gräber mit der fahrt über den totenstrom etwas zu tun hatten (528), ist sehr zweifelhaft. der einfluss der Römer auf die schiffskunst der Germanen (529) wird überschätzt. dass das germanische *skip* 'schiff' im verdacht uralter entlehnung stehe (530), ist eine durch nichts begründete vermutung Kluges. es führt zusammen mit altnord. *skipa* 'zu stande bringen, ordnen', *skipta* 'arrangieren', *skipan* 'anordnung, besatzung eines fahrzeuges', bairisch 'geschiff' usw. auf eine ursprünglich weitere bedeutung und wird am besten aus der alten heeres- und schiffsverfassung der Germanen zu erklären sein . . .

Für die zukunft würde, nachdem der verf. so ausführliche studien gemacht hat, eine concentrierung und nachprüfung des materials mehr zu empfehlen sein, als eine weitere vermehrung, die notwendig vielfach unkritisch bleiben müste. R. HENNING.

Die metrik der Nibelungenbearbeitung k. von dr JUSTUS LUNZER (sa. aus der Festschrift des deutschen akademischen philologenvereins in Graz.) Graz, Leuschner & Lubensky, 1896. 13 ss. 8°. — L. gibt hier eine ergänzung zu seiner sorgfältigen arbeit über den Piaristentext des Nibelungenliedes, Beitr. 20, 345 ff. die unterschiede zwischen dem versbau der bearbeitung und dem des originales können wir so bezeichnen: 1) die verse in k haben einheitliche silbenzahl; 2) die cadenzen in k sind ausgeglichen:

alle ungeraden kurzverse schliefsen klingend (oder wenigstens zweisilbig ⏑́ ⨯̀), alle geraden schliefsen stumpf; 3) innenreime werden gemieden (die wenigen, die sich finden, müssen auf nachlässigkeit beruhen); 4) das langzeilen- und halbstrophenenjambement ist in k sehr eingeschränkt. — alles das dient einer nivellierenden tendenz, und k geht darin weiter, es ist folgerichtiger, puristischer in seinem versbau als die andern überarbeitungen der mhd. volksepen. es hätte sich gelohnt, wenn L. diesen auch einige rücksicht gegönnt hätte.

Indem L. von der ansicht ausgeht, dass die silbenzählenden verse des 15/16 jhs. gleichmäfsige taktfüllung haben, besteht die aufgabe für ihn (wie auch für Helm in der diss. über die reimpaare des 16 jhs.) vor allem darin, die relative häufigkeit und die besonderen arten der tonverletzung zu ermitteln. er kommt zu dem ergebnis, dass diese tonverletzungen nicht so zahlreich und nicht so hart sind wie bei Seb. Brant oder gar bei HSachs. von der andern auffassung aus würde man sagen: k hat die gleichförmig-iambische füllung verhältnismäfsig stark bevorzugt. ganze strophen mit lauter zweisilbigen innentakten sind in k gar nicht selten. häufiger widerkehrende tonverstöfse sind nur die *Palmúng*, *hürnéin* usw. im reime. — hinsichtlich der scheinbar klingenden reime (L. s. 79) wäre zu ergänzen, dass sich die nicht mit *-n*, *-en* schliefsenden auf die reimwörter *nider*, *sider*, *wider* beschränken (die 4 bei L. angeführten stellen sind die einzigen in dem ganzen gedichte). dass die schlüsse *kumen*, *genumen* zu denen gehören, die in der gesprochenen mda. notwendig zwei silben hatten, bezweifle ich; man vgl. auch schreibungen wie *geschworen : zorn*. unter die phonetisch zweisilbigen reime haben sich nur drei wörter (*fragn*, *lagn*, *wagn*) mit alter länge der pänultima eingeschlichen.

Die phonetische beschaffenheit des reimes wird nur kurz berührt, weil L. der s p r a c h e des denkmals einen weitern aufsatz widmen will. zu Beitr. 20, 490 f möcht ich noch auf den auffälligen umstand hinweisen, dass die von B abweichenden reime in 351, 3. 4 *beschlagn* : *tragn* (B 352 *erhaben* : *haben*) und 378, 3. 4 *gemut* : *gut* (B 379 *nam* : *lobesam*) ein reimwort enthalten, das Bartsch (Unters. s. 31. 45) für die hinter B* und C* zurückliegende assonanz vermutet hatte (*durchslagen* : *haben*; *truoc* : *muot* od. *.guot*).

Berlin, 12 märz 1897. ANDREAS HEUSLER.

Die Haimonskinder in deutscher übersetzung des 16 jahrhunderts herausgegeben von ALBERT BACHMANN. [Bibliothek des litterarischen vereins in Stuttgart CCVI.] Tübingen, 1895. XXIII und 310 ss. — seiner ausgabe des Morgant (1890) lässt hier B. die übersetzung eines zweiten franz. romans durch den gleichen schriftsteller folgen. ob es diesem auch so gut geworden ist wie dem ersten, den sich im j. 1551 ein eifriger leser abgeschrieben hat, können

wir in anbetracht des vielfachen verlustes von hss. nicht wissen. für den öffentlichen verkauf wurde um jene zeit (die übersetzungen selbst stammen aus den jj. 1530 und 1531) kaum mehr abgeschrieben. die nach erfindung des buchdruckes bis heute hsl. verbreitete litteratur würde einmal eine zusammenfassende untersuchung verdienen. gelesen wurden die vor jener zeit verfertigten hss., wie wir aus allerhand zusätzen, glossen, überschriften, bemerkungen ersehen, jedesfalls noch sehr lange. auch hsl. verfasst zur dedication au hohe gönner oder im auftrage reicher leute wurde noch manches ohne rücksicht auf den druck, bis ins vorige jh. so VWarbecks Magelone, so wol auch unsere beiden romane. abgeschrieben wurden am meisten gebetbücher und wissenschaftliche abhandlungen, vor allem arzneibücher, beiderlei noch heute hsl. auf dem lande cursierend; vgl. auch die collegienhefte der studenten und die kochbücher der frauen. die lyrik erhält sich in hslichen meistergesang- und liederbüchern und bis heute in den poesiealbums junger mädchen. ebenso das drama : man denke an die passionsspiele, die puppenspiele, wie an das noch lebendige ausschreiben der rollen. auch als abschrift einer epischen dichtung steht die erwähnte des Morgant von 1551 nicht vereinzelt; ich brauche blofs an die grofse Ambraser hs., den Lancelot im cod. pal. germ. 91 und 92, an die hs. des Wolfdietrich B von 1516, das neu entdeckte Faustbuch vor 1587 uam. zu erinnern. aber derartiges wird immer seltener; in Russland laufen noch heutzutage hsliche volksbücher erzählenden inhalts um, bei uns wird das, wenn man etwa von verbotener litteratur absieht, kaum mehr vorkommen. natürlich ist die verbreitung dieser litteratur weit geringer als die der gedruckten und darum auch ihre litterarische einwürkung sehr beschränkt, obwol durchaus nicht gänzlich zu verneinen. aber verbreitung und würksamkeit eines dichtwerkes oder der übersetzung eines solchen ist nur eines der kriterien für unsere wertbestimmung : wenn auch Goethes fragmente des Ewigen juden für die mitwelt nicht existierten und würkungslos blieben, wird doch niemand ihre drucklegung beklagen, und nicht anders stünde es, wenn die Schlegelsche Shakespeareübersetzung erst ein jahrhundert nach dem tode ihres verfassers aus dessen nachlasse herausgegeben worden wäre. es fällt mir nicht ein, diese mittelmäfsigen versuche so hoch zu stellen; aber wenn einmal eine geschichte der deutschen übersetzungskunst geschrieben wird, oder noch besser eine geschichte der deutschen litteratur mit dem einteilungsprincip der selbständigkeit, von der übersetzung über die bearbeitung zum freien dichtwerk vorschreitend, die selbständigkeit im unselbständigsten, der interlinearversion und dem glossar, die unselbständigkeit im selbständigsten, dem originalwerk des genies, nachweisend — dann werden diese Schweizer versionen, die unsrigen mit denen Thürings, Zielys und Wetzels zusammen eine abgegrenzte gruppe

bilden. auszüge und besprechungen aber genügen dazu nicht, davon mag Strobls Heinrich vNeustadt und selbst Löseths Tristanroman leicht überzeugen; für feinere untersuchungen braucht man doch immer das ganze material. noch gröfser ist die grammatische wichtigkeit derartiger umfangreicher originalmanuscripte wegen ihrer individuellen lautgebung gegenüber der traditionellen der officinen.

Ich weifs nicht, ob B. bei seiner intimen kenntnis der Schweizer dialekte nicht weiter hätte kommen können, als er gekommen ist; da der codex um 1551 in Zürich gewesen zu sein scheint, so hätte sich aus lautgebung und wortschatz vielleicht doch feststellen lassen, ob wir es hier würklich mit dem dialekt des Züricher oder eines andern gebietes zu tun haben. jedesfalls wird, wer hier über ihn hinauskommen will, wider das ganze material überblicken müssen.

Wenn es freilich so stünde, dass wir nur die wahl hätten zwischen dem druck dieser prosaromane und dem der werke Rudolfs vEms, der kleinen gedichte des Stricker, des noch immer unterschätzten Titurel usw., so würde man sicher dafür stimmen, den druck jener zu unterlassen. aber so steht die frage gar nicht: diesen bessern werken wird nicht etwa der verleger und das kaufkräftige publikum durch jene schlechtern weggenommen, sondern diese werden einfach so lange nicht herausgegeben, weil sie schwierigkeiten bieten, die nicht jeder germanist zu bewältigen vermag.

Ich habe diese kleine verteidigungsrede nicht für überflüssig gehalten, weil ich weifs, dass die zweckdienlichkeit derartiger publicationen nicht allgemein anerkannt wird, und ich habe sie teilweise pro domo gehalten, weil ich selbst in den Züricher volksbüchern den ungedruckten prosaroman von Willehalm herausgegeben habe. über die vorliegende ausgabe B.s ist nur gutes zu sagen. die vergleichung mit dem original scheint, so weit man das beurteilen kann, ohne dieses selbst vor augen zu haben, gelungen. nicht ganz praktisch ist die verteilung auf einleitung und anmerkungen. das glossar wird jeder schätzen, der weifs, wie schwer es ist, ein gutes glossar zu machen. auf ähnlichkeiten und unterschiede zwischen den beiden übersetzungen hätt ich gern stärker das augenmerk gelenkt: zb. ist es interessant zu beobachten, dass der übersetzer in den Haimonskindern gleich dem lebenden dialekt bei doppelsetzung des *gên* die beiden hintereinandersetzt (*gân gên schlâfen*), während er im Morgant aus irgendwelchen gründen meist davon abweicht (*gên schlâfen gân*). anderseits könnte man von den glossaren zu der irrigen meinung verleitet werden, als käme das charakteristische *reichen* in der bedeutung von 'holen' erst in den Haimonskindern vor, während es schon im Morgant öfters steht (14, 32. 53, 16 usw.).

Bern, 17 juli 1896. S. SINGER.

Abraham von Dohna. sein leben und sein gedicht auf den reichstag von 1613. von ANTON CHROUST. München, verl. d. akademie, 1896. VIII und 388 ss. 8⁰. 8 m. — der name Dohna hatte in der protestantischen welt um die wende des 16 und 17 jhs. einen guten klang, doch hat AvD. in den staatsgeschäften jener zeit eine ungleich geringere rolle gespielt, als zb. sein oheim Fabian oder sein bruder Christoph, dem wir eine autobiographie verdanken. dennoch hat C. an der hand eines reichen hsl. materials ein ausführliches bild von A.s leben und wesen zu entwerfen vermocht, welches culturgeschichtlich beachtenswert ist. denn AvD. gehört zu den frühesten vertretern jenes neuen französisch-höfischen bildungsideals, welches im 17 jh. allmählich zur herschaft gelangen sollte, wiewol er die theologisch-humanistische erziehung des 16 jhs. darum durchaus nicht verleugnen kann. befreundet mit Ludwig von Anhalt, dem spätern begründer der Fruchtbringenden gesellschaft, mit dem er auf der üblichen cavaliertour in Florenz sich gefunden, stand A. anderseits dem Heidelberger kreise nahe. hier wurde er calvinist, und sein inniges verhältnis zu Scultetus liefs ihn diesen 1614 in die Kurmark berufen und an dem bekenntniswechsel des kurf. Johann Sigismund einen hervorragenden anteil nehmen. sein ansehen bezeugt die tatsache, dass Friedrich IV von der Pfalz und Moriz von Hessen ihn nicht nur unter die ersten zwölf ritter des von ihnen gestifteten ordens der mäfsigkeit aufnahmen, sondern auch ihn nach einander zum erzieher ihrer erstgebornen söhne wünschten. landgraf Moriz aber darf wol als der gebildetste fürst seiner zeit gelten und hat den fragen der jugenderziehung mehr aufmerksamkeit zugewant, als irgend einer seiner standesgenossen. A. lehnte ab, und eine dauernde stellung hat er überhaupt nirgends bekleidet; auch seinem brandenburgischen landesherrn diente er nur vorübergehend. so bei der kaiserwahl von 1612, so bei dem ihr folgenden Regensburger reichstage von 1613. über beide gesantschaften hat er ausführliche tagebücher hinterlassen, deren quellenwert nach den mitgeteilten auszügen zu urteilen den der 'historischen reime auf den ungereimten reichstag' beträchtlich übertrifft. dafür schildert aber das bisher fast unbekannt gebliebene gedicht einzelne vorkommnisse und persönlichkeiten so lebendig und anschaulich, dass man dem hrsg. für den sehr sorgfältigen und mit eingehendem commentar versehenen abdruck doch dankbar sein muss. — das gedicht zählt 2597 sechsfüfsig trochäische verse; zeilen wie reime sind recht ungefüge, und die sprache ist mit spanischen, italienischen und lateinischen brocken durchsetzt; daneben ahmt A. die bairisch-österreichische mundart nicht ohne geschick nach. inhaltlich ist es eine bösartige satire, die an derbheit des ausdrucks ihres gleichen sucht. der eifrige calvinist lässt seinem hass gegen die alte kirche die zügel schiefsen und führt uns einseitig fast nur geistliche in allen möglichen

schlimmen situationen vor. habsucht, trunksucht und unzucht sind die ihnen allen gemeinsamen merkmale, und die säcularisierung der geistlichen güter erscheint AvD. als unerlässliche vorbedingung für eine gesundung der verhältnisse im reiche. die weltlichen stände werden verhältnismäfsig sehr geschont, wiewol es an scharfen ausfällen gegen einzelne wie gegen das hofleben, gegen die prunksucht und kleidertorheit, gegen die tierquälerei auf der jagd udglm. nicht mangelt und ihnen namentlich die rücksichtnahme auf den bauer ans herz gelegt wird. — das gedicht war nur für einen vertrauten kreis bestimmt, und um so mehr hat AvD. sich gehn lassen. seine persönlichen anschauungen treten hier weit offener zu tage als in seinen tagebüchern und selbst in seinen briefen. von beiden hat sich vieles erhalten. die tagebücher sollten Scultetus für sein geschichtswerk dienen, ähnlich wie einst de Thou die tagebücher des oheims, doch ist Scultetus nicht soweit gelangt. A. hat sonst hauptsächlich theologische, genealogische und kriegswissenschaftliche studien getrieben und auch der altclassischen litteratur ein lebhaftes interesse bewahrt. eine theologische arbeit 'Christliche Gedanken über die wunderbarliche Ausführung des Volkes Israel aus Egypten' wurde nach seinem tode 1647 gedruckt; hsl. erhalten haben sich noch zwei weitere religiöse schriften, zwei bücher einer 'Geographia methodica', und der entwurf eines ballets 'Cyrus und Tomyris', welches, wie C. annimmt, für die aufführung an einem der Anhalter höfe bestimmt war. die titel mögen genügen, um das urteil von Kaspar von Dornau über A. : *vir πολιτικώτατος inque omni doctrinae et elegantiae parte mirum quam versatus* (an CHofmann bei Reifferscheid Quellen I 110) zu rechtfertigen; ein dichter war er nicht.

von der Ropp.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. briefe und dichtungen herausgegeben von Erwin Rohde. Heidelberg, Carl Winter, 1896. xv und 142 ss. 8⁰. 3,50 m. — um die gestalt der Günderode häuft sich in jüngster zeit ein wall bedruckten papiers. ich kann hier um so eher auf nähere angaben verzichten, als mir ja die JBL zur pflicht machen, diese zum teil unerquickliche litteratur zu analysieren. auf dort mitgeteiltes und noch mitzuteilendes sei also hingewiesen. — die briefe Creuzers an die unglückliche sind weitaus die wünschenswerteste jener gaben. und mit aufrichtiger befriedigung muss festgestellt werden, dass sie von würdiger, verständnisvoller hand uns geschenkt worden sind. Erwin Rohde über seinen fachgenossen sprechen hören, ist allein schon gewinn; das urteil, das er (s. vff) über Creuzer fällt, wird mit warmem danke jeder entgegennehmen, der romantischem fühlen und denken seine betrachtung widmet. dann aber wahrt R.s feinsinn, sein psychologischer scharfblick ihn vor den gefahren, die eine oberflächlich absprechende art diesen allerschwierigsten seelischen vorgängen gegenüber läuft. wenn von

der decke, die über den psychischen processen ligt, jetzt wenigstens ein zipfelchen gelüftet wird, so ist der dank fast ebenso wie dem herausgeber der briefe auch dem interpreten auszusprechen, der über sein material hinweg einen tiefen blick ins innere menschlicher natur zu tun befähigt ist. leider bringen ja auch Creuzers briefe nicht jene aufklärung, die man billig erwarten durfte. heut ist es klar : nur der Günderode eigene bekenntnisse könnten uns den weg erhellen, den sie gewandelt ist. und nur dieser weg ist uns interessant. ihre natur hat dem ganzen verhältnis seine form gegeben, sie ist die führende; und sie führt auch, wenn sie in letzter stunde zurücktritt und alles mühsam errungene hinwirft (s. 75). Creuzer, der mann, lässt sich von der frau leiten, er fügt sich ihrem naturell, bis er nicht mehr nachkann. wenn er zuletzt in schonendster form (s. 110 f) ihr eine absage schickt, so seh ich in ihr nur die unumgängliche selbstbefreiung des mannes, der alle beteiligten dank dem rätselhaft wechselvollen naturell der frau dem untergange nahe sieht. Creuzer hat sich der wissenschaft gerettet; der preis war das leben Carolinens. dass sein schritt männlich und berechtigt war, wird durch die haltung bekräftigt, die der alte Voss, ein 'einharter' mann, dem befreiten, genesenen gegenüber eingenommen hat (s. 116). — alles litterarhistorisch wichtige ist von Reinhold Steig kundig (Euphorion 4, 358) angeführt worden; kein benutzer des Rohdischen buches darf Steigs anzeige ungelesen lassen. nur gerade das psychologische hauptmoment, die eigene natur der Günderode, lässt Steig mit vielleicht allzugrofser vorsicht unberührt. dass in dieser natur etwas ungewöhnliches, ja ungesundes war, dass ihr gefühlsleben kein vollständig normales gewesen ist, scheint mir durch Rohdes mitteilungen und andeutungen klar erwiesen. die ganze 'unergründliche, romangleiche würklichkeit' ruht auf der tatsache, dass dieses weib nicht weiblich empfinden konnte. R. hat die art der liebe Carolinens feinfühlig umschrieben (s. XIII). er, der berufenste, hat es richtig gedeutet, warum sie sich eine Narkissosnatur nennt (s. 14[1], vgl. s. 76[1]). sie liebt die menschen nicht und nicht die dinge, ihr schönes nur. R. interpretiert : 'da der begriff des 'schönen' sich erst im anschauenden subject erzeugt und ganz in diesem wohnt, so liebt, wer nicht die menschen liebt und nicht die dinge, ihr s c h ö n e s nur, im grunde sich selbst, das erzeugnis seiner eigenen seele'. solches empfinden ist nur da vorhanden, wo die natur einfache, gesunde gefühle versagt; es gehört ins gebiet des psychopathischen. so haben es wol auch andere aufgefasst, insbesondere frauen von Carolinens freundeskreise (s. 17[1], s. 61). — auffallend gering erscheinen in seinen briefen die persönlichen beziehungen Creuzers zur romantik; Clemens (s. 10. 23. 48) und insbesondere Bettina Brentano (s. 94. 108. 109[1]; über das Bettinabuch s. VIII) steht er fern,

ja feindlich gegenüber; Arnim (s. 48) ist von ihm in seiner heiteren, kräftigen manneserscheinung glücklich festgehalten worden. Savigny (s. 21. 27. 93) ist ihm zu wenig philosoph. gleichwol erhalten wir einen glänzenden beleg für die art, wie romantik auf seine studien gewürkt hat (s. 92). und echt romantisch, Horaz und Mariencult bindend, ruft er der geliebten zu: *O sanctissima virgo tecum moriar libens* (s. 91).

Wien, 1 mai 1897. OSKAR F. WALZEL.

Nikolaus Lenaus briefe an Emilie vReinbeck und deren gatten Georg vReinbeck 1832—1844 nebst Emilie vReinbecks aufzeichnungen über Lenaus erkrankung 1844—1846 nach den grofsenteils ungedruckten originalen herausgegeben von dr ANTON SCHLOSSAR, custos an der k. k. universitätsbibliothek in Graz. mit einem briefe Lenaus an Emilie vReinbeck in facsimile-widergabe. Stuttgart, Adolf Bonz u. cie., 1896. XII und 275 ss. 8⁰. 4 m. — Lenaus verhältnis zu der frau, an welche die vorliegenden briefe gerichtet sind, hat wol niemand treffender charakterisiert als Justinus Kerner, der Emilie vReinbeck einer henne verglich, die ein entlein ausgebrütet habe und nun angstvoll am ufer auf- und abtripple und seinen waghalsigen schwimmkünsten zuschaue. dieser ausspruch Kerners wird durch Schlossars buch von neuem bestätigt. Emilie vReinbeck, die gattin des württembergischen hofrats und gymnasialdirectors Georg vReinbeck, war in der tat ihrem schützlinge mit der wärmsten mütterlichen liebe und sorgfalt zugetan. allerdings war ihr auch das erbteil aller mütter, die verzärtelung ihres lieblings, nicht fremd. sie blickte voll verehrung zu dem grofsen geiste auf und suchte ihm seinen alljährlichen aufenthalt in ihrem hause in Stuttgart nach besten kräften so angenehm als nur möglich zu gestalten. er ward im Reinbeck-Hartmannschen familienkreise ganz wie ein familienglied gehalten. durch 13 jahre knüpfte ihn eine 'feste und unwandelbare freundschaft' an dieser kreis. die briefe, welche er in den jahren 1832—1844 an Emilie und ihren gatten Georg gerichtet hat, spiegeln der freundin bild ebenso getreu wie sein eigenes wider. sie sind der stete widerhall unaufhörlichen dankes für ihren allseitigen veredelnden einfluss. *Ihre Freundschaft,* schreibt er am 14 sept. 1839 an sie, *gehört zu den hauptsächlichsten und entscheidenden Gründen, aus welchen ich diesen Tag* (= meinen geburtstag), *trotz der zahlreichen und grofsen Übelstände meines Lebens, keinen unglückseligen nennen darf* (s. 117). *Ich schätze den Wert meiner Verbindung mit Euch,* gesteht er ein andermal, *immer höher, je älter ich werde und je mehr ich mich überzeuge, dafs der Besitz einiger Herzen das beste ist, was man in diesem Leben ausbeuten kann. Alles andere ist schal und gehört bald dem Tode an. Mein poetisches Wirken sogar erscheint mir nur wie ein fortgeführter Jugendtraum* (s. 102). aber wie Goethe einst in seinen briefen an die frau von Stein getan, so lässt auch

Lenau seiner freundin zahlreiche nachrichten über litteratur und kunst zukommen. rückhaltslos deckt er ihr seine ansichten und seinen unmut auf über die ihn so beengenden censurverhältnisse in Österreich : *In der Interpretation der östreichischen Censurgesetze,* lautet sein urteil, *ist nirgends eine Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur zu finden, sondern überall nur boshaft gierige, alles geistige Leben benagende Fresswerkzeuge* (s. 113 f). die recensenten sind ihm *ein unartiges Volk von Gästen,* ihr treiben *ein litterarischer Scandal* (s. 83). stolz und selbstbewust wappnet er sich gegen sie mit einem reichlichen masse von verachtung, da er der freundin meldet : *Mag auch das Talent dieser Menschen, mich zu insultieren, gross sein, mein Talent, sie zu verachten ist auf alle Fälle grösser* (s. 85). das gebaren der Wiener litteratoren, wenige ausgenommen, ist ihm höchst unerquicklich und anwidernd; auch gegen das Wiener publicum hat er einen starken unwillen gefasst, weil es herrn Saphir und seinem anhange nachläuft (s. 65. 72). den herschenden geschmack des tages nennt er einen *schlechten Bastard der französischen Revolution* (s. 98), und von Anastasius Grün sagt er, dass seine muse *das Hetärenlos der politischen Muse* teile (s. 160). Goethe ist ebensowenig vor seinem tadel gefeit (s. 103), wie seine besten freunde, die dichter Karl Mayer (s. 59 f) und MLeopold Schleifer (s. 140). hat ein übertriebenes selbstgefühl den dichter zu diesen und ähnlichen, nicht selten ungerechten aussprüchen verleitet, so wird seine grosse empfindlichkeit durch zwei vorfälle trefflich illustriert, welche er Emilie mitteilt. der eine betrifft seine 'spannung' mit Anastasius Grün. er schreibt darüber : *Bei seinem letzten Abschied, als ich ihn an seinen Wagen begleitete, und über diesen Wagen einen ganz harmlosen Scherz machte, dass er zu klein und nicht geschmackvoll sei, fuhr er plötzlich auf in aristokratischer Roheit. In dem Augenblicke fühlte ich, wie er den Nerv meiner Freundschaft tödlich getroffen und ein Gefühl in mir niedergeschlagen hat, das er mit allem Aufwande von Reue und Freundlichkeit (wie er sie auch im nächsten Momente eintreten liess) nie wieder beleben kann. Er hat mir seither geschrieben, aber ich antworte ihm nicht. Ich habe mich in ihm getäuscht. Fahre hin! Mag man es Unversöhnlichkeit und Härte nennen. Ich kann nicht anders . . . ich mag in Poesie, Liebe und Freundschaft durchaus nichts Gemachtes haben . . . Ich werde mich nach wie vor freuen an dem schönen Talente Auerspergs, und unser ästhetischer Verkehr soll nicht aufgehoben werden, aber die letzte Thüre bleibt ihm verriegelt* (s. 93 f). auch gegen den grafen Alexander von Württemberg hatte ihn ein andrer kleiner vorfall sehr aufgebracht. Alexander hatte ein exemplar seiner Sturmeslieder einem gewissen doctor der medicin übersant, aber vergessen, ein gleiches Lenau zu tun. erbost darüber berichtet er an Emilie : *Wenn Alexander mich nunmehr wegwerfen will, wie der geheilte Lahme seine*

Krücken, so mufs ich mir's gefallen lassen, er soll sich aber in acht nehmen, dafs nicht der Dämon des Undanks ihm in Zukunft seine Poesie verrücke und verwirre (s. 116). auch die Stuttgarter Freunde hatten unter dieser empfindlichkeit des dichters viel zu leiden. er war gegen sie, wie er in seinen briefen an Sophie vLöwenthal des öftern gesteht, in seinem benehmen oft schroff und kalt, so dass Emilie einmal Emma Niendorf gegenüber äufserte, 'dass sie oft eine wunderbare scheu vor allen berühmtheiten anwandele, die so grofs dastehn vor der welt und in ihrer eitelkeit so klein sind'. allerdings taten ihm diese *kalten Ausbrüche* tiefinnerlich weh. *Jedes harte Wort, das ich Ihnen je gesprochen, hat seine Strafe gefunden in meinem Herzen, diese Strafe ist um so bittrer, als es kein Mittel giebt, das Geschehene gut zu machen* (s. 70). jedes unfreundliche wort ist ein aufschrei seines kranken herzens, und deswegen bittet er : *Ihr vortrefflichen Frauenseelen, leset meine Lieder, aber lafst mich selbst knurrend im Winkel liegen!* (s. 167). allerdings kam ihm dieser *harte Sinn* wider gut zu statten. *Hätte ich nicht,* schreibt er, *einen eisernen Panzer um mein Herz geschlagen, es wäre längst gebrochen. Sie wissen noch nicht alles, was mich im Leben getroffen hat. Aber ich bin hart und stolz genug, das Unglück zu verachten. Wäre ich es nicht, ich müfste Tag und Nacht heulen wie ein mifshandelter Hund* (s. 86 f). — sehr interessant sind die in den briefen verstreuten notizen über die dichterische tätigkeit Lenaus. aus ihnen wird der grofse einfluss ersichtlich, den Emilie auf das poetische schaffen ihres lieblings genommen. da sie eben 'eine teilnehmende freundin seiner ästhetischen leiden und freuden' (s. 60) ist, flicht er ihr zu liebe nicht selten seine neuesten gedichte in die briefe an sie ein. so teilt ihr der dichter 29 gedichte mit. dadurch wird nun ihre abfassungszeit ganz genau oder wenigstens annähernd bekannt. unter andern ist das gedicht 'Crucifix' am 21 februar 1836, 'Naturbehagen' in der nacht des 14 januar 1841 und 'Die nonne und die rose' am 19 august 1843 gedichtet. das in der einleitung mitgeteilte gedicht : 'An fräulein Julie [Hartmann] zu ihrem geburtstage', am 14 august 1834 zu Salzburg verfasst, war bisher ungedruckt. — die bisherige kenntnis des verhältnisses Lenaus zu seiner Wiener freundin Sophie Löwenthal wird durch die briefe nicht weiter aufgehellt. Schlossar bietet uns in seinem buche 103 briefe Lenaus, wovon 90 an Emilie und 13 an Georg vReinbeck gerichtet sind. im anschlusse daran bringt er Emiliens aufzeichnungen über 'Lenaus erkranken' zum abdruck. der herausgeber bringt aufserdem noch einiges bisher ungedruckte handschriftliche material, wie je einen brief Lenaus an Mariette Zöppritz, Emiliens schwester (s. 15 ff), an Justinus Kerner (s. 15) und den geheimrat Georg August Hartmann (s. 243 ff), ferner ein schreiben von Anton X. und Therese Schurz an des dichters braut, Marie Behrends (s. 263—5), sowie der braut an Mariette Zöppritz

(s. 265 f), einen brief der Therese Schurz an Emilie vReinbeck (s. 242) und endlich 2 briefe des irrenarztes dr Albert Zeller vWinnental an die hofrätin Reinbeck (s. 260 f. 262). eine ausführliche einleitung führt uns die Hartmann-Reinbecksche familie vor und zeigt uns ihre litterargeschichtliche bedeutung. schon im grofsväterlichen hause Emiliens verkehrten viele berühmte männer und frauen: Schillers eltern waren gern gesehene gäste daselbst; Goethe kam während seines aufenthaltes in Stuttgart täglich ins haus; Lavater, der dichter Schubart und der epigrammatiker Haug hatten mit der familie freundschaftlichen verkehr. Emiliens vater, GAvHartmann, bereits in Heidelberg mit Matthisson innig befreundet, machte sein haus in Stuttgart zu einem vereinigungspuncte von künstlern, dichtern und andern hervorragenden persönlichkeiten; so giengen die dichter Friedrich Rückert, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Grüneisen, Gustav Pfizer, AvMatthisson bei ihm ein und aus; auch Schelling, Jean Paul und Tieck gehörten vorübergehend diesem kreise an (s. 3). — den einzelnen briefen sind eingehnde 'anmerkungen und erläuterungen' anhangsweise angefügt. einen besondern vorzug vor den bisher über Lenau herausgegebenen werken erhält das buch durch ein genaues chronologisches verzeichnis der aufgeführten briefe zu beginn und durch ein mit grofsem fleifse zusammengestelltes 'alphabetisches namenregister' zu ende des werkes. auch die volle widergabe der den briefen beigegebenen gedichte ist sehr dankenswert. ungeachtet vieler vorzüge haften dem buche doch einige unvollkommenheiten an, so die annahme der orthographie der verlagshandlung zum schaden der getreuen widergabe der hss. ua. da die hälfte der briefe schon früher teils ganz, teils bruchstückweise von Schurz in seinem bekannten werke und von Schlossar selbst in der Montags-revue vom 25 märz 1895 und in der Wiener abendpost vom 17 august 1895 abgedruckt wurde, wäre es angezeigt gewesen, anzumerken, welche briefe und an welchem orte sie bereits veröffentlicht worden sind. aufserdem sind eine reihe von ergänzungen und berichtigungen beizubringen, die sich teils auf angaben Schlossars, teils auf den druck selbst beziehen. doch darüber und mehreres andere vergleiche man meine besprechung des Schlossarschen werkes in der Zeitschrift für österreichische gymnasien 1898.

Kremsmünster, im februar 1897. P. Friedrich Mayer.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

XVI.

78. *blau* (süddeutsch, vgl. Anz. XXII 95).

Man zeichne aus HFischers karte 7 die vortrefflich zu der unsrigen stimmende *au/ō*-grenze auf die skizze: sie beginnt an der reichsgrenze zwischen Immenstadt und Füfsen (der südwestlichere teil der linie bei Fischer ligt auf Schweizerboden), zieht nö. gegen Schongau, ungefähr mit dem Lech bis unterhalb Augs-

burg, nw. nach Aalen, s. auf Wurzach, in grofsem nach n. offenen bogen an den Schwarzwald; von der Murgquelle setze man dann die linie nicht nw. wie Fischer (der hier ganz wenig orte hat), sondern grade w. an den Rhein bei Kehl fort, weiter mit diesem abwärts bis gegen Seltz, von hier nw. gegen Bitsch und w. vorbei an Lützelstein, Pfalzburg und Saarburg auf die französische sprachscheide. für alles n. und ö. dieser curve bleibende land gilt ganz im allgemeinen der vocal *ō*; Fischer hat zwar im no. seiner karte noch ein *au*-gebiet zu begrenzen angefangen, aber es ist vorsichtiger, wie bei uns geschehen, neben dem durchgängigen *ō* die diphthongischen nüancen einzeln ort für ort einzutragen, da sie eine annähernd feste abgrenzung doch nicht gestatten, vielmehr oft doppelformen herschen (s. u. über das *-w*), wie sie für einzelne orte mitgeteilt werden. jenes *ō* ist am consequentesten geschrieben linksrheinisch, sowie rechtsrheinisch im nordwestteil, der gegen s. und o. vom 49 längengrade, der württembergischen landesgrenze von Bretten bis Mergentheim, unterer Tauber und Spessart begrenzt wird; nur die umgegend von Bolchen i. Lothr. bevorzugt *oa*, die gegend um Buckenheim und Finstingen zeigt schon einige sonst elsässische diphthonge (s. u.). der badische zipfel von Kehl bis an die Murg lässt *ō* wechseln mit *ou*, *au*, auch *åu*, der württembergische teil des *ō*-gebietes, der aufserdem den vocal nasaliert, mit *ą̄*, im n., namentlich jenseits des Kocher, auch mit *oa*. diese *oa* setzen sich dann gegen o. und n. noch fort und überwiegen bis zu der ganz ungefähren verbindungslinie Wassertrüdingen - Herrieden - Heilsbronn - Scheinfeld-Würzburg-Gerolzhofen-Cronach. um Lohr, Gemünden, Rieneck ist eine *ou*-enklave abgrenzbar, wahrscheinlich der ausläufer eines nach Hessen hinein gröfseren bezirkes. alles noch übrige, also grösstenteils bairische *ō*-land schreibt ebenso häufig *au*, in dem schon für *schlafen* Anz. XXI 168 skizzierten nordbairischen diphthonggebiet *ou*, *oau* uä.

Das Elsass überliefert in seiner nordhälfte, etwa bis Erstein-Markirch, *ōi*, *ōü*, *ōu*, *ōe*, *ȫ*, in der südhälfte *oi*, *aui*, *åi*, *ai* (vgl. *augen* Anz. XXIII 210), und letztere überschreiten den Rhein zwischen Kehl und Breisach bis gegen Offenburg, Ettenheim, Waldkirch hin. dies *oi* kehrt in geschlossener enklave um Donaueschingen, Hüfingen, Geisingen, Fürstenberg wider. der rest hat *au*, das in der westhälfte (w. vom Bodensee) oft als *āu* erscheint, ö. vom Bodensee bis zur Iller ebenso häufig *ou* neben sich hat, zwischen Iller und Lech und nördlicher (vgl. *schlafen* aao.) am reinsten ist.

Das alte auslautende *-w* ist abzugrenzen für den bezirk am obersten Neckar, der zuletzt u. *hauen* Anz. XXIII 226 erwähnt wurde, vgl. HFischer karte 16 : *blǭb*, *blą̊b*, um Spaichingen *blaub*, bei Triberg *blåub* und *-w*. ferner vereinzelte *-w* im nördlichen Elsass (vgl. u. *frau* Anz. XXIII 232), *-g* im badischen *ō*-winkel

von Kehl bis zur Murg (s. o.). Fischer grenzt aufserdem den osten seiner karte als -*w*-gebiet ab : auch hier sind auf unserer karte die -*w*-orte einzeln charakterisiert, ohne dass eine feste linie gezogen wäre; es wird hier eben, je nach ursprünglichem in- oder auslaut, mit doppelformen zu rechnen sein, vgl. Fischer text s. 51. unter solchem vorbehalt mag seine linie gelten, nur dass ihre ausbuchtung rechts vom untern Lech nach unserm material nicht berechtigt, jene vielmehr mit dem fluss abwärts auf Monheim zu ziehen ist; gegen n. wäre sie etwa fortzusetzen über Ochsenfurt, Prichsenstadt, Erlangen, Schesslitz, Hof. aus dem so abgeteilten grofsen ostgebiet ist dann aber wider ein nordbairisches stück herauszuschneiden, in dem ein auslautender consonant völlig fehlt : man verbinde deshalb etwa Hof, Weifsenstadt, Baireuth, Lauf, Kelheim, Straubing, Cham, Furth. in dem übrigen teil wird er, soweit er vorhanden, überwiegend als -*b* geschrieben, viel seltener -*w*.

79. *gelaufen* (satz 8).

Zum präfix vgl. *gebrochen* Anz. XXII 96 ff, aber beim vorliegenden paradigma zeigt das obd. überall noch synkopiertes *g*- (ebenso wie bei *glaube* XXIII 213 o.), während dort auch dies *g*- geschwunden war : die besonderheit ligt bei *gebrochen*, worüber näheres später u. *bauern* (mhd. *gebūren*). die skizze ist bei *gebrochen* unter den gesichtspunct gestellt, ob das präfix in irgend einer gestalt erhalten ist oder nicht. da aber die nd. *e*-reste (aao. 97) nur eine vorstufe völligen schwundes der vorsilbe sind, so geht man richtiger von der frage aus — darauf führte der vergleich mehrerer *ge*-beispiele —, wieweit das anlautende *g*- noch vorhanden ist. diese nordgrenze des *g*- ist aus der *gebrochen*-skizze leicht zu combinieren, sie zeigt für alle bisher verglichenen paradigmen eine seltene einheitlichkeit und verläuft in ihrer westlichen hälfte zwischen (südliche *g*-orte *cursiv*; vgl. aao. 96) *Anholt*, *Isselburg*, Bocholt, *Wesel*, *Dorsten*, Haltern, Recklinghausen, *Castrop*, Dortmund, *Witten*, Hagen, *Schwelm*, *Rade v. wald*, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*, Meinerzhagen, *Gummersbach*, *Neustadt*, *Drolshagen*, Attendorn, *Olpe*, *Hilchenbach*, Schmallenberg, *Berleburg*, *Hallenberg*, Winterberg, *Medebach*, *Corbach*, *Landau*, Volkmarsen, Warburg, Hofgeismar, *Immenhausen*, Münden; die östlichere fortsetzung bis *Liebenwalde* s. u. *gebrochen* 97 m. (für *gelaufen* nur *Loburg* zu ändern), den rest 97 o. (hier *Zehdenick*, *Angermünde*). diese grenze ist in mehrfacher hinsicht von interesse. sie stimmt zu der hd.-nd. cardinallinie (*ik*/*ich*) von Rothaargebirge bis Harz mit ausnahme des stückes Medebach-Immenhausen, wo das südliche *ge*- ins nd. hineinragt : dieser ausnahmebezirk (mit Medebach, Fürstenberg, Corbach, Freienhagen, Landau, Wolfhagen, Zierenberg, Immenhausen) ist derselbe, der Anz. XXII 334 in der 3 pl. ind. präs. nicht das ndsächs. -*et*, sondern md. -*en* zeigte; widerum decken sich die verschiedenen bisher vergleichbaren *ge*-

linien hier so schön, dass von einem 'wandern' des südlichen *ge-* gen n. keine rede sein kann, was auch aus andern gründen grade für diese gegenden ausgeschlossen bleibt; vielmehr wird meine aao. ausgesprochene vermutung bestätigt, dass es mit dieser grenze eine uralte bewantnis habe. sie wird demnächst von prof. KWenck auf ihre historischen gründe zurückgeführt werden, die auf die zeit Karls d. Gr. hinweisen, und damit wird widerum ein schöner einzelbeweis erbracht sein, dass sprachgeschichte und localgeschichte unzertrennlich sind [1]. östlicher vom Harz bis an die Netze verläuft unsre *ge*-linie wesentlich nördlicher als die üblichen hd.-nd. scheiden und bezeichnet damit einen besonders weit ausgreifenden wellenkreis für das ostelbische vordringen des md. man beachte aber anderseits die restierenden *e-* an der mittleren Spree (*gebrochen* 97), die dereinst für den nachweis des ursprünglich nd. charakters der Niederlausitz wichtig sein werden, sei es nun (was urkundlich noch zu untersuchen ist), dass sie zu vereinzelten momenten gehören, mit denen bei der mundartlichen nivellierung der hd. und nd. colonisten die letzteren siegten, sei es (was mich bis jetzt wahrscheinlicher dünkt), dass sie mit zu den letzten resten des nd. gehören, das der Niederlausitz einst allgemein zukam und im laufe der jahrhunderte dem andringenden md. gewichen ist; wenn nicht eher, wird bei den *mir-* und *mich*-karten dieser frage näher zu treten sein.

Ein vergleich der verbreitung von silbischem *ge-*, *ga-* und synkopiertem *g-* (*gebrochen* aao.) mit syn- und apokope in mittel- und endsilben bleibt einer spätern gelegenheit vorbehalten.

Dagegen will ich hier die bemerkungen über spirantisches oder explosives *g-* (u. *gebrochen* 98 und *glaube* XXIII 213) vervollständigen und die grenze zwischen beiden im md. anlaut zu ziehen versuchen. ich habe zu diesem zwecke alle diakritischen einzel-

[1] wenn danach für die nd. teile des Hessengaues (bis an die Diemel und nördlicher) alte mischung von Sachsen und Hessen vorhanden war, so hat in den nördlichen strichen die sprachliche ausgleichung zu vollem siege des ndsächs. geführt, während in den südlichen (von unserer *-et-* oder *ge*-linie an) hessische dialekteinzelheiten die oberhand gewannen. ich notiere hier noch, dass diese grenzmundart im anlaut hessischen verschlusslaut *g-*, nicht die nördlichere spirans articuliert (s. u.), dass die südostgrenze der sog. westfälischen brechung (zuletzt u. *gebrochen* XXII 98 f) ungefähr unserer *ge*-linie entspricht, dgl. die südgrenze der sog. westfälischen diphthongierung (zuletzt u. *beifsen* XXII 323), dass der nd. ausfall von intervocalischem *d* (*kleider* XXI 291) nicht über unsere linie gen s. hinausgeht, dass mit ihr auch die nördlichere endung *-ere* im dat. *winter* (XIX 110) und plur. *häuser* (XX 219), *kleider* (XXI 292) (dgl. *-ele* im plur. *löffel*) abschneidet. und mit dem fortschreiten des Atlas werden weitere unterscheidungsmerkmale hinzutreten, welche diese hessische übergangsmda. des nd. immer deutlicher werden zu tage treten lassen. vielleicht darf noch daran erinnert werden, dass die eigenartigen *heiz* (XX 96) gegenüber sonst nd. *heit* und md. *heifs* grade in unsern grenzbezirk hineinfallen; in der gegend von Wolfhagen, Volkmarsen werden uns entsprechende gutturale affricaten in *blick*, *stück* begegnen (geschrieben *ckj*, *kch*, *tch*, *dch*).

schreibungen der bisher im Atlas verarbeiteten *ge*-paradigmen *gebrochen*, *gelaufen*, *gefallen*, *gestohlen*, *glaube* (*j-*, *ch-*, *k-* usw.) auf éiner pause combiniert. ich habe ferner die gleichen schreibungen für *gänse* (Anz. XVIII 405), *grofs* (XIX 347), *gut* (XXII 112), *gute* (ib. 114) nachträglich zusammengestellt. aufserdem sind die charakteristischen *g*-schreibungen in *kind* (XIX 111), *korb* (XXI 267), *kalte* (ib. 279), *kleider* (ib. 289), *kaufen* (XXIII 221), *krumm*, *kühe* herangezogen. endlich ist auch die den fragebogen beigefügte allgemeine frage nach der natur des anlautenden *g-* (ob *j* oder leises *k* oder leises *ch*) berücksichtigt worden; freilich haben sich diese und andre allgemeintheoretische fragen im vergleich zu der unbefangenen übersetzung der 40 sätzchen als viel unpraktischer und weniger zuverlässig erwiesen, sodass es noch zweifelhaft ist, wieviel aus ihnen eine kartographische verarbeitung lohnen wird. die combination aller genannten momente führt zu folgendem resultat. die nordgrenze des süd- und md. verschlusslautes beginnt für alle aufgezählten beispiele an der luxemburgischen landesgrenze sw. von Prüm und zieht zwischen (südliche orte mit explosivem *g- cursiv*) *Dasburg*, Waxweiler, *Killburg*, *Manderscheid* (zweifelhafter ort), Lützerath, Cochem (zweifelh.), mit der Mosel bis *Winningen* (wenigstens vor hellem vocal, während in den andern fällen das linke Moselufer von Cochem an schon verschlusslaut zu haben scheint), unsicher nordwärts, zwischen *Neuwied* und Andernach über den Rhein; sodann für den stammsilbenanlaut *Altwied*, *Rengsdorf*, *Dierdorf*, Horhausen, *Altenkirchen*, *Hamm*, Waldbröl, *Freudenberg*, während der präfixanlaut noch bis über Altenkirchen und Wissen hinaus spirantisch bleibt; von *Freudenberg* an mit *ik/ich* bis Medebach, dann aber ungefähr mit der west- und nordgrenze von Waldeck und der untern Diemel bis *Trendelburg* (zweifelhaft) und zur widervereinigung mit *ik/ich* an die unterste Fulda (sodass also unsere obige hess. grenzmundart des nd. verschlusslaut hat); mit *ik/ich* bis *Worbis* (zweifelh.); weiter für den stammsilbenanlaut vor vocal wie *ik/ich* bis Benneckenstein, dann jedoch gen s. über Stiege, *Stolberg*, *Kelbra*, *Frankenhausen*, Artern, *Heldrungen*, Wiehe, *Cölleda*, Rastenberg, *Buttstedt* (zweifelh.), *Buttelstedt*, *Weimar*, Apolda, *Jena* (zweifelh.), *Magdala*, *Blankenhain*, *Tannroda*, Teichel, *Remda*, *Königsee*, *Breitenbach*, Ob Weifsbach, *Gräfenthal*, *Saalfeld*, Rudolstadt (zweifelh.), *Pössneck*, *Orlamünde*, *Kahla*, Roda, *München-Bernsdorf*, *Eisenberg* (zweifelh.), Osterfeld, Teuchern, *Hohenmölsen*, *Pegau*, weiter ungefähr mit der nordgrenze des kgr.s Sachsen bis *Schildau*; hingegen reicht vor consonant in *grofs* und *glaube* der verschlusslaut wesentlich weiter nach n., etwa bis zur verbindungslinie Stolberg-Eisleben-Wiehe-Naumburg-Lützen, ohne dass die grenze hier fest zu sein scheint (vgl. *glaube* aao.); anderseits haben die *ge*-participien viel ausgedehnteren reibelaut, dergestalt dass in obiger grenzbeschreibung das stück *Worbis-Weimar* annähernd

durch *Worbis-Eisenach-Weimar* zu ersetzen ist. von Schildau aus geht die wider einheitliche linie ostwärts über Belgern, ***Mühlberg***, Wahrenbrück, *Liebenwerda*, Dobrilugk, ***Finsterwalde*** auf ***ik/ich*** und stimmt hiermit im grofsen und ganzen bis Müllrose, um hier die ausbuchtung nach s. Lieberose, ***Peitz***, ***Forst***, ***Pförten***, *Sommerfeld*, *Bobersberg*, *Crossen*, Reppen, *Sternberg*, ***Liebenau***, Schermeifsel, Blesen, *Meseritz*, Schwerin zu machen und erst von hier ab gen o. wider mit der *ik*-linie zusammenzufallen, wobei jedoch das südlichere land noch bis in die höhe von Senftenberg, Muskau, Sorau vereinzelte spiransausnahmen, besonders im präfix, aufweist (vgl. das o. zur Niederlausitz gesagte); ferner ist zu bemerken, dass jene ausbuchtung mit den mittelpuncten Fürstenberg und Guben sich ergibt aus den beantwortungen der erwähnten allgemeinen *g*-frage auf den Atlasformularen, durch *j*-schreibungen in den sätzen hingegen nur bei ***gänse*** und den *ge*-participien, also vor hellem vocal, bestätigt wird: ob vor dunklen vocalen und consonanten deshalb verschlusslaut anzunehmen ist oder aber ein velarer, von dem palatalen (in ***gänse***, ***ge-***) deutlich geschiedener spirant, ist aus den karten nicht zu ersehen.

Von dem damit abgeschnittenen md. und obd. gebiete mit anlautendem verschluss-*g* hebt sich nun zunächst eine süddeutsche hälfte deutlich ab: Elsass-Lothringen[1] bis an die Nied, die bairische Pfalz, ganz Baden und Württemberg mit Hohenzollern, Baiern mit ausnahme seines hochfränkischen teils. in diesem complex werden die stammanlautenden *g*- consequent als *g*, die präfix-*g*- nur ganz vereinzelt als *k*, die antevocalischen *k*- consequent als *k*, hingegen *kleider* und ***krumm*** massenhaft mit *g*- geschrieben. daraus folgt für diese gegenden einmal deutlicher unterschied zwischen aspiriertem *k*- vor vocal und unaspiriertem, mit *g*- zusammengefallenem *k*- vor consonant, zweitens stimmlosigkeit des *g*-. für die andern lande, die solche charakteristische menge der *gleider* nicht aufweisen, kann das zweierlei grund haben: entweder fehlenden unterschied von aspiriertem und nichtaspiriertem *k*-, oder stimmhaftes *g*-. letzteres gilt für das schlesische, vom 33 längengrade östlich fehlt es an jeglicher diakritischen schreibung. ersteres gilt sicher für Leipzig und umgegend (s. *kleider* XXI 289). für den rest sind *g*-schreibungen für *k*- selten, ebenso *k*-schreibungen für stammanlautendes *g*-, etwas häufiger für das präfix-*g*-, besonders in *glaube*: dass es sich hier nur um orthographische unterschiede gegenüber jenen süddeutschen gebieten handelt, nicht um lautliche, ist vielfach zu vermuten, aber von den karten nicht abzulesen. die schwierigkeit ist eine ähnliche wie die leider noch immer ungelöste der unseligen hochfränkischen *t* (XX 322). —

Die lautverschiebungsgrenze des inlautenden *p/f* stimmt bis

[1] Anz. XXII 98 z. 14 tilge 'in Elsass-Lothringen sowie'.

an die Elbe zu der u. *schlafen* XXI 166 beschriebenen normallinie der tenuisverschiebung, nur mit den änderungen *Düsseldorf*, *Aschersleben*, *Calbe*, *Barby*, und ostelbisch zu *beifsen* XXII 322, nur mit Golfsen, Storkow, Frankfurt. jene normallinie gilt als solche für alle in betracht kommenden tenuisverschiebungen, dh. für die intervocalischen aller drei articulationsgebiete und für die des alten *t* im anlaut, in der gemination und postconsonantisch. Wenkers einstige unterscheidung (vor zwanzig jahren im Rheinischen platt s. 9), dass die dentale verschiebung den Rhein etwas nördlicher treffe als die labiale und gutturale, die Behaghel auch in die neue auflage von Pauls Grundr. I 662 noch übernimmt, hat sich also im laufe der weiteren Atlasarbeit nicht als stichhaltig erwiesen, wie aus diesen berichten längst zu ersehen war (vgl. zb. *gelaufen*, *verkaufen*, *gebrochen*). vielmehr zeigt sich jene normallinie bei combination aller bisherigen einzellinien deutlich als der südsaum einer grenzzone, die in einzelnen fällen, besonders in zahlwörtern (vgl. u. *zwei* Anz. XX 100), marktwörtern (*salz, pfeffer*), abstractionen (*besser* XX 329) uä., den verschobenen formen schon zugänglich ist bis Geilenkirchen, Hünshoven, Randerath, Erkelenz, Odenkirchen, Neufs, Düsseldorf, Gerresheim, gelegentlich selbst bis Kaiserswerth und Ratingen, in andern fällen nur erst hart an der rheinischen verkehrsstrafse in und um Neufs und Düsseldorf. westlich von Hückeswagen und Wipperfürth vereinigen sich sämtliche einzellinien (aufser den singulären für *besser* aao. und *affe* XX 328) mit der *ik*-linie zu éiner festen hd.-nd. scheide, die nun scharf und einheitlich verläuft — auch nachdem sie bei Freudenberg die *-rp/-rf-* (*dorf* XX 324), bei Hilchenbach die *-p/-f-*grenze für *auf* (XXI 158) und die *-t/-s-*grenze für *was* (XIX 97), endlich bei Cassel die *p-/pf-*grenze (*pfund* XIX 103) aufgenommen hat — bis über den Harz hinaus. erst bei Aschersleben zeigen sich wider schwankungen; solche nehmen dann rechtselbisch zu, sodass hier wider nur von einer (bei Behaghel gar nicht berücksichtigten) grenzzone, nicht von einer grenzlinie die rede sein kann (vgl. Anz. XVI 283); sie ist wesentlich breiter als jene rheinische und wird etwa durch die beiden einzellinien von *ich* und *machen* (XX 207) dargestellt: zwischen beiden verlaufen alle andern in buntester variation (übrigens auch viele grenzen anderer dortiger nd.-md. kriterien, zb. der nhd. diphthonge), und wider nur singuläre wörter wie die erwähnten *zwei*, *besser*, *affe* greifen mit ihren hd. formen weiter nach n. aus (hd. *sich* werden wir sogar bis an die Ostsee zu constatieren haben). dass dabei *ik/ich* nur den heutigen, nicht den einstigen südsaum dieses übergangsgebietes bezeichnet, ist zuletzt o. mit dem über die Niederlausitz gesagten angedeutet. dabei sei, im zusammenhang mit dieser unsicherheit auf colonisationsboden, wider einmal an die grundverschiedene rolle erinnert, die die ostelbischen der grenzzone vorgelagerten städte

im dialektleben spielen im vergleich zu den westelbischen (s. die citate Zs. 39, 259 n. 1; streitschr. 49). hingegen ist die begrenzung des hochpreufsischen fest und scharf. endlich sei an den äufsersten osten des reichs (etwa vom 39 längengrade an) noch gedacht, der seinen sonst rein nd. lautcharakter zuerst wider in wörtern wie *zwei*, *zwölf*, *affe*, *besser* durchbrechen kann. und diese kurzzusammenfassende schilderung des heutigen standes der tenuisverschiebung verdeutlicht man sich in instructivster weise, indem man alles über sie in den einzelnen berichten bisher gesagte auf éiner combinationspause zusammenstellt. —

Zur erweichung des nd. *-p-* zu *-b-* s. zuletzt u. *verkaufen* Anz. xxiii 222; in der nähe der verschiebungslinie tritt sie besonders oft in der o. erwähnten nd.-hess. übergangsmda. auf. dagegen fehlt die hd. *-w-*erweichung an Mosel und Rhein, weil das participium hier endungslos ist (s. u.). im ganzen mfr. öfter *v*. das *-ff-* hat bei *gelaufen* eine ganz andre ausdehnung als bei *schlafen* (xxi 167), *seife* (xxi 270), *verkaufen* (aao.), weil seine lautgesetzlichen formen in weiten gebieten durch *geloffen* verdrängt sind; die grenzen des letzteren werden u. beim vocalismus mitgeteilt. soweit dieser eindringling nicht vorhanden ist, stimmt *gelaufen* mit seinem *ff* zu *seife* und *verkaufen* im grofsen und ganzen, dh. im nordwestlichen teil des hfr. dialektgebietes; die äufsern grenzen dieses *-ff*-bezirkes sind u. *schlafen* und *seife* skizziert.

Der stammsilbenvocalismus stimmt im ndsächs. und ostnd. zu *grofs* Anz. xix 347 f (dazu xxiii 207 n. 2) und damit zu den im vorigen bericht behandelten paradigmen mit altem *au*, soweit diese nicht umlaut hatten. nur das stück Freren-*Rhaden* in der nordgrenze der westfäl. diphthongierung ist hier zu ersetzen durch den ausschnitt gen s. Freren, *Ibbenbüren*, Tecklenburg, Lengerich, *Versmold*, *Melle*, *Lübbecke*, Rhaden, sodass also Osnabrück und umgegend gegenüber sonstigem *au* hier *ō* (mit etlichen *ou*) aufweist. sonst sind als besonderheiten drei jungdeutsche gebiete zu erwähnen, das nördlichste Schleswig (vgl. xxii 335), der Slawenwinkel um Lüchow nördlich von Salzwedel und das preufsische jenseits des 39 längengrades (s. o.) : sie schreiben an stelle des in allen früheren beispielen constanten *ō* hier *ā*, *å̄*, *oa* und stimmen damit zu *gebrochen* xxii 98, dh. die lautform unseres participiums entspricht hier vollkommen jenem hd. *geloffen*, was für dessen rolle in der geschichte der schriftsprache wichtig ist, da die abweichungen in jenen jungdeutschen bezirken vom sonstigen nd. in der regel schriftsprachlichem einflusse entstammen. endlich sind noch umlautsformen mit *ȫ* zu notieren für die untere Ems zwischen Meppen und Papenburg, auch östlicher bis gegen Quakenbrück-Friesoythe (mit kürzung vor mehrfacher consonanz : *löpt*, *löppt* bei schwacher endung, s. u.); ganz vereinzelte *ȫ*-formen im gesamten östlicheren nd. bis an die Weichsel.

Die weiten obd. und md. gebiete, in denen die gesetzmäfsigen formen von *gelaufen* durch solche von *geloffen* ersetzt werden, teilen sich durch folgende grenze ab (südliche *geloffen*-orte *cursiv*) : *Finstingen, Buckenheim*, Saaralben, Rohrbach, Bitsch, *Pirmasens, Zweibrücken, Homburg, Waldfischbach, Landstuhl*, Kusel, *Otterberg*, Rockenhausen, *Grünstadt*, *Pfeddersheim*, Odernheim, *Gernsheim*, *Bensheim*; Lindenfels, Erbach, *Eberbach, Mosbach, Adelsheim*, Buchen, *Boxberg, Mergentheim*, Königshofen, Grünsfeld, *Ochsenfurt, Würzburg*, Arnstein, *Schweinfurt, Hassfurt, Hofheim, Heldburg*, Römhild, *Hildburghausen*, Eisfeld, *Schalkau, Gräfenthal*, Königsee, Blankenburg, *Saalfeld*, Rudolstadt, *Orlamünde*, Lobeda, *Roda*, Langenberg, *Gera*, *Ronneburg*, Gössnitz, *Glauchau, Hohenstein*, Chemnitz, Schellenberg, *Zschopau*, Lengefeld, *Marienberg*, Zöblitz (vom Thüringerwald an entspricht diese grenze im grofsen und ganzen der südscheide des ostmd. *ō* in *augen* XXIII 208). der vocal der neuen form ist überall *o*, nur vom Frankenwald gen n. und no. nehmen *u* zu und herschen dann etwa innerhalb Orlamünde-Probstzella-Glauchau (vgl. *gebrochen* XXII 99); gleiches *u* wechselt aufserdem mit *o* im obern Elsass, etwa von Mülhausen südwärts, ohne hier bei *gebrochen* entsprechung zu finden (auch nicht bei *ochsen* XXI 266, *hof* XXII 324). in diesem ganzen süddeutschen bezirk ist nun aber *geloffen* keineswegs alleinherscher, er ist vielmehr oft noch durchsetzt mit den zu erwartenden formen von *gelaufen*. diese gelten sogar allein in einem elsässischen district, dem Ingweiler, Hagenau, Bischweiler, Strafsburg, ObEhnheim, Molsheim, Maursmünster, Zabern ringsum vorgelagert sind (*äu, aü, äü, aui, ö* usw., vgl. *augen* XXIII 210 o.); sie wechseln bunt mit jenen eindringlingen im alem. rechts vom Rhein und südlich vom 49 breitengrade, besonders im südlichsten Baden und zwischen Iller und Lech, sowie im ganzen bair. dialektgebiet (s. *augen* 209f und für *ff seife* XXI 270f), während sie in den noch übrigen gegenden immer mehr zurücktreten, namentlich in den elsässischen, lothringischen, pfälzischen fast verschwunden sind. für sich stehn etliche *-lief-*, *-liff-* auf dem rechten Isarufer zwischen Landshut und Landau.

Jener grenze sind vorausgeeilte *-loff-* hier und da nordwärts vereinzelt noch vorgelagert, so am Odenwald und Spessart, bei Erfurt und sonst hier und da. dazu kommen dann aber noch drei isolierte *-loff-* bezirke : eins an den Main- und Rheinufern zwischen Höchst und Bingen (mit Hofheim, Hochheim, Mainz, Eltville, Rüdesheim); ein zweites längs der verschiebungslinie von Harzgerode bis Güsten, bis einschliefslich Mansfeld, Eisleben, Cönnern, Alsleben (doch darin etliche *-lauf-*) und mit ausläufern westlich gegen Stolberg-Hasselfelde und östlich gegen Dessau-Barby; ein drittes am Riesengebirge und an der obern Glatzer Neifse mit der nordgrenze (*-ff-* orte *cursiv*) *Warmbrunn*, Hirschberg,

Kupferberg, Bolkenhain, *Hohenfriedeberg*, Striegau, Freiburg, *Waldenburg*, *Charlottenbrunn*, Reichenbach, Nimptsch, *Frankenstein*, *Münsterberg*, Ottmachau, *Patschkau*, wobei der vocal in der Glatzer grafschaft als *o*, in dem nördlicheren rest zumeist als *u* erscheint (ohne entsprechung bei *gebrochen* aao., doch vgl. *ochsen* aao.); versprengte *-loff-* noch östlicher bis an und über die Oder, sowie eine kleine grenzenklave mit ihm sw. von Leobschütz.

Nunmehr kann für alle noch übrigen md. lande an den stammsilbenvocalismus von *augen* XXIII 208 f angeknüpft werden. man setze die westgrenze des westfäl. *äu* (*oi*) vom Rothaargebirge zwischen Olpe und Hilchenbach südwärts fort, dicht östlich an Freudenberg und westlich an Hachenburg vorbei (also wie für *verkaufen* XXIII 223), weiter wie bei *augen* 208 bis *Trarbach*, dann zwischen *Berncastel* und Hochscheid, gegen sw. über Idarwald und Hochwald etwa bis zur mitte zwischen *Wadern* und *Saarburg*, endlich gegen nw. östlich an *Saarburg* und *Trier* vorbei und längs der luxemburgischen landesgrenze bis *Neuerburg*: zu dem so abgetrennten niederrheinischen district vgl. *augen*, nur dass die *au*-enklave bei SVith wider fehlt (vgl. *glaube* 216, *verkaufen* 223 f), dass das *ou*- und *au*-gebiet von Höhscheid nordwärts hier die vollere gestalt zeigt wie bei *verkaufen* 223, und dass der kleine *uo*-bezirk um Remscheid hier schon *ou* eindringen lässt.

Man zweige ferner von dem *-loff*-gebiet an der untern Saale gen s. ab zwischen (östliche orte *cursiv*) Eisleben, *Querfurt*, *Nebra*, *Wiehe*, Heldrungen, Kindelbrück, Weifsensee, *Sömmerda*, Gebesee, Erfurt, *Arnstadt*, *Plaue*, Ilmenau, Königsee, Blankenburg: für das land östlich dieser curve, soweit es nicht schon für *geloffen* in anspruch genommen war, gilt der letzte absatz auf s. 208 u. *augen*. auch der erste absatz auf s. 209 ib. mag für *gelaufen* stehn bleiben, doch mit den änderungen Zella, Fladungen, Bischofsheim, Herbstein, Lauterbach, Kirtorf; ferner vgl. fürs Siegerland *verkaufen* 224, für die *äu*, *oi* rechts der Fulda die genauere grenzbeschreibung u. *frau* 230; westlich von Eisleben-Querfurt eine *ā*-enklave ähnlich der u. *glaube* 217. für das noch übrige südlichere *a*-gebiet bleibt für *gelaufen* im anschluss an den zweiten absatz von s. 209 u. *augen* noch zu notieren, dass die sonst ständige *ā*-enklave zwischen Haardtgebirge und Rhein (vgl. u. *frau* 231), die hier ins *-loff*-gebiet fällt (s. o.), kein einziges restierendes *-lāf-* mehr aufweist, dass hingegen der *ā*-district bei Alsenz hier deutlicher und analog *verkaufen* 224 hervortritt, im n. bis über die Nahe hinaus sich erstreckt und im s. die ufer der Glan fast während ihres ganzen laufes umfasst; an der untersten Lahn *-au-* wie bei *verkaufen* 224. in Lothringen um Falkenberg und SAvold *-oi-* (*augen* 210), um Bolchen *-au-*, *-ou-*, bei Busendorf wenige *-ō-*, östlich davon in schmalem streifen südlich an Saarlouis vorbei *-ā-*.

Mit *gelaufen* sind die Atlasbeispiele mit altem *au* erschöpft (aufser *auch*, das aber wegen häufiger unbetontheit viele besonderheiten aufweist). treten wir jetzt der schon Anz. XXIII 224 u. aufgeworfenen frage nach umlaut oder nichtumlaut näher, so vermögen wir über die andeutungen aao. 215 nur bis zu einem gewissen grade hinauszukommen. freilich die gebiete mit richtigem *i*- (oder *j*-)umlaut bei *glaube* und *verkaufen* sind, soweit ihnen bei *augen* und *gelaufen* eine entsprechung fehlt, aus den combinierten kartenskizzen leicht abzulesen, und in dieser beziehung ist für die nd. umlautsgegenden bei *glaube* aao. 213 ff und *verkaufen* 222 f (dazu die vereinzelten *ō* bei *gelaufen* o. s. 120), die mfr. aao. 216 und 223 f, die hochfr.-hess.-thür.-obersächs. 217 und 224, die schles. 216 f und 224 nichts mehr hinzuzufügen, nachdem dort auch die abweichungen zwischen beiden paradigmen hervorgehoben sind. anders aber ligt die sache bei den *ō*-, *ā*-, *e*- und *āu*-, *oi*-, *ai*-, *ei*-formen, die nicht nur bei *glaube* und *verkaufen*, sondern auch bei *augen* und *gelaufen* begegneten (auch bei *hauen* und *frau*, soweit hier keine besonderheiten). zunächst beruhen die hess. und thür. *ō* und *āu*, *oi* (*augen* 209, *glaube* 217, *verkaufen* 224, *hauen* 226, *frau* 230, *gelaufen* o. 122) nicht auf *i*-umlaut, sondern auf dialektischer färbung, weil sonst entrundete vocale zu erwarten wären; vgl. die analoge färbung zb. in *aus* XX 211 f (*üs*, *äus*) und den übrigen *ū*-beispielen, besonders in *bauen* XXII 105 ff. ferner sind die *ā*, *e*, *ei*, *ai*, die zu *heifs* XX 98 und den sonstigen beispielen mit altem *ei* stimmen, dort, wo sie nur in *glaube* und *verkaufen* erscheinen, natürlich umlaute, so zb. die *ē* in dem hess. streifen von Alsfeld bis Spangenberg XXIII 217 gegenüber den *ȫ* in *augen* und *gelaufen*. wo hingegen die *ā* und *e* auch für diese beiden beispiele gelten, ist eine entscheidung unmöglich, so an der obersten Lahn XXIII 209; denn *ägen* und *verkäfen* und *häfs* können hier in gleicher weise ihre *ä* aus *ā* gefärbt haben, das seinerseits sowol aus *au* als aus *ai* entstanden sein kann (vgl. XXIII 215 und u.). es bleibt also unentschieden, ob jene *ā* und *e* als färbungen mit den nördlicheren *ō* aller *au*-wörter zusammenzunehmen seien oder als umlaute mit den südöstlicheren *ā* in *glaube* und *verkaufen*. unentschieden bleibt die umlautfrage aus gleichen gründen bei den immer widerkehrenden *ǟ*-, *aā*- uä. schreibungen rechts von der Saale (*augen* 209 usw.), ebenso bei den ständigen *ǟ*-enklaven zwischen Rhein und Haardtgebirge, in der gegend von Alsenz, um Eisleben : sie zeigen altes *au* und altes *ei* in gleicher entwicklung. unentschieden bleibt vor allem der gröste teil der zumeist hfr. und rhfr. *ā*-lande, soweit eben *au* und *ei* hier in *ā* zusammengefallen sind : er kann von jedem leicht abgelesen werden, der die *au*-skizzen etwa mit der *heifs*- oder *fleisch*-karte combiniert (s. u.). dagegen sind die durchgängigen *āu*, *oi* usw. im Elsass (*augen* 210 usw.) umlautfrei und

lediglich dialektische färbungen, weil andernfalls entrundung zu erwarten wäre (vgl. zb. sing. *hüss* Anz. xx 215 und plur. *hiser* 218). ebenso beruhen bei Falkenberg i. Lothr. die *oi* in *augen, hauen, frau, gelaufen* auf färbung, aber die *ei* in *glaube, verkaufen* auf umlaut. für sich stehn die *gläb*-bezirke am Odenwald und bei Saargemünd (xxiii 217), die in den andern *au*-wörtern, auch in *verkaufen* 224, lediglich *ā* oder *au* zeigen : sie haben also dort umlaut (entsprechend *häfs* oder *fläsch*), hier nicht und behandeln *glaube* und *verkaufen* verschieden wie das ripuarische und nfr. ganz isoliert sind die o. s. 122 erwähnten *-läf-* bei Saarlouis.

Wenn wir also vom nd., mfr. und schles., wo für die umlautfrage in *glaube* und *verkaufen* auf die einzelberichte zu verweisen ist, absehen und aufserdem die geringen abweichungen dieser beiden paradigmen unter einander (xxiii 224) ignorieren, so ergibt sich zunächst folgendes gebiet mit sicherm umlaut: seine nordgrenze zieht ungefähr nördlich vorbei an Laasphe, Biedenkopf, Wetter, Rauschenberg, Neustadt, Schwarzenborn, Spangenberg, Lichtenau, nordöstlich über Heiligenstadt an die verschiebungslinie (xxiii 217) und mit dieser bis Ellrich; im w. verbinde man etwa Hilchenbach, Giefsen, Schotten, Orb (xxiii 217 resp. xx 98), wo nur die erwähnten *ā̈*-bezirke an der obersten Lahn fraglich bleiben, und folge dann der xx 97 skizzierten linie von Orb bis Lobenstein; im o. ziehe man von Ellrich bis Sömmerda nach xxiii 217 und weiter bis Kranichfeld nach xxiii 216 resp. 208; von Lobenstein-Kranichfeld geht dann der umlaut ostwärts weiter und zwar gen n. längs der xxiii 216 gegebenen linie bis Penig, während gen s. wegen der bald beginnenden indifferenten *aä*- uä. schreibungen (s. o.) die grenze nicht fixiert werden kann (xx 97). um dieses ganze umlautsgebiet lagert sich nun ein breiter gürtel, in dem die umlautfrage aus den angeführten gründen nicht zu lösen ist : er schliefst das Siegerland aus und wird dann ringsum von Hachenburg bis Wunsiedel durch die xx 98 gegebene *hā̈fs*-linie umgrenzt; dazu kommen noch die *hā̈fs*-enklave an der untern Mosel bis Cochem (aao.) und die o. erwähnten indifferenten *ā̈*-enklaven; ob diese zweifelhaften districte sich durch berücksichtigung aller localen einzelschreibungen werden einengen lassen, wage ich noch nicht zu entscheiden. erst der rest ist sicher umlautsfrei, namentlich also das alem. südlich vom 49 breitengrade und das gesamte bair. —

Für die endung in *gelaufen* vgl. *gebrochen* Anz. xxii 100; dazu dieselben vom vorhergehnden labial abhängigen besonderheiten wie bei *verkaufen* xxiii 225 (auch bei *seife* xxi 273). in der für *gebrochen* aao. skizzierten grenze des endungslosen gebietes an Nahe, Saar, Mosel sind für *gelaufen Pfalzburg, Lützelstein, Vallendar, Adenau* als unmittelbare grenzorte ohne endung

zu ändern[1]. aufserdem aber ist die verlorene endung in diesem bezirke vielfach ersetzt durch schwaches *-t*, so vereinzelt um Bitburg und an der Mosel von Berncastel abwärts und massenhaft innerhalb Bolchen-Saarlouis-Wadern-Kusel-Landstuhl-Finstingen. dasselbe *-t* begegnet nd. selten zwischen Lippe und Ems bei Beckum und Warendorf, häufig nördlicher an Hase und Ems etwa von Neuenhaus-Bramsche bis Papenburg-Friesoythe, hier, besonders an den Emsufern, mit endungslosigkeit wechselnd.

Es ist an der zeit, aus der entwicklung des *-en* in der verbalflexion das gemeinsame einmal zusammenzustellen. wieweit die des nominalen *-en* dazu stimmt, bleibt, soweit es aus den bisherigen berichten sich nicht leicht ergibt, einer spätern gelegenheit vorbehalten. aufser betracht lassen wir *bauen* (XXII 108), *nähen* (ib. 331), *mähen* (333), auch *fliegen* (XXI 288), deren in ihren einzelberichten notierte besonderheiten unter nr 83 (*schneien*) mit der hier folgenden normalskizze verglichen werden sollen. es bleiben die 3 pl. ind. präs. *sitzen* (XIX 358) und *beifsen* (XXII 323), die inf. *machen* (XX 208), *wachsen* (XXI 264), *verkaufen* (XXIII 225), das gerund. *trinken* (XXI 294), die part. prät. *gebrochen* (XXII 100) und *gelaufen*. als eigenheiten der einzelnen flexionsform fallen aus einer gesamtbetrachtung heraus bei der 3 pl. ind. präs. die ndsächs. und obd. gebiete mit altem auslautendem *-t* (vgl. XXII 333 ff) und der pfälzische *-en*-bezirk längs dem Rheine von der Lautermündung bis Oppenheim (XIX 359); beim inf. das hess.-thür.-hfr. gebiet ohne endung (XX 209) oder mit singulärem *-e* innerhalb der ib. 208 f von *Sontra* bis Marktbreit beschriebenen grenze; beim gerund. besonders die XXI 295 f als preufsische westgrenze verwertete ausdehnung des ostnd. *-n*; beim part. prät. das o. erwähnte endungslose gebiet an Nahe, Saar, Mosel. von diesen eigenheiten abgesehen, ist erhaltung oder schwund des *-n* von seltener einheitlichkeit, und diese grenzen werden für eine praktische dialektkarte von grofsem werte sein. nur das linke Rheinufer etwa vom 50 breitengrade nordwärts macht noch schwierigkeiten. südlich von ihm gilt grösteuteils *-e*, das im Elsass von n. nach s. zunehmend mit *-ă* und *-a* wechselt (XIX 359); nur der mfr. westen bewahrt *-en* von einer scheide an, die XIX 359 und XX 209 kurz als Saarburg-Berncastel bezeichnet ist, aber bei der guten übereinstimmung aller paradigmen genauer beschrieben zu werden verdient: sie beginnt westlich von Buckenheim an der französischen sprachgrenze (südlicher bis Saarburg sind etliche *-en* ausnahmen), läuft auf Saaralben (*-en*), nw. über Püttlingen (*-e*) gegen Forbach (*-e*), nach kleinem gen o. offenen bogen (um den Warndtwald herum) über die Saar in der mitte zwischen Saarbrücken und Saarlouis, zwischen Lebach

[1] damit rächt es sich, dass Behaghel unsre individuelle *gebrochen*-linie als participialgrenze schlechthin in Pauls Grdr. I² 720 f übernommen hat.

(*-en*) und Tholey (*-e*) hindurch auf die sw.-spitze des fürstentums Birkenfeld, annähernd mit dessen westgrenze bis Wirschweiler (*-e*) und von hier nw. über Berncastel (zumeist *-e*) an die Mosel und den 50 grad. nördlich von ihm beginnt die unsicherheit: während die 3 pl. präs. die eben beschriebene *-en*-grenze etwa mit der Mosel abwärts fortzusetzen scheint (XIX 359), lassen inf. und gerund. sie zwischen Lutzerath (*-e*) und Daun (*-en*) hindurch und dann unsicher gegen nw. verlaufen (XX 209). man kann also höchstens noch sagen, dass der Hunsrück oder der winkel zwischen Rhein und unterer Mosel *-e* und westlicher der nordteil des reg.-bez.s Trier *-en* haben. sonst aber ist für das ganze linke ufer des Niederrheins schwanken zwischen *-e* und *-en* charakteristisch; ob sich zu seiner erklärung unterscheidende gesichtspuncte werden aufstellen lassen, ob solche lediglich im satzzusammenhange liegen, ob speciell für die Eifelgegend die bei Wilmanns DGr. I² s. 196 nachzuschlagende regel erkennbar ist, dafür bleiben zahlreichere beispiele abzuwarten.

Als ostgrenze dieser unsicherheit kann schlechthin der Rhein bis zur Moselmündung hinauf bezeichnet werden (XX 208); genauer betrachtet, werden bei einer combination der genannten karten folgende orte von keiner der individuellen *-e*-linien mehr eingeschlossen, gehören also zum festen *-en*-gebiet: Anholt, Isselburg, Ringenberg, Dinslaken, Oberhausen, Kettwig, Mettmann, Merscheid, Hittdorf, Gladbach, Seelscheidt, Blankenberg, Asbach, Puderbach, Rengsdorf[1]; südlicher schwanken Engers, Bendorf, Vallendar, und erst Coblenz hat consequent *-e*. nördlich von ihm zweigt nun gen no. die einheitliche normalgrenze zwischen *-en* und *-e* ab, die Mittel- und Oberdeutschland mit seltener schärfe gliedert. sie zieht zunächst (etwas genauer skizziert als XIX 359) zwischen (*-e*-orte *cursiv*) *Montabaur*, Selters, *Obersayn*, *Hachenburg* (schwankender grenzort), mit der ostgrenze der Rheinprovinz bis Freudenberg (das aber *-en* hat), nördlicher mit *ik/ich* bis zur Lennequelle und dann, wie aao. beschrieben, bis *Wassertrüdingen* (vgl. HFischer karte 17); nur Berleburg und ca. ein dutzend nachbardörfer haben (XX 208) *-en* allein in der 3 pl. präs., sonst *-e*, ein unterschied, der auch östlicher bis zur Schwalm etliche grenzdörfer trifft; sonst ist von den XIX 359 hergezählten ortschaften nur Schillingsfürst unsicherer grenzort, im übrigen aber die (in Thüringen über den Rennstieg laufende) linie scharf und deutlich. südöstlich von Wassertrüdingen (ungefähr in der mitte zwischen ihm, Weifsenburg und Monheim) gabelt sich die grenze und verläuft nach der bekannten unterscheidung im bair.[2] für *sitzen*, *beifsen*, *wachsen* (und *leuten* XX 223,

[1] die bemerkung ist vielleicht nicht überflüssig, dass diese grenze in ihrer nördlichen hälfte mit der ndfr.-ndsächs. (XXII 334) keineswegs identisch ist.

[2] die in Pauls Grdr. I² 721, 4 viel zu eng gefasst ist und auch bei HFischer s. 59 unklar bleibt.

roten 323, *ochsen* XXI 266, *fliegen* 289, *augen-* XXIII 212, *gefallen, bauern, zeiten, gestohlen*) weiter gen s. wie XIX 359 u. (und bei HFischer karte 17), hingegen für *machen, verkaufen, trinken, gebrochen, gelaufen* (und *hucken* XIX 360, *seife* XXI 273, *wochen*) gen no. wie XX 209 o.; doch ist diese letztere linie lange nicht so scharf wie jene, und namentlich in ihrer östlichen hälfte schwanken schon etliche der aao. genannten orte innerhalb unsrer fünf verbalformen; auch sonst finden sich im südlichen *-a*-gebiet vereinzelte *-n*-ausnahmen, die südlich vom 48 grade häufiger werden und hier zwischen Ammer und Isar sogar in die mehrheit kommen. den nach schwund des *-n* restierenden endungsvocal schreiben (XIX 359f. XX 209) die in betracht kommenden teile des kgr.s Baiern mit *-a* (nur seine fränkischen bezirke und sein südwestzipfel zwischen Bodensee und oberer Ammer häufiger mit *-e*), Württemberg (und Hohenzollern) mit *-a̰*, Baden wechselnd mit *-e*, *-ä*, *-a*, die übrigen lande mit *-e*; wieweit hierbei dialektorthographische gewohnheiten im spiele sind, bleibt zu untersuchen. für die synkope *-en* > *-n* in den *-n*-gegenden genüge ein hinweis auf XIX 360. XX 209. XXIII 225.

Nicht minder scharf sind die *-n*-grenzen des ostens : die XIX 360 nur kurz als Misdroy-Netzemündung skizzierte und XXI 295 geographisch verwertete des nd. und die XIX 360 genauer beschriebene des südschlesischen. jene teilt die insel Wollin so, dass Misdroy auf der westlichen *-n*- und Wollin auf der östlichen *-e*-seite bleiben, betritt bei Stepenitz das rechte Haffufer, zieht hart an Gollnow w. vorbei, s. auf den Maduesee, mit ihm und dem südöstlicheren Plönesee (sodass Stargard ö. und Pyritz w. bleibt), von dessen südostende grade in der richtung auf Birnbaum a. W. bis zur *ik/ich*-linie und mit ihr weiter gen o. ins polnische hinein; sonst vgl. für das so abgetrennte östliche nd. aao. diese ist besonders von der Katzbach an so consequent, dass wir von Parchwitz an die dort gegebene linie jetzt folgendermafsen von ort zu ort beschreiben können (was die Breslauer germanisten vielleicht einmal an ort und stelle nachprüfen) : *Kunitz*, Heinersdorf, *Jeschkendorf*, Spittelndorf, *Petersdorf*, Kummernick, *GrTinz*, Dambritsch, *Hulm*, Obsendorf, *Mois*, Tschammendorf, *Kostenblut*, Jacobsdorf, Polsnitz, Canth, *Neudorf*, Landau, Kammendorf, *Mörschelwitz*, Albrechtsdorf, *Queitsch*, Rankau, *Wilschkowitz*, *GrTinz*, Bohrau, Manze, *Pudigau*, Grünhartau, *Karzen*, Peterwitz, *Karschau*, Dobergast, Striege, Steinkirche, *Danchwitz*, *Neudorf*, *Dobrischau*, Habendorf, Türpitz, Schreibendorf, DtschJägel, *Gläsendorf*, Seiffersdorf, Reimen, *Nowag*, Heidersdorf, *Glumpenau*, Neifse, *Neunz*, *Ritterswalde*, Volkmannsdorf, Rennersdorf, *Schnellendorf*, Puschine, *Schmitsch*, *Mühlsdorf*, Zülz, *Ellsnig*, *Dtsch Rasselwitz*, *Gläsen*, *Schönau*, *Casimir*, *GrGrauden*; nur w. von Leobschütz und Katscher hat längs der reichsgrenze ein schmaler streifen nicht *-a*, sondern *-(e)n*, dessen östlichste ortschaften

Dobersdorf, Mocker, Bratsch, Löwitz, Hennerwitz, Possnitz, Waifsak sind. —

Die verbindung *die füfse durchlaufen* in unserm satz 8 (Anz. xviii 306) erklärt eine reihe synonyma, die aber wahrscheinlich gröfser und mannigfaltiger sein würde, wenn das simplex erfragt worden wäre. neben *gelaufen* findet sich *gegangen* in den meisten gegenden Niederdeutschlands, im mfr., im bair.; *gerannt* besonders innerhalb des dreiecks Schweinitz-Finsterwalde-Buchholz, auch östlicher in der Niederlausitz, ferner zwischen Netze, Küddow und 54 grad, am häufigsten (neben *gegangen*, *gescheuert* ua.) im gesamten preufs. dialektgebiet, endlich in der nachbarschaft des Böhmerwaldes.

Das dän. zeigt buntesten wechsel von synonymis. im fries. schreiben Sylt *löpen*, *löppen*, Amrum *läppen*, Föhr *leppen*, die Halligen *löppen*, der Sylt gegenüberliegende küstenteil *löben*, *läben*, der übrige *lämen*, *läm(m)*, *lem(m)*, *lim(m)*, das Saterland *rennen*.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Am 20 sept. 1897 starb, auf der heimreise begriffen, in Frankfurt a. M. WILHELM WATTENBACH dicht vor vollendung seines 78 lebensjahres. wir alle, die wir die deutsche philologie nicht auf die deutsche sprache und ihre denkmäler beschränken, sind seiner führung und seinem finderglück vielfach zu danke verpflichtet. — am 16 nov. 1897 starb in München WILHELM HEINRICH RIEHL, dessen liebe- und lebensvolle darstellung vergangener deutscher culturepochen durch ihre kräftige und gesunde historische anschauung auch unsern studien erfrischung und gewinn bringen konnte. — am 30 november 1897 ist in Christiania 80 jahr alt prof. CARL RICHARD UNGER verschieden, einer der fleifsigsten und verdientesten editoren, der seine tätigkeit insbesondere auch der geistlichen prosa Altnorwegens zugewant hat.

Die ao. professoren dr BLITZMANN in Bonn und dr KLUICK in Graz sind zu ordinarien befördert worden.

Habilitiert haben sich: für deutsche philologie dr JOSEPH SCHATZ in Innsbruck und dr FPANZER (bisher in München) in Freiburg i. B.

Die ord. professoren dr FJOSTES und dr WSTREITBERG werden zu ostern ihre stellungen an der universität Freiburg i. d. Schw. aufgeben.

Dem oberbibliothekar dr GWENKER zu Marburg, dem schöpfer und leiter des Sprachatlas für das Deutsche reich, ward der titel 'professor' verliehen.

Druckfehler. s. 27 z. 12 v. u. l. 'das *i* in *hirut*'.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIV, 2 april 1898

Die glocken im herzogtum Anhalt. ein beitrag zur geschichte und altertumskunde Anhalts und zur allgemeinen glockenkunde. von FRIEDRICH WINFRID SCHUBART, hofprediger in Ballenstedt a. H. mit über 300 abbildungen, gezeichnet von WPeters. Dessau, Paul Baumann, 1896. herzogt. Anhalt. XVIII und 580 ss. gr. 8. — 15 m.

Wol nirgends im Deutschen reiche dürfte für einen an areal ohngefähr gleichen bezirk eine so vollständige beschreibung des auf den kirchtürmen und anderweit vorhandenen glocken existieren, wie sie der vorliegende stattliche band für das herzogtum Anhalt bietet. sind doch in seinem zweiten teil (s. 105—533) nicht weniger als 598 auf 212 ortschaften verteilte glocken aufgeführt und eingehender beschrieben.

Erst in der allerneuesten zeit haben die überall in unserm vaterlande, meist auf anregung der geschichtsvereine, begonnenen und von den regierungen ermöglichten inventarisationen und veröffentlichungen über die bau- und kunstdenkmäler der einzelnen landesteile auch der glocken sich einigermafsen angenommen; dabei sind jedoch seither, und mit unrecht, die glocken aus den letztvergangenen jahrhunderten noch mehr, als es bei den andern denkmälern der neuern zeit der fall ist, unberücksichtigt geblieben. wir müssen es deshalb entschieden anerkennen, dass der verf. des vorliegenden buches sich nicht blofs auf das ihm am interessantesten scheinende beschränkt hat und nur die ältern oder sonstwie besonders merkwürdigen stücke beschreibt, sondern dass er die sache consequent durchführt und es nicht unterlassen hat, seine glockenaufnahmen bis auf die erzeugnisse der neusten zeit auszudehnen. trotz dieser vollständigkeit können wir jedoch die schrift nur als einen halben schritt nach dem ziel, welches ins auge gefasst werden muss, bezeichnen, und zwar aus dem grunde, weil noch nicht allem, was uns für eine erschöpfende glockenbeschreibung nötig scheint, genügend rechnung getragen wird. dazu dürfen unseres erachtens correcte abbildungen der glockenformen, wie sie zb. Schönermark in seiner schrift über die altersbestimmung der glocken gibt, nicht fehlen; wie soll man sonst vergleichungen anstellen über die zielbewuste construction der rippe durch die einzelnen meister oder die für die verschiedenen zeiten charakteristischen formen der hauben, kronen und henkel? namentlich müsten

aber auch die musikalischen verhältnisse eine eingehnde berücksichtigung finden. ich bin mir wol bewust, dass beides mit grofsen schwierigkeiten verknüpft ist, und zwar genaue bestimmungen der profile mit noch gröfseren, als eine feststellung der natürlichen glockentöne, die sich vermittelst zweckmäfsig construierter, auf die in betracht kommenden stellen der glocke zu setzender stimmgabeln rein mechanisch, also auch von musikalisch minder gebildeten erledigen lässt. ich will diese mängel hier nur erwähnen, ohne dem verf. darüber einen vorwurf zu machen, und das am allerwenigsten in diesen blättern, die ganz andere aufgaben verfolgen, als solche für den praktiker wertvolle dinge. ich möchte nur damit eine anregung gegeben haben zu einer auf die ältesten glocken beschränkten untersuchung in beiden richtungen.

Wer einmal, um sie näher zu beschreiben, selbst glocken auf den türmen untersucht hat und die schwierigkeiten aus eigener erfahrung kennt, welche sich in den meisten fällen aus der unzugänglichkeit und gefährlichkeit der räume, aus der schlechten beleuchtung, dem vernachlässigten zustand der objecte ua. ergeben, der wird dem verf. der Glocken des herzogtums Anhalt aufrichtige anerkennung und wärmsten dank zollen wegen des muts und der energie, mit der er das grofse werk unternommen und glücklich zu ende geführt hat. schon die feststellung von einer so stattlichen anzahl dem frühen mittelalter angehöriger, merkwürdiger glocken, wie sie sich im buche beschrieben finden, ist ein ereignis in der glockenkunde, nicht minder wichtig ist die dem verf. gelungene deutung der inschriften auf ihnen, welche zu weiteren versuchen in der von ihm eingeschlagenen richtung auffordert[1], und von allerhöchster bedeutung für die glockenepigraphie ist endlich die mit hilfe eines tüchtigen künstlers hergestellte, diplomatisch genaue widergabe aller älteren inschriften, bilder und zierraten, welche sich gefunden haben, in 281 figuren gröfseren mafsstabes. dass sich der verf. durch eine so intensive beschäftigung mit der deutung der älteren glockeninschriften wol zur ersten autorität auf diesem gebiete in Deutschland herausgebildet hat, scheint mir zweifellos, wenn ich auch, wie sich zeigen wird, nicht unbedingt auf die worte des meisters schwöre.

Das buch zerfällt dem hauptinhalt nach in zwei teile, deren erster eine 'übersichtliche zusammenstellung der ergebnisse, welche sich für die geschichte und altertumskunde Anhalts und für die allgemeine glockenkunde aus dem befund an den glocken Anhalts ergeben haben', bietet (s. 1—104).

[1] die im Christl. kunstblatt 1897 s. 58ff von Schubart gegebene erklärung der auf einer glocke zu Tuttendorf vorhanden gewesenen schriftzeichen möcht ich deshalb den lesern noch aufserdem empfehlen.

Diese zusammenstellung gliedert sich in vier abschnitten, nämlich: I) Zahl und gröfse der glocken, II) Alter und geschichte der glocken, III) Vom schmuck der glocken und IV) Vom gebrauch der glocken. der letzte macht uns mit den speciell im lande Anhalt üblichen geläuten bekannt; als curiosum sei daraus die alte Kuhglocke zu Mühro erwähnt, welche geläutet zu werden pflegte, wenn eine kuh in einen in der nähe des orts gelegenen sumpf geraten war und in lebensgefahr schwebte.

Aus den unterabteilungen von I, welche überschrieben sind: a) Zahl der glocken, b) Gröfse der glocken und c) Glockenschau, dh. angabe aller orte mit glocken, wobei auch deren durchmesser, gusszeit, giefser, inschrift und figürliche darstellungen angegeben sind, wäre hier nur aus b) zu erwähnen, dass die gröste glocke des landes aus dem jahr 1378 stammt, in Zerbst auf SNicolai hängt und 195 cm durchmesser hat, während die kleinste von 21 cm in Roschwitz auf dem schulboden ligt. sie ist ein erzeugnis des 19 jhs. und hätte wol kaum die aufnahme in das buch verdient; wir sehen aber daraus, wie gewissenhaft der verf. seine aufgabe genommen hat.

Auf den abschnitt II: Alter und geschichte der glocken, soll hier nicht näher eingegangen werden. auslassungen über die historischen schlüsse und hypothesen, welche Sch. hier vorbringt, werden sich doch am besten bei unsern mitteilungen über die angaben des zweiten teils des buches einfügen lassen, worin die glocken 'einzeln beschrieben und besprochen' werden 'in alphabetischer reihenfolge der orte, wo sie sich finden'. der abschnitt III: Vom schmuck der glocken in wort und bild enthält ua. in seiner ersten abteilung [a) Allgemeines] auch den wortlaut der glockensegnung nach den vorschriften des Pontificale Romanum, weil der verf. im anschluss daran auseinandersetzen will, wie einige der gebräuchlichsten glockeninschriften an die dabei vorgeschriebenen weihegebete anklingen. über den vollzug von glockentaufen mit paten fehlt es für Anhalt an nachrichten; auch 'eigentliche glockensagen, wie sie anderwärts so häufig sind, gibt es in Anhalt nicht'. die von Sch. mitgeteilten proben von volksaberglauben bezüglich des glockengeläuts sind die auch sonst landläufigen gerede. was nun zunächst die glockennamen betrifft, die unter d) Die inschriften auf den glocken Anhalts zuerst vorkommen, so haben wir zwar die inschrift: *Johanna vocatur* schon auf der dem 12 jh. angehörigen glocke zu Maasdorf, finden aber unter den nach ausschluss von 10 im 19 jh. hergestellten (Luther, Melanchthon usw. genannten) noch übrigen fast 600 glocken kaum 20 mit namen; inschriften, wie: *St. Elsbeth (Maria, Kilian . . .) heissen ich, alle bösen wedder vertreiben ich*, die in andern gegenden so häufig vorkommen und damit den glockennamen angeben, fehlen ganz. auch mit sonstigen aufgegossenen inschriften — hervorgehoben muss werden, dass

sich **sieben** glocken aus ältester zeit mit **vertiefter** schrift gefunden haben — steht Anhalt gegen andere landschaften zurück, sowol was die zahl der verschiedenen texte angeht als auch in der häufigkeit des vorkommens der allerverbreitetsten, wie : *O rex glorie veni cum pace* oder *Ave Maria dominus tecum.* an bildlichem schmuck bieten die anhaltischen glocken aber nach jeder richtung hin des bemerkenswerten viel, so zb. sieben sehr alte glocken mit roh zt. in den buchstaben O **eingezeichneten gesichtern** (zusammengestellt s. 75), dann bei der Osannaglocke in Bernburg das porträt des giefsers *hermann*, als betender mönch mit rosenkranz, zugleich mit 13 bildern von heiligen und aus der passionsgeschichte. die s. 49 ff mitgeteilte, nach inhaltlichen gesichtspuncten geordnete zusammenstellung lässt den reichtum und die mannigfaltigkeit dieser bildlichen darstellungen im bezirk des herzogtums bequem erkennen; die biblischen darstellungen, insonderheit aus der passionsgeschichte, und die bilder von Christus und den heiligen nehmen der zahl nach die ersten stellen ein. der verf. hat die conformität von solchen auf verschiedenen glocken gefundenen bildern, ebenso wie die identität der texte von inschriften, zur feststellung des ursprungs von glocken benutzt und auf diese weise die gemeinsame abkunft einer anzahl gleichaltriger glocken für Anhalt nachgewiesen, ohne kenntnis des namens der giefser. ein solches verfahren auf weitere gebiete anzuwenden, wird auf grundlage der im buche enthaltenen facsimiles auch für andere nicht schwer sein und zu entsprechenden resultaten führen. ob indessen ein so enger zusammenhang von darstellungen mit denen auf dem Merseburger tragaltar und dem Alsleber taufstein existiert, wie ihn Sch. s. 48 annimmt, möcht ich in zweifel ziehen, solange mich nicht zuverlässige abbildungen darüber vergewissern. dass auch auf anhaltischen glocken abgüsse von siegeln und münzen, sowie aufgegossene wappen und porträts nicht fehlen, zeigen die übersichten s. 52 und 53. über den wandel, welcher nach der reformation, weil nun in den evangelischen ländern die anrufung der Maria und der heiligen aufhört und der glaube an die wunderbare macht der geweihten glocken gegen böse wetter ua. dem volke genommen wurde, mit den glockeninschriften vor sich geht, belehrt uns Sch. zunächst kurz s. 63. er gibt dann eine übersicht über die seitdem sich findenden aufgegossenen bibelstellen in deutscher sprache, sowie verzeichnisse der namen von fürstlichen personen, adlichen, geistlichen, cantoren und kirchenvorstehern, welche auf den anhaltinischen glocken genannt sind [1], um schliefslich ein ausführliches register

[1] zweimal finden sich, wenn wir die fürstinnen ausnehmen, auch die namen von frauen : in Nutha und in Meilendorf; an letzterem orte ist eine glocke von dem ehepaar Griesenberg gestiftet, am andern ist neben den mitgliedern des kirchenvorstandes auch die gattin des pastor loci genannt.

der ermittelten glockengiefser anzureihen. diesem letzern geht ein kurzer bericht über zwei einheimische meister namens Koch voraus, welche in der zeit von 1656—1711 in Zerbst tätig waren, sowie die angabe, dass vom hüttenwerk Mägdesprung (schon 1683) eiserne glocken hergestellt worden seien, und dass von einem landeskinde, dem schmiedemeister Gottlieb Sachsenberg in Rosslau um 1830 verfertigte stahlstabgeläute in Köthen und in Serno sich vorfinden. nur die frühere existenz einer einzigen glocke holländischer abkunft, in Amesdorf[1], konnte Sch. feststellen. ein s. 91 und 92 abgedrucktes alphabetisches verzeichnis der giefser mit angabe der zahl der von jedem vorhandenen glocken zeigt, dass in den ältern zeiten Magdeburg, Halberstadt und Halle a. S. die centren waren, von denen aus die zunächst gelegenen anhaltischen landesteile versorgt wurden, sowie dass in neuerer zeit Leipzig, Apolda und Laucha dem fürstentum die meisten glocken geliefert haben.

Ich wende mich nun dem zweiten teile des buches (s.105—533) zu, der im rahmen einer alphabetischen aufzählung der einzelnen ortschaften des herzogtums die nähere beschreibung der vorhandenen glocken enthält. auf ein paar curiosa sei hier im voraus hingewiesen. auf Jessnitz 3 (13 jh.) findet sich das A-B-C in majuskeln, und Sch. nennt dies frühe vorkommen einzigartig : ich kann ihm ein noch älteres aus Wehrda (vor den toren Marburgs) zur seite stellen, wo rückläufig und mit meist auf dem kopf stehenden zeichen das (unvollständige) alphabet QPONML | KIHGFE vorkommt. über die 'bedeutung' solcher inschriften vermag auch ich nichts sicheres beizubringen, will aber immerhin erwähnen, was mir coll. Schröder mitteilt, dass auch das runenfuthark widerholt als einzige inschrift auf amuleten, schmuckstücken und waffen begegnet. — die germanisten werden ein näheres interesse an der zweiten glocke von Reppichau, der altertümlichen 'bauernglocke', nehmen (s. 423ff), vor deren inschrift Sch. — ein älteres gerücht bestätigend — die buchstaben EIKER und damit wol den namen des autors des Sachsenspiegels aufgefunden hat.

Ohne mich weiter an die anordnung dieses teils zu kehren, lass ich nun einige freie bemerkungen über die inschriften der ältesten darin vorkommenden glocken folgen, weil über die technischen manipulationen, welche für deren herstellung in betracht kommen, beim verf. und auch anderweit unrichtige vorstellungen vorhanden sind.

Die dem 11 jh. zugeschriebenen noch vorhandenen 10 glocken in Anhalt könnten wol sämtlich[2] nach der bekannten vorschrift

[1] der giefser Wauter Kaerwas gehört dem ende des 14 jhs. an.

[2] die gröste von ihnen, die 2 glocke zu Grofsbadegast hat zwar einen durchmesser von 93 cm; indessen spricht Theophilus auch vom guss sehr grofser glocken nach seinem verfahren, und es ist überdies zweifelhaft, ob die glocke so alt ist.

des Theophilus (Diversarum artium schedula III 84) vermittelst einer verlorenen fettform [1] hergestellt worden sein. als mittel zur anbringung von zierrat und schrift wird darin das eingraben von blumen und buchstaben in das fett angegeben; man dürfte jedoch bald auch das verfahren mittelst aufgelegter schriftzeichen aus wachsfäden angewant haben, das für zwei kreuze auf der glocke von Idensen bei Wunsdorf (12 jh.) zuerst bekannt geworden ist [2]. die kleinere glocke zu Rosslau, welche der verf. namentlich auch aus dem grunde, weil sie wie die Diesdorfer glocke [3] die dreieckigen 'foramina' des Theophilus besitzt, für die älteste des landes erklärt, liefert dafür den beweis: auf ihrer haube zeigen sich erhaben aufgegossene schriftzeichen, in deren einem teil der verf. eine mit DCCCC.L beginnende jahreszahl deutlich erkannt zu haben glaubt (s. 439). bei der 3 glocke zu Crüchern a. d. ende d. 11 jhs. (s. 180) finden sich ebenfalls zwischen vertieften linien erhabene buchstaben, welche, der gestalt nach zu urteilen, freihändig gebogenen wachsmodeln zu entsprechen scheinen. vertiefte linien und erhabene schrift zeigen sich endlich auch auf der glocke 5 im Stefansturm zu Gernrode.

Vertiefte schriften in lapidarform finden sich bei den vom verf. dem 11 jh. zugewiesenen glocken auf der 2 in Grofskühnau, der jetzt ins provinzialmuseum zu Halle geretteten aus Elsdorf [4] und der 2 zu Drohndorf; die letzte soll nach auffassung

[1] Schönermark Altersbestimmung der glocken s. 11 rügt ungenauigkeit der Ilgschen übersetzung in bd VII der Quellenschriften für kunstgeschichte. er verfällt jedoch in den gleichen fehler; so bemerkt er zb. nicht, dass dem lateinischen wortlaut nach die wandung der glocke einfach durch umkleidung des sorgfältig abgedrehten thonkerns mit auf eine bestimmte dicke ausgewalzten fettplatten vorgebildet werden soll. ich will nicht unterlassen, gerade dies hier herauszuheben, weil Schönermark selbst (s. 5. 6) von der bekannten, jetzt im provinzialmuseum in Halle aufbewahrten Diesdorfer glocke sagt: 'die rippe ist fast durchweg gleich dick', und es auch in unserm buche bei der ältesten glocke des landes, der dritten zu Rosslau (a. s. 438) heifst: 'die wandung ist fast durchgängig gleich stark', ebenso (s. 216) bei Elsdorf 2: 'in gleichmäfsiger stärke erscheint die wandung' und ähnlich bei Gernrode 5 (s. 241).

[2] vgl. über dieselbe Schönermark aao. s. 9. auch bei der seither als älteste datierte (1104) geltenden glocke von Iggensbach bei Deggendorf in Niederbayern scheint mir nach der bei Otte Christliche kunstarchäologie I⁵ 355 gegebenen abbildung die inschrift nicht 'mit einem spitzen instrumente in den mantel der glockenform eingegraben' zu sein, sondern es erklärt sich vielmehr 'die abrundung der kantigen buchstabenenden' daraus, dass dieselben aus wachsstäbchen mit den fingern geformt und auf das glockenhemd aufgelegt gewesen sind.

[3] nach der bei Schönermark auf taf. II mitgeteilten abbildung ihrer inschrift ist diese nicht, wie die sogleich zu besprechenden vertieften inschriften auf den anhaltischen glocken, mit einem stumpfen instrument in das fett eingegraben, sondern mit messer und stichel sorgfältig und scharf ausgehoben.

[4] ich will nicht unterlassen hervorzuheben, dass darauf ein *Godvinus* genannt ist und auch die 'foramina' angebracht sind.

Schubarts von nun an die älteste datierte glocke in Deutschland sein, weil er darauf folgende schriftzeichen erkannt zu haben glaubt: †AMIICDPvFsASTMIIICOIHVsMGTD, und dieselben auflöst in: † *Anno MIIC Die Post Festum Archangeli Sancti MIchaelis II Calendas Octobris In Honorem Virginis Mariae GeneTricis Dei.* da es im texte (s. 204) heifst: 'leider sind gerade die zahlenzeichen auf der glocke selbst so schwach zu sehen, dass nach den erkennbaren linien auch eine andere lesart möglich wäre', muss eine entscheidung weiteren untersuchungen vorbehalten bleiben.

Schliefsen wir hier nun zunächst einige bemerkungen an über glocken aus dem 12 jh., bei denen die giefser vom abheben des mantels gebrauch gemacht haben, also im wesentlichen dasselbe verfahren benutzt ist wie heute, so bietet gleich die gröste glocke zu Drohndorf zu folgendem anlass. sie trägt in spiegelschrift die legende: † AVE MARIA RAOR[1], und Sch. bemerkt dazu: 'die grofsbuchstaben sind breit, über aufgelegte schnüre dichten geflechts gegossen'. warum ist dann, so fragen wir, die schrift rückläufig? — als mit wachsfäden geformt erscheint die inschrift †BENEDICTA auf der glocke zu Buro, von der es heifst: 'die einzelnen buchstaben zeigen lapidarform und scheinen über aufgelegte wachsfäden gegossen zu sein. die fäden sind an manchen stellen aufgelöst, sodass die buchstaben hier und da wie doppellinig erscheinen'. wider anders erscheint uns die vom verf. auch als über aufgelegte wachsfäden gegossen bezeichnete schrift auf der zweiten glocke zu Quellendorf: die zt. uncialen buchstaben endigen in kleinen kügelchen, und ich möchte glauben, dass die buchstaben flüssig mit dem sog. 'hörnchen' aufgetragen sind, wie dies heute noch bei den zuckerbäckern für honigkuchen, torten udgl. üblich ist. auch bei der Barbarossaglocke (s. 239) zu Gernrode bringt der verf. rückläufige schrift mit wachsfäden in verbindung, während sich die rückläufigkeit sachlich doch nur erklären lässt durch das richtige eingraben der buchstaben und ihrer folge in den abgehobenen mantel. so zb. sehr schön in Gröna und Reinsdorf. nachdem sich später schreiber auf spiegelschrift eingeübt hatten, erscheinen dann auch die zweifellos in den mantel eingeritzten schriften in richtiger stellung, wie in Alickendorf und Coswig, wo die einzelnen stichelführungen und glitscher zu erkennen sind. zweifelhafter erscheint mir die äufserung des verf., dass die schrift mit dem griffel in die lehmform eingeschnitten sei, wie bei der grofsen stundenglocke der stiftskirche zu Gernrode (s. 233), die auch sonst noch zu manchen fragen anlass böte.

Vorstehendes wird genügen, auf die wichtigkeit genauer untersuchungen der technik von glockeninschriften aus ältester

[1] RAOR liefse sich am ersten wol als eine verstümmlung von ORA durch den der schrift unkundigen giefser erklären.

zeit[1] die aufmerksamkeit der forscher zu lenken und klar zu machen, wie wünschenswert oder vielmehr notwendig für die glockenkunde in jeder beziehung genaue und mit den erforderlichen abbildungen versehene beschreibungen der wenigen incunabeln auf diesem gebiete sind. wir hoffen deshalb auch, dass der verf. der Glocken des herzogtums Anhalt, nachdem er in dem vorliegenden buche die in vieler beziehung wenig lohnende und doch so anstrengende aufgabe einer inventarisation sämtlicher glocken des landes gelöst hat, sich nun in nicht allzuferner zeit als der dazu allermeist berechtigte und befähigte forscher an die interessantere begeben möge, eine nach allen richtungen hin erschöpfende monographie über die von ihm entdeckten ältesten glocken des landes zu liefern.

Marburg i. H. CARL ALHARD VON DRACH.

Helge-digtene i den ældre Edda deres hjem og forbindelser af SOPHUS BUGGE. [= Studier over de nordiske gude-og heltesagns oprindelse, anden række.] Kjøbenhavn, Gad, 1896. 355 ss. 8°. — 5 kr.

Nach einer mehrjährigen pause lässt SBugge die fortsetzung seiner Studien, die so viel aufsehen gemacht und, namentlich in Deutschland, so viel widerspruch erfahren haben, erscheinen. an dem beispiel der Helgilieder will er jetzt den englisch-irischen einfluss auf die anord. litteratur zeigen.

B. sucht zunächst das verhältnis der Helgilieder zu der übrigen eddischen und skaldischen poesie zu bestimmen, wobei er jedoch selbst s. 5 bemerkt, dass es in vielen fällen gefühlssache sei, zu entscheiden, ob eine stilistische übereinstimmung durch ein abhängigkeitsverhältnis, oder aber blofs durch den umstand bedingt sei, dass zwei denkmäler derselben sprache und derselben litteratur angehören. aufserdem ist auch mit dem verloren gegangenen teil der nord. litteratur zu rechnen, und so sind wir schlechterdings nicht in der lage, uns etwa über die art der beziehung zwischen *af hugins barri* Helgakv. Hund. I 54 und *af ulfa barri* bei Arnor iarlaskald FMS. VI 68, oder zwischen dem *Ár var alda* in Helgakv. Hund. I 1 und Völuspa 3 ein urteil zu bilden.

In den folgenden abschnitten wendet sich B. seinem hauptthema zu, den englischen und irischen einflüssen auf die Helgidichtung.

In Helgakv. Hund. I 7

sialfr gekk vísi
ór vígþrimu
ungum fœra
ítrlauk grami

[1] auch bei den spätern ist noch manches zweifelhaft, so zb. die öfter erwähnten nägel zur befestigung der buchstaben auf dem glockenhemd (s. 180. 285 und 289).

schreibt B. *úr lǫ́c*, und findet darin das ags. *lác* 'geschenk'; also 'prächtige geschenke'. *mistar marr* I 47 geht auf ags. *mistig mór* 'mons caliginosus' zurück. *blóðrekinn* I 9 ist ein nicht belegbares ags. **blǽdrecen* (*-recen* 'schnell'), und gehört als epitheton zu *hilmir*; also 'der schnell entwickelt in der pracht seiner jugend dastand'. das früher erwähnte *hugins barr* 'Hugins (des raben) getreide' ist eine nachahmung eines irischen poetischen ausdrucks, nämlich 'Machas (der kriegsgöttin) saat' = köpfe der im kampfe gefallenen. ich kann diese und andere B.sche worterklärungen nicht überzeugend finden. *ræsir* 'könig' hält B. für ein lehnwort aus ags. *rǽswa*; aber was hindert, *ræsir* als ein echt nord. wort, und wie ags. *rǽswa* als eine bildung mit *t*-suffix aus der in unserm *raten* vorliegenden wurzel zu erklären?

Eine feine und, wie mir scheint, richtige beobachtung findet sich auf s. 31. 32: der ortsname *Himinvangar* I 8 weist auf ein älteres Helgilied, denn ursprünglich war das wol ein poetischer ausdruck für 'himmel', wie as. *hebanwang*, und erst ein nachdichter hat darin irrtümlich den namen einer irdischen localität gefunden. die ursprüngliche bedeutung schimmert auch noch in I 15 durch.

In den nächsten abschnitten legt B. seine ansicht über die entstehung der Helgisage dar. der schiffzug im ersten Helgilied, die einberufung der hilfstruppen, die musterung der flotte, der seesturm, die landung im fremden lande sind nach B. einer episode in der irischen erzählung von der schlacht bei Ross na Ríg nachgebildet. B. findet sogar stilistische beziehungen zwischen den beiden berichten. wenn in der irischen quelle von den seehunden, den walrossen, von den meerungeheuern und riesigen wogen auf der stürmischen see die rede ist, so verweist B. auf die *Kolgo systir*, die *Ægis dóttir* und *Rán* in der schilderung des seesturmes I 28 ff. *Rán* ist aus ir. *rón* 'seehund' gebildet. wenn I 21 Helgi seine boten *of lopt ok um lǫg* aussendet, so hat der norwegische dichter den schwierigen irischen ausdruck 'oben über die see hin und das grofse meer' misverstanden. der feindliche irische könig, der in der schlacht bei Ross na Ríg fällt, heifst *Carpre*. die ähnlichkeit dieses namens mit *Hǫðbroddr* habe den nordischen dichter dazu veranlasst, züge aus der irischen erzählung auf die Helgidichtung zu übertragen. daran knüpft B. eine sprachliche bemerkung: ð und *r* wechseln im inlaut von wörtern, die noch ein zweites *r* enthalten; also eine dissimilationserscheinung. Noreen Aisl. gr.[2] s. 113 fasst die regel enger, nämlich nur bei einem in der vorhergehnden silbe vorkommenden *r*, also *hrøðask* neben *hrørna*. B. erklärt durch seine fassung der regel auch *yðvarr* < **yʀvaraʀ*. Carpre, der in der schlacht von Ross na Ríg fällt, hat den beinamen *nia fer* 'held der männer'. aber ein andrer irischer sagenkönig desselben namens ist *Caitchenn* 'katzenkopf' beibenannt, und diese beiden beinamen hatte der dichter im sinne, als er seine Sigrun I 18 sagen lässt:

en ek hefi, Helgi,
Hǫðbrodd kveðinn
konung óneisan
sem kattar son.

'ich habe gesagt, dass Hǫðbrodd, der kühne könig, mir ebenso (verhasst) ist wie der katzensohn'.

Mir scheint, dass hier von beweisen nicht die rede sein kann, und bei der obigen halbstrophe zieh ich es vor, auf den riesennamen *Kǫttr* SnE. I 550 zu verweisen, und zu übersetzen: 'ich habe Hǫðbrodd einen könig genannt, der unverschämt wie ein katzensohn (ein riese) ist'.

S. 50 ff macht es B. in der tat sehr wahrscheinlich, dass die episode von den nordischen hilfstruppen in der irischen erzählung die Clontarfschlacht bei Dublin 1014 zwischen dem nordischen könig Sigtrygg Silkiskegg und dem irischen könig Brian voraussetzt. *Siugraid Soga* von *Sudiam* ist nach B.s bestechender vermutung der orknøsche iarl Sigurð Hlöðvesson. *Sudiam* ist aus dem dativ *Suðreyium*, dem nord. namen der Hebriden, entstellt; der beiname *Soga* ist das norw. *sugga* 'sau' und entspricht dem beinamen *digri*, den Sigurð in der Heimskringla hat. da nach B.s meinung das erste Helgilied diese episode im irischen bericht von der schlacht bei Ross na Ríg voraussetzt, so glaubt B. eine sichere zeitbestimmung für das erste Helgilied gefunden zu haben; dasselbe könne nicht vor 1020—35 verfasst sein.

Neben dem abschnitt über die nordischen hilfstruppen in der erzählung von der schlacht bei Ross na Ríg hat der verfasser des ersten Helgiliedes nach B. auch eine irische schrift von der zerstörung Trojas benutzt. Hercules zieht gegen Troja und sendet boten aus nach hilfstruppen. auch hier kann ich nicht folgen, wenn B. meint, es sei das *port Sygei* 'hafen Sygeums' der irischen quelle von dem nord. dichter zu *Sygnir* 'leute vom Sognefjord' in beziehung gebracht worden, und deshalb heifse es I 50 *er í Sogn út | siau þúsundir*; oder *Sparinsheiðr* sei eine umbildung aus *Sparta*, *Sólheimar* aus *Salamis*. B. warnt s. 59 davor, jede seiner gleichungen für sich allein zu nehmen, man möge sie vielmehr zusammenhalten und auch dabei auf die erzählung von der schlacht bei Ross na Ríg rücksicht nehmen. das ist ein ganz berechtigtes verlangen, und Müllenhoff scheint mir bei seiner beurteilung der B.schen studien manchmal darin gefehlt zu haben, dass er die einzelnen combinationen mit null taxierte, und dann als summe wider null erhielt, während tatsächlich kleine gröfsen vorlagen, die addiert doch eine beträchtliche summe ergeben können. aber in dem vorliegenden falle glaub ich allerdings, dass die einzelnen posten den wert von null nicht übersteigen.

Der dichter des ersten Helgiliedes war nach B. ein Norweger, wahrscheinlich aus der gegend des Sognefjords, aber er dichtete nicht in seiner heimat, sondern im westen, in England,

denn in Norwegen selbst hätt er nicht den namen des Sognefjords mitten unter andere in Norwegen unbekannte localnamen wie Móinsheimar und Sparinsheiðr stellen können.

Im 7 abschnitt, s. 70 ff, handelt B. über das verhältnis des ersten Helgiliedes zur Wolfdietrichsage. schon Arkiv f. n. fil. 12, 1 ff hat B. in der dän. Gralvervise die Wolfdietrichsage nachgewiesen. jetzt sucht er zu zeigen, dass der eingang des ersten Helgiliedes die nachahmung eines ags. gedichtes von Wolf-Dietrich sei, welches gedicht auch die irische erzählung von Cermacs geburt beeinflusst habe.

Der aufruhr der natur bei der geburt eines helden ist ein zug, den das erste Helgilied mit irischen erzählungen teilt. die namen *Borghildr* (Helgis mutter) und *Hiltpurc* (Wolfdietrichs mutter) enthalten dieselben zwei compositionsglieder. dass Helgi *buðlungr* genannt wird, steht in zusammenhang damit, dass Wolfdietrichs mutter eine schwester des *Botelunc von Hiunen* ist. der sagenzug, dass, als Helgi geboren wurde, sein vater eine schlacht lieferte (vgl. *þá er borgir braut* I 3, *ór vígþrimu* I 7), hat zur voraussetzung, dass Theoderich, das historische vorbild des Wolfdietrich, an dem tage zur welt kam, an dem ein sieg über die Hunnen erfochten wurde. in I 5 list B. sehr ansprechend

Ylfinga nið
er þeire meyio
ór munuð fœddiz

'dem Ylfingensprössling, der von diesem mädchen als eine frucht der liebe geboren wurde'. aber B. schliefst daraus, dass Borghild nicht verheiratet war, und vergleicht das verhältnis Hugdietrichs zu Hildeburg. *mær* kann doch wol poetisch auch im sinne 'von junge frau, gemahlin' verwendet werden. *sá* (Helgi) *er varga vinr* I 6 bringt B. auch mit der Wolfdietrichsage in zusammenhang; 'der norwegische dichter überträgt auf den neugebornen Helgi das motiv, dass er der freund der wölfe sei, aber er denkt dabei an den wolf als das leichentier'.

Auch diese B.sche hypothese dürfte kaum viele anhänger gewinnen; ebensowenig auch der versuch, die Nornenepisode des ersten Helgiliedes auf die Meleagersage, wie sie bei Hygin erzählt wird, zurückzuführen. B. findet auch hier wörtliche übereinstimmungen: dem *in regia* entspricht *í bœ*, dem *parcae apparuerunt* entspricht *nornir kvómu*, dem *dixit eum — futurum* entspricht *báðu — verða*. *Brá(ð)lundr*, das B. zu *sólbráð* 'sonnenwärme' stellt, soll eine übersetzung von Kalydon, wo Meleagers vater wohnt, sein, indem man diesen ortsnamen mit *calidus* 'warm' zusammenbrachte. zu *nipt Nera* vergleicht B. die stelle bei Hygin, wo die drei parzen töchter der *Nox* und des *Erebus* genannt werden; *Nervi* ist aus *Erebus* umgedeutet. ich ziehe es vor *nipt Nera* mit 'riesin' zu übersetzen, und auf *í niðerfe Narfa* = 'dichtermet, gedicht' v. 24 der Egilssaga zu verweisen. die Nornen

werden ja als riesinnen gedacht, vgl. die *þriár þursa meyiar* Völuspa 8.

B. bespricht sodann das zweite Helgilied und sucht auch hier zunächst englische und irische ausdrücke nachzuweisen. das hs.liche *at iordán* führt B. auf ein ags. *on eorðan*, das von dem Nordländer als *at Jordán* 'am jordan' misverstanden worden sei, zurück. in v. 20:

hann hefir eðli
œttar þinnar
af fiorsunga
und sik þrungit

ist *eðli* = ags. *éðle*, dat. von *éðel* 'grundbesitz'. ich habe immer bei diesem *eðli* in der hier notwendigen bedeutung 'grundbesitz' an unser deutsches *art* gedacht, bei welchem ja auch die bedeutungen 'ackerung', 'wohnung', 'herkunft', 'beschaffenheit' wechseln. so könnte auch an unserer stelle die ältere bedeutung von *eðli*, nämlich 'grundbesitz' (vgl. ags. *eard* 'heimat, wohnung') erhalten sein, während das wort sonst im anord. 'herkunft, geschlecht' und 'anlage, natur' bedeutet. *fiorsungar* in der obigen strophe geht nach B. auf ein ags. **wiersinzas* = *wyrsan wízfrecan* 'schlechtere krieger' zurück. der zweite compositionsbestandteil von *Salgofnir* II 49 ist das ir. *gop* 'schnabel'.

Der glanzpunct des buches sind meines erachtens die 'Helge Hundingsbane dansk konge' und 'Helge Hundingsbane hos Saxo og i Eddadigtene' überschriebenen capp. XI und XII. B. weist hier die Helgisage als eine von haus aus dänische sage nach durch eine reihe von glücklichen namendeutungen, bei welchen sich die B.sche combinationskraft wider einmal glänzend bewährt hat. es gibt eben keine abhandlung dieses gelehrten, die neben kühnen und zu kühnen vermutungen nicht auch bleibende resultate oder wertvolle winke enthielte. *Hringstaðir* ist *Ringsted* auf Seeland, *Heðinsey* ist *Hiddensee* bei Rügen, *Orvasund* 'pfeilsund' ist eine übersetzung von *Strelasund, Stralsund* (zu mnd. *strâl*, ags. *strǽl* 'pfeil'); die stadt führte im mittelalter einen pfeil im wappen, was diese etymologie voraussetzt. so haben die Isländer *Kamin* (poln. *kamień* 'stein') mit *Steinborg* und *Stettin* (poln. *szczecina* 'borste') mit *Burstaborg* widergegeben. *Varinsfiorðr* ist *Warnemünde*, *Svarinshaugr* ist *Schwerin*, die *Móinsheimar* sind *Möen* (< **Mó-vin*). nach der vorstellung des dichters sammelt also Helgi seine flotte an der südküste der Ostsee, er segelt längs der südküste der Ostsee von Rügen westwärts gegen Hödbrodds reich, das im hintergrunde des südwestlichen teils der Ostsee ligt. s. 128 ff findet sich eine schöne etymologie von *Siklingar*, der wol frühere versuche werden weichen müssen. B. erklärt den namen aus **SiggeiʀlingaR*, und ebenso das bisher ganz dunkle *Veklingar* in Egils Arinbiarnarkv. 18 aus **VégeiʀlingaR*, 'also die von *Siggeirr* und *Végeirr* abstammenden'. zu dem geschlecht der

Siklingar gehören ja nach Snorri sowol der Sigeirr der Völsungensage, als auch der Sigarus Saxos. wenn die sage Helgi einen Sikling nennt, so bezeichnet sie ihn als einen dänischen könig.

Saxo I 81 heifst es, dass Helgo die verwaltung Jütlands *Hescae, Eyr et Ler ducibus commisit.* dass *Eyr* der isl. *Ægir* ist, sowie *Eydora* bei Saxo dem isl. *Ægidyrr* entspricht, haben schon Petersen und Olrik gesehen. B. stellt noch dazu Helgakv. Hund. I 55, wo es von Hödbrodd heifst : *iǫfur þann er olli Ægis dauða.* Hödbrodd hat den von Helgi eingesetzten grenzwächter überfallen und getötet. *Ægir* ist der repräsentant der *Eider*, der *Ægidyrr*, *Ler* (= *Hlér*) ist der repräsentant von *Læssø*, *Hesca* der von *Eskeberg* auf Fünen. in prosa übersetzt bedeutet also die mitteilung der sage von den grenzwächtern, dass Helgi zum schutze seines reiches an der Eider, auf Læssø und bei Eskeberg truppen gelandet hat. Helgakviða Hund. I 20 wird Hödbrodd *Ísungs bani* genannt. diesen *Ísungr*, über welchen schon viel gehandelt worden ist, erklärt jetzt B. für mich völlig überzeugend als den repräsentanten des *Isefjord.* wenn Hödbrodd als mörder Ægis und Isungs bezeichnet wird, so besagt das : er ist vom süden aus in das dänische reich eingefallen, hat die grenzwacht an der Eider niedergemacht, und ist bis zum Isefjord, bis nach Isøre, der hauptdingstätte des reiches, vorgedrungen.

Höd-brodd ist nach B. der poetische repräsentant der *Heaðobearden.* die Headobearden greifen den Dänenkönig Hrodgar und dessen neffen Hrodwulf an; Hödbrodd greift nach Saxo den Dänenkönig Roe an. auf ältere für Hödbrodds partei unglückliche kämpfe und einen diesen folgenden friedensschluss weisen die verse *sáttir saman* und *ef vér lægra hlut* | *lengi bárom* in II 21 hin. so haben ja auch die Headobearden von den Dänen eine niederlage erlitten und dieser folgte ein friedensschluss. auf seite Hödbrodds wie der Headobarden steht der grimme kämpe *Starkaðr* 'der starke Headobearde' (<**Stark-hǫðr*), wie B. den namen deutet. in den Headobearden findet B. nicht wie Müllenhoff die Eruler, sondern an der Ostseeküste zurückgebliebene Langobarden.

Auch diese ausführungen Bugges verdienen es, von den sagenforschern wol erwogen zu werden. was darauf folgt, hat mich weniger überzeugt.

Den *Sevill jarl* der Hrolfssaga kraka, der, nach Arngrim Jónssons auszug aus der Skjoldungensage und nach dem umstande, dass sein sohn Hrók als treulos geschildert wird, zu schliefsen, ursprünglich von der sage als treulos und bösgesinnt charakterisiert worden ist, identificiert B. mit dem treulosen *Sabene*, ags. *Seafola,* dessen historisches vorbild B. in dem oströmischen heerführer *Sabinianus* findet, welcher einer gotischen schaar, in der sich auch des ostgotischen Theoderichs mutter und bruder befanden, einen hinterhalt legte. die Sigrun der Helgi-

lieder verbindet B. mit der Sigminne der Wolfdietrichsage, die Wolfdietrich über das meer führt. zunächst hat ein dänischer dichter in Brittannien Helgi als den idealen repräsentanten der Skiöldunge besungen. unser erstes Helgilied ist aber von einem norwegischen dichter, der am königshof zu Dublin lebte, verfasst, uzw. ca 1020—1035, wie das verhältnis des gedichts zur irischen litteratur zeigt, s. s. 138.

Die dichtung von Helgis und Sigruns tod und die vise 'Fæstemanden i graven' gehn nach B. zurück auf die sage von Protesilaus und seiner frau Laodamia, wo gleichfalls der tote seiner gemahlin erscheint. eine ähnlichkeit ist hier tatsächlich vorhanden, aber es fragt sich, ob sich diese nicht aus der animistischen grundlage dieser erzählungen erklärt. der sagenzug *Sigrún varð skammlíf af harmi ok trega* soll auf der Meleagersage beruhen : Meleagers frau stirbt auch aus trauer über den tod ihres gemahls.

In den folgenden capp. beschäftigt sich B. mit der Helgakv. Hiörvarðssonar, zunächst mit der Hrimgerðepisode. B. hebt hervor, dass sonst keine nord. sage davon erzählt, dass eine meerfrau in stein verwandelt werde. aber Hrimgerð ist, wie schon ihr name zeigt, als riesin gedacht, und dass riesen und unholde in stein verwandelt werden, ist, wie B. selbst bemerkt, ein weitverbreiteter sagenzug. B. meint, dass hier wider die Wolfdietrichsage von einfluss gewesen sei, nämlich die begegnung Wolfdietrichs mit der rauhen Else (der spätern Sigminne). sehr ansprechend ist B.s vermutung auf s. 230 ff, dass die geschichte von der rauhen Else von der Kalypsosage beeinflusst sei. die rauhe Else haust *z' alten Troyen*, und der zug, dass ein engel droht, es werde sie in drei tagen der blitz erschlagen, wenn sie Wolfdietrich nicht von dem zauber befreie, vergleicht sich der botschaft des Hermes, dass Kalypso der zorn des Zeus treffen werde, wenn sie nicht Odysseus fortziehen lasse. auf die Hrimgerðepisode hat aber nach B. auch die antike schiffersage von dem ungetüm Scylla eingewürkt, uzw. nimmt B. wider irische vermittlung an. die *Hlǫðvarðs synir*, welche Hrimgerð im meere ertränkt hat, sind die *socii Ulixis*, des sohnes des Laertes, und am nächsten stehe dem nord. namen das *mac Luaithlirta* 'Laertes sohn' in einer irischen quelle. zur verwandlung in stein vergleicht B. die worte über die Scylla : *saxum simile formae celebratae procul visentibus* in Mythogr. Vatic. II 169.

Die Hrimgerðepisode setzt das erste Helgilied voraus; die befreiung der flotte aus dem sturm durch die walküre wird auch in der Hrimgerðepisode erwähnt. auch das scheltgespräch zwischen Sinfiötli und Guðmund zeigt verwantschaft. anderseits finden sich in dem gespräch zwischen Sinfiötli und Guðmund auch züge aus der Hrimgerðepisode. dieses verhältnis lasse keine andre erklärung zu, als dass die Hrimgerðepisode und das schelt-

gespräch zwischen Sinfiötli und Guđmund von demselben dichter herrühren.

S. 246 macht B. zu *þrennar niundir meyia* Helgakv. Hiörv. 28 darauf aufmerksam, dass diese zahlangabe in der irischen heldensage eine feste formel ist, während das nord. *níund* nur an dieser stelle vorkommt.

B. findet ferner in der Helgakv. Hiörv. eine reihe von zügen aus der merovingischen sage. dass könig Hiörvarđ mehrere gemahlinnen hat, erinnert an die merovingischen könige. *Sinrióð*, der name einer der gemahlinnen des königs, geht über ein ags. **Sinred* auf das fränkische *Sendrada* zurück, und gleichen ursprungs ist auch *Særeiðr*, der name der zweiten gemahlin, nur über ein **Streiðr* auf den fränkischen namen zurückgehend. B. glaubt ferner übereinstimmungen der werbung um Sigrlinn mit Attilas werbung um könig Osantrix tochter Erka in der Didrikssaga zu erkennen. diese erzählung von Attilas werbung ist wider Chlodovechs werbung um Chrodechildis nachgebildet, so wie sie Gregor von Tours und Fredegar erzählen. Chlodovech ist der vater des Hugo Theodoricus, den die sage zum vater Wolfdietrichs gemacht hat. so ist Hiörvarđ, dessen werbung der des Chlodovech entspricht, der vater Helgis, dessen begegnung mit der meerfrau der begegnung Wolfdietrichs mit der rauhen Else entspricht.

Daneben noch andere züge aus der merovingischen sage. Theodorichs bruder, *Chlodomer*, der gegen Sigmund, Theodorichs schwiegervater, zu felde zieht und ihn tötet, ist in der sage zum *Hróðmarr* geworden. Helgi erlegt Hrođmar, so wie Chlodomer durch Theodorichs hilfstruppen umkommt. *Sváva*, der name von Helgis geliebter, ist die kurzform zu *Svavegotta*, wie Theodorichs gemahlin heifst.

Zur geschichte von Atli mit dem vogel vergleicht B. wol mit recht die ballade 'Raadengaard og ørnen'. Raadengaard erscheint auch in der ballade 'Kong Didrik og hans kjæmper' und entspricht dort dem Rüdiger von Bechelaren. nun wirbt in der Didrikssaga Rođingeir af Bakalar bei Osantrix für Attila. als werber entspricht Rođingeir dem Atli des Helgiliedes, dh. es ist der Hunnenkönig selbst an die stelle seines werbers getreten. B. nimmt an, dass in Brittannien eine erzählung vorhanden war über die werbung Attilas, und dass diese das (in der Didrikssaga fehlende) motiv von der begegnung Rođingeirs mit einem vogel hatte. die namensform *Rodengaar* der ballade weist auf eine englische quelle hin; *-gaar* setzt ags. *-ȝár* voraus. diese ganze combination B.s ist ungemein geistreich und bestechend. ob sie aber auch das richtige trifft, darüber will ich mir lieber kein urteil erlauben. aber das folgende scheint mir allerdings verfehlt zu sein.

Fránmarr-iarl, der adlergestalt annimmt (und mit welchem auch der vogel identisch ist, mit dem Atli spricht, denn die sage, meint B., könne nicht ursprünglich von z w e i übernatürlichen

vögeln erzählt haben), ist *Aridius*, der bei Fredegar als feind des liebespaares Chlodovech und Chrodechildis erscheint. die germanen haben *Aridius* als *Ari-deus* 'adlermann' aufgefasst. der name *Fránmarr* geht auf ein ags. adj. *fréamǽre* zurück, und dieses ist wider die übersetzung von *vir inlustris*, wie Gregor vTours den Aridius nennt. auch die geschichte vom hl. Aridius, dem eine taube folgt, soll zur entstehung des motivs, dass sich Franmarr in einen adler verwandeln kann, beigetragen haben. Attila war der sohn des *Μουνδίουχος*; daher wird Atli, der ja dem Hunnenkönig entspricht, s. oben s. 143, Helgakv. Hiörv. 2 *Mundar son* genannt, denn B. list:

Mundu við Atla
ið Mundar son
fugl fróðhugaðr!
fleira mæla?

ið hält B. für das ags. *ʒit* 'noch'. wenn Atli *at Glasislundi* wohnt, so geht das auf den namen von Chlodovechs abgesanten in der fränkischen erzählung zurück, *Aurelianus*, der in Orléans, *Aurilianensium territorium*, wohnt. man hat nämlich diesen namen mit *aurum* 'gold' erklärt.

S. 305. 306 macht B. darauf aufmerksam, dass auch die irische sage den zug kennt, dass personen widergeboren werden.

S. 308 handelt B. über den einfluss der Hiađningensage auf die Helgisage. er zeigt sich ganz klar in dem namen *Heðinn*, und in der begegnung mit einem dämonischen weib, das Heđins verstand verwirrt. wenn Heđin sagt, dass er nicht nach Rogheim zurückkommen will, bevor er Helgi gerächt hat, so glaubt B. mit Grundtvig, dass man ursprünglich mit *Rógheimr* nicht das norwegische land gemeint hat, sondern das land der Rügen an der Weichselmündung, der *Ulmerugii* des Jordanes, vgl. Widsid 21 *Haʒena weold Holmryʒum*; ferner fasst B. das *ríkr rógapaldr* Helgakv. Hiörv. 6 als ein ursprüngliches *ríkr Roga baldr*, vgl. ags. *rinca bealdor* usw. aus Rogheim, das man misverstand, hat ein späterer bearbeiter der sage auf die norwegische heimat Helgis und Heđins geschlossen, s. Helgakv. Hiörv. 31. der name Hiörvarđ gehört ursprünglich der dän. sage an; B. verweist auf den Heoroweard im Beowulf.

S. 321 ff handelt B. über den mythus von Þorgerđ Hölgabruđ. B. meint, Þorgerđ sei aus der Svava, wie sie Helgakv. Hiörv. 28 geschildert wird (*stóð af mǫnom þeirra hagl í háva viðo*), gebildet worden. ich halte die von B. angeführten ähnlichkeiten für zu schwach, und bin jetzt am ehesten geneigt, den mythus von Hölgi und Þorgerđ mit dem mythus von Ođin, der die Finnin Skađi heiratet und von ihr einen sohn Sæming (vgl. *sámleitr* 'graubraun') erhält, zu vergleichen. so heiratet Helgo bei Saxo 116 die Thora, die tochter des Finnenkönigs Cuso (Gusi), und die schwester der Þorgerđ heifst Irpa di. 'die braune'.

S. 331 macht B. darauf aufmerksam, dass die irischen kampfgöttinnen auch macht über die elemente haben und wie Þorgerð und Irpa regenschauer aussenden.

Ich habe es hier versucht, den inhalt von B.s buch in kürze mitzuteilen, und dasjenige besonders hervorgehoben, was mir das wertvollste zu sein scheint. sein eigentliches ziel, den englisch-irischen einfluss auf die nordische litteratur an den Helgiliedern zu zeigen, scheint mir B. allerdings nicht erreicht zu haben. aber die Eddaforschung wird ihm auch für dieses buch dankbar sein müssen wegen zahlreicher anregungen und einer reihe von schönen resultaten.

Wien, august 1897. F. Detter.

G. van der Schuerens Teuthonista of Duytschlender. in eene nieuwe bewerking vanwege de Maatschappij der nederl. letterkunde uitgegeven door J. Verdam. Leiden, Brill, 1896. xx und 512 ss. 8°. — 7 fl.

Im jahre 1475 vollendete der aus Santen (wir sollten die barbarische schreibung Xanten aufgeben, ebenso wie es die Niederländer getan) stammende secretär des herzogs von Cleve und kaiserliche notarius Gert van der Schuren ein deutsch-lat. und ein lat.-deutsches wörterbuch, die 1477 bei Arnold ter Hornen zu Köln gedruckt worden sind. den 1 teil, so viel wir wissen das erste lat.-deutsche wörterbuch mit vorordnung des deutschen, wollte ein nl. gelehrter des vorigen jhs., Boonzajer, neu herausgeben. über die geschichte dieses planes, der zt. im j. 1797 und 1804 von Clignett verwürklicht wurde, gibt die vorliegende ausgabe ausführliche nachricht. in dieser Clignett-Boonzajerschen ausgabe, von der nur 180 exemplare gedruckt wurden, ist der 1 teil des alten werkes viel benutzt worden, der 2 teil war bisher weder gedruckt[1] noch wissenschaftlich ausgebeutet. nur der herausgeber des Glossariums von Bern, Buitenrust-Hettema, hat ihn kürzlich ausgiebig zu rate gezogen (s. seine Inleiding s. xxx).

Es war ein glücklicher gedanke der Maatschappij der nederl. letterk. eine neue wissenschaftliche bearbeitung beider teile zu veranstalten, die sie in die bewährte hand Verdams gelegt hat. V. hat eine historisch-kritische untersuchung über vdSchurens werk in der art von Kluyvers Proeve eener critiek op het woorden-

[1] Harless behauptet ADB 33, 82, die incunabelausgabe sei 1777 zu Utrecht in zwei quartbänden reproduciert worden. das ist wol blofs eine verwechslung mit Boonzajers abschrift in zwei quartbänden, die jetzt in der bibliothek der Maatschappij der nederl. letterk. zu Leiden sich befindet; s. Verdams ausgabe s. III. zu Verdams angaben über exemplare der alten drucke s. VIII füge man die hinweise von Joh. Müller Quellenschriften s. 206. ein vorzüglich erhaltenes, beide teile umfassendes exemplar befindet sich auch auf der hiesigen universitätsbibliothek.

boek van Kiliaan, für so wünschenswert er eine solche auch selber hält, als nicht zu seiner nächsten aufgabe gehörig von der hand gewiesen. er legt auch keine untersuchung über die orthographie des werkes vor, die sonst für die entscheidung über einzelne zweifelhafte fälle recht dienlich gewesen wäre. vielmehr sah er es blofs als seine aufgabe an, den wortschatz der heutigen wissenschaft bequem zugänglich zu machen, sozusagen, um es einmal rein äufserlich auszudrücken, ein glossar zu den beiden teilen anzufertigen. das war nämlich nicht nur wegen des lat.-deutschen teils nötig, sondern auch wegen des deutsch-lat., da dieses im original nicht in unserm sinne streng alphabetisch geordnet ist. dringender noch erwies sich die aufgabe aus einem andern grunde. es kommen nämlich in dem werke eine nicht unbedeutende anzahl von wörtern als umschreibende synonyma oder sonst zur erklärung dienend vor, ohne alphabetisch aufgeführt zu werden, die nunmehr auch ihre alphabetische stelle erhalten.

Um die benutzbarkeit der ausgabe zu erleichtern und den nachteilen der schwankenden orthographie vdSchurens aus dem wege zu gehn, sind die alphabetischen wortformen in diejenige gestalt umgeschrieben, in der sie der nl. philologe am ehesten suchen dürfte. wie der bearbeiter sich nicht verhehlt, hat dies verfahren manchmal seine schwierigkeit. damit aber weiter kein schaden dadurch angerichtet werden könne, wird der normalisierten form stets die eigene vdSchurens hinzugefügt [1].

Auf der andern seite hat V. auch manches weggelassen, vor allem die oft übermäfsig gehäuften lat. übersetzungen gekürzt. wenn ihrer zb. bei *blameren* mehr als 50 stehen, so beschränkt er sich auf die eine *blasphemare.* das ist freilich auch nicht

[1] mislich bleibt das verfahren ohne zweifel, wenn es sich auch vom praktischen standpunct aus empfiehlt. vor allem besteht die gefahr, dass das bild vom charakter der mundart unter den normalisierten formen untertaucht. dass präpos. und präfix *an* stets mit *aen* vertauscht werden, scheint mir überhaupt nicht nötig. vgl. ferner zb. *afsnitlinc* statt *afsnytzling* (so zu lesen für *afsnijtzling*), ebenso *snitlinc*, *arsete* st. *artzet*, *badestede* st. *batstede*, *beeldenmaker* st. *bildenmeker*, *backer* st. *becker*, *lafnis* st. *lefnis* (und so zahlreiche unumgelautete formen), *dornbosch* st. *dornenbusch*, *brisprakich* st. *brisprokich* (vielleicht nur druckfehler), *ettelyk* st. *etzlick*, *gemaelt*, *gemaeltsel* st. *gemeeltz*, *gemeeltzel* und *geraemte* st. *gereemptze*, dh. statt für die mundart höchst charakteristischer bildungen, *gesang* st. *geseng*, *gesenge*, wider eines charakteristischen wortes, *geselo* st. *geisel*, *gevangenschap* st. *gevenckenschap*, *hekel* st. *heekels* (jedesfalls zu *hekel* gehörig [vgl. *hechtels* neben *hechtsel*], statt **hekelels*?, vgl. wegen der bildung noch *afwansel* zu *wanne*), *coeren* st. *cueren* und *kuyren* (s. mein Etym. wb. unter *koer*), *hecsel* st. *hechtsel* (*hechtels*), *henencomen* st. *hyncomen*, *mackelike* st. *mekelick*, *moude* st. *molt*, *slockerye* st. *sluyckery* (di. *slûkerye*, nicht *sluckerye*; das entsprechende *sluycker* wird zwar auch erst unter *slucker* gewiesen, aber dann richtig als *sluker* dargestellt), *vreessam* st. *vreyssem*, *scholtschat*, *scholschat*, *schoolschat* für *schailschat* 'arrabo' (nur *schoolschat* ist als umschreibung berechtigt; das mir sonst nicht bekannte compositum scheint auf as. *scolo* got. *skula* zu weisen).

immer unbedenklich; s. zb. unten bei *statkjc*. ferner hat er da, wo vdSch. etymologische umschreibungen der art wie bei *decurio*: *uyt den haeve gestalt*, oder sonst übersetzungen gibt, die nicht der lebendigen sprache angehören, nur das aufgenommen, was ihm geeignet schien. man kann nicht läugnen, dass dies überflüssiger ballast gewesen wäre, der im allgemeinen der rücksicht auf den umfang des buches geopfert werden durfte. zur controle bleibt die ausgabe von Clignett-Boonzajer, die, wie ausdrücklich gesagt wird, durch die neuausgabe nicht vollständig aus der welt geschafft werden soll.

Es ist würklich eine neue gestalt, in der das alte werk jetzt vor uns erscheint; nicht blofs äufserlich. abgesehen davon, dass mancher fehler angezeigt oder glücklich verbessert ist, tritt der wortschatz vdSchurens nunmehr ganz anders zu tage. selbst wer die Clignett-Boonzajersche ausgabe fleifsig benutzt hat, steht einigermafsen überrascht und sieht, dass der wert des werkes noch viel höher anzuschlagen ist, als er früher vermeinte. wörter wie *heygeren* und *strengen* zb. fehlten früher für den wortschatz, während jetzt das letztere achtfach belegt aus beiden teilen zu tage tritt. wir sind sowol der Maatschappij dafür zu grofsem danke verpflichtet, als auch V., der neben seinen zahlreichen andern arbeiten, besonders der für sein mnl. wörterbuch, hierfür noch die zeit zu erübrigen wuste.

Der grofse wert des alten aufserordentlich reichhaltigen wörterbuches wird wesentlich dadurch noch vermehrt, dass vdSch. die wörter durch zahlreiche synonyma erläutert und sie oft genug im lebendigen satze vorführt. dadurch ermöglicht er eine lebendige anschauung seiner sprache, ein sichreres erfassen des bedeutungsinhalts ihrer wörter als zb. Kiliaan. grade aus dem grunde wäre es aber wünschenswert gewesen, die von vdSch. befolgte methode der aufklärenden synonymik bei dieser gelegenheit noch strenger als es V. getan hat durchzuführen. zwar kann man sich mit den schon in den originalen zahlreich angebrachten und jetzt noch wesentlich vermehrten verweisungen oft zurecht finden, aber manches wird trotzdem entgehn. auch in den zahlreichen und bei der unten folgenden liste nicht berücksichtigten fällen, in denen vdSch. auf eine alphabetische stelle verweist, ohne dort das nötige ausgeführt zu haben, wäre es wünschenswert gewesen, den grundsatz durchzuführen. zb. heifst es bei *balie* 'verwezen naar *brytx*, aldaar niet vermeld'; aber bei *brits* finden wir auch in dem neuen Teuthonista *baly* nicht. da ich einmal am wünschen bin, so möcht ich eben noch sagen, dass doch auch ein verzeichnis der lat. wörter mit kurzen verweisen selbst für uns, geschweige für die lat. philologie, ein brauchbares hilfsmittel gewesen wäre.

Ich lasse nunmehr eine liste der mir wichtiger erscheinenden, von V. nicht angebrachten verweisungen, soweit ich sie mir

angemerkt habe, folgen und füge dann einige beiträge zur erklärung hinzu [1].

Hinter dem zeichen : steht der artikel auf den zu verweisen wäre. *gebrec* : *cladde*; *geschien* : *afwiken*; *breiden* (überhaupt nicht aufgenommen) : *behachten* (lis dort *breyden*, *getimmer*); *backe*: *bernen*; *macht* : *beschudde*; *scheepkijn* : *betunen*; *becoren* (oder *bekeren*? s. unten) : *dempen*; *rein* : *drijst*; *crot* : *druc*; *vergelden*: *ergeven*; *soudic* : *gadem*; *tunen* (im sinne von 'flechten') : *getuunt* (und bei diesem auf *rude*); *gevenckenschap* an der alphabetischen stelle aufzuführen; *weter* (fehlt überhaupt) : *heimelicheit*; *schenken* : *ilen*; *werven* : *ilen*; *genoech doen* : *ilen*; *henennemen* (*hynnenemen*) : *insluten*; *versticken* oder *verstict* : *kestich*; *hengen* (fehlt überhaupt) : *gonnen*; *uterechten* : *cleven*; *leste* oder *spise*: *conne* (*spise int leste* 'nachtisch'); *vervullen* : *licken*; *mesten* : *licken*; *lincs* : *loorts*; *tien* (fehlt in diesem sinne überhaupt) : *luden*; *gescheit* : *maechgescheit*; *begripen* : *oveldaet*; *beroeren* : *onberoert*; *roeren* (im sinne von 'erwähnen') : *voreschrift* und *wagen*; auch *bewerden*?; *bereit* : *ontbonden* (zu *bereit* in dieser bedeutung gehört auch *onbereit* unter *onclaer*); *niet* oder *nieden* (*nieten*) : *ontnieten*; *waren* : *op vaer* (übrigens bedeutet *op vaer* 'zum zwecke der nachstellung', vgl. auch *warden op en anderen in arch*); *sneven* ('anstoſsen, straucheln') : *overheffen*; *opmeten* (fehlt überhaupt): *overheffen*; *aenleggen* : *overheffen*; *tegenleiden* (fehlt überhaupt): *overschemen*; *lecker* : *overstorten*; *gesenge* (*geseng*, *gesanc*) : *psalm* und *quedelen*; *minne* 'minus' : *quiteschelden*; *trage* (*traich*) : *schamel* und *vertaert* (*vertart*); *werscappen* : *schossen* (der originalartikel lautet *sch. werscappen* 'convivari' usw.); *vur sich hynne*: *schrift*; *seiger* : *reien*; *stede* (*in die st.*) : *slangenhuut*; *lyntworm*: *slyntworm*; *passie* : *spyen*; *staen* (mit gen. 'einstehn für') und *schalten* : *stander* (*stender*); *gehelick* alphabetisch anzuführen (= *geheelike*) : *statlijc*; *gestalt* : *meelre*; *vechten* : *teplucken* und *toetreden*; *ploech* (in der bedeutung 'zimmermannspflug, nuthobel' überhaupt nicht verzeichnet) : *timmerman* und *vore*; *boom* : *tonne*; *verderven* oder *verdarven* : *afmaauien* und *tredden* (st. *verdorven* zu lesen *verderven* oder *verdarven*); *jonge* oder *jonc* : *utedrachtich*; *gedaente* : *schoonde*; *claren* (*cleren*) : *ontleggen* und *uteleggen*; *verre* (*van verre*, *van verres*) : *toewaerts* und *utelocken*; *wijngaertslaide* (nicht aufgeführt) : *uterecken*; *vrolijc* : *utespringen* (lies *vr. wesen*); *piper* : *veerschip*; *ergent toe* : *verbinden*; *vorderinge* (*vorderonge*; in dieser bedeutung nicht alphabetisch) : *verdeliginge*; *nutte* (*nutze*; als subst. überhaupt nicht erwähnt) : *verhengen*; *broke* : *verclicken*; *cammen* (alphabetisch nur *kemmen*) : *verlesen*; *toedoen* : *verleunen*; *settinge* : *vernederinge*; *beschuldigen* (fehlt überhaupt) : *verraschen*; *bestadigen* (*bested.*) : *verstricken*; *ettelijc* (*etzlick*) : *verstricken*; *doretrecken* (fehlt überhaupt) : *vertellen*; *indragen* : *verwerren*; *tce-*

[1] für beide kategorien steuerte mir V. selbst, der schon hinter der ausgabe eine längere liste gegeben hat, einiges bei.

geven : *vestman*; *besorcht* (fehlt überhaupt) : *vlitelike*; *verheffen* (*verhaven werden*) : *vlitigen*; *besich* : *vluchtich*; *vet* : *vucht*; *endelijc* (*eintlic*) : *voirboit*; *lof* (favor) : *volbort*; *ingeset*(*te*; dogma) : *volbort*; *medegaen* : *volbort*; *insetten* : *voreleggen*; *regierre* (fehlt überhaupt) : *vorewesen*; *visierlic* (fehlt überhaupt) : *vormelijc*; *hovetlijc* (*hoofdelick*; fehlt überhaupt) : *vorstelijc*; *nu* oder *vannu* (fehlt überhaupt) : *vortmere*; *bereiden* (? 'consternere') : *vredigen*; *huut* (die alphabetische stelle des originals) : *werpen*; *goet* (*guet*) : *wete* (st. 133 lis 113); *peken* (in dieser form nicht aufgeführt) : *gepeect*; *verder* (nicht aufgeführt) : *wiveric*; *ogenwenken* (fehlt überhaupt) : *lipen, nicken, wenken* und *winken*; *verwerven* ('ostentare'; fehlt überhaupt; lis *verruemen*? vgl. *roemen*) : *bageren*; *temelike* (nicht an alphabetischer stelle) : *tamelike*; *vur* (desgleichen) : *vore*.

Mislich ist auch dass nicht immer streng geschieden wird, wo eine verweisung vom bearbeiter oder vdSch. herrührt. zb. bei V. steht '*vuyde* (*scherm*). zie *brits*', womit gemeint ist der artikel des originals: '*vuyde, scherm.* in *B brytz*'. das macht für die glaubwürdigkeit einzelner wörter einen sehr wesentlichen unterschied. als fehlend habe ich bemerkt die artikel aus Clignett-Boonzajer: *peysken* 191, *qwettzen* (*wonden, wemen*), *qwettzen* (*mordelen*), *qwettzen allentelen*, *wederqw.*, *achterqw.*, *geqwetzt*, *qwettzinge*, *quetzlick* 200, *onnut rait des heren* 'birria' 201 (vgl. dazu Dieffenb. 'birrhia n. pr. viri qui viriliter consulebat domino suo', auch Nov. Gl. und Kuhn u. Schleichers beiträge 2, 387. auf grund von *onnut* sollte man statt *viriliter* vermuten *viliter*, s. aber Du Cange unter 'birria' u. dazu Zs. 41, 155. die glosse war aufzunehmen wegen des rätselhaften *schram*, *stalbroeder* 'birrus', auf die sie vielleicht doch einiges licht wirft. kann *birrus* eine folgerung aus *birria* sein? *stalbroeder* mit wendung der bedeutung in malam partem, wie bei *spiefsgeselle* und so vielen wörtern ähnlicher bedeutung; bei *schram* denke ich an *schramhans*, s. DWb.), *geschien* (*gevallen*) 226, *butschoe* 227 (vgl. Dieffenb. *sotular*); *vestlick* 288, *wryecken* mit verweisung nach *kyepen*, offenbar verdruckt für *wreycken* 322. bei *neen* fehlt lat. *minime*. an unrichtiger alphabetischer stelle stehn *besw-* (vor *besu-*), *gelpsch* (hinter *geproft*), *raselen, verdru-, verdolt*.

Das compos. *adelpoel* ist bei der mehrmaligen widerholung nicht zu bezweifeln, vgl. auch Lübben-Walther und ten Doornkaat-Koolman. *onreyn* unter *adel* kann als substantivierung angesehen werden. — *offschellen* unter *afschellen* ist allerdings als *off* 'oder' *schellen* aufzufassen, da vdSch. *of* 'ab' gar nicht kennt. — *afsiensel* (*afsyenschel*) ist ein fehler. sicher ist *schel* als selbständiges wort abzutrennen, s. dasselbe alphabetisch. *afsyen* könnte wol ein substantivierter infinitiv sein; s. Kil. unter dem worte. — *afstelen*: lis *dat dierken steelt oen oer kornken af*, zu *eempte* 'mirmica' gehörig. — *akallen* 'irre reden' als synonymon von *raselen*, womit 'dementare' gemeint ist, mit

demselben präfix wie *â-wîse* und andere, hat ohne grund ein fragezeichen bekommen. das misverständnis ist wol veranlasst durch eine unrichtige auffassung des syn. *raselen*, das zu *râsen* gehört. die artikel *rasselen*, *rasselinge* hätten vielmehr, von dem syn. von *prangen* abgesehen, *râselen*, *râselinge* zu lauten; s. auch die wörterbücher von Kiliaan und Woeste. — zu **bedden*, *beden* mach ich darauf aufmerksam, dass reflexives *sich beten* noch heute zb. in Aachen gebräuchlich ist. — das unter *beiden* vorkommende *hueveken* muss wegen der buchstäblichen widerholung an der alphabetischen stelle gegen jede veränderung gesichert sein. einen versuch das wort zu etymologisieren hab ich in meinem Etym. wb. unter *huiveren* gemacht. — dass *backe* in dem ausdruck *die schelcke ten* (oder *to*) *backen bernen* 'rücken' und nicht 'wange' bedeuten solle, ist ein irrtum; s. zb. Grimm RA 709. — ein verbum *beringen* als synon. von *dwingen* ist abzuweisen, da die form *berungen* überall infinitiv ist. ein *berungen* ist in dieser bedeutung als ableitung von *runge* begreiflich. — bei *bewerden* steht im original 'allegare . i . *de to roiren* usw.'. da mit . i . (id est) sonst ein lat. synonymon angefügt wird, ist wahrscheinlich eine lücke anzunehmen und *de* etwa der rest von *rede*; vgl. *bewerdigen, bewerdinge*, mnd. *bewardinge* und Dieffenb. 'allegare' *furnemen mit worten zu besteten die warheit*. — *daen* ist vermutlich druckfehler für *onderdaen* vgl. Dieffenbach 'supparitas' *onder denicheit*. — unter *dempen* 'elidere' ist statt *bekoeren* wol *bekeeren* zu lesen im sinne von 'genesen machen, heilen'. bei Dieffenbach find ich allerdings auch die übersetzung *heÿlich* (*heimlich?*) *rat fragin*. — unter *doresiën* ist die conjectur *bevigher* statt *boevigher stemmen* weniger wahrscheinlich. eher wäre noch an *doevigher* zu denken, wahrscheinlich aber an *droevigher*, vgl. *aliquid p l o r a b i l e e l i q u a r e* bei Persius. — *draep* ist als form von nl. *terp* sehr unwahrscheinlich. da es lautlich = *dropo* 'gutta' sein kann, ist *hoevel* vielleicht ein druckfehler für *hoepevel*. — *druslich* könnte an ein deutsch verschobenes **druzlich* — vgl. deutsch *verdruss* und DWb. *driefsen* — erinnern, doch ist es wol fehlerhaft für *druclich*, vgl. im Teuth. selbst *druc* als synon. von *crot* und *verdriet*. — ein artikel *duyten* war nicht anzusetzen; wegen *wapen io*, *io duyten* s. RA 877 und Schiller-Lübben. — *ebinge* des blutes und der säfte 'flegmen' ist gewis als *ebbinge* aufzufassen, dh. 'stockung'. — für ein unverständliches *gaden* (unter *gadem*) wird auf *soudie* verwiesen, dort ist es bei V. vergessen. — *gemelick* hat offenbar beide bedeutungen 'verdriefslich' und 'lustig'. wenn in beiden fällen *nootlic* als synon. angeführt wird, so stimmt auch das mit dem mnd. — *geneden* unter *dorren*, unter *coene wesen* und an alphabetischer stelle erwähnt, bedeutet allein nicht 'den mut haben, so kühn sein'. auch nach den beispielen im Mnl. wb. und bei Schiller-Lübben kommt erst der verbindung *dorren genieden* diese be-

deutung zu, und so gebraucht sie auch vdSch. selbst, was unter *geneden* zu vermelden gewesen wäre, unter *tert.* ist nun *dorren-geneden* verdruckt für *dorren geneden*, oder hat vdSch. würklich aus der redensart *dorren geneden* ein *geneden* 'so kühn sein' erschlossen? auffällig ist auch die form, da sonst m. w. kein einziges *e*, sondern nur *ie* (ganz vereinzelt *ij*) für *ie* begegnet. das wort scheint also wol nicht der lebendigen sprache vdSchurens angehört zu haben. aber an eine unmittelbare verwechslung mit *genenden* kann man nicht denken, so nahe dieser verdacht auch läge. — *gehitsich, gehitsicheit.* da ein präfigiertes *gehizzig* meines wissens nicht gebräuchlich ist, ist wol *gė-hitsich* anzunehmen (vgl. DWb. *gähhitzig* und *gechzornig*, *gechmutig* bei Dieffenbach) als synon. zu *ga* (Teuth.), und mithin das *geehytsicheit* im original kein druckfehler. — zu der auffassung *ondergheste* unter *heffen* vgl. mnd. *underbarm.* — die bedeutung von *beschuyren* unter *holfter* ist 'bedecken, beschützen'; vgl. *schuren,* Schiller-Lübben *bescuren* usw. — unter *hordel, schorthordel* ist auf *vorespan* verwiesen, dort aber nichts zu finden. — wenn der artikel *hoese* einen zweifel an der identität von *hoese daer die halm uyt wesset* mit *hoese* 'caliga' ausdrücken soll, so ist der zweifel nicht gerechtfertigt. — wegen *iegnoten* (*ignoten*) vgl. mhd. *iegenôte.* — unter *inredich* ist wol 'emolior' st. 'emorior' zu lesen. — mit *caets* (*kaytz*) ist gewis unser *kauz,* mhd. *kûz* gemeint, das auch Kil. als *kuts* verzeichnet. an eine andere form ist schwerlich zu denken, sondern an einen druckfehler für *kuytz.* — die veränderung von *parner* unter *kerchere* in *parher* ist nicht nötig; s. DWb. unter *pfarrner.* — *kestich* ist von Woeste Westf. wörterb. unter *kästig* erklärt. — zwei merkwürdige wörter enthält der artikel *kiepen*: dies wort und *wreycken* als synonyma von *gonnen*, *verhengen.* sie können nicht angezweifelt werden, da sie alphabetisch stehn und auch widerkehren, das letztere, von V. nicht aufgenommen, s. 322 bei Clignett-Boonzajer, allerdings in der form *wryecken*, die aber, wie die alphabetische stelle ausweist, nur irrtümlich für *wreycken* steht. *wreiken* können wir vielleicht im anschluss an die in meinem Etym. wb. unter *wriggelen* besprochene sippe von einem begriff 'schwankend, nachgiebig, zugebend' aus erklären. diese bedeutung der sippe kann auch das wahrscheinlich zugehörige ags. *vrixl* illustrieren, vgl. *wechsel* : *weichen.* für ein germ. **keop-* in ähnlicher bedeutung fehlt mir indessen jeder weitere anhaltspunct. — unter *clude* lis *tzynder, centener.* die richtigkeit der ersteren form (s. Verdam *sinder*) braucht man nicht zu bezweifeln. — *kindken* unter *codekyn* hat nur die gewöhnliche bedeutung 'infans'. — für *cramevechters* kann man statt *-rechters*(*se*) auch *-wechters*(*se*) oder *-vesters*(*se*) vermuten. — *crenken*, worauf vdSch. unter *cuderen* (*cuydren*) weist, ist wol versehen statt *cranken.* — *bewieren* als synon. von *croden* ist schwerlich mundartliche (nicht clevische)

form für *bewerren*. darf man an *wieren* 'drehen, winden' denken (s. Kil. *wyeren* und vgl. das synon. *onderwinden*), oder an eine ableitung von *wier* 'metalldraht'? vgl. *wiren* bei Schiller-Lübben und ten Doornkaat-Koolman, sowie die synon. *bekommeren*, nl. *beletten*, lat. *implicare*. — *laysen* als synon. von *ontgaen*, *ontcomen* 'evadere' ein altes **lŏsėn*? vgl. Schiller-Lübben *losen*. — 'impugnare' soll unter *logenen* wol nicht mit *straiffen*, *loegenen*, sondern mit *straiffen loegenen* 'lügenstrafen' übersetzt sein. — unter *luutmarich* ist wol zu lesen *in sych bernen* (st. *beraen*) 'deflagrare'. — unter *muken* lis *muycken* (als subst.) *trecken*; vgl. mnd. *de mûken tên*. — bei *niemans* ist zu berichtigen, dass im original steht: *is oick ymans neyn* 'numquis'. hinter *ymans* wäre ein fragezeichen zu setzen; *neyn* soll die antwort auf die frage 'numquis' sein. — unter *ochoff* ist wol zu interpungieren: *och, off dat so were*. — statt *vmbtzerren* (unter *ommetserren*) lis *vmbtzerven*. das vb. *tzerven*, *tzervelen* ist übrigens das mhd. *zirben*, *zirbeln*, Woeste Westf. wb. *zirbeln*. — nicht anzuzweifeln sind die formen [*rēken*] *gereken*, *gereect*, *ongereect*; s. mein Etym. wb. unter *rekenen*. — nicht *opwaeyen*, sondern *waeyen op* ist wol gemeint. — *risken* ist besser nicht in *ristken* zu ändern; vgl. ten Doornk.-Koolm. unter *risse*, auch Dieffenb. unter 'racemus'. — mit *hoid* unter *ritmeester* ist nicht *hoede* fem., sondern *hoet* 'pileus' als feldzeichen gemeint, und wahrscheinlich *die hoid* zu lesen. dementsprechend wäre der artikel *hoet* zu ändern. — für *roicken* unter *segelen* vielleicht *toidoen* zu lesen? zwar ist sonst *toe* oder *to* geschrieben, doch kommt auch *oi* öfter für germ. *ô* vor, zb. *roidekin*, *gevoidt* unter *staet* (*stait* druckfehler für *stoit*, s. unten), *doyn* unter *samenplucken*, *broicke* unter *verclicken*. deshalb kann *ruyde* (s. *rude*) auch wol gleich *ruede* (*roede*, *roide*) sein; oder *wyde*? — *schaeffel* und *schaffel* neben *schaefsel* und *schafsel* sind nicht glaublich und als druckfehler anzusehn. — *traech* und *schemel* (unter *schamel*) können sich in der bedeutung von lat. 'pigere' vereinigen: *schamel* 'schamerregend' und *traech* in activem sinn genommen; vgl. Lübben-Walther und Heyne Deutsches wörterb. statt *pigrus* muss also wol eine form von pigere stehn: *pigens*? — zu *schel* bemerk ich, dass an der form mit *ll* nicht gezweifelt werden kann, sie wird hier auch unter *gebrec* bezeugt (s. oben *afsienschel*); übrigens ist das *clanc*, worauf hier verwiesen wird, nicht das von V. gemeinte, wo *schal* steht 'schall, klang', sondern das synon. von *gebrec* usw. auch das mnd. bezeugt die form mit *ll*, die nicht ohne weiteres mit *schele* oder *schillen* (s. mein Etym. wb. unter *schelen*) vereinigt werden kann. wenn das geforderte **skaljan* als ablaut zu *schelen* gehört, kann dies letztere also nicht auf eine *i*-wurzel zurückgeführt werden. — statt *rusich* unter *scherp* lis *rudsich* und vgl. *steenclippe*. — mit *sompetig* wird eher *sompechtich* als *somperich* gemeint sein. — die unter *sondigen* und *gerade* angeführten über-

setzungen des terminus der reitkunst 'admittere' geben für *werden* eher *wenden* als *werpen* an die hand. die übersetzung von *gerade* mit 'juist, uitsluitend' trifft wol nicht das richtige. — für *staet* (*wylt pert in de stait gevoidt*) lis *stoit*, mhd. *stuot*. — dass unter *statlijc* mit *gehelick* gemeint ist *geheelick* (*gheellick*) glaubt man jedesfalls getroster, wenn man weifs, dass die übersetzung 'topicus' ursprünglich gleichfalls unter den von V. bei *alinck* ausgelassenen sich findet. so hab ich auch das *deylen* unter *utedriven* angezweifelt, bis ich in der ältern ausgabe unter den übersetzungen von *deylen* auch 'exigere' fand. — unter *sturen* lis *roider holt* (oder *ronde holt*?). — *tebringen* beruht auf einem versehn, es ist *tóebringen* gemeint; s. unter diesem wort. — als übersetzung von 'zeta' (di. 'dieta') finden wir *eyn heymlike camer eyn vlait off eyn sommer off wyntercamer*. es ligt nahe *vlait* zu *verlait* zu ergänzen; vgl. *eyn eetstede by den vuyre*, *dry verlaet hebbende* als übersetzung von 'trichorium' und den artikel 'zeta' bei Du Cange, wo es als 'coenaculum' erklärt wird mit hinzufügung von 'zetam hyemalem triclinium hyemale vocat Sidon.' und der unterscheidung von '*z. hyemales*' und '*z. aestivales*'. *verlaet* im sinne unseres 'gelass' haben Kiliaan und ten Doornk.-Koolm. V. nimmt hingegen das wort als *ulaet* und verweist auf das merkwürdige *oelent*, *olent* 'appendix', *oelentscamer* 'appendicium'. diese auffassung empfängt ihre bestätigung durch den von Hoffmann vFallersleben Horae belgicae VII ausgezogenen Vocabularius copiosus, wo *vlaet van enen huise, een aenhanc* 'appendix' sich findet, sowie durch das zugleich erklärende *uutlaet* 'appendix aedificii' von Kiliaan. dann ist aber auch das *oelent* (*olent* wird druckfehler sein) des Teuth. gewis nichts anderes, als irgend eine mundartliche form für *ûlât, ûtlât*. — dass unter *verst* mit *hoist* der superlativ von 'hoch' gemeint ist, entscheidet sich durch die artikel *vorst* und *hoichste*. — die bei *get*, *iht* und *ihteswat* genannte form *vist* ist, wie die nebenform *nuyst* von *niht* erweist, als *uist* aufzufassen; vgl. zb. Lexer unter *iht* und wegen der schreibung in unserem denkmal *vyr oss* unter *os*. — nicht glaublich scheint mir, dass *vordel* im ausdruck *van vordel toonber wesen*, der sich gleichmäfsig bei *bildwerc, loofwerc* und *metzelrije* 'emblema' findet, 'relief' bedeuten könne. soll es heifsen 'das einen vorrang, eine höhere stellung anzeigt'? — *wedercomst* kann auch dem zusammenhange nach nur bedeuten 'rückkehr aus der verbannung'. statt *dorvicacio* ist zu lesen *domitatio*; vgl. dies wort bei Dieffenb. Nov. gloss. — *wesselkerse* 'cerasum (so zu lesen) dulce' ist gleich hd. *weichsel*(*kirsche*), also unter *kerse* anders einzuordnen. — *die guet wete* (unter *wete*), lis *weten* oder *wetende*; vgl. das citat bei Du Cange 'kalodaemones sunt daemones bonum scientes et facientes, id est boni spiritus et boni angeli; a calon quod est bonum et daemon quod est sciens', sowie Dieffenb. Nov. gloss.: 'calodemon' *gut wissender*.

Die von V. s. XIV als verdächtig oder näherer untersuchung besonders bedürftig verzeichneten wörter dürfen grösteuteils gestrichen werden : *anwersamheit*, lis *anverdsamheit*? mit *allorten* wol *aldorten* gemeint; *betengen* (as. *bitengi*; in der bedeutung 'bedrängen' auch in vdSchurens chronik); *bickers* (s. Schiller-Lübben, Woeste) ist nicht anzuzweifeln, wenn auch sein verhältnis zu dem etymologisch durchsichtigen nl. *blikaars* nicht formuliert werden kann; *draep* (? s. oben); *druwe* (ahd. *thrûh*, mhd. *drû*); wegen *goere* (di. *göre*; *gehoere* ist sicher nur für *ghoere* verschrieben oder verdruckt) vgl. Schiller-Lübben *gor*, Woeste *gört* und *gûr*; *clude* (s. mnd. *cluwede*, *clude*); *kestich* (s. oben); *leele* steht für *legele*, vielleicht durch versehen; *ontengen* ist nach seiner stelle compos. von *engen* 'einzwängen, begrenzen'; im original wird nicht einfach auf *ballinc leggen* verwiesen, sondern es heifst dort 'et (worauf gewicht zu legen ist) in B: *ballinc leggen*'; *pulerie*, *puulre* (zu nl. *peul*, nd. [Schiller-Lübben, ten Doornk.-Koolm.] *pülen*); *ril* (geschrieben *ryl* und sicher *rijl* zu lesen) mundartliche form für *rigel*? s. DWb. *riegel*; *geruyet*, lies *gecruydt*, oder *gecruyet* aus *gecrûdet* (vgl. *soye* neben *sode*)? *schilven* für *schilwen* 'schielen'? *soye* (oder meint V. etwas anders als die nebenform von *sode*, *soide*? vgl. hd. *sodbrennen* und s. mein Etym. wb. unter *zode* 1); zu *tore* sei wenigstens bemerkt, dass Woeste gleichbedeutend *tôrhaken*, *tôrhâken*, *tôrre* verzeichnet; *vruchten* ist doch wol fehler für *vuchten* 'fichte', westfäl. *fûchte*; auch *vigen*, *viken* brauchten wol nicht da zu stehn; *vigen* ist genügend gesichert auch durch den beleg in Rein. II und durch *eenvegel* im Teuth. (s. mein Etym. wb. unter *oorveeg*), auch das nebeneinander von *vigen* und *viken* hat genügende analogien. dagegen dürften angeführt werden *bosse* (*busse*), *dail*, *dailinc* (von V. als *dool*, *dolinc* dargestellt), *hermitten*, *heulen* (was V. im Mnl. wb. sagt, überzeugt nicht recht), *sauratich bedonset* (unter *carich*; ohne zweifel fehlerhaft; steckt ua. *urac*, *vrac* drin?), *cassioen*(*e*), *proiskese*, *roesen*, *gantzmynsch* (unter *stendich*), *smaeschen* (druckfehler für *maeschen*?), *vossen decken* (eine geläufige übersetzung von 'scandalium' ist 'rossdecke', das lautet aber im Teuth. *rosdeken*). unter den auffallenden übersetzungen heb ich hervor *aftreden*, *beschudde*, *macht* 'occasio' (Dieffenb. hat *hulperede*. *beschudde* 'schutz' ist auch in vdSchurens chronik bezeugt nach dem glossar in der ausgabe von Scholten), *schenken* für 'cieo' unter *ilen*, *ontnyet* neben *aepen*, *toreten* für 'displosus' (Dieffenb. Nov. gloss. '*af ghedeelt* i. separatus'), *samenplucken* 'labefacere', auch *to hoip lopen* bei demselben bleibt merkwürdig.

So müssen wir noch manches fragezeichen stehn lassen, das sich wol erst bei einer umfassenden untersuchung über die mittelalterlichen glossare auflösen wird. für eine solche untersuchung ist vdSchurens eigene vorrede nicht zu übersehen. einige fingerzeige gab auch schon Dieffenbach in der vorrede seines Glossa-

riums. auch oben in unserer untersuchung deckt sich hier und da eine spur auf. es sei noch folgendes hinzugefügt. mit dem artikel '*al echte soen fulbor*' vgl. Du Cange 'fulboran'; er geht also auf die germ. leges zurück. wegen 'barbitista' *die myt en gebarden synget* (!) (unter *gebaert*) vgl. Du Cange: 'barbitista in glossario M. S. Montis S. Eligii Atrebat. qui vel quae cantat cum barbito'. auch wegen *vraitschap* vgl. Du Cange unter 'bruma' und wegen *bobicinator* (unter *lasterare*) Du Cange und Dieffenbach. an der alphabetischen stelle von *cingulatus* (V. unter *schoe*) steht *eynreley schoe off foliati*; *cingulatus* ist aber aus *lingulatus* verlesen, s. Du Cange unter 'foliati' und 'lingulati'.

Die schwierigkeiten verschwinden gegen die überfülle sicheren materials, das uns hier bequem zugänglich gemacht ist. es ist sowol, wie auch V. in der einleitung hervorhebt, für das ältere germanische, als auch für die geschichte des wortschatzes der jüngeren deutschen und nl. schriftsprachen von unschätzbarem werte.

Bonn, november 1897. J. Franck.

Die Mondsee-Wiener liederhandschrift und der Mönch von Salzburg. eine untersuchung zur litteratur- und musikgeschichte nebst den zugehörigen texten aus der handschrift und mit anmerkungen von F. Arnold Mayer und Heinrich Rietsch. [Acta Germanica III 4 u. IV 1.] Berlin, Mayer u. Müller, 1896. XVI und 570 ss. 8 blätter facsimile. 8°. — 18 m.

Die liedersammlung, die den gegenstand der vorliegenden untersuchungen bildet, umfasst unter 100 nummern 96 verschiedene lieder, denn vier kehren je zweimal wider: nr 31 = 13, 40 = 20, 77 = 63, 80 = 11. den anfang machen 10 religiöse lieder, dann folgen weltliche nr 11—60, dann wider religiöse 61—79, dann weltliche 80—88; den schluss bilden 12 zum teil sehr umfangreiche gedichte in der art des spätern meistersanges (s. 31). im ganzen sind die lieder also nach ihrem inhalt gruppiert; doch finden wir in der ersten weltlichen gruppe zwei religiöse nr 16 und 52, und in der zweiten eins von den vier temperamenten, das seiner natur nach zu der letzten, meistersängerischen gruppe gehört. den anlass, warum nr 82 hier eingeschoben ist, hat der herausgeber (s. 34 a. 3) in dem inhalt des vorangehnden liedes richtig wahrgenommen. — ein teil der gedichte ist schon von den schreibern der texte, deren sich drei unterscheiden lassen, mit überschriften versehen, und einige von der jüngsten hand geschriebene enthalten in diesen überschriften auch eine notiz über den verfasser: 66 *des Munichz passion.* (91 *Chlingfsor astromey*). 96 *Regenbogens mul. in dem graben don.* 97 *Albrecht Lesch in seiner fewerweis. Von den frewden.* 98 *Ein ander gesang Albrecht Lesch : das guldein gesanng* etc. 99 *Hie hebt sich an ein teutscher cisioianus des Münichs* etc. der 'Mönch', der hier vor nr 66 und 99 genannt wird, ist dann später von einem an-

dern, vielleicht von einem Peter Spörl, einem der besitzer der hs. (s. 11), für eine erhebliche zahl von gedichten als verfasser bezeichnet, indem er teils eine vollständige überschrift mit dem autornamen hinzufügte (nr 1—4. 67. 76. 78. 79), teils den autornamen allein (5—10. 61. 68—71. 73—75. 77). von derselben hand wird für nr 82 Müglin als verfasser genannt. von den gedichten, für die der name des Mönchs überliefert ist, gehört also eins der letzten, gelehrten gruppe an, die andern den beiden gruppen religiöser lieder, unter denen nur neben fünf der name fehlt : nr 62—65 und 72; von diesen aber scheidet noch nr 63 aus, weil dieses lied unter nr 77 noch einmal und hier mit dem namen des dichters begegnet. dass auch die vier übrigen von dem Mönch sind, zeigen andere hss., namentlich eine Münchener aus Tegernsee stammende hs. A, die als hauptinhalt dieselben religiösen lieder, die unsere hs. in 1—10. 61—79 darbietet, enthält oder wenigstens im register anführt. auch von den beiden unter die weltlichen gedichte versprengten religiösen gedichten wird das erste (nr 16) durch diese hs. als eigentum des Mönchs gesichert (s. 20f. 34); dagegen fehlt in ihr das zweite (nr 52); nach dem zeugnis der Kolmarer hs. (K) ist es von Peter von Arberg (s. 31. 39).

Die autorschaft der weltlichen lieder ist durch äufsere zeugnisse weniger verbürgt. unsre hs. D, die für die meisten die einzige quelle ist, führt bei keinem einen verfasser an, und nur für wenige lässt andere überlieferung den verfasser erkennen, nämlich K für nr 11. 12, eine Sterzinger hs. S für nr 26. 36, das register von A für nr 28, vielleicht auch für nr 59 und 17. auf die acht lieder der zweiten weltlichen gruppe entfällt von diesen zeugnissen wenigstens eins, insofern nr 80 = nr 11 ist; ein andrer autor wird für keins dieser lieder genannt.

Wesentlich anders ligt die sache in der letzten, gelehrten gruppe. nach dem zeugnis unsrer hs., das zum teil durch andre gestützt wird, hat nr 91 der sagenhafte meister Klingsor verfasst, nr 96 Regenbogen, nr 97. 98 Albrecht Lesch, die versprengte nr 82 Müglin; in andern hss. wird ferner auch nr 89. 90. 92. 93. 100 dem Müglin beigelegt; nur eins, nr 99, wird dem Mönch zugeschrieben, und zwar übereinstimmend in D und in andern hss. kein verfassername ist für nr 94. 95, die sonst nicht nachgewiesen sind, angegeben. — das resultat ist also, dass die lieder der religiösen gruppen 1 und 3 den Mönch zum verfasser haben, die der weltlichen gruppen 2 und 4 (aufser nr 52. 82) ihn zum verfasser haben können; dagegen die lieder der letzten gruppe verschiedenen autoren gehören.

Wer der Mönch war, ist aus der hs. D nicht zu ersehen; in andern wird er Mönch von Salzburg genannt; nähere auskunft geben eine Münchener hs. C, eine Lambach-Wiener hs. E und A. alle drei stimmen darin überein, dass sie ihn zu dem

bischof Pilgrim von Salzburg in beziehung setzen, aber während A ihn Hermann nennt, heifst er in C und E Hans oder Johannes, und während A ihn als benedictiner bezeichnet, war er nach C ein predigermönch. die vermutungen, durch die Mayer die verschiedenheit zu erklären sucht (s. 42f), sind beachtenswert; mit recht entscheidet er sich jedesfalls für die angabe der hs. A und vermutet, wie schon Ampferer, dass er der prior Hermannus sei, der in einer stiftsurkunde von 1424 erscheint. nachforschungen in dem Benedictinerkloster zu SPeter hätten vielleicht weitere auskunft gegeben, leider wurde dem herausgeber dazu nicht die möglichkeit geboten (vorwort s. III f). — die notiz der hs. A ist nun dadurch sehr merkwürdig, dass sie neben Hermann noch einen andern verfasser nennt. *ein wolgelerter herr, her Hermann, ein münich Benedictiner orden czu Salczburgk* habe die gedichte *zu den selben czeiten mit sampt ainem laypriester herrn*[1] *Martein* gemacht. falls diese angabe, die durch kein andres zeugnis irgendwie gestützt wird, nicht etwa auf einem groben misverständnis beruht (s. 36 a. 3), so würde man wol annehmen müssen, dass der Mönch den text, der priester wenigstens für einen teil der lieder — die religiösen folgten zum teil alten melodien — die weise verfasst habe[2], sei es, dass der musiker, wie der verfasser annimmt, dem dichter oder der dichter dem musiker folgte. denn auch dies verhältnis ist möglich und die wunderlichen strophenformen vieler gedichte scheinen mir die annahme zu empfehlen, dass, wenn sich text und weise nicht gleichzeitig im kopfe des verfassers gestalteten, die weise vorangieng.

Beziehungen zu dem bischof Pilgrim und zu Salzburg finden sich auch in einzelnen gedichten oder ihren überschriften: nr 2 (s. 33), nr 3 (s. 46f), nr 13, nr 18 (s. 49), nr 30 (s. 57); die beiden letzten lassen sich dadurch chronologisch auf die jahre 1392 und 1387 fixieren. mit grofsem eifer ist Mayer in büchern und hss. dem leben Pilgrims und den verhältnissen, die in seinem jh. am Salzburger hofe bestanden, nachgegangen; doch hat der erfolg der aufgewanten mühe nicht entsprochen (s. 54 f). bestimmte persönlichkeiten und ereignisse, zu denen Hermanns gedichte beziehung hätten, sind aus chroniken und urkunden nicht zu gewinnen; und was sich hinsichtlich der allgemeinen verhältnisse ergibt, bestätigt uns, was aus den gedichten selbst zu ersehen und zu schliefsen ist. der bischof Pilgrim war ein prachtliebender, weltlicher freude nicht unzugänglicher herr, der bruder Hermann sein hofdichter. durch seine hymnen und sequenzen sorgte er für die religion, durch seine liebes- und trink-

[1] über die bezeichnung der geistlichen als herren (s. 33 a. 1) vgl. Heinrich von Melk Er. v. 231.

[2] zu den beispielen für verschiedenen ursprung von wort und weise (s. 36 a. 2) vgl noch die einleitende strophe des Ezzoliedes und Ulrich von Lichtenstein s. 112, 29 f.

lieder für die geselligen bedürfnisse des hofes. nicht ungeschickt erinnert der verf. an die schilderung, die Goethe im Götz von dem hofe des bischofs von Bamberg entwirft.

Die ersten beiden abhandlungen sind so gehalten, dass sie einer ausgabe aller gedichte, für die die autorschaft des Mönchs in frage kommt, zur grundlage dienen können; insbesondere hat es sich der herausgeber angelegen sein lassen, alle hss., die sich mit der Mondsee-Wiener berühren, zu verzeichnen. vom dritten capitel an richtet sich die untersuchung speciell auf die weltlichen lieder. unter denen unsrer hs. waren nur wenige, nur 7 oder 8, als deren autor die überlieferung den Mönch nennt, und dazu kommen nur noch ein paar in der hs. A erhaltene Martinslieder. dass der Mönch auch die andern in der zweiten und vierten gruppe enthaltenen weltlichen lieder verfasst habe, sucht der herausgeber durch eine betrachtung des stils, des metrums und der sprachlichen eigentümlichkeiten darzutun. die gut bezeugten religiösen lieder sind dabei im ganzen wenig berücksichtigt worden, weil sie unselbständig und grofsenteils von fremden originalen abhängig sind. — ich glaube nun wie der herausgeber, dass in der tat alle lieder von Hermann gedichtet sind, finde wenigstens keinen grund für irgend eins einen andern autor anzunehmen; dass aber diese überzeugung durch die vorgelegten sammlungen gewürkt oder wesentlich verstärkt werden könnte, glaub ich nicht. denn auch unter der voraussetzung, dass verschiedene, in zeit, ort und bildung aber nahe stehnde dichter diese lieder verfasst hätten, würden individuelle verschiedenheiten in diesen sammlungen, die ihr material promiscue aus allen liedern ziehen, kaum hervortreten können. diese sammlungen bieten stoff für eine eingehende und gründliche charakteristik der lieder, dass sie denselben verfasser haben, beweisen sie nicht. auf die einzelnen teile will ich nicht näher eingehn, nur aus der untersuchung des stils sei hervorgehoben, unter welchen gesichtspuncten der verf. die stilistischen erscheinungen geordnet hat, denn er selbst scheint darauf besonders gewicht zu legen (s. 74 ff. vgl. s. 537). seine hauptkategorien sind 'episch verweilend' oder 'dramatisch bewegt'. nach diesen beiden könne man gewis den stil eines schriftstellers ohne zwang betrachten. natürlich passe sich im einzelnen fall die darstellung der art des stoffes möglichst an, im ganzen werde sich doch der eine mehr auf diese, der andre mehr auf jene seite neigen, damit aber seinen ausdruck verschieden, entweder mehr sinnlich-concret oder mehr geistig-abstract, realistisch oder idealisierend (malend oder rhetorisch) gestalten. diese unterscheidung geschehe zum teil schon in der syntax, besonders aber dürfe man die eigentlichen stilmittel sondern in a) epische figuren: 1. pleonasmus, 2. umschreibung, 3. vergleich, 4. metapher, 5. oxymoron, 6. antithese, 7. annominatio (polyptoton), 8. repetitio, 9. paralle-

lismus, 10. cumulatio (häufung), 11. polysyndeton; b) dramatische figuren: 1. asyndeton — kürze, 2. climax — steigerung, 3. bewegung α) apostrophe, β) ausrufe, γ) rhetorische fragen, δ) wünsche. — mir scheint nicht, dass dies schema sonderlich geeignet ist, eine lebendige anschauung von dem stil eines autors zu geben; vielleicht gibt es dafür überhaupt kein allgemeines schema.

Die abschnitte über metrum und sprache sind ziemlich dürftig. in dem abschnitt zur grammatik (s. 123—126) beschränkt sich der verfasser auf 'notizen zur lautlehre aus dem reim'. dazu kommen dann aus der ersten abhandlung s. 13—18 die bemerkungen über die orthographie der hs. und aus dem abschnitt über das metrum die nicht gut geordneten beobachtungen über apokope, elision, synkope, enklise, distraction, quantität.

Das wenige, was nach abzug dieser teile von metrischen angaben übrig bleibt, wäre besser mit teilen aus der untersuchung über die melodieen, die Rietsch im fünften capitel der einleitung niedergelegt hat, verbunden. leider ist mir in diesem capitel vieles aus mangel an musikgeschichtlichen kenntnissen unzugänglich, namentlich der abschnitt über die tonalität (s. 179—188) und die entwickelung des modernen tactes in der musik (s. 163—175), in denen der verf. manche eigenartige ansicht vertritt. — die meisten gedichte bestehn aus strophen und zwar in der regel aus dreien. ein einstrophiges lied ist das zweite Martinslied[1], unstrophisch (laiche) sind nr 44 und 81 (s. 209 f.). die strophenbildung ist ziemlich mannigfach. in vielen finden wir correspodierende teile, die bald nach dem verhältnis von stollen und abgesang, bald auch anders geordnet sind; in manchen ist eine regelmäfsige gliederung überhaupt nicht wahrzunehmen. im metrischen schema ist diese gliederung durch das mafs der verse und der reimstellung nicht sowol bezeichnet als angedeutet; denn strophen und strophenteile, die metrisch gleich sind, können im musikalischen vortrag doch verschieden sein. so haben nr 57 und 60 dasselbe einfache metrische schema: ⏑ 4a ⏑ 4b | ⏑ 4a ⏑ 4b ‖ ⏑ 4c ⏑ 4c ⏑ 4c ⏑ 4d, aber die weisen sind verschieden und nur die des ersten liedes dreiteilig, aus zwei stollen und abgesang gefügt. die zusammenstellung der metrischen schemata auf s. 119f. kann also wenig fördern. der verf. hätte eine form der darstellung suchen sollen, die das verhältnis des metrischen schemas zur melodie auf einen blick erkennen liefse und einigermafsen veranschaulichte. der geeignete platz dafür aber wäre in den anmerkungen zu den einzelnen

[1] eigentlich gehört widerholung zum wesen der strophe, doch pflegt man gedichte, deren umfang und gliederung den regelmäfsig widerkehrenden abschnitten strophischer lieder ähnlich ist, als einstrophige lieder zu bezeichnen.



liedern gewesen, wo jetzt nur die gliederung der melodien schematisch dargestellt ist. die einleitung hätte sich auf die darlegung der hauptresultate beschränken sollen. — die weitere gliederung der strophe wird im text durch den reim angedeutet. auch ihn hebt der musikalische vortrag nicht überall gleich stark hervor. gewöhnlich, aber nicht immer, zeichnet ihn eine längere note aus (s. 176 f. 195 f.). Lachmann (zu Walther 98, 40) begründete hierauf bekanntlich den unterschied zwischen end- und innenreim und erläuterte ihn durch den abgesang des liedes '*Wie schön leucht uns der morgenstern*':

lieblich,
freundlich,
schön und herlich, grofs und ehrlich, reich von gaben,
hoch und sehr prächtig erhaben.

die ersten beiden reimzeilen nahm er als selbständige verse, weil die längeren noten den schluss bezeichnen, die dritte und vierte dagegen verband er mit der fünften zur einheit, weil ihnen das kriterium fehlt. Rietsch s. 191 macht dagegen geltend, dass die musikalische structur auch in der dritten zeile Lachmanns deutlich eine gliederung erkennen lasse. aber diese beobachtung, die sicherlich auch Lachmann nicht entgangen war, hebt doch den grofsen unterschied in dem wert der reime nicht auf. er wird auch dadurch nicht hinfällig, dass wir neben den reimen, die Lachmann als innenreime bezeichnet, noch andere finden, die in der musikalischen structur keine stütze finden, sondern als ein blofser vocalischer schmuck erscheinen (s. 194). wenn man auf solche den namen innenreime beschränken will, so mag man es tun; das wäre nur eine frage der terminologie. auch darin mag man R. recht geben, dass es nicht zweckmäfsig wäre, nur die reimzeilen abzusetzen, deren ende durch längere noten bezeichnet ist, weil dadurch langzeilen von 23. 36. 39, je von 50 noten oder silben zu stande kämen. aber unverständlich ist mir die bemerkung, dass so ungeheuerliche gebilde unmöglich beabsichtigt sein könnten; denn ungeheuerlich wär doch nur die form der aufzeichnung[1]. mir scheinen diese bemerkungen über den binnenreim sowol in ihrem polemischen als in ihrem positiven teil nicht zu voller klarheit gebracht zu sein. — im verse wechseln im allgemeinen hebung und senkung den sprachaccenten entsprechend (ausnahmen auf s. 111). die dauer der noten ist dadurch nicht bedingt. oft zwar zeigt sich ein entsprechender wechsel von semibrevis und minima, an vielen stellen aber fallen semibreves in gleicher weise und ununterbrochener folge auf hebung und senkung, zb. in nr 57. doppelte senkungen finden sich nur aufserhalb des gebietes der hand *a*

[1] ungeheuerlicher als die längsten zeilen ist mir das präsens 'er obwaltet' s. 193.

und sind meistens leicht durch die annahme von apokope und synkope zu beseitigen. im musikalischen text entspricht der doppelten senkung durchweg die doppelte setzung einer und derselben note, und zwar so, dass eine von diesen noten ohne schaden für den melodischen ausdruck weg gedacht werden kann (s. 178). der bruder Hermann scheint überall eine bestimmte silben- und notenzahl beabsichtigt zu haben; die überschreitungen kommen auf rechnung der schreiber, zeigen aber zugleich, wie sich der sänger half, wenn der text ihm eine überschüssige silbe bot oder eine apokope seiner aussprache nicht gemäfs war. so werden ja auch jetzt noch unregelmäfsigkeiten verwilderter oder freier behandelter texte im gesange ausgeglichen. — der auftact wird in der regel durch eine minima ausgedrückt; daneben aber kommt gerade im auftact auch gedehnte senkung vor. die tatsache widerlegt die annahme, dass die dehnung des auftactes sich erst in der praxis des 16 jh. durch die benutzung von melodien als tenor mehrstimmiger gesänge ergeben habe (s. 176). sollte sie nicht damit zusammenhängen, dass seit alters der auftact auch ein gröfseres mafs von silben verträgt, als die senkung im innern des verses?

In der vierten abhandlung sucht Mayer die litterarhistorische stellung Hermanns zu bestimmen. weitausholend überblickt er die geschichte der lyrik von den anfängen des minnesangs bis in das 15 und 16 jh. sein leitstern ist der wunsch, die volkstümlichen elemente der lyrik ans licht zu stellen, sein resultat, dass Hermann ein dichter sei, der vom volksliede ausgegangen zu sein scheine und zunächst in der weise des volksliedes dichtete, daneben aber von der gleichzeitigen und früheren kunstdichtung beeinflusst wurde (s. 140). mich hat dies resultat sehr überrascht. gewis kommen in den liedern des Mönchs genug gedanken und wendungen vor, die auch im volkslied begegnen und zum teil auch von Hermann unmittelbar daher genommen sein mögen; aber nach ihrer ganzen haltung scheinen mir diese lieder von der weise des volkes weit abzustehn. ich habe früher der alten volkstümlichen lyrik möglichst enge grenzen zu ziehen gesucht; der gegensatz zu anschauungen, welche das natürliche kunstvermögen des volkes und seinen anteil an der epischen wie lyrischen dichtung in gar zu glänzendes licht stellten, hatte mich zu einem zu weit gehnden widerspruch gereizt. ich erkenne jetzt willig an, dass die geschichte der lyrik, auch der liebeslyrik sich ohne die voraussetzung und den immer widerholten einfluss einer volkstümlichen lyrik nicht verstehn läfst; aber die versuche, die gemacht sind, diesen einfluss nachzuweisen und abzugrenzen, befriedigen mich nicht. da wir diesen alten volksgesang nur aus dem reflex der kunstdichtung kennen und aus jüngeren erzeugnissen, in denen er doch sicherlich nicht unverändert und ohne einwürkung der kunstdichtung geblieben ist, so läfst sich die aufgabe

einigermafsen befriedigend nur in der geschichte der kunstdichtung lösen. man muss die kunstdichtung nach ihren mannigfaltigen arten zu überschauen und gründlich zu verstehn suchen, die momente, die zu ihrer entfaltung geführt haben können, unbefangen abwägen, die änderungen in zeit und sitte, die teilnahme der verschiedenen stände und gesellschaftsklassen, die kunstübung von liebhabern und vornehmeren und niederen berufsdichtern (vgl. s. 446 und 497 die schlussbemerkungen zu nr 42 und 86) und endlich die muster fremder litteratur ins auge fassen. mit einer definition des begriffs 'volksmäfsig', wie sie Mayer in einer anmerkung zu dem excurs auf s. 150 versucht, wird sich nicht viel ausrichten lassen. — auch Rietsch stellt in dem entsprechenden teil seiner einleitung (s. 201 f) die frage nach den volkstümlichen elementen in der kunst Hermanns in den vordergrund, sieht aber die bedeutung des weltlichen volksgesanges für die geschichte der kunst skeptischer an als Mayer und andere (vgl. namentlich s. 179 f. 185 a.) und kommt zu dem resultat, dass die eigenschaften, die man als merkmale des volkstümlichen anzusehen pflege, in den weisen Hermanns im allgemeinen **nicht** nachweisbar seien. nur für die beiden im anhang mitgeteilten Martinslieder nimmt er volkstümlichen ursprung an oder wenigstens, dass der componist sich in ihnen bewust an volkstümliche weisen angelehnt habe. von nr 13 sagt er (s. 208), man könne der melodie den volksmäfsigen charakter nicht absprechen. für die musikgeschichte am wichtigsten sind nach seinem urteil (s. 214) die sechs mehrstimmigen lieder nr 11. 12. 14. 15 und die beiden Martinslieder[1].

218 seiten umfassen die einleitenden abhandlungen. niemand wird sie länger wünschen, aber ungern vermisst man eine eingehnde charakteristik der dichtung Hermanns, die durch eine vergleichung mit den nächst liegenden, namentlich mit dem genialen, jämmerlich vernachlässigten Oswald von Wolkenstein farbe und leben würde gewonnen haben. das buch bietet viel material dazu, aber es fehlt die verarbeitung und anschauliche zusammenfassung.

Von s. 219 an folgen die texte. die weltlichen lieder der Mondsee-Wiener hs., die den Mönch zum verfasser haben, sind vollständig mit den varianten der andern hss. mitgeteilt, von den andern nur die überschrift und die erste zeile; doch ist auch von ihnen angegeben, in welchen hss. sie sonst noch vorkommen

[1] nicht unerwähnt lass ich eine äufserung im vorwort: es habe sich bald ergeben, dass das interesse des musikhistorikers sich nicht in gleichem mafse den fragen zuwendete, zu deren lösung die arbeit zunächst übernommen und ausgeführt sei. und Heinzel bemerkt auf s. v, hoffentlich würden die umfassenden vorarbeiten Jacobsthals, mit dem zusammen Scherer die weltlichen lieder des Mönchs hatte edieren wollen, noch zu einer weitern behandlung der musikwissenschaftlichen aufgaben führen.

und wo sie gedruckt sind. auf die lieder folgen dann die weisen und die auf beide bezüglichen anmerkungen. ein anhang bringt noch vier nummern aus den hss. E und A; den schluss bilden ziemlich viele nachträge und berichtigungen und register. — der druck schliefst sich möglichst genau an die hs.liche überlieferung an, auch in den varianten. emendationen, selbst ganz evidente, hat der herausgeber in die anmerkungen verwiesen, wo sie zu anfang jeder nummer zusammengestellt sind. ich habe gegen die behandlung des textes, die den grofsen vorteil bietet, dem leser vor allem die überlieferung vors auge zu führen, nichts einzuwenden, wünschte aber, dass die verbesserungen nicht hinten in die anmerkungen verwiesen wären. in den meisten fällen handelt es sich nur um synkope und apokope, und diese hätten sich ohne mühe und ohne schaden im texte selbst kenntlich machen lassen; die andern würde der leser bequemer benutzen, wenn sie unten auf der seite stünden und im texte durch ziffern oder buchstaben auf sie verwiesen wäre. da ihre zahl nur gering ist und für die meisten lieder keine varianten zu verzeichnen waren, wäre eine unterdrückung des textes durch die noten nicht zu befürchten gewesen.

In den anmerkungen, die zum teil sehr umfangreich sind, hat Mayer mit besonderem eifer die verbreitung einzelner gedanken und motive verfolgt und sowol aus der ältern und gleichzeitigen lyrik, als auch besonders aus dem lebenden volksgesang, dem er selbst sammelnd nachgegangen ist, ein reiches material zusammengebracht. weniger interesse zeigt er für die nächste aufgabe des herausgebers, für das verständnis der oft recht schwierigen texte zu sorgen. ich führe einige stellen an, die der erklärung oder emendation bedürfen oder vom herausgeber m. e. nicht richtig aufgefasst sind. 13, 1 *untarnschlâf* kann nicht anders erklärt werden, als es in der überschrift geschieht: mittagsschlaf. auch in Konrads Engelhart v. 2923 ist das wort so zu verstehn, obwol er v. 3164 die nachtigall dazu singen lässt, an ein misverständnis der überlieferung ist nicht zu denken; die voraussetzung ist, dass die kühe während der heifsen mittagsstunden im stalle stehn. — 13, 39f. M.s erklärung ist unmöglich, man muss mit Bartsch *nit* umstellen: *wizz got, daz ich nit lenger hy beleib.* — *verswigen* 19, 8 und 56, 4 kann nicht der substantivierte infinitiv sein, sonst würde *ei* geschrieben sein, eher das neutr. des partic. wie 22, 17 und wahrscheinlich auch 22, 4. 8; vielleicht aber ist ein altes subst. *vir-swigani* vorauszusetzen, obwol diese bildungen im mhd. selten sind. — 19, 36 die vermutung *pöser, valscher wort* versteh ich nicht; verständlich wäre: *pöser valscher* = böser verleumder (g. pl.). — 24. dies lied gegen die 'klaffer' ist schwer verständlich: 'der ausdruck ist stellenweise durch übergrofse kürze unklar' sagt M. offenbar macht der dichter philosophisch witzelnd den begriff

'nichts' zum gegenstand der betrachtung: *nichts frewet mich für allez das, daz ie mein hercz auf erd begert.* 'ein nichts freut mich mehr als alles was sich mein herz auf erden wünscht'. mit diesem nichts meint er das, was von verleumdern nur ersonnen, also nicht würklich ist, aber doch oft zu etwas grofsem aufgebauscht wird (v. 7). er freut sich, dass sein herz davon rein ist (v. 11). — 27. die voraussetzung ist, dass der sänger nicht allezeit um die geliebte sein kann; er bittet sie, während der bevorstehnden trennung ihn durch einen brief zu erfreuen. der anfang bedeutet: 'Wenn ich an die zukunft denke, wie lieb mir meine liebe ist und wie viel leid sie mir bringt, so kämpft mein herz gegen mich an (*so krigt mein hercz dy widerpart*), warum ich mir ein weib gewählt habe, der ich nicht aufwarte und allezeit (*all vart*) bei ihr sein kann, wie es selbst bei ihr ist (*ain weib . . der ich nicht wart vnd pey yr sey als ez all vart*)'. M. erklärt *als ez all vart*: 'wie immer es geht' und *widerpart* = 'widerwärtigkeit, leid'. — 28, 32f *czwai tütlein als zwo synwel pyrn*, *gehert*, *geprēwt*. die wunderliche erklärung '*geprēwt* d. i. gebreitet' wird in den Berichtigungen zurückgenommen, aber auch *gehert* ist gewis nicht als *gehèrt*, sondern als *gehertet* zu verstehn. — 29, 11 *dne spot* zieh ich zum folgenden als beteurung. — v. 18 *ich hoff, wann du bedenkest das, daz ich hab mein trew ain widergelt.* M. tilgt *ain*, weil der zweite vers um eine silbe zu lang ist, und nimmt *mein trew* für den gen. *meiner trew*; wegen der unflectierten form verweist er auf Kehrein Gr. III § 143, wo aber natürlich nichts entsprechendes zu finden ist. *ich* ist zu streichen, *mein trew* subject. — 30, 1 *wir der fünfczehent an der schar des hofgesinds* dh. 'ich, der fünfzehnte in der schar des hofgesindes', 'ich mit vierzehn andern', *selbfünfzehent.* M. schreibt *der fünfczehen* und will den gen. von *schar* abhängen lassen. — 24—26 versteh ich nicht; vielleicht *des* für *der* und *dn* für *sin*? — 33, 19 *mit süezen wortten besenft du mich, der ich tagleich warttund pin.* die letzten worte, die den reim vermissen lassen, emendiert M.: *wart und harr* (: *hymelfar*), aber unrichtig nimmt er *besenft* für eine verstümmelte 2 sg. präs. mit der 'prägnanten' bedeutung 'du kannst, verstehst zu besänftigen'. der sinn zeigt, dass der imp. gemeint ist. — 34, 36 *hofsleg dem nicht geczimpt, der sich sein vast übernympt.* M. stellt s. 56 *hofsleg* als synonymon neben *hofgalle* und sagt in der anm. '*sein* ist hier reflexiv', was mir ganz unverständlich ist. ich denke *hoveslec* ist gemeint: 'höfische schleckerei taugt nicht für den, der sich daran überfrisst'. — 35, 27 ist *tat* druckfehler für *hat*? — 36, 11 *dy roten mündlein lachen sam rotes röslein prossen. prossen* kann hier keine form des subst. *broz* sein, sondern ist der substantivisch gebrauchte infinitiv. *roeslein-prossen* ist als compositum zu fassen, das adj. *rotes* gehört dem sinne nach zum ersten compositionsglied, hat sich aber

in der form nach dem zweiten gerichtet (vgl. 'deutsches wörterbuch' uä.). — v. 14 wie *den edlen iungen welff* dativ sein und vom *kumpt czu feld* abhängen soll, versteh ich nicht. die lesart von S : *die edlen jungen welf* ist anzunehmen. — v. 23 *wiertleich* ist wol nicht *wertlich* sondern *wirdelich*. — 39, 7 *ich han gehoffet manigen tag auf genad, ob mirs geschehen mag; geschicht mir nicht gęnad, ich habs füer trach und wil darumb kain frĕwd nicht lân.* M. vermutet *tagen*: *vertragen*. aber die schwache form *tagen* ist bedenklich und *ich habs vertragen* entspricht nicht dem sinn; es müste heifsen *ich wils vertragen* oder *ich vertrag es*. vermutlich ist ein subst. *vertrag* anzunehmen: *vertrag hân eines dinges* etwas mit geduld ertragen (vgl. ahd. *firtragant* tolerantia). — 44, 46 *das nicht ir anplick wirt verstelt* gehört wol zu *lachen*, sie hat ein liebliches lachen. — v. 58 *klein geswollen, hertt gedrollen* gehört wol zu *tütlein, lind* in v. 62 zu *händlein, ärmlein*. — 48, 7 heifst es von der geliebten: *mein liebster, säldenreicher hort ist alsó schôn gepildet, das er mir mänchleich willdet und pin im czâm allain.* M. erklärt: 'nur mit mir ist sie vertraut, für die andern eine fremde, in v. 10 wäre gewöhnlicher *und ist mir czâm allain*'. ich seh nicht, wie der sinn herauskommen soll und erkläre: 'sie ist so schön, dass sie mir jeden fremd macht und ich ihr allein zahm bin'. — v. 18 *wo lieb dy augen witert, das hercz in frĕwden czytert, do ist lieb eytel rein.* M. erklärt: 'wo ein lieb das andere in der nähe merkt. Lexer belegt die hier geforderte bedeutung nur von dem seltenen *erwitern*'. das tut Lexer nicht; er gibt wol die bedeutung an, aber er belegt sie nicht; und wie gäbe sie wol an unserer stelle geeigneten sinn? die verse bedeuten: 'wo liebe die augen erglänzen lässt, das herz in freuden erzittert, da ist rechte liebe'. *witern* ist in dieser alten bedeutung nur durch diese stelle belegt, *erwitern* ziemlich oft und noch im 16 jh. die bedeutung ergibt sich unmittelbar aus dem stammwort, vgl. ahd. *wĕtar* stn. 'serenum, aether', das vermutlich nur substantivierung eines adjectivs ist, vgl. aslov. *vedro* 'wetter', *vedru* 'hell, heiter'. in der jägersprache ist die bedeutung wesentlich anders; aber auch der witternde hund verdankt seine bezeichnung vielleicht dem funkelnden glanz seiner augen. — 53 kann ich nur als frauenlied verstehn (anders M. in der schlussbemerkung). sie fürchtet, dass der liebhaber untreu ist, und droht (v. 11 f) ihn in diesem falle fahren zu lassen. *pedengk dich recht in söleicher mafz, halt oder lafs czu ainem tail dy paiden.* M. erklärt: 'halt, nämlich die liebe und ihre bedingungen, sei treu, oder verzichte auf einen von deinen zwei bewerbern, nämlich auf mich'. unmöglich! *halt oder lâz* bedeutet: 'halte das spiel, die partie, oder gib sie auf'. die letzte zeile aber ist verderbt, wie schon der reim *paiden*: *leiden*, *meiden* vermuten lässt. in der hs. Au ist statt dessen überliefert: *zů ainem tail dů dich reicher neiden*; gleichfalls sinn-

los. ich vermute *zuo ainęm tail tuo dich reiden*. *sich rîden* = sich wenden ist häufig im j. Tit. und andern bairischen quellen. — 54. ein abschiedslied. unverständlich sind v. 8—10 *seint schaiden mir all frēwd erwert dein trew nicht czwifelticleich dertt, das ich an dir mit leiden hân*. vermutlich ist in v. 9 *mich* für *nicht*, in v. 10 *mitleiden* zu lesen. 'da der abschied mir alle freude nimmt, so quält deine treue mich doppelt, insofern ich nämlich in bezug auf dich mit leide: *wan was czu leiden mir geschicht, so wart mein leiden nye so gros, dein leiden käm mir nâher*'. auch v. 16 muss entstellt sein; der sinn ist vermutlich: 'so schnell auch mein rösslein galoppierte, ich hatte es noch eiliger zu dir'; vielleicht genügt in v. 16 *mîn* für *mit*. — v. 35. 36 sind zum vorhergehnden zu ziehen. — 55, 1 *vberkrôn* ist nicht als *überkróne* zu nehmen, so dass *ó* : *œ* gebunden wäre (: *schœn, gedœn*), sondern als verbalsubstantiv zu *überkrœnen:* überkrönung. — 56, 5 ist hinter *warhaftig* ein komma zu setzen, damit die sechs eigenschaften herauskommen. in v. 19 steht *der* natürlich in dem sinne von *daz er*; Lachmann zu Iwein v. 504. — 58. die erste strophe wird mir nur verständlich, wenn ich in v. 2 *schenk* für *schenkt*, in v. 6. 8 *dir* für *ir* lese. der dichter kündigt der geliebten seinen besuch an und bittet sie um freundlichen empfang. er kommt aber nicht allein: *ich pring dich czu dir selber haim* (v. 6), nämlich insofern er sie immer im herzen trägt, und dafür verlangt er gut botenbrot (v. 5). — 82. das weinlied schliefst mit dem katzenjammer: v. 31 *nu trawr ich melancolicus schier in ain klaws hin gein garthaus in gotes haus. ich leb in saws allain und wain vast umb mein sünd.* hinter *melancolicus* ist ein komma zu setzen, *schier* ist nicht das adverbium, sondern 1 p. sg. von *schērn* : nun trauer ich als melancolicus, enteile zur kartause ins goteshaus. *ich leb in saus* ist ironisch zu nehmen. — 83 das bekannte Falkenlied (MFr. s. 231). dass der dichter in v. 3 *das* nach v. 15 *vederspil* oder v. 20 *fälklein* construiert habe, ist doch ganz unmöglich. auch in v. 2 wird er *fälklein* gesagt haben, nicht *falken*. — v. 5 *hiet ichs gepaist nóch meinem muet, es wär als willd nye worden*. M. erklärt: '*hiet ichs gepaist* = hätt ichs dressiert'. das ist wol nicht gemeint, sondern : 'hätt ich es jagen lassen wie ich selbst wünschte, dh. hätt ich ihm meine liebe gewährt, es hätte sich mir nicht entzogen. *daz tet ich nicht und lies durch guet* (ich unterliefs es in guter absicht), *darumb han ichs verloren*'. — 85, 32 der busen kann mit den beiden gebirgen unmöglich gemeint sein, eher die clunes (vgl. das rätsel: 'zwischen zwei bergen brummt ein bär', nämlich crepitus ventris). die gebirge schützen das kränzlein vor einem frechen überfall; v. 34 ist mit dem vorhergehnden, v. 35 mit dem folgenden zu verbinden. — 86, 17 *ân gevœrde* ist nicht 'treulich, gegenteil von *mit gevœrden* mit betrug oder böser nebenabsicht', sondern 'ungefährdet und

sicher'. — v. 42 *und wünsche ir âne sundenvar czu disem new ein seligs iar.* 'ohne sündenfarbe' ist unsinn, gemeint ist *âne sunder vâr* — aufrichtig. die verbindung der synonymen präpositionen *âne* und *sunder* find ich zwar in den wbb. nicht belegt, aber vgl. MFr. 34, 13 *sunder âne mîne schult* und HMS. 4, 882ª in Leupold Hornburgs von Rotenburg lobgedicht *on sunder haz.*

Wenn ich schliefslich ein zusammenfassendes urteil abgeben soll, so möcht ich Mayers arbeit als eine anerkennenswerte leistung, aber nicht als ein gutes buch bezeichnen. im december 1888 kündigte M. in diesem Anzeiger eine ausgabe der lieder des sogenannten Mönchs von Salzburg an; im laufe des nächsten jahres hoffte er sie fertig zu stellen. aber erst 1892 konnte der druck beginnen, 1894 die kleinere erste hälfte, 1896 die zweite erscheinen, und die ausgabe enthielt nicht, wie ursprünglich in aussicht gestellt war, alle lieder des Mönchs, sondern nur die weltlichen. der herausgeber hat also wol mehr arbeit gefunden, als er ursprünglich angenommen hatte. es scheint aber auch, dass während der langen zeit sich seine interessen verschoben, die aufgaben des litterarhistorikers gröfseren reiz für ihn gewonnen haben, als die des philologen und herausgebers, und in diesem widerstreit befriedigt er weder nach dieser noch nach jener seite. dem litterarhistoriker möchte man vor allem eine bessere gabe lebendiger und anschaulicher darstellung wünschen.

Bonn, den 19 märz 1897. W. Wilmanns.

Die sangesweisen der Colmarer handschrift und der liederhandschrift von Donaueschingen. herausgegeben von Paul Runge. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1896. xx und 200 ss. folio. mit 6 facsimiles in lichtdruck [1]. — 20 m.

Die mit der minnedichtung innig verwachsene melodienbildung hat — in verkennung dieses umstandes — lange zeit hindurch keine oder doch nur sehr spärliche berücksichtigung erfahren. die litterarhistoriker giengen an den notierten weisen vorbei, bisweilen ohne überhaupt deren vorhandensein zu erwähnen, und auch das interesse der musikforscher hatte sich zunächst der polyphonen musik zugewendet; aus einem innern grunde, weil die mehrstimmige kunst unserm musikalischen denken und fühlen näher ligt als die monodische art des frühern mittelalters bis herauf zum minne- und meistersang; aber auch aus dem äufsern grunde paläographischer schwierigkeiten, die

[1] nicht numeriert. da sie hier öfter anzuführen sein werden, gebe ich eine zusammenstellung mit fortlaufender zählung: I) C = 3 nach s. IV; II) C = 16 vor s. IX; III) C = 19 zu s. 3; IV) C = 333 zu s. 115 f; V) C = 828 zu s. 173 f; VI) D = 227 zu s. 184 f; III) bis VI) mit neumen.

heute noch trotz den bahnbrechenden arbeiten eines Coussemaker, Pothier und neueren forschungen nicht gänzlich gehoben sind.

So beschäftigen denn auch den herausgeber der oben angezeigten hss. in der einleitung derartige fragen, auf die ref. noch zurückkommen muss. sie sind hier umsomehr in den vordergrund des interesses gerückt, als R. als zweck seiner arbeit ansieht, 'diese sangesweisen (der Colmarer hs.) mit steter bezugnahme auf die Donaueschinger liederhs., welche mit der Colmarer eng verwant ist, einem gröfsern kreise zugänglich zu machen' (s. vi). es geschieht also grundsätzlich, wenn er untersuchungen über den forminhalt der melodien mit wenigen ausnahmen (so in d. anm. zu n. 132 s. 184) aus dem wege geht, und er erwartet selbst erst 'eine eingehnde untersuchung des melodienschatzes der Jenaer und Colmarer hs.' (s. xix). auch in dieser beschränkung auf die allerdings erste und wichtigste aufgabe eines herausgebers ist die veröffentlichung an sich mit freude zu begrüfsen. sie bringt sämtliche 107 weisen der Colmarer hs. (derzeit cgm. 4997, weiterhin mit C bezeichnet) und überdies eine weise (Reinmars vZweter), die nur in der hs. von Donaueschingen (weiterhin mit D bezeichnet) enthalten ist, aufserdem eine anzahl lesarten aus andern hss. in dieser richtung liegen mir noch eine anzahl varianten aus der Mondseer hs. (Wiener k. k. hofbibliothek nr 2856), deren weltliche dichtungen samt melodien von dr FAMayer und dem referenten im druck herausgegeben worden sind [1] und aus der Tegernseer hs. (cgm. 715) vor. (s. nebenstehende tabelle.)

Die gegenüberstellung zeigt, wie schwankend und teilweise widersprechend die bezeichnung der töne gebraucht wurde. gegenüber der ausgabe von KBartsch bringt Runge nicht blofs die melodien, sondern auch einige dort nicht aufgenommene texte, insbesondere alle gedichte, die sowol in C als in D enthalten sind, uzw. die melodie mit untergesetzter erster textstrophe nach C mit angabe von laa., die vollständigen texte dagegen nach D ohne laa. neu ist gegenüber Bartsch die annahme, dass D nicht unmittelbar ein auszug aus C, sondern beide nach einer damals berühmten vorlage, dem *grossen Buch von Mainz* [2], angefertigt seien; der nachweis wird hauptsächlich aus der art der notierung versucht, aufserdem aus dem umstand, dass D eine melodie enthält, die in C nicht enthalten ist. was nun die textübertragung als solche anbelangt, so erzählt uns das vorwort, dass der hrsg. nicht blofs für den worttext eine helfende kraft zur seite hatte — was einem musiker nicht wol zu verdenken ist —, sondern dass auch die endgiltige lesung der melodien erst nach eingehnden beratungen mit dem musikforscher herrn

[1] Die Mondsee-Wiener liederhandschrift. Berlin 1896.

[2] Aug. Hartmanns abhandlung über die Oberammergauer Passionsspiele usw., Leipzig 1880, berichtet darüber nach cod. Augustanus 1280.

verfasser	Wiener cod. 2856			Cgm. 715		Cgm. 4997		
	nummer der neuausgabe	benennungen	blatt der hs.	benennungen	blatt der hs.	nummer der neuausgabe	benennungen	blatt der hs.
Mönch von Salzburg	78 79	milder ton kurzer ton	242^b 243^b	— —	175 177	90 —	hofton —	645 —
	5	Ave Maria	178	das goldene Ave Maria	{ 133 165^b	97	kurzer ton	661
	6	das goldene fingerlein	178^b	d. g. f. von den 12 monaten des jahres	167^b	—	—	—
	—	—	—	litanei von allen heiligen	171^b	89	zarter ton	644
	66	Passion [nur die ersten 3 zeilen melodie]	225	—	—	96	chorweise	658^b
	1	das goldene ABC	166^b	d. g. ABC mit viel subtiliteten	46	[93	d. g. ABC, andere sequenzmelodie	653^b]
	7	zu weihnachten	180^b	von unserer frauen gebärung zu w.	154	—	—	—
		vom heil. geist in derselben weise	182	—	—	91	langer ton [sehr verändert]	646
Peter vArberg	52	—	214	—	—	122	tageweise [unvollständig]	826
Heinrich vMüglin	82	Complexion von den vieren	247	—	—	88	grüner ton [melodie nur in den ersten 4 zeilen wesentlich gleich]	640

dr Hugo Riemann zu stande gekommen ist. ja noch mehr. er sagt: 'der umstand, dass dr HRiemann das druckfertige manuscript an der hand der nach Leipzig gesanten hs. nochmals nachprüfte und auch die drucklegung beaufsichtigte, berechtigt mich zu der hoffnung, dass meine ausgabe . . . an die stelle des originals treten kann' (s. VIII). nach diesem verzicht des hrsg.s auf die eigene verlässlichkeit stellt sich die besprechung, sowol was die art der übertragung, wie was die treue der widergabe angeht, mehr als eine auseinandersetzung mit herrn dr Riemann dar.

Ich beginne mit dem zweiten als dem wichtigeren puncte, wobei mir jedoch nur die facsimiles III—VI, dann das facsimile der Jenaer hs. und die Wiener pergamenths. nr 2701 der k. k. hofbibliothek im original für stichproben zur verfügung stehn. sie lassen leider keinen günstigen schluss auf die verlässlichkeit der ganzen ausgabe zu. so ist in der letzten zeile von s. 3 sp. 2 der neuausgabe je eine silbe und note (die hier fettgedruckten) des originals unterdrückt (vgl. facs. III letzte zeile):

f f e d f g **a** a a a
man horet die turteltuben ***singen***
dort vff dem ***lybanberge*** *von mirren*

eine erklärung für diesen vorgang wird nicht gegeben; sollte man aber beabsichtigt haben, eine gleichmäfsige abwechslung von hebung und senkung zu erzielen, so wäre eine solche änderung in den kritischen apparat zu verweisen, oder dort wenigstens als solche zu bezeichnen gewesen. meiner nachprüfung zugänglich war ferner der gesang im hofton des starken Poppe, zwar nicht in der Colmarer, wol aber in der Jenaer fassung, mitgeteilt auf s. 137. hier ist zu lesen: sp. 1 z. 5 note g statt b; sp. 2 z. 2 in der ligatur c statt b; die nächste zeile ist mehrfach unrichtig widergegeben, sie soll lauten:

e f d c **d** (nicht b) c **c**
tzu ***hymele*** *nachtes, durch daz*

bei der letzten note entfallen also die klammern.

In z. 1 dieser spalte ist von dem scandicus f e d über *-chen* nur die virga f gebracht, eine auslassung, die schon in MSH IV 831 zu bemerken war, aufserdem ist die anordnung der silben unter den noten willkürlich gegenüber dem original.

Besehen wir uns weiter die übertragung von einem bruchstück des 14 liedes der Cantica canticorum Frauenlobs nach dem bei MSH IV 768 mitgeteilten facsimile, die der hrsg. auf s. 8 unter dem strich bringt. diese übertragung hat zwei unrichtigkeiten, deren eine freilich schon auf rechnung des schlecht angefertigten facsimile zu setzen ist. die originalhs. (eben jene Wiener nr 2701) hat nämlich über *min* und *list* die neume genau auf dem zwischenraum zwischen der 3 und 4 linie, daher b (quadratum), nicht c zu lesen. dagegen hat der hrsg. die setzung der schlüssel c und g (auf der 3 und 5 linie) vor beginn

der dritten verszeile (*do* [nicht *da*] *mich gepriset*) gänzlich übersehen und notiert daher diese und die folgende zeile um eine terz zu tief, hierbei aber wider (dank dem ungenauen facsimile) den 3, 4 und 5 ton der 3 zeile um einen ton relativ zu hoch, also absolut nur um einen ton zu tief.

Hierzu kommt eine vollständige verwirrung und unsicherheit über die in der hs. enthaltenen accidentalen. indem er diese in den meisten fällen nicht irgendwie von den hsl. gegebenen unterscheidet, mutet er dem leser zu, in dieser schwebenden frage seine entscheidung von vornherein als allein richtig hinzunehmen. die s. xix aufgestellten regeln, wann ♭ vor h selbstverständlich sei, sind nicht vollkommen verlässlich; zudem wendet sie der hrsg. nicht consequent an; so hat er das ♭ nicht vor, sondern über der note an der schon oben besprochenen stelle s. 137 sp. 1 z. 5, obwol hier der fall der regel 1 (vermeidung des tritonus) zutrifft. dass die note b falsch ist (s. oben), kommt für die annahme des hrsg.s nicht in betracht. es steht zu erwarten, dass der 'kräftige anstofs' zur setzung des vermuteten ♭ oder ♮ vor die note (im gleichen druck wie die vorzeichnungen aus der hs.) ohne die erhoffte würkung bleiben wird, da er eine fälschung des textes involviert.

R. hat aufser dieser noch eine andere, lediglich formale neuerung eingeführt, das absetzen des notensystems nach verszeilen (wie bei schreibung des worttextes). es wird dagegen, sofern es der raum erlaubt, nichts einzuwenden sein; es ist sogar sinnfälliger als blofse abteilungsstriche; den zweck der 'exegese ohne worte' aber erreichen diese ebenso gut oder auch ebenso schlecht.

So sind wir bei dem andern puncte, der art der übertragung angelangt. im vorwort verkündet R., erst die aufweisung der plica als eines wesentlichen bestandteiles der notierung in der Colmarer und Donaueschinger hs. durch Riemann habe ihm die gewisheit gebracht, 'dass die notierung der genannten hss. mensurierten wertbestimmungen durchaus fremd und lediglich neumierung' sei (s. vii).

Dass die weisen in C in der übergangsschrift, dh. mit linienneumen [1] notiert sind, ist wol für jeden, der sich je mit neumen befasst hat, schon nach den facsimiles iii—v vollkommen klar. die charakteristischen formen der zusammengesetzten neumen insbesondere lassen darüber keinen zweifel zu. die heranziehung der plica als des angeblich entscheidenden merkmals der neumenschrift muss daher sehr befremden. der beweisführung, wie sie

[1] die linienneumierung bildet den übergang von den alten freien neumenschriften zur mensural- wie zur choralnotation; daran ändert nichts, dass die alte form auch noch später neben den neuen fortlebte. anderseits hat der gebrauch der linien (in C ist die f-linie noch rot) schon eine veränderung insbesondere durch hervorhebung des kopfes der virga bedingt.

die einleitung Runges und ein aufsatz Riemanns[1] bieten, ligt ein fehlschluss zu grunde. es möge mir gestattet sein, dies in zusammenhängender ausführung nachzuweisen, und wenn hierbei eine abwehr der in jenem aufsatz gegen meine oben schon erwähnte veröffentlichung der weltlichen lieder des Mönchs von Salzburg gerichteten angriffe mit unterläuft, möge der leser dies mit der grundlegenden bedeutung der frage entschuldigen.

Das wesen der plica ist noch nicht vollkommen aufgeklärt. die beschreibungen der theoretiker sind nicht anschaulich genug. Runge und Riemann wenden bei der übertragung in moderne noten das zeichen für den pralltriller an, welches ja an sich ein überrest der neumierung ist. mir scheint die annahme eines vor- oder nachschlages (von oben : descendens, von unten : ascendens) am meisten für sich zu haben; sie schliefst sich an die bei Pothier (Les mélodies grégoriennes s. 43 f und 61 f) und ausführlicher im II bande der Paléographie musicale (Solesmes 1891)[2] entwickelte theorie der semivocales (der 'soni liquescentes' nach Guido von Arezzo) uzw. zunächst des 'epiphonus' = 'pes semivocalis', später 'plica ascendens', und des 'cephalicus' = 'flexa semivocalis', später 'plica descendens' enger an. die zeichen für diese beiden neumenarten bringt auch R., ohne ihre benennung zu geben (s. XV). ebenso wie die erkennung des wesens der plica, ist auch ihre schreibung in den überlieferten notierungen nicht zur genüge klargestellt, vornehmlich die der ascendens. die descendens in ihren verschiedenen schreibungen ([illegible] Colmar, Jena, Wien 2701) ist meist deutlich zu erkennen. Riemann-Runge sehen nun bei linienneumen mit vorherschender virga jeden punct, soweit er nicht in conjuncturen vorkommt, und soweit nicht die plica descendens ersichtlich ist, als plica ascendens an. ist dagegen der punct das herschende zeichen und die virga etwa nur in conjuncturen vorhanden, so nehmen sie die plica ascendens entweder dort an, wo ihnen der federstrich rechts stärker hinausgezogen scheint, oder aber dort, wo auf die punctneume ein strich aufgesetzt ist. diese verschiedenen annahmen werden folgendermafsen begründet : sobald die neumen auf linien gesetzt sind, geben diese die höhenunterschiede genau an, es genügt also, nur virgen oder nur puncte zu setzen, der wechsel zwischen beiden zur kennzeichnung hoher und tiefer töne wird überflüssig[3].

Runge führt nun einige stellen an (s. XIII), wo die puncte höher liegen als die benachbarten virgae, weshalb nicht anzu-

[1] Die melodik der minnesänger, im Musikal. wochenbl. 1897 nr 1—5, 30—39.

[2] wo auch (s. 59) eine erklärung des wortes plica gegeben wird.

[3] das ist keine neue behauptung, s. Pothier aao. s. 71 : . . . 'motif qui à la vérité n'existe plus depuis que les notes sont échelonnées sur la portée musicale'. ähnlich s. 73 unten.

nehmen sei, dass man hier aus einer alten linienlosen neumierung mechanisch herübergenommene neumenpuncte vor sich habe. in D entsprechen den virgen aus C puncte, den puncten aus C auch puncte, aber mit einem strich nach oben [1]. diese geschwänzten puncte könnten keine minimae aus der mensuralschrift vorstellen, denen sie sehr ähnlich sehen, da sie zuweilen auf lange und schwere silben fallen. sie wären daher auch als plicae ascendentes aufzufassen. dagegen ist zu sagen : es kommen bei den liniierten neumen auch aufser den conjuncturen noch virgen und puncte vermischt vor, wie der hrsg. s. XII unten selbst zugibt. die abwechslung wird sich sehr häufig auf die gesetze der linienlosen neumierung zurückführen lassen (virga höher, punct tiefer), aber nicht immer; hier und da mag der neue schreiber aufs geradewol vorgegangen sein ('fantaisie pure' Pothier aao. s. 75). sind es wie in C vereinzelte fälle gegenüber der masse der gesetzmäfsig zu erklärenden, so kann man darauf keine vermutung für die lesung der plica bei jeder einzelnen punctneume gründen.

Mindestens ebenso schlimm steht es mit der plica ascendens bei hss. ohne virgae. zunächst wenn keine strichelung da ist. gehn wir dem verfahren des hrsg.s nach. er list zb. nach dem obenerwähnten facsimile der hs. 2701 in MSH von den drei neumenzeichen über *er sah mich* (s. 8 anm. z. 4) die ersten beiden als puncte, das dritte als plica ascendens. das ist ganz willkürlich. die drei zeichen sind wesentlich gleich, nur das zweite gröfser geraten als das erste, das dritte wider gröfser als das zweite, uzw. als ganzes, nicht etwa mit einem längern rechts aufwärts verlaufenden strich. bei dieser, einem schreiber leicht unterlaufenden unregelmäfsigkeit die eine neume herauszugreifen und ihr eine andre bedeutung unterzulegen als den andern, geht schlechterdings nicht an. — es macht das verfahren den eindruck, als ob um jeden preis pliken, uzw. je mehr desto besser, gefunden werden müsten, denn R. verlässt das eben geschilderte verfahren sofort, wenn ihm unter den neumenpuncten solche mit in der mitte aufgesetzten strichen begegnen. da werden diese als plicae ascendentes erklärt, und nun kommt die petitio principii. trifft Riemann irgendwo solche geschwänzte noten, mögen sie nun neumen- oder rautenform haben, so müssen dies plicae ascendentes sein, und weil sie das sind, sind sie keine minimae, und weil sie keine minimae sind, ist das ganze keine mensural-, sondern neumenschrift. mit dieser merkwürdigen argumentation schlägt er meine ausgabe der Mondseer liedweisen ganz und gar zu boden : 'nur fünf', sagt Riemann und setzt hier zwei ausrufungszeichen bei, 'der 56 von Rietsch abgedruckten melodien stehn in mensuralnotierung. keine einzige der übrigen nummern ist mensuriert ...'. 'dass mit solcher negierung des für die auslegung der notierung leitenden hauptprincips auch der

[1] das facsimile VI bietet davon leider keine probe.

gröste teil der specialanmerkungen dr Rietschs zu den melodien unhaltbar wird, ligt auf der hand'.

Ich bedaure, dass sich herr dr Riemann zu einem so vorschnellen urteil hat hinreifsen lassen. ohne hier auf die vielen ungenauigkeiten, die ihm bei der besprechung untergelaufen sind (gibt er doch nicht einmal den titel unsers buches richtig wider), einzugehn, will ich hier nur das streng zur sache gehörige behandeln. die geschwänzten noten bei den weltlichen liedern der Mondseer hs. sind keine plikierten neumen, sondern minimae, bedeuten daher keine verzierung, sondern die kürzeste note des damaligen mensuralsystems, alle 54 weltlichen lieder (ohne die meistergesänge) sind aus diesem und aus andern gründen mit ausnahme eines rückfalles in der 2 hälfte des liedes nr 82 (vgl. unsre ausgabe s. 8) mensuriert. herr dr Riemann hat sich nicht nur nicht die mühe genommen, meine bemerkungen zur hs. zu lesen [1], sondern auch den musiktext selbst nicht näher angesehen. sonst müste ihm aufgefallen sein, welche übereinstimmung zwischen der gruppe der von ihm als mensuralmäfsig erkannten und der übrigen angeblich neumierten gesänge gerade bezüglich der setzung der minima herscht. die auftactnote ist da wie dort regelmäfsig mit einer cauda versehn; soll sie das eine mal eine minima vorstellen, das andre mal eine (neumen-) verzierung, daher 'eher eine verlängerung als eine verkürzung derselben' (aao. s. 438)? das wäre doch merkwürdig genug. noch schlagender ist der vergleich zwischen den beiden laa. des Kuhhorns (nr 13 in der gruppe der nach Riemann mensurierten, und nr 31 in der gruppe der nach ihm neumierten gesänge, beide in meiner ausgabe s. 324 f so recht bequem neben einander abgedruckt). hier sehen wir: die doppelraute entspricht der brevis, die einfache raute ist nicht neumenpunct, sondern semibrevis, und endlich die stelle *Ich muss hin, mein traut gesell* usf. ist in ihrer figuration, dh. beibehaltung der melodischen umrisse, unter zerlegung der längern notenwerte in kürzere:

– – ▬
◡̇◡ ◡̇◡ ◡̇◡◡̇◡

welche kürzeren notenwerte in nr 13 durch imperficierte semibrevis und minima ($\frac{2}{3}$ $\frac{1}{3}$), in nr 31 durch zwei minimen ($\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$) ausgedrückt sind, so überzeugend, dass eigentlich jede weitere beweisführung überflüssig erscheint [2]. nichts desto weniger soll noch weiteres material beigebracht werden. in der beschreibung der hs. bemerke ich (s. 8), dass die ligatur cum opposita proprietate durchaus beibehalten ist. kann oder darf aber diese ligatur ohneweiteres statt des podatus und der clinis als bestandteil der neumen-

[1] auch nicht die vorbemerkung zum musiktext, sonst müste ihm bekannt geworden sein, dass bezüglich der ausfüllung der notenköpfe und der schwänzung der minima dem leser genau rechenschaft gegeben wird (s. 315).

[2] nach Riemann wären hier 83 trillernoten zu lesen, nur fünfmal unterbrochen durch je eine nichtplikierte note!

schrift angesehen werden? ich glaube, dies wird auch hr dr Riemann nicht behaupten wollen.

Sollen wir noch das bedenken Runges wegen ungeschickter declamation (s. xiv) entkräften? hat es nicht jederzeit fälle gegeben und gibt es nicht heute noch genug, wo die betonte silbe auf eine kürzere, die unbetonte auf eine längere note zu stehn kommt? wer hierin einen stichhaltigen einwand findet, müste auch für die metren mit versetzter betonung jede daseinsberechtigung leugnen. zu guterletzt sei noch auf den unterschied hingewiesen, der in der notierung der weltlichen und der geistlichen lieder des Mönchs in der hs. besteht, ein unterschied, der auch schon aus den unserm buche beigegebenen kleinen facsimiles zu ersehen ist, die also herrn dr Riemann jedesfalls zu gebote standen.

Mit vorstehndem beweise, dass die mit strichen versehenen rauten der Mondseer hs. mensuralnoten kleinster gattung sind, dass also dieser strich keine plikierung bedeutet, ist freilich noch nicht entschieden, ob auch die in der hs. D und in der hs. 7970 der kais. familienfideicommissbibliothek vorkommenden striche der note nicht den charakter der plica haben. immerhin ist aber grofse vorsicht geboten. die hs. 7970 (von Bäumker für seine Niederländischen geistlichen lieder, Vjschr. f. musikw. 4 [1888] benutzt) hat übergangsneumen, virgae, puncte ohne und solche mit, wie es scheint, nachträglich aufgesetztem strich : hier kommen die von Riemann-Runge aufgestellten plikentheorien miteinander in widerstreit, und es fragt sich, ob allen einzelnen puncten, da doch auch virgae vorhanden sind, oder nur den gestrichelten ein plikencharakter zuzuerkennen sei. die erklärung Runges, dass hier die schwänzung der puncte, die an und für sich schon pliken sind, wol nur eine auswahl unter den bereits notierten pliken, eine beschränkung ihrer zahl bedeuten soll, diese erklärung klingt doch gar zu gekünstelt. mir scheint vielmehr die idee Bäumkers, dass hier eine mensurierung von späterer hand, oder sagen wir : der versuch zu einer solchen vorliege, nicht ohne weiteres von der hand zu weisen.

In der allgemeinen annahme der neumenpuncte (neben virgae) als pliken ist indessen hr dr Riemann selbst vorsichtiger geworden als sein jünger, denn er fügt einer analyse von melodien der Hagenschen Neidbarths. im selben aufsatz (s. 62) die bemerkung bei: 'von der frage, ob alle die in gestalt der punctnote gegebenen noten der hs. als pliken zu deuten sind, seh ich ab'. es würde eben dadurch eine solche überfülle von verzierungen geschaffen, dass sie zu dem vorkommen in andern hss., insbesondere der Jenaer in keinem verhältnisse stünden. vielmehr muss diese als muster dienen, wonach die descendentes absolut an zahl gleichbleibend, relativ gegen die ascendentes in die mehrheit kommen, ein verhältnis, das sich bald ergibt,

wenn wir nicht leichtfertig in der annahme von pliken nach oben sind.

Runge hat zwei charakteristische zeichen für die beiden pliken verwendet, im übrigen gebraucht er in seiner übertragung ein gemischtes notierungssystem, indem er statt der conjuncturen ligaturen setzt, also mensuralzeichen mitten unter die aus den lateinischen neumen hervorgegangene choralschrift, vielleicht aus scheu vor der ihm als plica erscheinenden raute, die er demgemäfs nicht einmal als currens beibehalten wissen will. es ist aber kein zweifel, dass im graphischen bilde gerade die raute der gotischen neume am nächsten kommt, uzw. als punct ohne, als virga mit abwärts gezogener cauda, als clinis (clivis) mit gestrichelter und ungestrichelter raute und klammer darüber usw.[1] die reconstruction der neumenschrift aus einer derartigen übertragung bietet verhältnismäfsig die geringste schwierigkeit, zumal wenn ein facsimile irgend einer charakteristischen seite der hs. den allgemeinen schriftcharakter erläutert, und es wäre gewis möglich gewesen, die tageweise Peters vArberg nach der treuen widergabe von Bäumker (aao. s. 233 und 242) originalgemäfs abzudrucken, ohne die notengruppierung und den worttext zu verfehlen, wie es in der vorliegenden ausgabe (s. 177) geschehen ist.

In der beurteilung der tonalität ist der hrsg. anhänger jener richtung, die bei manchen dieser weisen unter der maske der kirchentonarten schon die züge des modernen dur- und mollgeschlechts zu entdecken glaubt. wer wie der referent von dem standpunct ausgeht, dass erst die mehrstimmigkeit das moderne tonalitätsgefühl durch schaffung des leitetons geweckt hat, wird R. darin nicht beipflichten können. immerhin setzt dieser an den anfang jeder melodie die betreffende kirchentonart in klammer. dabei ist mir aufgefallen, dass er einigemale den hsl. schluss ändert, der einheitlichen tonart zuliebe. man kann aber auch einen tonus mixtus annehmen, so in nr 2 s. 17. die stollen schliefsen auf f, auch der ganze verlauf der stollenmelodie weist auf die lydische tonart; wenn aber der hrsg. den dorischen schluss des abgesangs der lydischen tonart wegen als ein verderbnis ansehen will, so wäre dies nach prüfung der ganzen abgesangmelodie zurückzuweisen; denn sie hat dorischen charakter und schliefst daher consequent. zudem ist diese art der melodischen verschiedenheit bei rhythmischer gleichartigkeit der weise von stollen und abgesang nicht selten. wenn der hsg. aber schon eine conjectur aufstellte, so hätte auch noch der ton über der drittletzten silbe einbezogen werden müssen, also statt des (wie ich glaube, richtigen) originals:

c a g fgf dcd
hochgeborne meit.

[1] so bei Bäumker aao. und in meiner widergabe des Cisioianus nach einer copie aus C.

die änderung : c a b (rot.) gag fef. so im stollen und so auch bedingt zur vermeidung des hiatus g-g.

In Peters vReichenbach Hort (lied X) dürfte dagegen nach der ganzen melodie ein schreibversehen vorliegen. diese dichtung wird vom hrsg. in zwei selbständige teile zerlegt: z. 1—111 (nach der zählung bei Bartsch) ein tagelied, der rest ein leich, der eigentliche 'Hort', nur dieser dem Peter vReichenbach bestimmt zuzuschreiben. diese 'directe aneinanderhängung der beiden stücke' hält R. für einen weiteren 'beweis, dass C eine abschrift einer älteren vorlage ist' (s. 49 anm.). das über 'die textlose einleitungsphrase von nr 94 wie nr 95' (Taghorn und Nachthorn des Mönchs vSalzburg) gesagte ist durch meine ausführungen (aao. s. 198) erledigt.

Über die s. XI f dargelegte und s. XVI ff durch beispiele erläuterte anschauung des hrsg. von dem rhythmus der melodien kann ich mich kurz fassen, da er glücklicherweise die consequenzen dieser anschauung im musiktext nicht zum ausdruck bringt. wie R. selbst sagt, ist das metrum des textes mafsgebend für den melodischen rhythmus. das sprachmetrum aber begreift unter seinen zwei formen länge — kürze oder hebung — senkung quantitativ incommensurable gröfsen. will auch die neueste forschung den neumen eine gewisse quantitätsbedeutung zugestehn [1], tact im wolverstandenen accentsinne kann den Colmarer neumierten melodien auf keinen fall zuerkannt werden.

Es erübrigt mir noch zu erwähnen, dass zwei alphabetische verzeichnisse beigegeben sind: die lieder aus C nach verfassern und sämtliche gedichte nach textanfängen geordnet, und dass dem buche eine prachtvolle ausstattung zu teil geworden ist.

Wien, im october 1897. HEINRICH RIETSCH.

Die deutsche grammatik des Albert Ölinger, herausg. von WILLY SCHEEL. [Ältere deutsche grammatiken in neudrucken herausg. v. JOHN MEIER IV.] Halle a. S., Niemeyer, 1897. LXIII und 129 ss. — 5 m.

Nachdem das dankenswerte unternehmen des neudrucks der älteren deutschen grammatiken sowol die schrift des Laurentius Albertus als die Ölingers allgemein zugänglich gemacht hat, lässt sich die controverse über deren verhältnis bequem entscheiden. das urteil wird wesentlich im sinne Rudolf vRaumers ausfallen. Ölinger hat sich über die benutzung seiner arbeit durch LAlbertus vor dem druck wol mit recht beklagt, dann aber seinerseits auch dessen Grammatik in einzelnen puncten nachgeschrieben. der versuch Reifferscheids in der ADB (art. Ölinger und Osterfrank), die beschuldigung Ölingers vielmehr auf diesen selbst zurückzuwenden, ist ebenso wenig haltbar als der gedanke CMüllers (Festschrift zum 70j. geburtstag Hildebrands

[1] Oskar Fleischer Neumenstudien II, Leipzig 1897, s. 116 f, von ihm schon angedeutet in der Vjschr. f. musikw. III 469.

s. 140), beide grammatiker seien ein und dieselbe person. Reifferscheid nimmt auch bei den Strafsburger freunden Ölingers, selbst bei Joh. Sturm, eine freche verlogenheit an, welche ganz unglaublich ist. auch würde LAlbertus und seine partei wol nicht geschwiegen haben, wenn er erst ausgebeutet und dann noch des diebstahls beschuldigt worden wäre. er hat auch später noch mit den Strafsburgern in fehde gestanden, wie ein paar, wie es scheint, bisher übersehene stellen Fischarts zeigen. im Binenkorb fol. 210r° (ausgabe von 1581) fügt F. seiner auseinandersetzung über die päpstin Johanna die randglosse bei: *Platina. Chronica Carionis, vñ alle andere Historischreiber, wiewol der Mameluck Laur. Alberti aufs dem Mönch Onuphrio, wider alle Cathol. Scribenten, von welchem* [l. *welchen*] *es die ketzer empfangen, in eym gantzen Tractätlin solchs widerficht.* das scheltwort 'mameluck' meint natürlich den glaubenswechsel des LA. und auf LA. bezieht sich Fischart offenbar auch im Gargantua 1590 (ausg. in den Hallischen neudrucken s. 27): *Desgleichen was schadets mir, dafs auch eyn loser Klemdenhund vnnd Maulfranck gleicher gestalt von meinen Büchern halt.* — *Klemdenhund* erklärt sich aus s. 23; vielleicht ist auch an die strafse zu denken (*halben Wegs zwischen dem Colosseo und S. Clementis Capellen* nach dem Binenkorb), auf welcher die päpstin Johanna von den geburtswehen überrascht worden sein sollte; s. Döllinger Papstfabeln des mittelalters.

Ölinger hebt den praktischen zweck seiner grammatik hervor, welche er für den unterricht französischer studenten bestimmte. von solchen besuchten mehrere die protestantische akademie in Strafsburg, wie umgekehrt diese wegen der besondern gelegenheit französisch zu lernen vom deutschen adel aufgesucht wurde. über die schriften eines lehrers der französischen sprache in Strafsburg, Daniel Martin, der allerdings erst dem 17 jh. angehört, handle ich im Jahrbuch des Vogesenclubs 13, 203ff.

Ölingers angabe über diesen praktischen zweck bestätigt sich durch die ganze einrichtung seiner grammatik, während Laurentius Albertus allerdings höhere ziele ins auge fasst, ohne sie jedoch mit seinen unzulänglichen kräften zu erreichen. beide aber benutzen (und dies bei Ölinger im einzelnen nachzuweisen, ist das verdienst des jetzigen herausgebers) die lateinischen und französischen grammatiken, besonders die von Melanchthon und Joannes Garnerius. wenn sich nun Ölinger dabei enger an Melanchthon anschliefst als Laurentius Albertus, so würde es schwer zu begreifen sein, wie er sich neben der benutzung von dessen werk auch die mühe einer collation Melanchthons aufgeladen haben sollte. im umgekehrten falle hat LA. sich auch darin freier gemacht.

Dass Ölinger noch andre arbeiten für den unterricht verfasst hat, hatten bereits JMeier und CMüller nachgewiesen: 'Duodecim dialogi' nach JLVives, Speier 1587, und 'Dictionarium Latinum

Gallicum et Germanicum' .. Strafsburg 1573. in letzterem ist Ö. zwar nicht als verfasser genannt; aber es ist in demselben verlage erschienen wie die Grammatik, und Ö. deutet in der Grammatik s. 56 darauf hin : *quae ordine in nostris dictionariolis reperiuntur.* Scheel s. xv zeigt nun, dass das wörterbuch nur den 'Dictionarius Latinisch Frantzösisch und Teutsch', Cöln 1568, widerhole. aber warum soll nicht diese arbeit ebenfalls von Ö. herrühren? schon der plural in der stelle 56 lässt verschiedene werke oder doch auflagen annehmen. und wenn sich die sprachformen von 1568 in der ausgabe 1573 verändert finden, so passen wenigstens die von Sch. angeführten wortformen *Ryff*, *Schum*, *Ohrly*, *kommen ihr* ganz zum elsässischen dialekt Ölingers, und wir brauchen nur zuzugestehn, dass er später die der schriftsprache durchgeführt hat. im texte der Grammatik hat der herausgeber die alsatismen ein paar mal mit unrecht verbessert : s. 81 z. 5 v. u. *geschrw̆en*; 86, 17 *seŭde* (was auch schriftsprachlich ist); 86, 10 v. u. *gepflegen.*

Strafsburg, 21 september 1897. ERNST MARTIN.

Goethes Sonettenkranz. von KUNO FISCHER. [Goethe-schriften IV.] Heidelberg, Winter, 1896. 112 ss. 8°. — 2 m.

Der vf. erklärt im vorwort als zweck der vorliegenden schrift, die auch bei den Goetheforschern 'fortbeständige' ansicht, dass einzelne stücke des sonettencyklus aus verschiedenen anlässen herrühren, beseitigen zu wollen. ihr gegenstand sei einzig und allein M i n n a H e r z l i e b. dagegen sei Bettina an der entstehung der gedichte unbeteiligt. nur in bezug auf das 10 sonett macht er der allgemeinen auffassung ein zugeständnis. in ihm sind, wie seit dem durch vLoeper (Goethes briefe an Sophie La Roche und Bettina Brentano s. 148 f) bekannt gewordenen einzigen originalbrief Bettinens an den dichter feststeht, koseworte verwendet, die aus diesem schreiben stammen. da KF. das nicht bestreiten kann, findet er den unzweifelhaft geistreichen ausweg, dass er meint : den vers '*Lieb Kind! Mein artig Herz! mein einzig Wesen!*' hat Goethen allerdings jene briefstelle eingegeben, gemünzt aber sind die worte dennoch lediglich auf Minna Herzlieb, mit deren namen sie unverkennbar spielen.

Ich halte den grundgedanken der schrift für falsch und den dafür erbrachten beweis, bei dem es nicht an widersprüchen fehlt, für mislungen. ich kann mich aber auf eine eingehnde widerlegung hier nicht einlassen und zieh es vor, der F.schen auffassung eine untersuchung der frage entgegenzustellen, ob und welche sonette Goethes beziehungen zu Bettina widerspiegeln. teusch ich mich nicht, so sehen wir in diesem ebenso interessanten wie complicierten problem heute weiter als es noch Loeper, der seine lösung durch die erwähnte briefpublication erheblich gefördert hatte, vergönnt war. dank dem briefcorpus der Weimarer

ausgabe besitzen wir zwei briefe Goethes an Bettinen mehr als er veröffentlichen konnte. damit sind freilich noch nicht alle von ihm an sie gerichteten ans tageslicht gebracht. dieser mangel sowie der umstand, dass uns die originale ihrer briefe, in die selbst Loeper nur ein kurzer einblick gestattet war, bis auf einen vorenthalten werden, erschwert freilich auch heute noch eine sichre entscheidung.

So zurückhaltend und kühl sich Goethe auch den anstürmenden liebeswerbungen Bettinens gegenüber verhielt, ihre phantasievollen, aus einem reich bewegten innern strömenden, von der sprache tiefster poesie erfüllten gefühlsergüsse, ihre so anschaulich gezeichneten genrebilder aus dem natur- und menschenleben erregten seine aufmerksamkeit in nicht geringem mafse und wusten sie festzuhalten. ihr ahnungsvoller geist muste sein dichterisches gemüt ansprechen. immer wider bittet er sie mit ihren nachrichten fortzufahren, ihm von ihren zuständen, ihren reisen und landpartien zu erzählen. '*Meine Einbildungskraft*', schreibt er, '*folgt Dir mit Vergnügen sowohl auf die Bergeshöhen als in die engen Schlofs- und Klosterhöfe*' (br. v. 22 febr. 1809). in der eigenhändigen nachschrift des briefes vom 11 sept. 1809 heifst es : '*Deine Briefe machen mir viel Freude*'. ähnlich äufsert er sich am 3 nov. desselben, am 25 oct. des folgenden jahres. in einem undatierten billet aus Teplitz, wahrscheinlich v. j. 1810 uzw. vom 17 aug. (vgl. tagebuch; bei Loeper s. 191), schreibt er: '*Deine Briefe, allerliebste Bettine, sind von der Art, dafs man jederzeit glaubt, der letzte sei der interessanteste. So gings mit den Blättern, die Du mitgebracht hattest, und die ich am Morgen Deiner Abreise fleifsig las und wieder las*'. als er dies schrieb, hatte er ihre briefe bei sich. sie sollten ihm in der fremde ihr freundliches, liebevolles bild vergegenwärtigen.

Nun hab ich im Anz. XIV 137 f schon hervorgehoben, wie Goethe beim producieren der sonette nach motiven suchte und widerholt früher behandelte verwertete. ich konnte auf Mahomets gesang und ein lied aus der Lilizeit verweisen. F. bringt für diese beobachtung weitere belege, indem er anklänge an Faust und Egmont, auch an die poesie der zeit, da Goethe sich als ruheloser wanderer fühlte (1771—72), aufzeigt (s. 80 ff). dazu kommt, dass für einige sonette sichtlich gedichte Petrarcas motive hergegeben haben; vgl. Loeper (Hempel) II² 298 ff. wie es sich erklärt, dass Goethe gerade bei der anwendung der sonettenform teils ihm geläufige töne anschlug, teils fremde muster nachahmte, suchte ich aao. zu begründen. auch sonst noch lässt sich, ich will nicht sagen, der gezwungene, aber doch der mühsame charakter dieser gedichte, der mangel des sprudelnd schöpferischen an ihnen zeigen. sie scheinen wie nach einem schema gearbeitet. wie sehr sich beispielsweise das erste und zweite im aufbau gleichen, hat schon Viehoff in seinem commentar hervorgehoben.

Bedenkt man diese erscheinungen recht und hält dazu, welchen wert Goethe Bettinens schilderungen beimafs, so müste man schon vermuten, dass der nach poetischem stoff ausschauende dichter die gleichzeitigen herzensergiefsungen der freundin nicht unbenutzt liefs, um den strom seiner poesie anzuschwellen. es fehlt aber auch nicht an einem urkundlichen beweis dafür. zwar das eine dafür geltend zu machende zeugnis dürfen wir nur mittelbar für uns verwerten. denn wenn Goethe am 3 april 1808 in erwiderung der briefe vom 15 und 30 märz an Bettina schreibt: '*Ihre Berg- Burg- Kletter- und Schaurelationen versetzen mich in eine schöne heitere Gegend, und ich stehe nicht davor, dafs Sie nicht gelegentlich davon eine phantastische Abspiegelung in einer fata morgagna zu sehen kriegen*', so drücken die vermutlich absichtlich mysteriös gehaltenen worte wol die absicht aus, schilderungen der freundin dichterisch auszumünzen, für die verwendung in sonetten spricht die ausdrucksweise aber nicht gerade. auch war damals die 'sonettenwut' beim dichter schon verraucht.

Um so zuversichtlicher dürfen wir das zweite zeugnis für die sonette in anspruch nehmen. gleich der erste brief an Bettina, der uns überliefert ist und der, da er am 9 jan. 1808 geschrieben ist, der sonettenepoche nahe ligt, schliefst mit den worten: '*Schreiben Sie bald, dafs ich wieder was zu übersetzen habe*'. schon Wilhelm Grimm (bei Reifferscheid Freundesbriefe s. 140f vom 29 oct. 1834) hatte vor dem erscheinen des Briefwechsels diese äufserung so verstanden, dass Goethe mehrere briefe Bettinens in gedichte übersetzt habe. F. nennt diese deutung 'etwas unbestimmt' und tut sie damit ab. er kannte, als er das schrieb, allerdings noch nicht den erst durch die Weimarer ausgabe bekannt gewordenen authentischen brief Goethes. ich meine, das wort WGrimms, der Bettinens originalbriefe an den dichter gewis kannte und dem ihr verfahren bei der composition des Briefwechsels vertraut war, verbürgt allein die wahrheit dessen, was es ausspricht. es lässt sich überdies aber auch sachlich der beweis seiner richtigkeit erbringen. mit andern worten: wir sind im stande, an einzelnen sonetten in der tat einfluss von Bettinens persönlichkeit nachzuweisen. im commentar zum 9 sonett hat Loeper (Hempel II² 296) hervorgehoben, dass der zweite ternar:

So stand ich einst vor Dir, Dich anzuschauen
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

aus einer briefstelle geflossen ist, die da lautet: '*Und wenn ich das bedenk, dafs Sie vielleicht wirklich es sagen könnten, wenn ich so vor Ihnen stände, dann schaudre ich vor Sehnsucht und Freude zusammen*'. er hätte hinzufügen dürfen, dass auch in den versen des ersten ternars:

Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu Dir hinüber wendet

ein anklang an Bettinens worte, *'dafs Sie wissen mögten, wie mächtig mich die Liebe in jedem Augenblick zu Ihnen hinwendet'*, wahrnehmbar ist. vgl. noch die authentischen worte : *'Nun wend ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, dafs er mich durchdringt'*. die übereinstimmungen im wortlaut halt ich für nicht mehr als die äufsern symptome der innern verwantschaft, die nicht in ihnen allein besteht. um von ihr eine vorstellung zu geben, müst ich den ganzen brief widerholen und schliefslich doch an das gefühl des lesers appellieren. denn nur wer sich mit seinem geist ganz erfüllt hat, spürt den zusammenhang. in den wendungen wie v. 6 *Mein ungetheiltes Herz*, v. 8 *Das alles hat nicht Anfang und nicht Ende*, in den häufungen: *Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen* (v. 7), *im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen* (v. 10) glaub ich mit bestimmtheit den versuch eines anteilvollen, zugleich ein wenig kühlen und klaren beobachters wahrzunehmen, den spuren der enthusiastischen schwärmerei zu folgen und art und gehalt ihrer überströmenden bekenntnisse zu charakterisieren.

Nicht gleich deutlich lässt sich heute schon für andre sonette der genetische zusammenhang mit briefen Bettinas aufzeigen. sie hat in ihrer publication, veranlasst durch jene äufserung Goethes vom übersetzen sowie durch die eigene erkenntnis der berührung der gedichte mit ihren eigenen briefen, nachträglich die verbindung zwischen ihnen dadurch fester geschlossen, dass sie sichtlich sonette entweder geradezu in prosa auflöste wie das eben besprochene (Briefw.[3] s. 104f) und in die briefe einschaltete oder einzelne motive ex post aus ihnen entlehnte und verarbeitete. dadurch hat sie es fast unmöglich gemacht, ohne kenntnis der originalbriefe genau zu scheiden zwischen dem, was ihr aus den gedichten zufloss, und dem, was der dichter aus ihren briefen schöpfte. so hat sie auch das achte sonett : 'Die liebende schreibt' aufgedröselt dem briefwechsel einverleibt (Briefw.[3] s. 112f). es für sich in anspruch zu nehmen, war sie in gewissem sinne berechtigt, insofern Goethe auch zu ihm die anregung sehr wahrscheinlich aus Bettinens an ihn gerichteten briefen empfieng. die beiden ersten quartette preisen jene stunde, die einzige, da die liebende dem geliebten nahe war. schon der eine authentische brief Bettinas an Goethe spricht mit enthusiasmus davon, *'wie die herrliche Freundlichkeit, mit der Sie mir entgegenkamen, jetzt in meinem Herzen wuchert; alles andre Leben mit Gewalt erstickt, — wie ich immer mufs hinverlangen wo mir's zum* ***erstenmal*** *wohl war'*, und weiterhin kommt sie immer wider darauf zurück. so schreibt sie unmittelbar nachdem sie Weimar verlassen hat, auf dem wege zur heimat (Wartburg d. 1 aug. 1807

in der nacht) : '*Freund, ich bin allein; alles schläft und mich hälts wach, dafs es kaum ist, wie ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht Goethe, war dies das höchste Ereignifs meines Lebens; vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen*'. und in dem brief vom 13 august heifst es, was ganz besonders zu v. 6f passt:

Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang ich an zu weinen'.

'*Wär's nur ganz still in der Welt, und ich brauchte nichts mehr zu erfahren nach diesem einen Augenblick, der mich schmerzt, und nach dem ich mich immer zurücksehnen werde*'. beide stellen machen nicht den eindruck, nachträglich eingefügt zu sein. dazu fehlt es ihnen zu sehr an der wörtlichen übereinstimmung, der wir stets da begegnen, wo mit sicherheit spätere verwebung vorligt. vgl. auch noch br. vom 14 juni 1807 (Briefw.³ s. 78), vom 13 aug. 1807 (ebenda s. 94), vom 16 juni 1809 (ebenda s. 260) uö. und nun nehme man noch verse wie v. 10 : *Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille*, oder *Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens!*, endlich am schluss die (von Bettina so oft ausgesprochene) bitte : *gieb mir ein Zeichen!* und man wird zugeben, dass hier der dichter wider darnach getrachtet hat, den geist widerzugeben, den die schwärmerischen beschwörungen Bettinens atmeten.

Das vierte sonett hat Bettina ausdrücklich für sich in anspruch genommen und auf einen realen vorfall, der sich zwischen ihr und dem dichter abspielte, zurückgeführt. noch im j. 1849 erzählte sie darüber eine geschichte, die Düntzer gar zu albern erfunden nennt und die mir, so wie sie da berichtet ist, auch nicht gerade glaubhaft vorkommt. weniger skeptisch verhält sich ihr gegenüber Loeper (Hempel II² 294). man mag sie bei Viehoff (Goethes gedichte erläutert) nachlesen. nun aber gibt es eine stelle im Briefwechsel, die, wie immer man sie auffasst, zu dem gedicht in einer unverkennbaren beziehung steht. unter dem datum Kassel den 13 aug. (also wider auf der rückkehr von Weimar nach Frankfurt) schreibt Bettina : '*Auf der Bibliothek da konnte ich nicht umhin mich zu Deiner jungen Büste*' (es ist die schon damals in der Weimarischen bibliothek befindliche Trippelsche gemeint) '*aufzuschwingen, und meinen Schnabel wie eine Nachtigall daran zu wetzen*'. wer will entscheiden, ob diese worte schon in dem als vorlage benutzten originalbriefe standen, oder ob sie Bettina erst nachträglich auf grund des sonetts eingefügt hat? im ersten falle hätten wir, falls der von Bettina erzählte vorgang in der tat der realität entbehrt, in ihnen die eigentliche quelle zu unserm gedicht zu erblicken. der umstand, dass sich der zusammenhang der stelle mit ihm auf das küssen der büste beschränkt, es also nicht paraphrasiert ist, spricht für ihre ur-

sprünglichkeit, wie mir auch die hindeutung auf das alter des dargestellten, die in dem worte *'jung'* ligt, den eindruck zeitlich nahe stehnder erinnerung macht. wäre dieser originalbrief dann nach dem zweiten aufenthalt Bettinens auf der rückreise nach Frankfurt, die sie am 10 nov. antrat, geschrieben, so würde auch die entstehungszeit des sonetts zu der annahme trefflich stimmen. im Briefwechsel sind die briefe besonders am anfang um mehrere monate zurückdatiert. so ist Goethes schreiben vom 9 jan. 1808 unerachtet der anspielung auf die weihnachtszeit in den worten *'Du hast Dich, liebe Bettina, als ein wahrer kleiner Christgott erwiesen'* auf den 5 sept. 1807 zurückversetzt. bedenken wir, dass der erste auf dem rückweg geschriebene brief, der in würklichkeit etwa das datum des 11 nov. trug, im briefwechsel den des 1 aug. zeigt, so dürfen wir schliefsen, dass die vorlage unsers zwölf tage später datierten um den 25 nov. anzusetzen ist. einige tage später wird er in Goethes hände gelangt sein. am 6 dec. aber wurde nach ausweis der originalhs. das sonett verfasst.

Aber selbst wenn sich die annahme, dass jene briefstelle den anstofs zu dem sonett gab, nicht aufrecht erhalten liefse, sondern umgekehrt Bettinens worte dem gedicht ihre entstehung verdanken, selbst dann erscheint es durchaus gerechtfertigt, es auf sie zu beziehen. es stellt ganz das verhältnis des dichters zu ihr dar : sie liebeglühend und leidenschaftlich, er zurückhaltend und gemessen. wie oft beklagt sie sich in den briefen über seine kälte! und dass sie seine liebe erzwingen, ihn eifersüchtig machen will, die seltsame, kindliche oder kindlich sein sollende wahl des mittels dazu, alles entspricht art und wesen Bettinens. und so kann man sagen, dass, wenn kein würkliches erlebnis dem geschilderten vorgang zu grunde ligt, er ganz im geiste der beziehungen Bettinens zu Goethe erfunden wäre.

Auch vom siebenten, 'Abschied' betitelten sonett ist es höchst wahrscheinlich, dass es aus dem verkehr des dichters mit ihr erwachsen ist. nur verhält es sich mit seinem ursprung anders, als seine bedeutung zunächst erwarten lässt. im Briefwechsel erscheint es paraphrasiert (br. vom 1 aug. 1807). dabei ist es so aufgefasst, als ob es Bettinens abschied von Goethe schilderte, die empfindungen, von denen sie bei und nach der trennung vom geliebten bewegt war, während es, so wie es uns vorligt, die gefühle des liebenden mannes darstellt. es ist aber nicht zu bezweifeln, dass sein ursprünglicher sinn in der tat so war, wie ihn Bettine verstand. erst bei der spätern redaction, als die vorhandenen sonette zu einem cyclus gruppiert wurden, bekam das gedicht, lediglich durch die stelle, die es bei der anordnung erhielt, seine heutige bedeutung. man bedenke nur den inhalt des ersten quartetts, das wenig auf den fast sechzigjährigen dichter, sehr gut aber auf Bettina passt! er war kaum begierig nach viel tausend küssen, wol aber sie. und wie sehr trifft es

zu, dass sie nur einen erhielt! ich fühle in dem gedichte wider ganz das verhältnis des zurückhaltenden dichters zu der stürmischen liebeswerberin ausgesprochen.

Diese auffassung, dass das sonett ursprünglich Bettinens trennung von Goethe darstellte, erweist sich nicht nur durch ihre innere wahrscheinlichkeit als richtig, sie findet auch in äufsern momenten ihre bestätigung. einmal beseitigt sie die auch von F. (s. 111) hervorgehobene schwierigkeit, dass der würkliche Goethe in der zeit des gedichts keine gröfsere reise unternahm. dann wird es wahrscheinlich, dass Bettina schon kurz nach seiner entstehung sich, ihre gefühle darin abgebildet fand. seitdem Herman Grimm vor einigen jahren aus ihren papieren eine von der hergebrachten etwas abweichende fassung des sonetts veröffentlicht hat (Deutsche rundschau 1890, bd 62, s. 471f), wissen wir, dass Goethe es ihr zusante. da die bedeutung, die das gedicht auf grund seiner stelle im cyklus erhielt, ihr die ansicht, dass i h r abschied vom dichter darin geschildert sei, nicht nahe legen konnte, so muss die im Briefwechsel hervortretende auffassung aus der zeit stammen, da sie vom dichter das sonett erhielt. denn ihrer eitelkeit hätte es mehr zugesagt, ihn als den nach viel tausend küssen begierigen darzustellen. dass sie es nicht tut, ist ein symptom dafür, dass sie sich von ihrem besseren wissen des sachverhalts leiten liefs, als sie es als aus ihrer seele heraus oder in ihre seele hineingesprochen auffasste.

Möglicherweise ligt aber sogar eine gleichzeitige äufserung dafür vor, dass sie, als sie das sonett empfieng, darin ihren abschied vom dichter dargestellt fand. noch einmal nämlich, in dem brief vom 13 aug. desselben jahres, dem das gedicht zusammen mit dem ersten vorgedruckt ist, wird darauf bezug genommen. hier heifst es : '*Den Tag, als ich Abschied nahm von Dir, mit dem einen Kufs, mit dem ich nicht schied*'. die worte sind eine protestierende antwort auf den zweiten vers des sonetts '*Und mufst mit einem Kufs am Ende scheiden*'. sie könnten ja wol auch ein späterer zusatz sein aus der zeit, da Bettina den briefwechsel redigierte. aber wahrscheinlicher ist es, dass sie schon in der vorlage des briefes standen, der als antwort auf die zusendung des sonetts geschrieben wurde. für einen späteren zusatz, der auf einen dritten, den leser, berechnet war, erscheint die anspielung gar zu versteckt.

Fragt man schliefslich, welche gründe Goethe bei der redaction und anordnung der sonette zu einem cyklus im j. 1815 veranlassten, die veränderung vorzunehmen und das gedicht dem manne zuzuschieben, so fehlt es auch an solchen nicht. zunächst war es ihm wol ganz lieb, die realen beziehungen zu verhüllen. es entspricht das durchaus seiner art. ferner vertrug es sich künstlerisch zu wenig mit einem poetischen liebesverhältnis, die rolle der liebenden auf kosten des mannes gar zu stark hervor-

treten zu lassen. auch war, schon um monotonie zu vermeiden, ein personenwechsel geboten. wäre auch dieses sonett ihr zugeschrieben geblieben, dann hätten vier hintereinander sie zum mittelpunct gehabt.

Es lässt sich nicht verhehlen, dass das gedicht in seinem weitern verlauf nicht eben Bettinens empfindungen aufweist. so wenig wie sie von Weimar aus dem meer entgegen reiste, so wenig entsprechen ihr jene töne der befriedigten resignation, in denen es ausklingt. hier spürt man individuell goethische gefühlsweise. man wird aber aus diesem umstand keinen einwand gegen die vorgetragene auffassung der entstehung des sonetts herleiten wollen. man braucht sich etwa nur vorzustellen, dass der dichter gerade im hinblick auf die stürmische freundin, also in lehrhafter absicht, zu ihrer besänftigung die entsagung pries und man wird die abweichung von der würklichkeit begreiflich finden.

Sind diese ausführungen überzeugend, so ist nicht, wie F. annimmt, nur éin sonett (das zehnte) so 'übersetzt', dass der dichter in schelmischer weise eine einzige briefstelle Bettinas benutzte, um Minna Herzlieb zu feiern, sondern der dichter hat in der tat, um stoff für die sonette zu gewinnen, teils briefe Bettinens an ihn benutzt (wie im sonett 8 und 9, möglicherweise auch 4), teils hat sie ihm persönlich modell gestanden (sonett 7 bezw. 4). alle vier — und auch das 10, das ebenfalls unzweifelhaft die briefschreiberin Bettina zum gegenstande hat, wenn es auch vielleicht zu gleicher zeit mit dem namen der würklich geliebten 'Herzlieb' spielt, schildern nur Bettinens empfindungen. kein einziges drückt gefühle des dichters für sie aus. das ist für Goethes beziehungen zu ihr und die art ihrer dichterischen ausnützung höchst bezeichnend. sie war ihm ein reizvolles psychologisches phänomen, das ihm zum poetischen object wurde und ja auch in den Wahlverwandtschaften als Luciane verkörperung fand. vgl. vBiedermann G.s gespräche v 141 f. die leidenschaft, von der sie mehr zu seinem genius als zu seiner person ergriffen war, liefs er unerwidert.

F.s ansicht von der einheitlichen entstehung und dem einheitlichen charakter des cyklus, seine meinung, Minna Herzlieb sei einzig und allein gegenstand der sonette, ist nach alledem unhaltbar. mit bestimmtheit auf sie zu beziehen sind von dem 'kranze' immer nur die nrr 5. 12. 16. 17. andere, wie die nrr 1. 2. 3. 6. 13, könnten aus den beziehungen zu ihr erwachsen sein. davon ist aber nr 1 eine allegorie und so unpersönlich gehalten, dass es nicht geraten erscheint, es auf eine bestimmte person zu beziehen. 13 zeigt ebenfalls nur in geringem mafse persönliche farbe. es scheint mir mehr litterarischen ursprungs zu sein, als seine entstehung individueller empfindung zu verdanken, uzw. glaub ich hier einfluss italienischer sonette zu verspüren,

wie er in 11 u. 16 unverkennbar ist. unzweifelhaft litterarischen ursprungs sind die nrr 11. 14. 15, die die frage der berechtigung des sonetts behandeln und nicht gerade stark mit empfindung durchsetzt sind, wie denn überhaupt der gefühlsgehalt aller dieser gedichte nicht zu hoch angeschlagen werden darf. sie in dieser beziehung mit den tiefgeschöpften werken Pandora und Wahlverwandtschaften zusammenzustellen, wie es F. tut (s. 38f uö.), scheint mir verfehlt. entsprechend ihrem ursprung tragen sie insgesamt mehr den charakter einer poetischen übung als den einer persönlichen confession. sie bilden keinen kranz, den der dichter Minna Herzlieb flocht, wenn auch mehrere von ihnen seine beziehungen zu ihr widerspiegeln und wenn auch ohne die zu ihr gefasste neigung der dichterische trieb, die 'sonettenwut', möglicherweise nicht erwacht wäre. sie so wenig wie Bettina bildet den eigentlichen mittelpunct des cyklus, sondern aus den erlebnissen mit beiden (und vielleicht andern?) sowie auf litterarischem wege entstand ein dichterisches ganze für sich. dieser auffassung tut keinen eintrag, dass der dichter zu der einen, Minna Herzlieb, von einer tiefen neigung erfasst war, sich der andern gegenüber aber zurückhaltend zeigte und an ihr nicht mehr als einen so zu sagen praktisch dichterischen anteil nahm.

Muss ich so den grundgedanken der schrift bekämpfen, so freut es mich, sonst mit dem grösten teil der ausführungen des verfassers übereinstimmen zu können. in der eigentlichen interpretation der sonette (s. 70—100) ist sehr schön das princip der anordnung der gedichte zum cyklus erkannt und der faden aufgezeigt, der sie zu einem ganzen verbindet. Minna Herzliebs von Gaedertz veröffentlichte briefe werden (s. 61 f) durchaus angemessen beurteilt und die auffassung des herausgebers, dass sie ein bekenntnis ihrer liebe zu Goethe enthalten, als irrig zurückgewiesen. geistreich und tief handelt s. 34 f von den leidenschaften des dichters und seiner entsagungsfähigkeit, aus der seine poesie kraft und stärke gewann. mit einigen nebensächlichen einzelheiten vermag ich mich widerum nicht zu befreunden. so halt ich die vermutung, die Epimetheuslieder der Pandora seien mit den sonetten 6—10 gleichzeitig (s. 37), für nicht glücklich. auch die gesperrt gedruckten worte: 'Am abend des 29 november begann Goethe die Pandora zu dictieren' (s. 108), worauf KF. besondern wert legt, weil ihr inhalt für diese seine auffassung wichtig ist, vermag ich nicht anzuerkennen. stehn sie doch mit den angaben des tagebuchs im widerspruch: vgl. die eintragungen vom 19 november ab.

Berlin, 19 september 1897. OTTO PNIOWER.

Studien zum 'Don Karlos'. von dr Marx Möller. nebst einem anhang : Das Hamburger theatermanuscript. (erster druck.) Greifswald, Julius Abel, 1896. 93 und 137 ss. gr. 8°. — 4,80 m.

Diese schrift hat durch den abdruck einer bis dahin wenig bekannten, von Schiller selbst besorgten theaterbearbeitung des Don Karlos die aufmerksamkeit weiterer kreise auf sich gelenkt. sie ist als ein gewinn für die wissenschaft bezeichnet und die neu erschlossene bühnenausgabe ist wol gar den theaterregisseuren zur beherzigung empfohlen worden. beides mit unrecht. die abhandlung ist das werk eines nicht hinreichend unterrichteten anfängers, der abdruck des bühnenmanuscripts ist verfrüht. die forschung über den Don Karlos ist gewis noch nicht abgeschlossen, und wir werden für jede leistung dankbar sein, durch welche die mannigfaltigen lücken unsrer kenntnis und erkenntnis ausgefüllt werden. das erste, was wir von einem neuen bearbeiter dieser schwierigen probleme verlangen, ist aber der klare blick für diese lücken unseres wissens. Möller besitzt diesen blick nicht; die litteratur über Schillers werk ist ihm zu einem wichtigen teile verschlossen geblieben. Minor, Vollmer und einige andre werden zwar erwähnt, sind aber nicht genügend verwertet; meine habilitationsschrift vom j. 1888 hat der verfasser nicht gelesen, obwol sie denselben gegenstand behandelt wie die ersten capitel seiner schrift. auch die art, wie er diejenigen arbeiten citiert, die ihm bekannt geworden sind, ist unangemessen; er schreibt etwa : 'vgl. Minor (Schillers leben), Köster (Schiller als dramaturg), Schanzenbach (Einfluss der Franzosen auf Schiller)' — und nun mag der leser zusehen, wo und wie er die betreffenden stellen herausfindet. ebenso mangelhaft sind die citate aus Schillers drama : die verszählung, deren wir für wissenschaftliche arbeiten nicht entraten können, und die in jeder kritischen Schillerausgabe zu finden ist, bleibt bei M. unberücksichtigt; er verweist immer nur auf acte und auftritte, und da er häufig die allerkleinsten einzelheiten anführt, die auch der kenner nicht alle im kopfe haben kann, so hat der nachprüfende leser oft seine liebe not. dazu kommen noch leidige schreib- oder druckfehler auch gerade in den citaten; so zb. wird s. 9 (gegen ende) auf die 3 scene des IV actes von Kabale und liebe verwiesen, während die betr. worte in der 7 sc. desselben actes vorkommen; oder es werden (s. 32) die worte *Lasst aus Neapel Freudentöchter holen, gebt sie der Königin zu Frauen* in I 6 verlegt statt in III 4; oder es heifst (s. 53) : *Der Schlaf der V ä t e r macht Königinnen f u r c h t b a r und Greise noch zu Vätern* (III 4), wo *K ö n i g e* und *f r u c h t b a r* zu lesen ist.

Die mängel der wissenschaftlichen technik wären ebenso wie diese kleinen nachlässigkeiten und versehen leicht zu verschmerzen, wenn der verf. im übrigen gutes und neues böte. das ist aber leider nicht der fall. das I cap., in welchem M. den Menschenfeind als vorstudie des Don Karlos erweisen will, enthält frei-

lich viel neues, aber nichts gutes. der begriff 'menschenfeind' wird von M. in einem merkwürdig weiten sinne gefasst; wer einmal von trüben und harten stimmungen heimgesucht wird, scheint ihm als menschenfeind zu gelten. Schiller selbst soll sich zu Bauerbach in 'menschenfeindlicher gemütsverfassung' befunden haben, 'die nicht auf einer laune oder krankheit beruhte, sondern eine folge seines bisherigen lebens war'. wer möchte das unterschreiben? ein hauptmerkmal des echten menschenfeindes ist die scheue und verdrossene abschliefsung von der welt, ein anderes die überzeugung, dass das menschliche herz böse sei von jugend auf. Sch. dagegen erträgt die Bauerbacher einsamkeit nur widerwillig, und sein glaube an menschen erfährt nicht die geringste erschütterung. *Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr .... ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes* — so schreibt der Bauerbacher Schiller, der menschenfeind! im Don Karlos soll Philipp der menschenfeind auf dem throne sein; aber freilich ist er 'kein unverbesserlicher', was M. s. 4ff ganz richtig darlegt; Karlos soll der 'versöhnte' menschenfeind sein (s. 5) und der grofsinquisitor der 'völlig versteinerte'. in wahrheit passt der begriff menschenfeind auf keinen von allen dreien, und vollends unerträglich wird die parallele, wenn man sich nicht durch den abstracten begriff menschenfeind irreführen lässt, sondern sich die concrete figur des alten Hutten in Sch.s fragment vergegenwärtigt: wer sich die gestalten, um die es sich handelt, würklich vor augen gestellt, wer sich in ihr wesen eingefühlt hat, kann nur den kopf schütteln zu der behauptung, dass irgend ein keim aus dem Menschenfeind in den Don Karlos verpflanzt worden sei. dazu kommen chronologische bedenken; freilich schreibt Schiller am 12 oct. 86, er habe dieses stück schon jahre lang im kopfe getragen, aber aus einem andern briefe, vom 14 febr. 1790, geht hervor, dass die niederschrift der ältesten scenen in das j. 1787 fällt. die langwierige arbeit am Don Karlos wurde aber bereits im frühling desselben jahres 87 abgeschlossen. jedesfalls fehlt jeder anhalt, den plan in die Bauerbacher zeit hinaufzurücken, also in die zeit, als der plan des Don Karlos, auch einiges von der ausführung dieses stückes ebenfalls bereits gereift war. und endlich: wozu denn die ganze parallele? die gestalt Philipps formte sich Schiller nach dem bilde, das seine quellen boten, worüber er in der vorrede zum ersten acte der Thaliafassung interessante auskunft gibt. der ganz heterogene stoff des Menschenfeindes war höchst überflüssig zur vervollkommnung dieses bildes und konnte unmöglich hierzu dienlich sein. die 'kleineren' ähnlichkeiten beider stücke sind noch schwächer als die erwähnten grofsen: 'der park Huttens erinnert an Aranjuez; hier

wie dort ertönt ländliche musik, hier wie dort blühen hyacinthen'. ich unterdrücke jede kritik dieser sätze.

Das II cap. bespricht die einflüsse des Julius von Tarent, Shakespeares und des Nathan auf Sch.s Don Karlos. zum teil sind hier ganz zutreffende beobachtungen zusammengestellt, zu denen eine bekannte briefstelle Sch.s den weg weist. einige überzeugende parallelstellen sind, so viel ich mich entsinne, von andern noch nicht ausgehoben worden. die hauptsachen waren aber längst bekannt und zb. von Minor mit hinreichender ausführlichkeit erörtert. eine anzahl der von M. namhaft gemachten parallelen sind wertlos, erstrecken sich auf gewöhnliche dinge, die hundertmal mit denselben worten gesagt werden, ohne dass dabei der eine vom andern abhängig wäre. und, sonderbar, selbst die 'oft unvermittelten abgänge und auftritte' in Sch.s stück werden unter den einwürkungen des Julius auf den Karlos angeführt! M. sagt übrigens selbst sehr richtig : 'das studium der beeinflussungen ist ein gefährliches studium'; und er fährt fort : 'ist das auge erst geübt, so glaubt man überall entdeckungen zu machen'. nun, ich meine, nur die belesenheit des kleinforschers wird sich an solchen entdeckungen ergötzen und mit ihrer feststellung begnügen, der geübte philologe wird mit vorsicht zu scheiden suchen, was würkliche beeinflussung und was zufällige oder belanglose übereinstimmung ist. wie wenig sich M. bis dahin auf solche scheidungen versteht, zeigt seine besprechung des Nathan : von diesem werke hat Sch. einen verhältnismäfsig tief eingreifenden einfluss erfahren, einen einfluss, durch den der bau seines ganzen dramas verrückt wurde. die grofse scene zwischen Philipp und Posa hat bekanntlich ihr vorbild in der scene zwischen Saladin und Nathan. das ist ein bedeutender zug, der von kleinlichen sprachreminiscenzen abgehoben, in seiner wichtigkeit klar herausgestellt werden muss. nun ist zwar auch M. auf die ähnlichkeiten beider werke genauer eingegangen (wobei auch manches anfechtbare zum vorschein kommt), aber er hat das entscheidende, das in der nachbildung dieser hauptscene ligt, nicht genügend betont, und er hat vollends keinen versuch gemacht, zu ermitteln, weshalb Sch. Lessings vorbild folgte, und welcher zweck ihm bei seiner nachahmung vorschwebte. man kann hier doch zu wenigstens wahrscheinlichen ergebnissen gelangen.

Im III cap., in welchem M. die einwürkung von Sch.s eigenen erlebnissen auf den Don Karlos bespricht, vermisst man die unerlässliche scheidung der dauernden charaktereigenschaften Sch.s und seiner einzelnen lebenserfahrungen. die ersteren machen sich bei ihm sehr stark, die letzteren nur schwach geltend. wenn M. über den dichter schreibt : 'bei seinen ersten versuchen wagten sich natürlich die eindrücke des lebens noch nicht in den vordergrund', so ist das im wesentlichen richtig; aber es gilt genau ebenso vom Don Karlos; ja, es ist die frage, ob nicht in den

Räubern und namentlich in Kabale und liebe mehr eigene erfahrung zu worte kommt als in diesem stücke. dagegen rangen Sch.s individuelle gefühls- und charaktereigenschaften in all seinen jugendwerken mit elementarer gewalt nach ausdruck, worüber Kuno Fischer in seiner schrift Schillers selbstbekenntnisse genauer gehandelt hat. wenn M. (s. 23) den stolz und den jähen stimmungswechsel des dichters in den gestalten des Karlos nachweist, so hebt er erstens keine eigentümlichkeiten hervor, die nicht bereits in den früheren werken zu beobachten gewesen wären, und zweitens spricht er nicht von lebenseindrücken, sondern von dauernden psychischen dispositionen Sch.s. wenn er aber auf diese einmal eingieng, so hätte er viel wichtigere dinge zunächst behandeln müssen, wie zb. Sch.s inniges freundschaftsbedürfnis, wovon die ältern stadien der Don Karlosarbeit die deutlichsten spuren aufweisen. — von einzelnen lebenserfahrungen, die, wie bekannt, in Sch.s dichtung eine geringere rolle spielen als in Goethes, hat M. das verhältnis des dichters zu Charlotte vKalb mit recht, ebenso wie andere vor ihm, beachtet. aber es wäre wol angemessen gewesen, darauf hinzuweisen, dass sich die tiefen eindrücke, die Sch.s herz erfuhr, in der h a n d l u n g des Don Karlos nicht widerspiegeln, wie etwa Goethes erfahrungen mit Lotte im Werther. die handlung des Karlos stand längst fest; das schicksal wollte es nur, dass Sch. lebenserfahrungen sammelte, die zu dem gegenstande seiner dichtung ein eigentümliches seitenstück bildeten; und kraft dieser lebenserfahrungen hauchte er seiner darstellung eine glut ein, die selbst er sonst kaum besessen hätte, verlieh er ihr gewisse accente, die nur dem eignen erlebnis entschöpft werden können. wenn M. schreibt (s. 25): 'vielleicht ist es uns im bisherigen gelungen, einiges licht zu bringen in den dunst und nebel, dem die gestalten unsrer tragödie entstiegen', so werden ernste leser seine hoffnung schwerlich teilen können, und wenn er hinzufügt: 'die eigentliche entstehung eines dichterwerkes lässt sich nur schwer erkennen', so muss man sagen, dass dazu allerdings eine gröfsere vertiefung gehört, als wir bei ihm beobachten, und ein ganz andres wissenschaftliches rüstzeug, als er sich zu verschaffen gewust hat.

Den rest kann ich kürzer abtun. das IV cap. 'Die buchausgaben des Don Karlos' verfolgt die entwicklung des stückes von der Thalia (1785) bis zum Theater (1805). M. zerlegt diese betrachtung in mehrere abschnitte. I) 'Die tendenz': lässt viel sehr wichtiges vermissen, geht auf Sch.s darlegungen in den Briefen über Don Karlos nicht ein. ausführliches darüber, was ich hier nicht widerholen kann, enthält meine schrift. II) 'Charakteristik'. manche ganz gute beobachtung, aber ungenügend die erörterung über Posa (s. 40f). genaueres bei mir s. 50. 57 ff. III) 'Landschaftliches kolorit. der spanische hof' (s. 48 ff). hinweis darauf, dass vieles nach den Stuttgarter verhältnissen ge-

schildert ist; diese darlegungen gehörten eigentlich zu den 'lebenseindrücken'. IV) 'Bühnentechnische verbesserungen' (s. 50ff). vor allem anführung wichtiger kürzungen, im anschluss an die laa. von Sauppe und Vollmer. irrig die bemerkung (s. 52), dass manche technische besserungen durch Sch.s erfahrungen beim Mannheimer theater veranlasst worden seien : die beanstandeten züge der Thaliafassung wurden niedergeschrieben, als Sch. theaterdichter in Mannheim war, die besserungen, als er der bühne fernstand. V) 'Verbesserungen im ausdruck' (s. 60—67) : viel brauchbares.

Ansprechend ist das V cap. : 'Die Prosafassung vom j. 1787' (s. 68—80). höchst ergötzlich ist es zu sehen, wie ängstlich Sch. jeden hinweis auf göttliche dinge streichen muste : *Himmel* muste für *Gott*, *herrlich* für *göttlich* eintreten, die mönche musten verschwinden, das autodafé durfte nicht stattfinden, selbst *Hölle* und *Teufel* wurden gestrichen. ein beitrag zur culturgeschichte der zeit! einige briefstellen Sch.s hätten zur erläuterung herangezogen werden sollen. hinfällig ist die vermutung, dass nicht Sch., sondern der schauspieler Reineke der verf. der prosabearbeitung sei (s. 78). man lese nur Sauppes angaben über die provenienz der hss., und man wird M.s annahme von der schwelle abweisen.

Das VI cap. handelt über die Hamburger theaterhandschrift, Sch.s versbearbeitung seines dramas aus dem j. 1787, die dann im anhange vollständig abgedruckt wird. Sch. hatte im j. 1787 zwei bühnenausgaben seines werkes hergestellt, eine in prosa und eine in versen. von der letztern sante er ein exemplar nach Mannheim, eins nach Hamburg, und nur diese beiden musterbühnen wagten es, ihren schauspielern die schwierigere versdeclamation zuzumuten. aus dem Mannheimer theaterms. hatte bereits Vollmer in der einleitung zu seiner ausgabe (Stuttg. 1880) gröfsere proben mitgeteilt, über das Hamburger konnte er nur in einem nachtrag kurz berichten. er stellte damals einen abdruck der versbearbeitung in aussicht und wollte sie aus beiden theatermss. zusammenstellen. da der abdruck bis 1885 nicht erschienen war, want ich mich brieflich an Vollmer, um genaueres zu erfahren, und er hatte die güte, mir seine collationen beider mss. zur beliebigen ausnutzung zur verfügung zu stellen, eine arbeit, die mit der sicherheit des geübten herausgebers und mit der peinlichen sorgfalt, die alle fachgenossen an Vollmer schätzten, hergestellt war. da das Mannheimer und Hamburger ms. in allem wesentlichen übereinstimmen und in kleineren zügen sich ergänzen und berichtigen, war es mir ein leichtes, einen zuverlässigen und fast ganz lückenlosen text zu gewinnen, welcher der urschrift von Sch.s theaterbearbeitung viel näher kommt, als der abdruck der Hamburger abschrift, die M. jetzt herausgegeben hat. dieses mein exemplar, ein stattlicher quartband, wurde zu anfang 1886 von mir abgeschlossen. in meiner Entstehungsgeschichte des Don Karlos (s. 53 anm.) schrieb ich (1888) : 'ich

behalte mir vor, diese fassung von Schillers drama demnächst zu veröffentlichen'. obwol ich also einen viel besseren text besafs als M., hab ich dennoch die geplante veröffentlichung aus guten gründen unterlassen. ich erfuhr nämlich, dass Sch.s originalms., aus dem die Hamburger und die Mannheimer abschrift entnommen sind, noch vorhanden sei, und ich habe inzwischen dieses original selbst gesehen. hat mir auch der besitzer einstweilen das recht der veröffentlichung versagen müssen, so geb ich doch die hoffnung nicht auf, dass er es der forschung noch einmal zugänglich machen werde. M.s text erscheint unter diesen umständen von sehr zweifelhaftem werte.

M. sucht, um diesen seinen text herauszustreichen, das Mannheimer buch möglichst schlecht zu machen, ja er bestreitet in anlehnung an eine äufserung Vollmers (einleitung s. XXIX) sogar dessen echtheit. aber er verschweigt, dass Vollmers bedenken durch den von ihm gegebenen nachtrag (s. LV ff) vollständig beseitigt worden sind. diesen nachtrag schrieb Vollmer, als er das Hamburger ms. zu gesichte bekommen hatte, und da heifst es denn : 'der text stimmt mit geringen abweichungen — bald hat das Hamburger ms. einige verse, die im Mannheimer fehlen, bald umgekehrt — mit dem des letzteren überein'. er belegt dies genauer und fährt dann fort : 'dass sich aus beiden ein beinahe vollständiger text herstellen lässt' (s. LVI). Vollmer selbst hat also bereits die bedenken gegen die echtheit des Mannheimer buchs widerrufen, und ich kann seine worte nur bestätigen. M.s äufserungen über das Mannheimer ms., das er nicht kennt, sind daher zum grofsen teil als hinfällig zu bezeichnen.

Der druck des Hamburger theaterbuches, den uns M. darbietet, lässt überdies zu wünschen übrig. die hs. ist ganz mangelhaft beschrieben; von den vier lücken, die sie enthält, macht M. nur zwei namhaft (s. 45 u. 52). zwei weitere finden sich nach s. 9 z. 4 und nach s. 110 z. 5 von M.s druck. im einzelnen find ich, nach der vergleichung mit meinem text, nur geringfügige versehen. eine durchgehnde verszählung ist nicht gegeben, sondern nur die zeilen jeder seite von M.s druck sind mit ziffern versehen.

Nach alledem muss ich M.s abdruck der 87er versbearbeitung des Don Karlos als ungenügend und verfrüht betrachten; für die bühnen ist die ausgabe ohne bedeutung; sah sich doch Schiller bereits nach wenigen jahren veranlasst, selbst eine andre bearbeitung herzustellen. die bleistiftnotiz, die neben dem titel des Hamburger buches steht : 'Nicht brauchbar' ist zutreffend, wenigstens für die bühnenpraktiker. Möllers abhandlung aber, die dem abdruck vorausgeht, fördert unsre kenntnis nur durch geringwertige einzelheiten, die wichtigen hauptsachen werden durch seine arbeit mehr verdunkelt als aufgeklärt.

Leipzig, 18 october 1897. ERNST ELSTER.

Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, HBöhlaus nachf., 1896. 8° IX und 221 ss. — 4,50 m.

Ich möchte mit dem herausgeber nicht rechten, ob es nötig war, die briefe, die WvHumboldts gattin mit Rahel und Varnhagen gewechselt hat, in ihrem vollen umfange zu veröffentlichen. sieben von diesen briefen sind in der Galerie von bildnissen aus Rahels umgang (I 143), einer ist im Briefwechsel Rahels und Varnhagens (III 229) seit langem abgedruckt. im allgemeinen wäre ja wol zu wünschen, dass man vorläufig nur das allerwichtigste aus den briefschätzen des Rahelschen kreises mitteile. ein schwer übersehbares und vor allem schwer lesbares material ligt in ältern und neuen sammlungen vor; und noch hat man kaum begonnen, dieses material zu verwerten und litterarhistorisch auszubeuten. freilich, der unmittelbare litterarhistorische gewinn ist bei briefen Rahels und ihrer freunde verhältnismäfsig gering, tatsachen, vor allem litterarisch wichtige tatsachen werden selten erzählt. raisonnement herscht vor, und widerum mehr psychologisches, den augenblicklichen seelenzustand des schreibers oder des briefempfängers beleuchtendes raisonnement, als litterarische erwägung, als kritik von dichtern und von dichtung. ja ich will vor dem harten worte nicht zurückschrecken: klatsch, unerquicklicher, böswillig zersetzender klatsch nimmt hier grofsen raum ein. gewis bin ich weit entfernt, die psychologische bedeutung dieses klatsches gering anzuschlagen, ihm wissenschaftliche verwendbarkeit abzusprechen. doch wäre es nicht besser, briefe solcher art — und alles gesagte trifft für die von Leitzmann uns geschenkten schreiben zu — zur grundlage psychologischer oder, um das vieldeutige wort zu meiden, culturhistorischer studien zu machen? denn vor allem als beitrag zur geschichte weiblichen gefühlslebens der empirezeit ist L.s büchlein zu schätzen. lieber freilich, als uns durch zweihundert seiten briefe und anmerkungen mühsam durchzuarbeiten, liefsen wir uns in geschmackvoller form eine studie gefallen, die den einzelnen gefühlsfäden nachgienge, die verfolgte, wie sie sich weiterspinnen, wie sie abreifsen, um durch neue ersetzt zu werden, und wie zuletzt die früher rastlos tätigen hände erlahmen und auch für das kleinste fädchen keine kraft mehr übrig haben. gewis kann der leser der briefe diese fäden selbst verfolgen, er wird gelegentlich sogar eine art spannung durchleben; allein, wenn L. verspricht (s. V), seine veröffentlichung bringe eine 'psychologische selbstdarstellung' Karolinens vHumboldt, so scheint mir doch eine dicke schicht von überflüssigem jenen kern zu umhüllen. die ölglatte prosa Varnhagens, Rahels stilloser stil, sie sind uns bekannt genug und brauchten nicht in solchem umfange von neuem vorgeführt zu werden.

Vor allem interessiert das hauptthema: Karolinens verhältnis

zu dem spätern Varnhagenschen paare. wie sie mit Rahel bekannt geworden ist, erfahren wir nicht. richtig hebt L. (s. 185 f) den 'psychologischen grundzug' des verhältnisses hervor, wenn er sagt: 'Beide frauen erwärmen und beleben ihre empfindungen für einander, empfinden den lebhafteren trieb, sich einander mitzuteilen lediglich im hinblick auf eine person oder idee, die ihr gemeinsames interesse von verschiedenen seiten her anregt: so bei ihrer freundschaft für Burgsdorff, so bei der anteilnahme an den geschicken Deutschlands während der befreiungskriege gegen Napoleon . . . . hätten nicht derartige mittelglieder die differenzen ihrer beiderseitigen individualitäten gleichsam jedesmal neu überbrückt, so wären zwischen ihnen niemals nennenswerte freundschaftliche beziehungen entstanden, was deutlich durch das vollständige stocken des briefwechsels während Karolinens römischer jahre bewiesen wird'. die briefe verteilen sich tatsächlich auf die jahre von 1795—1801 und von 1813—1815. im jahre 1818 hinkt ein brief Karolinens nach. ihr briefwechsel mit Varnhagen setzt schon 1811, also zwei jahre vor dem widerbeginn der briefe Rahels, ein und schliefst 1814. wie Varnhagen die frau kennen gelernt hat, das erzählt er selbst der freundin Rahel am 11 märz 1811 (vgl. L. s. 194 f). das plötzliche abbrechen des briefwechsels zwischen Karoline und dem 1814 vereinten paare wird von L. in einer wendung begründet, die auf Rahel und insbesondere auf Varnhagen ein so schlechtes licht wirft, dass ich sie nicht ohne fragezeichen lassen kann. er meint (s. 212), beide erkannten Rahels völlig von Karoline differente veranlagung und pflegten die beziehungen zu ihr nicht aus wahrem freundschaftlichen interesse, sondern aus der egoistischen berechnung heraus, dass Karoline durch beeinflussung Humboldts die diplomatische laufbahn Varnhagens beschleunigen könnte. gewis, L. hat sorgsam auf Karoline bezügliche bemerkungen der briefe Rahels und Varnhagens gebucht, und scharfe worte fehlen da nicht. gleichwol meine ich, dass jene complicierten naturen nicht mit so klippklarem egoismus ihre wege gegangen sind. welche gefühlsrobeit offenbarte sich sonst in dem jungen Varnhagen! im jahre 1813 verwertet er das freilich vieldeutige wort 'liebe', um sein verhältnis zu Karoline zu bezeichnen. die frau selbst schreibt ihm (s. 78): '*Ich verlange mein Theurer, Sie sehen es, von Ihnen was ich für Sie könnte, ich verlange dafs Sie mich lieben, liebend mit Ihren Gedanken und Wünschen mich umgeben sollen*'. und er antwortet: '*Ich liebe die Liebe, die Sie voraussetzen, und kann nur zugestehn, dafs Sie meine erwiedern*'.

Vieldeutig ist das wort 'liebe' in diesen briefen freilich! ja ihr hauptwert ligt wol in der eigentümlichen beleuchtung, die in ihnen der ars amandi romantischer frauen zu teil wird. da ist vor allem Karolinens beziehung zu Burgsdorff. wenn unsere briefe einsetzen, im sommer 1795, sind vier jahre vergangen,

seitdem WvHumboldt das fräulein von Dacheröden heimgeführt hat. gleich der erste brief meldet, wie weh Karolinens herzen die entfernung von Humboldts jugendfreunde Burgsdorff tut. im december 1797 sieht man sich nach längerer trennung wider. '*Es war Abend*', schreibt die frau (s. 9), '*als ich ihn zuerst wiedersah und ich war glücklich genug ihn allein zu sehen, ich mu/st ihn erst in meine Arme schliefsen, ehe ich aufzublikken wagte zu dem lieben Gesicht aus dem mir Freude und Ruhe und Klarheit in die Seele ströhmt*'. noch inniger lautet der bericht, den L. (s. 189) aus Burgsdorffs brief an Rahel abdruckt. Karoline trägt ihr drittes kind unter dem herzen und doch ist sie für Burgsdorff '*so lieblich, so hübsch, als ich sie nur je gesehen habe, und noch hübscher; wahrhaftig, das Näschen und vieles ist noch hübscher*'. er wirft eine reizende genrescene hin : sie giefst thee ein, ihr gesicht belebt sich mit so wunderbar schönen farben; sie ist so still, dass man sie gar nicht merkt, und mit einem male sieht man sie an, und sie lächelt dann und wird noch röter darüber. die augen werden dann wunderbar grofs und glänzend. Burgsdorff muss wider fort; und sie klagt ihm nach : '*Ach wenn ich ihm einmahl nichts mehr sagen könnte, sagen Sie's ihm noch, wie ich ihn gekannt geliebt habe* (s. 15).

Kaum ist sie des kindes genesen, so drängt es sie auszusprechen, wie sie auf das widersehen sich freut (s. 16). sie kränkelt im folgenden sommer 1798 so sehr, dass sie keine hoffnung und keinen willen mehr hat gesund zu werden. vier wochen mit ihm in einer schönen gegend verbracht, machen sie woler wie jemals (s. 20). er will auf monate nach Spanien, und sie hat den vorsatz, seine lange abwesenheit still und mutig zu ertragen. so meldet ein brief, den L. aus dem herbste 1798 datiert. und im februar folgenden jahres heifst es plötzlich und unvermittelt : '*Er ist wieder da, schon seit* 14 *Tagen, aber sein Kommen hat wenig oder nichts in mir verändert. Ich liebe ihn nicht mehr. Ich habe zu viel gelitten*' (s. 22). die folgenden briefe blicken mit immer gröfserer seelischer ruhe auf das verhältnis zurück. diese liebe hat sie die tiefe ihrer natur ermessen machen und sie zu einer höhe gehoben, die ihr ohne sie ewig unbekannt geblieben wäre (s. 24). das verhältnis selbst ist '*vergessen, wie die Vergangenheit*' (s. 26). sie schreibt ihm nicht, weil sie glaubt, es habe kein interesse für ihn (s. 31) . . . das sind seelische wandlungen, deren veranlassungen wir nur ahnen können, die in ihrem ganzen verlaufe des rätselvollen die fülle bieten. wie nichtig erscheint neben solchen psychischen processen manche hochgepriesene psychologische romanstudie!

Und Burgsdorff steht nicht allein; an ihn reiht sich der unglücklich liebende, glühend sinnliche Gropius (s. 32), der berechnende Varnhagen, endlich Koreff, der dem Varnhagenschen

paare ein dorn im auge ist (s. 164. 166. 171). als echtes weib meint Karoline auch Koreff zu lieben, wie sie noch keinen geliebt hat. '*Das ist die wunderbarste Gewalt die mich je ergriffen hat*', ruft sie Rahel zu. dass man sich alle diese vom gatten stillschweigend geduldeten beziehungen zu seelisch und rein geistig ausmale, wird durch eine von L. mitgeteilte herzlich rohe briefstelle Varnhagens (an Rahel II 119) verhindert. übrigens bleibt Rahel hinter der freundin nicht zurück. Finkenstein, Urquijo, Marwitz spielen in unsern briefen ihre bekannten rollen. Rahels weltschmerz, unglücklicher liebe entkeimend, kommt einmal (s. 128f) zu einem vulkanischen ausbruche. Karoline nennt diesen brief '*einen Abgrund von Lebensschmerz*'. nach solchen stürmen erscheint auch hier die verbindung mit Varnhagen als einlaufen in einen sichern, stillen hafen. '*Varnhagen saugt mein ganzes Wesen durch Liebe in seines. Ich kann ihm alles sagen; was ich zu sagen vermag. Er ist durchaus aufserordentlich gegen mich: und glüklich durch mich. Und würde gern getrennt von mir leben, wenn ich dadurch Lebensfreude haben könnte*' (s. 172).

Wie diese sätze, so geben auch andre nur bekannten tatsachen eine neue formulierung. Rahels seelischer und praktischer anteil an den befreiungskriegen, die würkung der schlacht von Leipzig (s. 124. 126), von Theodor Körners tod (s. 103), dieser und jener feinsinnige versuch wechselseitiger charakteristik, insbesondere hübsche worte Karolinens über Rahel (s. 9. 17. 138), all diese dinge sind uns bekannt oder erinnern an bekanntes. beinah komisch würkt es, wenn der auf abklärung posierende stilist Varnhagen, der für wolgefügte, breit ausklingende perioden stets zeit und laune übrig hat, die *reiche Klarheit* der briefe Karolinens im gegensatz zu eignem brauche rühmt (s. 59), und wir freuen uns, wenn die adressatin sich über seine abgeklärtheit leise moquiert. dass ihm trotz allem reines wolwollen selten zugänglich ist, beweisen neuerdings seine urteile über die Herz (s. 68) und die recht gezwungenen worte über Dorothea Schlegel, die zuletzt als Karolinens innigste freundin sich offenbart (s. 78. 83. 171. 181). merkwürdig günstig spricht er einmal (s. 39) von Brentano. dafür gönnt er sich ein anderes mal ein scheeles wort über Goethe (s. 61), während sonst Goetheklatsch von den correspondenten energisch abgewehrt wird (s. 130. 137. 207). für die gräfin Fuchs schwärmt er (s. 52).

Litterarhistorisch interessante bemerkungen begegnen nur selten. bemerkenswert ist das interesse Karolinens für die liebeglühenden briefe der L'Espinasse (s. 86). eine beiläufig erwähnte recension, die Varnhagen über Fr. Schlegels Deutsches museum geschrieben hat (s. 62), ist noch nachzuweisen. die von ihm (s. 61) gebrauchten homerischen worte *ουδε τι πω σαφα ἰδμεν οπως ἐσται ταδε εϱγα* kehren in den briefen der Nordsternbündler, insbesondere bei dem jungen Chamisso immer wider.

Mina Hertel (s. 181) hiefs eigentlich Nina Hartl (vgl. über sie Minor Zs. f. d. öst. g. 1887, s. 608). s. 90, 15 soll es wol heifsen *crue*, nicht *erué*.

Wien, 1 mai 1897. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Schweizerisches archiv für volkskunde. vierteljahrsschrift unter mitwürkung des vorstandes (der Schweizerischen gesellschaft für volkskunde) hrsgg. von ED. HOFFMANN-KRAYER. I jahrgang (heft 1—4). Zürich, Emil Cotti. 329 ss. gr. 8⁰. abonnementspreis für mitglieder 4 fr., für nichtmitglieder 8 fr. — dieses neue volkskundliche organ führt sich mit seinem ersten jahrgang würdig ein, mit trefflichem druck und manchen lehrreichen, zt. schönen abbildungen ausgestattet, bringt es eine reihe sowol kurzer als auch ausführlicher mitteilungen aus den verschiedensten gebieten des volkslebens, nachdem der redacteur ein summarisches programm vorausgeschickt hat, das die mundartenkunde, soweit sie grammatik ist, ausschliefst. sein hauptgepräge erhält der erste band Hunzikers artikel vom Schweizerdorf an der landesausstellung in Genf, die vier aufsätze Hoffmann-Krayers über die fastnachtsgebräuche in der Schweiz und die drei mitteilungen von Anna Ithen über volkstümliches aus dem kanton Zug. jener hervorragende kenner der geschichte der Schweizer wohnung nimmt etwa acht haupttypen an, deren merkmale aber meistens nur kurz angedeutet werden, so dass wenigstens laien keine ganz klare vorstellung gewinnen. eine ausführlichere schilderung der einzelnen typen, namentlich auch ihrer inneren einrichtung, würde sehr erwünscht sein. eine so eingehende darstellung der überaus reichen ältern und jüngern fastnachtsbräuche eines noch immer faschingsfreudigen landes, wie sie Hoffmann gibt, ist bisher wol noch nicht geleistet worden. Anna Ithen strebt eine umfassendere charakteristik des kleinen Zuger kantons an. aus der französischen Schweiz erhalten wir von zwei verschiedenen seiten nachrichten über maifestlichkeiten, die erste in oft bedenklicher, die göttin Herta einmischender fassung. in den kleinen artikeln über Apis in der Schweiz, volkstänze, das 'Tüfel heile' und eine variation der Tantalussage gibt Winteler aus Aarau viel zu sehr der neigung nach, überall antikes zu wittern. er ahnt nicht die weite verbreitung der echt germanischen sage von der schlachtung und widerbelebung der im herbst in der sennhütte zurückgebliebenen kuh oder des bocks, vgl. m. Germ. mythol. § 144. 323. — Muret, der 'la légende de la reine Berthe' zum guten teil aus der gelehrtenlitteratur entstanden erklärt, beschwert sich mit recht über ein falsches citat in meinem oben angeführten buch. meine angabe über die jagende Bertha im Waadtlande wird aber richtig sein, wenn ich auch augenblicklich leider nicht die quelle nachweisen kann;

übrigens berichtet auch Henne-Am Rhyn D. deutsche volkssage s. 425 nach Kohlrusch I 401 von der königin Bertha, dass sie unweit Cully (also im Waadtlande) in der christnacht als j ä g e r i n umziehe, begleitet von einer g e i s t e r s c h a a r. — einen weiteren horizont umspannt S i n g e r in seinem kurzen, aber lehrreichen aufsatz über die wirksamkeit der besegnungen. nimmt man manche artige miscellen hinzu, so wird man dem ersten bande reichhaltigkeit nicht absprechen können und ihm viele ähnliche nachfolger wünschen. ELARD HUGO MEYER.

Die völkerstämme der Germanen nach römischer darstellung. ein commentar zu Plinius nat. hist. IV 28 und Tacitus Germ. c. 2. von FRIEDRICH STEIN. Schweinfurt, Stoer, 1896. 103 ss. 8⁰. — bei dieser schrift entspricht der inhalt nicht recht dem titel. der ganze erste teil, 'die westgermanischen völkerschaften', beschäftigt sich nämlich mit dem verhältnis der von den alten autoren erwähnten germanischen zu den spätern deutschen stämmen. erst im zweiten teile, 'stämmeeinteilungen des Plinius und Tacitus', ist St. bei dem eigentlichen thema angelangt.

Es sind also vielerörterte probleme, die hier behandelt sind. sie zu fördern, ist dem verf. indes nicht gelungen und konnte ihm nicht wol gelingen, da die mittel, mit denen er arbeitet, unzureichend sind. sprachwissenschaftlichen dingen steht er fern, ohne dabei übrigens, was anerkannt werden soll, sich viel mit ihnen zu schaffen zu machen: wo es doch geschieht, gerät er natürlich immer auf abwege, so wenn er *Cimbri* und *Gambrivii* als selbstverständlich zusammengehörig betrachtet, oder wenn er findet, dass die schreibung Ἑρμόνδοροι bei Strabo beweise, dass in *dur* ein tonloses *u* anzunehmen sei, entsprechend unserm tonlosen *e* in *Wanderer*, und dass deshalb die *Thuringi* nichts mit den *Hermunduri* zu tun haben können. auch seine kenntnisse der einschlägigen litteratur sind mangelhaft: kennt er doch von hierhergehörenden neuern abhandlungen nur eine von Laistner, den er beständig Laissner nennt. wenn er eingangs seiner schrift die einteilung der Germanen in West-, Ost- und Nordgermanen besonders durch Dahn begründet sein lässt, so ist dies ja für ihn ganz bezeichnend. — näher auf St.s arbeit einzugehn, halt ich für unfruchtbar, so sehr der gegenstand, den sie behandelt, dazu verlocken würde. RUDOLF MUCH.

Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols von CHRISTIAN SCHNELLER. 3 heft. hsg. vom zweigverein der Leo-gesellschaft für Tirol u. Vorarlberg. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1896. IV und 98 ss. 8⁰. 2 m. —

Die Römer-funde und die römische station in Mais (bei Meran) von B. MAZEGGER. 3 aufl. Innsbruck, Wagner, 1896. VI u. 101 ss, 5 taf., 1 karte. 8⁰. —

Tridentinische urbare aus dem 13 jh. mit einer urkunde aus Judicarien von 1244—1247 von CHRISTIAN SCHNELLER. Innsbruck, Wagner, 1898. 283 ss. 8⁰. [= Quellen u. forschungen z. gesch.,

litt. u. sprache Österreichs kronländer. durch die Leogesellschaft hsg. von J. Hirn u. J. E. Wackernell. bd iv.] — über Schnellers ortsnamenforschungen hatte ich schon zu widerholten malen gelegenheit mich an diesem orte zu äufsern. auch das 3 heft seiner Beiträge, welches die romanischen auf appellativen der bodenbenennung 'feld, wiese, weide, wald' beruhenden ortsnamen Tirols umfasst und sie unter 111 grundwörtern ordnet, bietet viel belehrendes und ist eine redliche, mit sachkenntnis und liebe gepflegte arbeit.

Grammatische ungenauigkeiten in der zurückführung von ortsnamen auf romanische oder lateinische appellativa finden sich allerdings auch hier wider, doch wollen wir nicht mit dem verf. rechten, wenn er *Quaders davertas, Kampfós, Camp Labia, Pramozol* auf **ad quadras apertas, campo de fosso, camp a la via, pratum de modiolo* zurückführt, statt richtigerem **quadras deapertas, campus fossi, campo la via, pratum modioli.* schlimmer ist es schon, wenn *Natz, Nouzes, Novzas* als **villa de nuces* gefasst wird, denn weder ist der gegebene romanische plural *novzas* gleich *nuces*, noch ligt eine ellipse *villa de* vor. das grammatische vorbild dieses namen ist vielmehr **ad nuceas* 'bei den nussbäumen', worin **nucea* nicht anders wie die *ĕus*-ableitungen it. *quercia* 'eiche', *vigna* 'weinstock', span. *haya* 'buche', *juncia* 'cypergras' (Diez Gramm. II[5] 623) sich verhält. merkwürdig ist es auch, dass S. bei seinen versuchen *Melär* von 1350 und *Amblar* von heute zu vereinigen nicht auf die naheliegende deutung **a m(e)lár, *ad melarium* 'zum apfalter' verfallen ist.

Interessant ist die romanische schreibung eines auslautenden mouillierten *n* als *nd* in *Pratund* 1218 aus **pratonĕa* und *Traverzend* < **traversanĕus*, beide fälle von S. als **prà rotund* und **traversant(em)* misverstanden. deutsch ist gewis *Curnoede* 1335 zu mhd. *kurn* 'mola' und *oede*, sowie *Orteles* als genitiv eines familiennamen *Ortel*, dessen verbreitung im Vinstgau durch die von S. citierten *Ortelhöfe* aufser frage gestellt wird. warum aber dieser familienname, der selbstverständlich nicht, wie S. glaubt, auf ein diminutivum von *ort* = *ortili*, sondern wie die übrigen formen dieses namens *Oertel* und *Ertel* auf ein hypokoristisches diminutivum aus altem *Ortolf*, *Ortwin* u. dgl. zurückgeht (Schmeller-Frommann I 1738), nicht ebenfalls umgelautet ist, mag wol, wie bei österr. *Woferl* aus *Wolfgang*, oder *Wurstel* aus *Hanswurst*, in spätrem ursprunge der diminutivbildung begründet sein. tatsache ist, dass es neben der freilich viel häufigeren umgelauteten form *Oert(e)l* und *Ert(e)l* (34 belege im Wiener adressbuch von 1897) auch eine unumgelautete *Ortel* gibt (nur 1 beleg aao.), deren ursprung aber von einem alten mit *ort* componierten personennamen deshalb doch nicht im geringsten zweifelhaft ist (vgl. Förstemann Nb I 972). es muss also der *Abraham Ortla* von 1382 als dialektische schreibung für **Ortlain*

mhd. ***Ortelîn* aufgefasst werden und von einer romanischen erklärung des bergnamens ist völlig abzusehen.

Auch das verhältnis von *Passyre*, *Passyr*, heute *Pseir*, das tal, und *Passires amnis* saec. VIII, heute die *Passer*, der fluss, hat S. nicht genügend geklärt. seiner ableitung von *passýre*, roman. **passûra*, gesprochen **passûră* zu mlat. *passus* 'angustiae et claustra itineris vel montium' Ducange, it. *li passi*, frz. *pas*, *passage* tret ich gerne bei. die bildung ist wie ital. *pianura*, *verdura*, span. *Estremadura* 'grenzland', *altura*, *elanura*, prov. *arcadura* 'krümmung' Diez Gramm. II[a] 657, zu beurteilen und muss 'die enge' beziehungsweise 'talsperre' bezeichnen. aber *passires amnis* kann keine pluralendung enthalten, da die directe übertragung von örtlichem detail auf flüsse ohne ein die beziehung ausdrückendes bildungselement nicht üblich ist. hier kann nur ein adjectiv vermitteln, und ein solches ligt denn auch vor, denn *passirès* ist als elliptisches **passûrèse*, di. **amnis Passurensis* 'der fluss in der Passura' zu erklären. das verschiedene schicksal der mittelsilbe, welche in *Pseir* diphthongiert, in *Passer* zu *e* abgeschwächt ist, erklärt sich leicht aus der verschiedenheit der romanischen tonstelle **passûra* gegen **passurénsis*, und die beim adjectiv im deutschen organe eingetretene accentzurückziehung erklärt auch den verlust des auslautenden *s* in *Passer*, das durch **Passers*, **Pásseres* aus *Passirès* entstanden sein muss. eine nebenform **Passurānus amnis* ergibt sich aus urkundlichem *fluvius Passeranus* deutsch *an der Pezzeran*. —

Genau dasselbe suffix wie der flussname *Passires* enthält der name von *Mais* bei Meran, dessen identität mit der inschriftlichen *statio Maiensis* eines im jahre 180 auf der Partschinser höhe errichteten Dianastandbildes B M a z e g g e r auf grund der zahlreichen funde römischer gebrauchsgegenstände zu Mais sowie einer umfassenden analyse der mittelalterlichen nachrichten über die lage des *castrum Maiense* in überzeugender weise darlegt. die synkope der suffixsilbe lässt sich bei diesem namen *Majes* 931 > *Mais* schon 1250, mda. heute *Moas*, genau verfolgen, die ableitung hat selbstverständlich von dem römischen personennamen *Majus*, fem. *Maja* auszugehn. dass M. sich weder über die form noch über die ableitung des ortsnamen klar geworden ist, soll ihm als einem nichtphilologen nicht vorgeworfen werden.—Im engsten zusammenhange mit seinen namenstudien steht auch die von S c h n e l l e r veranstaltete ausgabe dreier u r b a r b ü c h e r aus Trient und dem Lagertale, sowie einer grenzbeschreibung aus Judicarien. die beigegebenen erklärenden wörter-, orts- und personennamenverzeichnisse enthalten abermals reichhaltigen und anziehenden stoff. das deutsche element ist unter den ortsnamen spärlich, desto häufiger aber unter den personennamen vertreten. auf eine besprechung einzelner fragen, deren sich nicht wenige dem sachkundigen leser aufdrängen, kann jedoch nicht eingegangen werden. THEODOR VON GRIENBERGER.

Beiträge zur geschichte der kunst und der kunsttechnik aus mittelhochdeutschen dichtungen. von Albert Ilg. [Quellenschriften für kunstgeschichte und kunsttechnik des mittelalters und der neuzeit. mitbegründet von Rudolf Eitelberger von Edelberg, fortgesetzt von Albert Ilg. neue folge. bd 5.] Wien, Gräser, 1892. IX und 187 ss. 8°. 4 m. — die anzeige dieses buches kommt recht verspätet. der geneigte leser verliert indes nichts, wenn er das buch auch nicht kennt. das thema wäre wol recht schön und gut; wenn nur auch der (inzwischen verstorbene) verfasser der ehren gewesen wäre, ihm eine angemessene behandlung angedeihen zu lassen! aber das konnte er schon deswegen nicht, weil er für sein vorhaben philologisch in keiner weise gerüstet war. er spricht zwar in dem vorworte von seinen germanistischen studien; von welcher eindringlichkeit diese waren, dafür liefert er auf manchen seiten erheiternde proben, sowol was sprachformen als was erklärung der worte betrifft. eine kleine auslese: die form *gademe* erscheint bei ihm (s. 2) als *gamede* (vielleicht hatte er an kemnate gedacht), wie *genuoge* (s. 120) als *genouge*; die 'lamprete' bei Willeram (18, 3 Seemüller *in lampreite wis*, eine hs. *lantfrite*) ist ein ornamentiertes halsband, wobei *lant-* eine unwesentliche vermehrung darstellt, und 'abermals' das gebräuchliche, heimische, wie *lantherre*, *lantvrouwe*, bezeichnet; die freitreppe führt den namen *grade* oder *gröde* (s. 16); und das schönste: *herse und hinden* Rother 226 wird 'vorne wie rückwärts' (s. 39) übersetzt. ich denke, angesichts solcher art von germanistischer schulung bleibt uns nichts übrig, als auf die besprechung des buches in einer fachzeitschrift zu verzichten. wäre es nicht geschmacklos, wenn eine bänkelsängerei, eine jahrmarktsmordtat zu einer auseinandersetzung über wesen und kunst der epischen poesie benutzt würde? hätte der verf. seine germanistischen studien mit gröfserer gründlichkeit und besserem erfolg betrieben; hätte er nicht verschmäht, statt blofs einiger zufällig zusammengeraffter quellen, weit mehr und wichtigere, und diese nicht blofs obenhin, sondern sorgfältig und gewissenhaft auszunutzen; hätte er so viel achtung vor seinen lesern gezeigt, ihnen eine nicht mit druckfehlern überreich ausgestattete, auch in besserem deutsch geschriebene leistung vorzulegen; dann konnten wir seiner arbeit nachgehn und unsere zt. recht abweichenden ansichten über die kunst und kunsttechnik des deutschen mittelalters gegen die seinen setzen. die entschuldigungen, die der verf. für sein unzulängliches buch im vorwort vorgebracht hat, halten, nicht blofs was den germanistischen, sondern auch was den vielfach ganz äufserlich behandelten kunstgeschichtlichen teil anlangt, in keiner weise stich.

Göttingen. M. Heyne.

Ostfriesische volks- und rittertrachten um 1500 in getreuer nachbildung der originale des häuptlings Unico Manninga in der gräf-

lich Knyphausenschen hauschronik zu Lützburg. 16 colorierte tafeln, 1 tafel in schwarzdruck nebst porträt des Unico Manninga und 4 blatt facsimile der originalhs. mit einleitendem text vom grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen und vorwort von prof. Rudolf Virchow und dr Ulrich Jahn, herausgegeben von der Gesellschaft für bildende kunst und vaterländische altertümer zu Emden, sonderabdruck aus dem jahrbuch der gesellschaft für 1893. Emden, lithographie und verlag von WSchwalbe, 1893. (der text umfasst 84 ss.) 8o. 15 m. — der friesische häuptling Unico Manninga zu Lützburg, Bergum und Visquard, geb. 1529, gest. 1588, hat in seiner hauschronik von 1561 eine reihe von männlichen und weiblichen friesischen nationaltrachten farbig auf das genaueste und sorgfältigste abbilden lassen, volle kleidung an der person sowol, wie einzelheiten, gürtel, ringe, spangen, sonstigen schmuck, strümpfe, schuhe usw., hat auch zu einzelnen bildern und bilderteilen eigenhändig beschreibende anmerkungen gefügt. die farbige reproduction dieser bilder ligt hier vor. taf. I aber bringt die abbildung von gar nichts anderm als einem deutschen landsknechte (nicht wie es im inhaltsverzeichnisse steht: 'häuptling in höfischer tracht'), mit der beischrift: *voer 40 und 50 yaren hebben se disse kledunge gehat,* und dem zusatz von späterer hand: *nehmlich circa annum* 1500. *Ist eynes Edelmans Undt Kriegers habyth*; wir kennen die tracht ja reichlich aus bildern des frühen 16 jhs., namentlich aus zeichnungen von Holbein und der Dürerschen schule. mit den folgenden tafeln beginnen die eigentlich interessanten bilder: bauern, bewehrte, bäuerinnen, frauen des mittlern und vornehmen standes in der eigentümlichen, lange zäh festgehaltenen nationaltracht, die nur hie und da sich leise von der herschenden mode beeinflussen lässt. die bilder sind sehr schön reproduciert.

Der häuptling Manninga war einer von den leuten, die es zu allen zeiten gegeben hat, laudator temporis acti, der sich in bewegter zeit nicht wol fühlt und sehnsüchtige rückerinnerung an das alte hegt: *de wile ik spore,* sagt er, *dat de olde vressche scmide und kledunge voergeit und unse nakamelingen nicht weten schoelen woe ere voerolderen gegan hebben, So hebbe ick dith alles laten afcontrafeiten.* es heifst aber angesichts dieses ehrenwerten conservativen zuges, der uns eine so hübsche und interessante bilderreihe erhalten hat, doch die backen etwas zu voll nehmen, wenn man im vorwort schreibt: 'wie hoch ist da das verdienst dieses Unico Manninga zu schätzen, der zu einer zeit, wo sich niemand um deutsches volkstum kümmerte, dieses treffliche, umfassende, erste friesische und zugleich auch erste deutsche trachtenwerk ins leben rief! ehre ihm!' nun fehlt nur noch, dass man zu einem denkmale Manningas in Emden sammelt.

Der den bildertafeln beigegebene text bringt nach dem vorworte und einem 5 seiten langen aufsatze des grafen Edzard zu

Innhausen und Knyphausen (der zt. sich über die hs. verbreitet), ferner nach ausführlicher inhaltsangabe der tafeln einen anhang, welcher über bildliche darstellungen der friesischen kleidung, über die friesische tracht in alten zeugnissen und schilderungen, und über die ostfriesische frauentracht um die mitte unseres jhs. orientiert und erläuterung einzelner bezeichnungen des Manningabuches für tracht und schmuck beifügt. ein nachtrag von Siebs erörtert sprachlich schwierige ausdrücke. aus dem anhange ist der nachweis von interesse, dass von den (unfarbigen) 10 costümbildern bei Ubbo Emmius, Rerum Frisicarum historia, Lugd. 1616, 9 dem Manningabuche entnommen sind.

Der preis von 15 mark muss bei der vorzüglichen herstellung in lithographie und druck als mäfsig bezeichnet werden.

Göttingen. M. Heyne.

Über Herberstein und Hirsfogel. beiträge zur kenntnis ihres lebens und ihrer werke. von prof. dr Alfred Nehring in Berlin. mit 10 abbildungen im text. Berlin, FDümmler, 1897. viii und 100 ss. gr. 8⁰. 3 m. — durch einen zufall berührt sich das interesse, welches den zoologen Nehring zu eingehnder beschäftigung mit dem österreichischen diplomaten Sigmund von Herberstein und dem illustrator seiner reisewerke, dem Nürnberger radierer Augustin Hirsfogel geführt hat, mit dem, welches wir germanisten — vom Nibelungenliede her — an seiner gediegenen studie nehmen. es galt, zumal neuaufgetauchten zweifeln gegenüber, die historische existenz des ur ('bos primigenius') zu prüfen und die unterscheidenden merkmale gegenüber dem bison oder wisent ('bos europaeus') festzulegen. in dieser frage spielen die bekannten (neuerdings wider von dem jüngern Dombrowski im Daheim reproducierten) abbildungen beider stierarten in Herbersteins deutscher 'Moscovia' von 1557 eine wichtige rolle, und eben diese holzschnitte waren vor kurzem direct als nachträgliche hinzufügungen und fälschungen verdächtigt worden. N. zeigt, welchen hohen wert gerade Herberstein selbst auf diese authentischen darstellungen gelegt hat, weist nach, dass er dieselben schon 1552 auf einer besondern 'Tabula' publicierte und dass sie offenbar auf originalaufnahmen zurückgehn, die in seinem auftrag 1550 in Masovien selbst gemacht wurden. die holzschnitte von 1557 (widerholt bei N. s. 60. 61) rühren nicht von Hirsvogel her, N. denkt an Wolfgang Lazius, der auch auf diesem gebiete dilettierte. im vorletzten abschnitt (der letzte gibt die litteratur) werden dann die sonstigen zeugnisse über wisent und ur vorgeführt und zu dem sichern schlusse verwertet, dass der im anfang des 17 jhs. in Polen ausgestorbene ur (poln. *tur*), der wilde stammvater des europäischen hausrinds, in der tat vom wisent ganz so verschieden war, wie er nach Herbersteins schilderung und den von ihm besorgten abbildungen erscheint. — könnte uns dieser gelehrte und umsichtige forscher, dessen aus-

führungen auch der philologe mit vergnügen list, doch auch einmal eine ähnliche untersuchung über 'elch' und 'schelch' vorlegen! für die historische weiterführung derartiger fragen will ich hier auf eine sehr wertvolle quelle aufmerksam machen: die orts- und flurnamen. schon aus dem bei Förstemann II² 1514 f und 1632 f für *Ur-* und *Wisunt-* gesammelten material, das aber noch reicher vermehrung fähig ist, lassen sich einige schlüsse, wenn auch mit vorbehalt, ziehen. sie zeigen die ausbreitung beider stierarten über einen grofsen teil von Süd- und Mitteldeutschland, scheinen aber in der norddeutschen ebene zu fehlen. dass der früher aussterbende ur häufiger vorkommt als der wisent, sei nicht verschwiegen, aber auch gleich hervorgehoben, dass sich noch viele namen mit *Wiesen-* als *Wisent-*namen enthüllen dürften: so ist die alte form für zwei hessische *Wiesenfeld*, die Förstemann entgangen sind, bei Arnold Ansiedelungen und wanderungen s. 354 mit *Wisentfeld* urkundlich bezeugt. bemerkenswert ist vor allem das nebeneinandervorkommen beider arten in den gleichen waldgebieten der vorzeit. so heifsen zwei bäche, die vom ost- und westabhang der nördlichen Rhön kommen, *Uuisuntaha* (Dronke nr 110) und *Uraha* (ebda nr 663), auf der westseite des Steigerwaldes ligt *Wiesentheid*, auf der ostseite *Aurach* am gleichnamigen nebenflüsschen der Regnitz, in welche oberhalb bereits von linksher die *Wiesent* mündet; auf der schwäb. Alb haben wir wenige meilen von einander *Urach* und *Wiesensteig*, ähnlich in Hessen am Burg- und Kellerwald *Wiesenfeld* und *Urf*, an den ausläufern des Bayr. waldes *Wiesent* bei Regensburg, *Auerbach* bei Deggendorf, in Steiermark den *Wisenthof* bei Vorau (vZahn Ortsnamenbuch d. Steiermark im ma. s. 505) neben zahlreichen *Auer(s)bach* und *Auer(s)berg* (ebda s. 15 f). E. Sch.

Die Bauern-Praktik 1508. facsimiledruck mit einer einleitung [= Neudrucke von schriften und karten über meteorologie und erdmagnetismus hrsg. von prof. dr G. Hellmann. nr 5.] Berlin, Asher & co., 1896. 72 ss. einleitung u. 11 ss. facsimile. 4°. 6 m. — der anblick des splendiden neudrucks, in dem uns die frühste druckausgabe des meistverbreiteten wetterbüchleins dargeboten wird, könnte einen deutschen philologen immerhin mit neid erfüllen. aber die vornehme ausstattung erscheint einigermafsen gerechtfertigt: durch das reiche mafs von gelehrter arbeit, das prof. Hellmann auf das unscheinbare schriftchen verwant hat, und durch die breite und tiefe des geschichtlichen hintergrundes, auf dem er es vorführt.

Die bibliographie der Bauernpraktik nötigt uns respect und staunen ab. H. weist zunächst (s. 8—25) 59 deutsche drucke nach, darunter 34 datierte bis auf 1854 herunter, bespricht dann die auszüge (s. 26 ff) und gibt (s. 28—35) eine geschichte des deutschen textes. die betrachtung der übersetzungen und ausländischen bearbeitungen (s. 35—54) führt uns über Frankreich

(19 nrr), England, Böhmen (9 nrr), Holland und Dänemark nach Schweden, wo offenbar die rolle, welche die julzeit im volksaberglauben spielte, dem werkchen eine besonders günstige aufnahme bereitet hat: seit 1662 ist es hier heimisch, und nicht weniger als 42 selbständige ausgaben dieser 'Bonde-practica' und aufserdem 72 abgekürzte widerholungen in dem volksbuch 'Sibyllae prophetia' (oder 'spådom') haben sich gefunden. den schluss macht dann Finnland mit 20 drucken von 1773 ab.

Die wenigen blätter, denen dieser selbst in der meteorologischen litteratur unvergleichliche erfolg beschieden war, sind zuerst im j. 1508 o. o. im druck herausgekommen: zweifellos in Augsburg, wo auch der text selbst hergerichtet wurde. das lässt sich aus dem wortschatz bequem ermitteln: widerkehrende ausdrücke und formen wie *aftermontag*, *aufferttag* (= *äfvarttac*), *dornstag* und *dorstag*, *glentz* usa. weisen dorthin, man schlage nur den Lexer und die glossare zu den Augsburger chroniken nach. das interessanteste wort aber ist das uralte vb. *liessen* (ahd. *hliozan*) 'sortiri', 'praesignare', das hier plötzlich in der technischen sprache des kalendermachers wider auftaucht: neudr. Aij^b, Aiij^b; vgl. auch den titel der 3 ausgabe, einl. s. 9: ... *der pauren Lyessen vnd Regel* ...

Die Bauernpraktik ist nichts weniger als originell, ihre hastige, compilatorische mache lässt sich auf den ersten blick erkennen. den hauptteil bildet die voraussage der witterung des ganzen jahres aus dem verhalten des christtages und der 12 tage von weihnachten bis epiphanias, und als quelle hierfür stellt H. (s. 54ff, bes. s. 59f) eine 'Pronostica temporum' fest, die (mindestens seit dem 11 jh.) unter dem namen des Beda geht. (als 'schottischen kirchenvater' hätt er aber diesen nicht bezeichnen sollen!) Bedas aufstellungen wider werden bis zu Lydus und den Geoponica hinauf verfolgt. also auch hier, vom deutschen und skandinavischen bauernkalender des 19 jhs. aus eine feste, litterarisch gesicherte linie zurück bis zur antiken meteorologie! das ist nicht nur für die culturgeschichte im allgemeinen lehrreich, sondern auch für die kritik des volksaberglaubens von hohem werte. mögen die philologen, und besonders die mythologen unter ihnen, dafür sorgen, dass die bahn, welche prof. H. gebrochen hat, recht bald ausgebaut werde; einiges nützliche material zur beleuchtung des wetteraberglaubens gibt ihnen H. selbst noch zum schluss (s. 64—68) an die hand. E. Sch.

Abriss der altnordischen (altisländischen) grammatik von Adolf Noreen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896. [= Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialekte, herausgegeben von WBraune. C. Abrisse. nr 3.] 60 ss. gr. 8°. 1,50 m. — dieser abriss berücksichtigt nur den altisl. sprachgebrauch bis 1300 und ist als leitfaden für vorlesungen und paradigmensammlung für anfänger gedacht, denen er zugleich für die erste lectüre das notwendigste

aus der laut- und formenlehre darbieten soll. er ist dementsprechend recht knapp gehalten. die lautgesetzlichen veränderungen des urgerm. vocalismus und consonantismus sind nicht, wie in des verf.s gröfserem werke, nach kategorien zusammengestellt, sondern unter den einzellauten schematisch aufgeführt, was ich schon deshalb nicht für praktisch halte, weil dadurch aller zusammenhang zwischen den erscheinungen und jede übersicht der entwicklung verloren geht. der anfänger, der aus diesem büchlein für sich allein aisl. lernen will, muss schon eine gute kenntnis des gotischen und der germanischen grammatik mitbringen, um die lakonische kürze der lautlehre überhaupt zu verstehn. mit welchem recht ist schliefslich der titel 'grammatik' gewählt, da doch so wichtige teile derselben wie wortbildung und syntax mit keinem worte darin erwähnt werden? zu ein par wörtern möcht ich mir noch eine bemerkung gestatten: dass *slíkr* 'solch' aus got. *swaleiks* zu erklären sei (§ 21 a, 1), ist mir immer zweifelhaft vorgekommen, da diese zusammensetzung in allen germ. dialekten auf der ersten silbe betont ist; sollte es nicht vielmehr aus **þ(e)slíkr* 'desgleichen' entstanden sein (vgl. das spätere *þesslígr*)? auch die herleitung von *haustr* 'herbst' aus **harbustʀ* (§ 36, 2) möcht ich beanstanden, da dieser angebliche r-schwund ganz ohne parallelen dastehn würde. ich denke vielmehr an ein ursprüngliches **haubstr*, das zu got. *hiuhma* und *hūhjan* gehören und 'sammelzeit' oder 'häufen' bedeuten könnte.

Göteborg, 8 febr. 1897. F. Holthausen.

Sproglig-historiske studier tilegnede Professor C. R. Unger. Kristiania, HAschehoug u. co., 1896. 226 ss. 8°. — der band enthält 11 aufsätze, die von schülern und collegen [dem inzwischen verstorbenen] Unger zum 80 geburtstage dargebracht wurden. dem rechtsgeschichtlichen gebiete gehören an die beiträge von ATaranger: über das rechtssprichwort *dǫ́ùð jarðar heimilar tekju* in anorw. rechtsbüchern, von EHertzberg: über die entstehung der jüngeren christenrechte des Borgar- und Gulaþings, von GStorm: über ein bisher unbekanntes gildestatut, in einer unvollständigen hs. der zweiten hälfte des 13 jhs., die im facsimile mitgeteilt wird, von HJHuitfeldt-Kaas: über gefälschte urkunden. die bei weitem umfänglichste abhandlung des bandes, von ORygh, erklärt die namen der norwegischen fjorde, unter heranziehung eines ausgedehnten quellenmaterials. ATorp gibt eine reihe von etymologien. HjFalk verfolgt eine wenig beachtete lauterscheinung, den 'einschub von *j*' hinter wortanlautenden consonanten (dän. *pjat*: altn. *pati* uä.): der lehre von der sprachlichen neuschöpfung öffnen sich überraschende blicke. SBugge vermutet für die altn. wörter wie *þingonautr*, statt der von Falk Ark. 3, 187 gegebenen erklärung, folgende entwicklungsreihe: **þingaganautaʀ* > **þingagonoutaʀ* > **þingogonoutaʀ* > **þingognautʀ*, dann analogisch (vgl. *gnógr*: *nógr*) *þingonautr*. ABLarsens über-

blick über die zusammenhänge der norw. dialekte untereinander und mit den übrigen skandinavischen sprachen liefert bemerkenswerte parallelen zu vielerörterten fragen der deutschen mundartenkunde. litterarhistorisch im engeren sinne sind die beiträge von GAGjessing: an seine frühere arbeit über die Konungasögur anknüpfend, sucht er den inhalt des verlorenen Sæmundischen geschichtswerkes, auf grund des lofkvæði in der Flat. II, der Hist. Norv., der Fagrsk., der Ol. Tr. des Oddr, genauer zu umreifsen; — endlich von MNygaard: der verdienstvolle syntaktiker stellt die wichtigsten punkte zusammen, worin sich der satzbau der 'gelehrten' altn. prosa abhängig zeigt von lateinischen mustern und in gegensatz tritt zu dem unverfälscht nordischen prosastile; eine höchst willkommene grundlage für die stilistische würdigung der altn. prosawerke.

Berlin, 2 juli 1897. ANDREAS HEUSLER.

Det danske sprogs historie i almenfattelig fremstilling af VERNER DAHLERUP. København, Salmonsen, 1896. II u. 156ss. 8°. — mit ungemeinem geschick hat der dänische gelehrte den grofsen stoff klar, anschaulich und fesselnd dargestellt. die vielseitigkeit der gesichtspuncte, unter denen die sprache auf jeder ihrer entwicklungsstufen betrachtet wird, ist vorbildlich: man möchte wünschen, dass die schrift bei uns auch aufserhalb des engen kreises, der sich für dänische sprachgeschichte interessiert, gelesen würde. bei dem neuesten dänisch z. b. finden wir diese kapitel: verbreitungsgebiet der sprache (geographisch und social), rechtschreibung, aussprache, flexion, wortschatz, satzbau, stil. in diesen teil über das 'nyeste dansk' (ungefähr 1770 bis zur gegenwart), der fast die hälfte des buches einnimmt, hat der verf. den schwerpunct seiner arbeit gelegt; hier finden wir am meisten neue belehrung. der anhang über die dänischen dialekte orientiert ausgezeichnet; nebenbei bemerkt: der satz auf s. 154, worin die bedeutung von reichssprache und volksmundarten abgewogen wird, dürfte dem deutschen leser überraschend klingen. dass die auf dänischem boden gefundenen inschriften mit den ältern runen entscheidend gegen westgermanische sprache zeugen (s. 3), scheint mir anfechtbar: die sprachformen enthalten keine specifisch nordischen neuerungen (wenn man ᛉ als *z* fasst) und wären als vorstufe des englischen oder deutschen möglich.

Berlin, 7 märz 1897. A. HEUSLER.

Zur syntax Hugos von Montfort. das verbum. von prof. GILBERT HELMER. (sa. aus d. jahresber. d. k. k. deutschen staatsgymnasiums). Pilsen, AHBayer, 1897. 36 ss. gr. 8°. — diesen neuen beitrag zur syntax Montforts begrüfst der ref. als ein weiteres erfreuliches zeichen dafür, dass sich der sprache der wichtigen übergangszeit vom mhd. zum nhd. das interesse mehr und mehr zuwendet. mit der sorgfältig und nicht ohne geschick ausgeführten kleinen arbeit, der man des verf.s innern anteil an seiner auf-

gabe anmerkt, wird einer anregung JGrimms entsprechen (s. 1. 2), der gerade die verff. von schulprogrammen auf diese dankbare aufgabe hingewiesen hatte. H. schliefst sich eng an Erdmanns Grundzüge an, dessen worte er öfters, mit und ohne stellenangabe, bald in anführungsstrichen, bald ohne solche, geradezu herübernimmt. er will sich aber 'nicht darauf beschränken, diejenigen syntaktischen tatsachen aus den gedichten Hugos anzuführen, die von dem sprachgebrauche der mhd. blütezeit abweichen oder zu den syntaktischen eigentümlichkeiten des nhd. hinüberleiten, sondern es soll eine allgemeine übersicht über die verwendung der verbalformen im satzbau in Hugos gedichten gegeben werden' (s. 2). dies verfahren — das sich freilich aus mehreren gründen leicht erklärt — ist doch wenig zu loben. denn das allein wichtige, das, was wir kennen lernen wollen, die syntaktische eigenart des behandelten schriftstellers oder seiner zeit, tritt bei solcher anlage und behandlung hinter dem in nutzloser breite vorgetragenen allgemeingiltigen oder längst bekannten zu sehr zurück. doch ist dieses verfahren in solchen arbeiten noch immer das gewöhnliche und auch, wie zugegeben werden muss, stellenweise, dh. überall da, wo unsere kenntnis des gemeinen sprachgebrauchs in seinen einzelheiten noch zu lückenhaft ist, kaum zu umgehn. wenigstens versäumt der verf. nicht, die von ihm bemerkten eigenheiten in Montforts syntax ausdrücklich hervorzuheben. sonderlich grofs ist die ausbeute freilich nicht: die häufige umschreibung des einfachen verbums durch *tuon* mit inf. (s. 7); ind. im abhängigen satz nach *nicht wissen* (s. 30); grofse freiheit in der stellung des verbums (s. 32 ff), die zwar, wie richtig betont wird, vielfach auf rechnung der reimnot zu setzen ist, aber doch zeigt, dass die alte beweglichkeit der wortstellung in einem gewissen umfange noch gewahrt ist. vgl. ferner die §§ 26 und 28. ob die gelegentliche hinzufügung des subjectpronomens *du* zum imp. ohne gegensätzliche hervorhebung (s. 3) würklich eine eigenheit von Montforts sprache darstellt, bleibt fraglich. es wäre doch nachzuprüfen, ob zb. in den Gramm. IV² 236 angeführten fällen das pronomen überall des nachdrucks wegen gesetzt ist. in dem umfang wie diese fügung bei HvM. auftritt (5 fälle; aber unter wieviel fällen im ganzen?) wird sie sich, mein ich, auch sonst nachweisen lassen. in einigen puncten werden die bisherigen angaben berichtigt: so wird stellung des imp. ganz am ende des satzes bei HvM. 12 mal nachgewiesen (s. 16), nach Erdmann s. 118 wäre sie nur ahd. ferner das vorkommen von fügungen, die als nur oder doch als wesentlich nhd. angesehen werden: part. prät. absolut construiert (s. 5); *ze* mit part. präs. statt des inf. als gerundivum (s. 9) — aber Gramm. IV² 129 sind doch auch schon mhd. und Erdmann Grundz. § 137 ahd. beispiele dafür gegeben; — einleitung von finalsätzen durch *damit* (s. 21), sicher in 3 fällen; einführung

von concessivsätzen mit *ob* (s. 23) in 2 fällen. die ergänzung zu Erdmann Grundz. § 178, 1 (inf. für abhängigen satz auch bei subjectswechsel) bedarf ihrerseits der ergänzung : die angeführten beispiele (s. 21) zeigen diesen inf. nur dann gesetzt, wenn das zu ihm zu denkende subject im selbständ. satz wenigstens als casus obliquus vorkommt (wie im franz. : *je vous prie de venir*). dieser casus obl. fehlt zwar 28, 70, ist aber dort als selbstverständlich zu ergänzen. die bemerkung gegen Frey (s. 23 anm. 2) ist nicht stichhaltig; übrigens nimmt Frey auch nur eine zwischenstufe, übergang zum concessiven sinn an, womit er gewis recht hat; vgl. auch meine bemerkung z. st. Anz. XXI 53. — statistische angaben über die häufigkeit der besprochenen fügungen, ohne die ein richtiges urteil über ihr wesen meist unmöglich ist, sind erfreulicherweise meist zur stelle. bemerkenswert ist zb. das starke überwiegen der conjunctionslosen bedingungssätze bei Montfort : 113 sätze ohne und nur 17 mit conjunction (s. 25). freilich ist der vergleich mit dem frühern und spätern gebrauch oder dem der gleichzeitigen gemeinsprache bei dem fehlen entsprechender angaben oft noch nicht möglich. — dass in *lebent scheiden das tuot we* 17, 1 'a d v e r b i a l e r gebrauch (des part.) vorligt' (s. 4), ist wol unrichtig. — druckfehler : s. 13 z. 19 v. o. lis : mhd.; s. 16 bezieht sich 2) auf den nächsten satz; s. 23 anm. 1 lis : s. 147. JOHN RIES.

Pulcinella. pompejanische wandbilder und römische satyrspiele. von ALBRECHT DIETERICH. Leipzig, BGTeubner, 1897. X und 397 ss. 8⁰. 5 m. — die gelehrte und scharfsinnige untersuchung des verf.s der Nekyia sucht ua. eine continuität der komischen hauptfigur von der römischen zeit zur Commedia dell'arte zu erweisen. Pulcinella dh. 'Hähnchen' (s. 244 f) ist durch die hahnenmaske charakterisiert, die schon die komischen figuren der Atellanen (vgl. s. 260) und noch ältere vertreter des gleichen typus (s. 33 f. 95. 238) kenntlich machte. Pulcinella ist dann (s. 266 f) zu den verschiedensten völkern gewandert und mit der hauptgestalt die ganze parodistische komödie, deren charakter im Kölner Hänneschen (s. 272) besonders gut gewahrt ist; während ganz ebenso griechische satyrspiele die charakterrolle des gefräfsigen Herakles (man denke an den altnord. Thor in Hamarsheimt!), wie noch heut sichtbar, den Türken vererbt haben (s. 66). die gelehrte abhandlung, über deren hauptthema, so wahrscheinlich uns D.s beweisführung ist, wir uns kein urteil gestatten können, ist ungemein reich in nachweisen dauernder oder überall widerkehrender komischer züge und motive : groteske bauernnamen (s. 28 anm.), nase (s. 34. 36 anm.) und glatze (s. 38), personennamen in der komödie (s. 45 anm. 3), plumpe riesen (s. 61), der noch von Heine so gern verwante topf (s. 113) und als besonders merkwürdiges denkmal der grüne hut (s. 177) beweisen teils directe tradition, teils die enge der komischen erfindungskraft. wider-

holt hat der autor direct auf deutsche erscheinungen einzugehn: er bespricht narrenfiguren bei EThAHoffmann und Hauff (s. 247), Goethes chor der Pulcinelle (s. 250) und greift auch in die deutsche kunstgeschichte mit der sehr interessanten ausführung über bühnenbilder (s. 219f, bes. s. 221) ein. die 'cicadenmenschen' (s. 39) wird man leider mit Mephistos gleichnis im Vorspiel im himmel so wenig in verbindung bringen dürfen wie den Hähnchen in Angelys einst so populärem Fest der handwerker mit dem namen Pulcinellas (über den s. 252 f zu vergleichen). dagegen ist es vielleicht der erwähnung wert, dass noch 1863 ein kaufmannssohn eine herumziehnde rumorgesellschaft 'als kikeriki' anführte (Hansjörgel von Gumpoldskirchen, 7 jan. 1863 s. 10). für die vergleichende litteraturgeschichte sind noch besonders die betrachtungen über die komische figur in der tragödie (s. 20f) und über das motiv 'das leben ein schauspiel' (s. 68, 2) von bedeutung (über macaronische verse s. 89; geweihte masken s. 210). so ist das sehr klar und anregend geschriebene, mit zum teil noch unbekannten abbildungen geschmückte buch nach Schneegans werk ein neuer erfreulicher beweis, dass endlich auch auf dem gebiet des grotesk-komischen historische kritik an stelle polyhistorischer anhäufung tritt. — ein gutes register versteht sich bei einem classisch-philologischen buch von selbst, ebenso bei diesem verlag die gute ausstattung.

Berlin, 30 juni 1897. RICHARD M. MEYER.

Heliand und Tatian. von dr phil. EDUARD LAUTERBURG. Zürich, verlags-magazin (JSchabelitz), 1896. VI und 34 ss. 8°. — der verf. sucht zu ermitteln, welche gründe den Helianddichter zu den abweichungen von seiner hauptquelle, dem Tatian, bestimmt haben. im wesentlichen kommt er zu denselben resultaten wie ich in meiner recension der Brauneschen Genesisausgabe Anz. XXI 208ff. zu diesen ergebnissen muss eben jede derartige untersuchung gelangen, die von der herschenden ansicht über die quellen des Heliand ausgeht. inwieweit diese richtig ist, wird sich freilich erst nach dem erscheinen des von Schönbach angekündigten buches übersehen lassen.

Es hat mich gefreut, dass L. den herkömmlichen meinungen über die germanisierung des stoffes kritik entgegenbringt; seltsamerweise legt er aber doch auf die ausdrücke *biscop*, *heritogo* gewicht, vgl. dagegen Anz. XXI 215f. es ist auch nicht richtig, dass Luthers 'landpfleger' eine wörtliche übersetzung des griech. ἡγεμών ist; Luther hat einen zu seiner zeit üblichen beamtentitel mit einer kleinen änderung angewant, ganz ebenso wie der Helianddichter.

Zum teil ergänzt und berichtigt L. meine ausführungen. vgl. s. 4 a. 1, s. 8 a. 2, s. 10 a. 4 — c. 22 steht Anz. XXI 209 z. 7 fehlerhaft für c. 66 — aber gegen s. 6 a. 1 halte ich an meiner auffassung von Joh. 11, 16 fest. wenn L. jedoch gegen meine

bemerkung, die eigentümlichkeit des Heliand bestehe darin, dass die evangelische geschichte im stil der allitterationsepoesie behandelt sei, den einwurf macht, das vermeiden von anstöfsigem gehöre doch nicht zu den besonderheiten der allitterationsdichtung, so muss ich auf Anz. xxi 217 verweisen.

Gegen die besonnenheit, die im allgemeinen an dieser erstlingsschrift zu rühmen ist, sticht unangenehm s. 8 anm. 3 ab, wo L. sich in seltsam scharfer weise gegen Gerings artikel Zs. f. d. phil. 27, 210 f wendet, wie er selbst sagt, blofs um zu zeigen, 'dass Gering etwas gründlicher hätte vorgehn können'. allein L.s bedenken gegen die meiner meinung nach ganz unzweifelhafte auffassung Gerings von v. 5497 sind haltlos. wenn L. v. 5498 als variation zu v. 5497 betrachtet, so hätte er erst beweisen müssen, dass ein relatives wort wie *oder* einen früher durch ein subst. + adj. bezeichneten begriff variieren kann, und das fehlen des best. artikels vor *rodes lacanes* 5497 hätte ihn nicht befremdet, wenn er untersuchungen über den gebrauch der artikel im Hel. angestellt hätte.

Im einzelnen möcht ich folgendes bemerken. es ist nicht richtig, dass der dichter das 'wehe den reichen' T. 23 ausgelassen hat (s. 5), vgl. Hel. v. 1347 ff. ebenso ist T. 1, 1—4 nicht ganz ausgelassen (s. 7), vgl. Sievers nachweis zu v. 37—43. von den stellen, wo der dichter von nebel und wolken spricht (s. 13), sind zu streichen 5627 (*thimm endi thiustri* = *tenebrae* Mt. 27, 45) und 3144 (*lioht uuolcan* = *nubes lucida* Mt. 17, 5). in ausdrücken wie *sunna uuard an sedle* wurde sicher keine poetische personification gefühlt (s. 29). ähnliche ausdrücke waren auch in prosa üblich, vgl. Graff vi 308.

Wien, 22 april 1897. M. H. Jellinek.

Des gottesfreundes im oberland [= Rulman Merswins] Buch von den zwei mannen. nach der ältesten Strafsburger hs. hg. von prof. dr F. Lauchert. Bonn, PHanstein, 1896. xi und 94 ss. 2 m. — Lauchert gibt den text des Zweimannenbuches nach einer bisher nicht benutzten Strafsburger hs., die früher eigentum der frau des Rulman Merswin war. unter dem text sind an erster stelle die abweichungen des dem sog. grofsen memorial der Johanniter zum Grünenwörth entnommenen Schmidtschen textes (Nic. von Basel s. 205 ff) verzeichnet, sodann in einer zweiten rubrik das, was zu einzelnen stellen des neu edierten textes anzuführen war. eine vergleichung lässt diesen als die ursprünglichere und vollständigere fassung erkennen, Schmidts text dagegen als dessen copie oder überarbeitung. da die eigentlich sachlichen varianten nicht sehr zahlreich sind, so würde man zunächst den vollständigen abdruck der Strafsburger hs. in form einer selbständigen schrift kaum billigen können; er mag aber dadurch in der tat gerechtfertigt erscheinen, dass dieser text uns, wenn auch nicht das original, so doch eine unter Merswins augen und unter seiner

aufsicht hergestellte copie desselben bietet, die im ganzen auch die eigentümlichkeiten von Merswins orthographie besser als der text im grofsen memorial gewahrt hat. 9, 17. 10, 6 ([*an*] *an*). 11, 18. 20, 7. 40, 5 (*vollekumenern*, vgl. 20, 5. 43, 4. 69, 5. 78, 29). 62, 8 (lis *und unweis*?) 65, 5? 68, 32. 80, 17. 81, 21 verdient übrigens Schmidts text den vorzug vor der Strafsb. hs., die hier in den meisten fällen doch wol nur fehlerhaft oder undeutlich geschrieben hat. *r* und *n* scheinen gelegentlich verwechselt oder verlesen : 26, 1 f (lis *miner* statt *minen*? auch Schmidt NvB. s. 224 list *minen*). 30, 17. 84, 14. im namen- und sachregister hätte es s. 94 besser geheifsen : *wihte* = *wihede*; unter 'sprichwort' konnte auch das biblische (Matth. 6, 24) 56, 12. 64, 29 f angemerkt werden.

Halle a. S. PHILIPP STRAUCH.

Das Buch der natur von Conrad von Megenberg. die erste naturgeschichte in deutscher sprache. in neuhochdeutscher sprache bearbeitet und mit anmerkungen versehen von dr HUGO SCHULZ, prof. a. d. univ. Greifswald. Greifswald, JAbel, 1897. x und 445 ss. 6 m. — ein bedürfnis, Megenbergs Buch der natur ins nhd. zu übersetzen, wird man kaum anerkennen können, selbst wenn der vorliegenden übersetzung auf grund einer gröfseren anzahl von stichproben geschmack und gewantheit im ausdruck nachgerühmt werden darf. Pfeiffers mit gutem glossar versehene ausgabe reicht aus, auch dem nicht germanistisch geschulten leser das verständnis des ohnehin nicht schwierigen textes zu vermitteln, überhaupt aber wird gerade derjenige, der einer litteratur wie der einschlägigen interesse entgegenbringt, die mühe nicht scheuen, sich in das ursprüngliche idiom einzulesen. die vom übersetzer beigesteuerten anmerkungen beschränken sich mit wenigen ausnahmen auf kurze angabe der fachmännischen bezeichnung der naturwissenschaftlichen gegenstände. — der jüdische gelehrte Tethel, den Konrad vMegenberg (s. 402. 403) aus seiner quelle Thomas Cantimpratensis herübergenommen hat und den Sch. nicht nachweisen kann (s. VIII), begegnet, wie mich dr MSteinschneider freundlichst belehrt, häufiger in der namensform Cethel und ist mit dem biblischen Bezalel identisch. die Cethel zugeschriebene schrift De sculpturis rührt in wahrheit von einem christlichen verfasser her und ist bei Pitra Spicilegium Solesmense III (1855), 335 gedruckt. über Cethel vgl. noch Hebr. bibliographie hg. von JBenzian 16 (1876), 104 ff; Steinschneider Die hebräischen übersetzungen des mas. (1893) s. 237. 603. 963 anm.; Steinschneider bei Kohut Semitic studies s. 66. — zur anm. auf s. 25 ist zu bemerken, dass die verwechslung bereits in Konrads quelle sich findet, vgl. Pfeiffer s. 573 unter *pärmleich*. — s. 189 anm. die conjectur *des gauches nôz* 'genosse' (vgl. Zs. 16, 417) statt überliefertem *roz* (Pfeiffer 228, 12) ist annehmbarer als Sprengers versuch, die überlieferung zu retten

(Germ. 37, 415). — zu *gunderfai* (s. 410) vgl. aufser Pfeiffer s. 626 noch DWb. II 635 und Dieffenbach-Wülcker Hoch- und niederdeutsches wb. s. 710.

Halle a. S. PHILIPP STRAUCH.

Goethes 'Faust' (the so-called first part 1770—1808); together with the scene 'Two imps and Amor', the variants of the Göchhausen transscript and the complete Paralipomena of the Weimar edition of 1887. in English, with introduction and notes by R. McLINTOCK. London, David Nutt, 1897. XXXVII und 375 ss. 8°. 10 m. — zu den vielen englischen Faust-übersetzungen eine neue, deren wert nicht ganz ihrem hohen preise entspricht. manches ist nicht übel gelungen; lyrische, vor allem elegische partien haben im englischen text meist ihren freien zug behalten. ja, hier muss man oft bewundern, mit welcher sprachgewantheit McL. den eigentümlichen rhythmus der verse wiedergegeben hat.

Aber die freude an solchen vorzügen wird dem kenner des Faust nur zu oft durch auffällige mängel der übersetzung gestört. von offenkundigen misverständnifsen ist sie allerdings ziemlich frei, die widergabe von

v. 367 *Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen* (also einer umschreibung der vier facultäten) durch

these „Doctors" and „Masters", parsons and scribblers,

oder von v. 336 *du darfst auch da nur frei erscheinen*

durch *Here thou art free to take thy station*

gehören schon zu den seltenheiten. — aber einer andern gefahr ist McL. erlegen. wer Shakespeare oder Byron vers für vers ins deutsche übertragen will, empfindet oft die schwierigkeit, den ganzen inhalt und jede nuance eines englischen satzes mit einer ebenso geringen anzahl von silben wiederzugeben. umgekehrt, wenn der Engländer eine deutsche dichtung versgetreu übersetzt. da ermöglicht es ihm seine einsilbige sprache sehr häufig, einen gedanken auf der hälfte des raumes zum ausdruck zu bringen, den der Deutsche braucht. und weil nun die ausdehnung jedes verses vorgeschrieben ist, so stellen sich flickwörter oder noch störendere zutaten wie von selbst ein. welche folgen das für McL., der bei der Faustübersetzung ähnlichen principien wie Sabatier folgt, gehabt hat, können wenige beispiele zeigen:

v. 313f *Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt,*
Ihn meine Strafse sacht zu führen!
Grant but permission — I'll contrive
To lead him my way and amuse him.

742f *Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton*
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Those booming basses and those clear high notes
Force down the lifted cup, such might has feeling!

1325f *Ich salutire den gelehrten Herrn!*
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Most learnèd Doctor, I salute you well!
You made me sweat; you knew what you were after!

v. 2026 ist das viel- und eindeutige '*Aus einem Punkte zu curiren*' verwischt durch den breiten ausdruck *To treat one way. You 're sure to thrive then.* ebenso ist die pointe des Flohliedes völlig zerstört durch den zusatz; die königin und die zofen hätten '*at night*' die tierchen nicht jagen dürfen.

Die meisten erweiterungen des wortlauts erklären sich bei McL. aus dem bemühen, deutlicher zu sein als Goethe, zb. v. 2169 *Man siehts an ihrer wunderlichen Weise : Those two — they show it both in dress and motion.* aber eben diese nüchterne deutlichkeit hat vielfach den feinen poetischen schleier brutal von der diction heruntergerissen und auch zu offenbaren albernheiten verführt, so, wenn Gretchen erzählt, sie habe ihr schwesterchen, um es einzuschläfern, nicht nur tänzelnd durchs zimmer getragen, sondern das arme wesen auch hoch über ihren kopf geschwenkt (*toss it above my head*).

Immerhin aber könnte man die übersetzung als ganzes preisen; sie kann ja vielleicht helfen, den Faust in England populärer zu machen. wenn es nur bei der übersetzung geblieben wäre. aber da hat McL. eine dilettantische einleitung hinzugeschrieben, buntscheckig, oberflächlich, ein paar zeilen über hexenglauben, ein paar über Theophilus, einige citate aus Marlowe usw. für wen das alles? den laien verwirrt solche unverdaute gelehrsamkeit ebenso wie die bald unter dem text, bald im anhang mitgeteilten proben aus dem Urfaust. soll diese jugendredaction dem leser würklich im bilde wider aufleben, dann muss man sie eben vollständig mitteilen und in der übersetzung die sprache des jungen Goethe nachzubilden versuchen. von den urteilen McL.s erfährt die wissenschaft keine förderung. dass Gwinner der einzige sterbliche gewesen sei, der den wert des Urfaust erkannt habe, erregt wol nur allgemeines schütteln des kopfes. und auch für die entdeckung, auf die sich McL. am meisten zugute tut, müssen wir den beweis abwarten. er meint: weil der Urfaust an ein paar stellen mit Marlowes Faustus weitläufige verwantschaft zeige, so müsse Goethes jugendplan dem des englischen dichters in allen teilen gleich gewesen sein.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

Zur entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso von EDUARD SCHEIDEMANTEL. wissenschaftliche beigabe zum jahresberichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums. Weimar, druck der hofbuchdruckerei, 1896. 20 s. 4°. — zu dieser untersuchung darf man den verf. beglückwünschen; er führt ein eng begrenztes thema resolut durch und braucht gar nicht, wie er fürchtet, auf widerspruch gefasst zu sein. sieht man von kleinen eingangsbemerkungen ab, so handelt Sch. ausschliefslich von dem letzten jahr, das Goethe dem Tasso widmete, der zeit vom frühling 1788 bis zum sommer

1789. das äufsere fortschreiten der dichtung in dieser periode will Sch. festlegen, die reihenfolge, in der die einzelnen scenen entstanden sind, die mehrfachen stockungen und die wideraufnahme der arbeit. der mittel, die ihm dabei zu gebote stehn, sind vor allen vier. zunächst werden die viel umstrittenen briefstellen und die angaben der Italienischen reise noch einmal revidirt und dabei die doppeldeutigen worte '*endigen*' (2 febr. 1788), '*Verklärung*' (2 märz 1789) uaa. sehr unbefangen gedeutet. sodann galt es, den apparat zum Tasso in der Weimarer ausgabe, den Weinhold hergestellt hat, nachzuprüfen. da ergab sich denn leider auf schritt und tritt das bedürfnis nach berichtigungen. weder die beschreibung noch die verwertung der hss. ist correct; auch muste Sch. manche angaben in den varianten, zb. zu v. 859 und v. 1720, ganz erheblich modificieren, so dass seine programmabhandlung schon dem benutzer der Weimarer Tasso-ausgabe unentbehrlich ist. ein weiteres argument für seine schlüsse gewann Sch. aus den eintragungen in das italienische reiseheftchen H[3], und ein viertes endlich aus metrischen beobachtungen, die sich an die verwendung des namens Antonio bei Goethe knüpfen. diese zuletzt angeführten zusammenstellungen wären besser weggeblieben; sie haben keine unerschütterliche beweiskraft. im allgemeinen hat Goethe allerdings in den zuerst entstandenen scenen den namen Antonio, weil er den namen Battista ersetzen muste, dreisilbig, dagegen in den späteren partien viersilbig gebraucht; doch sind die ausnahmen von der regel zahlreich. das ändert aber nichts an dem resultat der Sch.schen untersuchungen, das ganz unwiderleglich ist und sich kurz dahin zusammenfassen lässt: Goethe hat den versificierten Tasso, wie er uns vorligt, nicht von der ersten scene an bis zum schluss fortlaufend gedichtet, sondern, da der plan des ganzen bei der rückreise von Italien feststand, bald hier bald da nach momentaner stimmung eine scene oder einen act ausgeführt. und zwar sind die ältesten partien des jetzigen dramas der V aufzug und vom IV die scenen 1 bis 3; sie gehören im wesentlichen dem sommer 1788 an. rückschreitend dichtete Goethe dann im winter 1788/89 die grösten teile des III und II actes, gegen ende des winters die drei eingangsscenen des stückes, im frühling 1789 ausser einigen ergänzungspartien vor allem den schwierigen auftritt des Antonio I 4, um dann erst im sommer das drama mit den scenen IV 4 und 5 [und vielleicht II 1 oder, wie Sch. ursprünglich meinte: III 1 und 2] zum abschluss zu bringen.

So trocken registriert entbehren freilich diese ergebnisse jedes reizes; auch tragen sie ja zum verständnis des fertigen, vom dichter losgelösten kunstwerks nicht viel bei. wer aber mit dem künstler lebt, wer in der klage Tassos Goethes klage mitzufühlen vermag, der wird Sch. dankbar für seine mühe sein. wir haben durch ihn neue documente für des dichters seelen-

leben erhalten, seit wir wissen, wie der ausklang des Tassodramas Goethes abschiedsgesang an Italien bedeutet. diese töne der sehnsucht sind seine Tristia ex Ponto.

Natürlich kann man bei der deutung des gedichts als einer beichte auch leicht zu weit gehn; und auch Sch. ist dieser gefahr verfallen, indem er in seinem programm die scenen III 1 und 2 für die jüngsten partien hielt und sie in beziehung setzte zu Goethes bruch mit frau vStein im juni 1789. aber bei einer erneuten nachprüfung hat Sch. die übereilung wider gut gemacht. er hat nämlich jüngst an der hand von neuem material (einigen schlichten quittungen des schreibers Vogel) die ganze frage noch einmal erörtert im Goethe-jahrbuch 18, 163—173, und da haben sich seine scharfsinnigen combinationen glänzend bestätigt. nur erwiesen sich eben III 1 und 2 doch nicht als die jüngsten scenen; und alle daran geknüpften betrachtungen (s. 18 des programms) sind also zu tilgen.

Sch. selbst betrachtet seine arbeit als grundlage zu weiteren studien; nur ein einziges mal streift er (s. 15) eine frage der höheren kritik, das problem des ausgangs des Tasso. er glaubt an eine heilung und rettung des unglücklichen dichters. dem gegenüber verweise ich statt aller erörterung auf meine ausführungen im Anz. XX 372 ff. eine tragödie ist das stück; möchte doch diese erkenntnis allmählich wurzel fassen! und wenn Sch. sich Düntzer, Fischer, Grimm und Kern als eideshelfer aufruft, so will auch ich am schluss einen gewährsmann reden lassen, der sich leider nicht mehr zum worte melden kann: Michael Bernays hatte kurz vor seinem tode meine eben genannte besprechung noch einmal zur hand genommen und schrieb mir ua.: 'Vor allem freue ich mich der gleichheit unsrer ansichten über das unvermeidlich tragische ende des Tasso. wer auch nur an die möglichkeit eines versöhnlichen abschlusses denkt, dem hat sich die gewalt dieser erschütterndsten und tiefgründigsten aller seelendichtungen niemals offenbart'.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

Goethe und das classische altertum. die einwürkung der antike auf Goethes dichtungen im zusammenhange mit dem lebensgange des dichters dargestellt von dr FRANZ THALMAYR, k. k. gymnasialprofessor. Leipzig, Gustav Fock, 1897. XI und 185 ss. 8⁰. 2,50 m. — eine geschichte des einflusses der antike auf die deutsche dichtung zu schreiben, erschöpfend, aber unter strenger vermeidung aller seitensprünge, diese schöne und dankbare aufgabe zu lösen, hat sich bis jetzt der rechte mann noch nicht gefunden. hoffentlich findet er sich, ehe das studium des classischen altertums ganz in die brüche geht. der im übrigen treffliche und geistreiche Cholevius hat seiner zeit den gegenstand doch unsäglich weit- und abschweifend behandelt. einstweilen begrüfsen wir die absicht mit freude, zunächst einzelne hervorragende dichter nach dem genannten gesichtspuncte zu behandeln. Thalmayr, uns be-

kannt durch sein programm über Wielands classicität, sprache u. stil (Pilsen 1894), hat dies für Goethe in engem zusammenhange mit des dichters lebensgange getan. begründet ist dies verfahren hauptsächlich dadurch, dass es Homer war, der ihn von der knabenzeit bis ins höchste alter begleitet und seine schöpfungen vom Parismärchen bis zur Helena stark beeinflusst hat. des verfassers absicht war, wie er in der vorrede sagt, im verfolg der lebensgeschichte des dichters auf die zahlreichen und vielseitigen einflüsse hinzudeuten, welche die antike auf seine dichtungen nach inhalt oder form ausgeübt hat, sowie aus dem zeugnis seiner eignen worte den nachweis zu liefern, dass Goethes tiefe geistesbildung zum grösten teile auf der grundlage classischer studien beruht, dass die anerkennung ihres hohen wertes ihn durchs ganze leben begleitet und dass er den vertrauten verkehr mit allem, was aus dieser quelle stammt, mit liebevoller teilnahme bis in seine spätesten lebenstage unterhalten hat. mit grofsem fleifs und grofser belesenheit, wenigstens in Goethe, hat Th. das meiste zusammengestellt, was Goethes beziehungen zum classischen altertume zu beleuchten im stande ist. dabei hat er allerdings weit mehr auf die inhaltliche als auf die formale seite des antiken einflusses sein augenmerk gerichtet. den einfluss der antiken sprache auf die Goethes hat er nur sehr gelegentlich berührt und dabei auf die schrift von Morsch Goethe und die griechischen bühnendichter verwiesen. unbekannt ist ihm, wie es scheint, wenigstens nirgends erwähnt, die wichtige arbeit von COlbrich Über Goethes sprache und die antike, Leipzig 1891. sonst hätt er die ergebnisse dieser schrift verwertet und die sprachliche seite erschöpfender behandelt. überhaupt hat der verf. die Goethelitteratur der neuesten zeit nicht oder nicht ausgiebig genug benutzt. der biographische gesichtspunct sodann hat dazu geführt, dass Th. die lebenszeit, für welche Goethes Dichtung und wahrheit quelle ist, also die jugend, weit ausführlicher behandelt hat als die spätern lebensjahre. und doch hat Goethes beschäftigung mit der antike im alter immer mehr zugenommen. der umfang des abschnittes über Goethes alter (s. 171—185) entspricht daher weder der bedeutung dieses lebensabschnittes noch der bedeutung des antiken einflusses in demselben. man kann besonders wegen dieser beiden mängel Th.s schrift nicht als erschöpfend bezeichnen.

Das buch zerfällt in zehn capitel: Im vaterhause (1749—65), Akademische jahre (1765—71), Sturm und drang (1771—75), Beginnende klärung (1775—86), Iphigenie auf Tauris, Im lande der classischen kunst (1786—88), Volle läuterung (1788—94), Freundschaftsbund mit Schiller (1794—1805), Das neue jahrhundert, Goethes alter (1805—32). eine übersicht über den inhalt zu geben, erscheint deshalb unnötig, weil der verf. etwas unbekanntes nicht bringt. sein verdienst besteht nur in der zusammenhängenden darstellung, in der verarbeitung längst vor-

liegenden materials. wir haben eine ganze anzahl auf das thema bezügliche monographien; am zahlreichsten sind bekanntlich die abhandlungen, welche die goethische Iphigenie mit der euripideischen vergleichen. auch bei Th. nimmt dieser als thema für primanerarbeiten sich eignende vergleich einen grofsen raum ein: 'weil sich', so sagt der verfasser in der vorrede, 'in dieser dichtung die verschmelzung des antiken und des modernen am deutlichsten und vollkommensten zeigt'. unseres erachtens hätte aus demselben grunde mindestens mit annähernder ausführlichkeit die Helena besprochen werden müssen, welche Th. auf 2—3 seiten erledigt. den dramen des alters scheint der verf. weniger sympathie entgegenzubringen: der Pandora, dem Epimenides und dem zweiten teile des Faust, 'jenen symbolisierenden dramen', so sagt er s. 169 nicht eben sonderlich geistreich, 'deren ideale zeit und sprache (!) schliefslich nicht mehr auf dem boden der würklichkeit und geschichte zu suchen ist'.

Da wo der verf. zusammenstellt — und das ist meist der fall — ist seine schreibweise klar, allein zugleich doch recht schulmeisterlich-trocken, er weifs weder zu fesseln noch zu begeistern. man möchte das buch am liebsten als nachschlagebuch benutzen; leider ist nur dieser verwertung das fehlen eines alphabetischen sachregisters hinderlich.

Trotz diesen mängeln können wir die schrift, besonders da die darstellung inhaltlich in der hauptsache richtig ist, den lehrern des deutschen an höheren schulen empfehlen. sie haben hier alles beisammen, was sie sonst nur zerstreut finden. insbesondere wird man das buch bei einer darstellung von Goethes leben in der obersten gymnasialclasse ganz gut verwenden können. der wissenschaft freilich bietet es nichts neues.

Freiberg in Sachsen, august 1897. PAUL KNAUTH.

Die kunstmittel in CFMeyers novellen. von H. STICKELBERGER. Burgdorf, CLanglois, 1897. 71 ss. 8°. — der klare kunstverstand CFMeyers fordert zu technischen beobachtungen heraus; man glaubt da die natur der dichterischen production 'sur le fait' ergreifen zu können. auf Reitlers verständige abhandlung und Trogs gescheites buch folgt nun von Stickelberger eine mehr systematische untersuchung. er betrachtet in knapp sachlichen zusammenstellungen I die gemütsart Meyers, II symbolik, III charakteristik, IV führung der handlung, V stil. da der verf. Meyers novellen (denen er den Jenatsch beizählt, vgl. s. 4) gründlich durchgearbeitet hat, da er klar disponiert und keine überflüssigen worte macht, ist das schriftchen lehrreich und dankenswert. besonders heb ich die abschnitte über 'doppelgänger' (s. 30), über scheinbare unentschiedenheit als stilistische figur (s. 43) und den vortrefflichen über epische kunstmittel (s. 38 f) hervor. auffällig ist, dass der verf. beinah ausschliefslich veraltete oder wertlose litteratur citiert; geschadet hat es bei seiner rein sachlichen art

wenig. nur hätte er etwa zu den kühnen epithetis (s. 54) auf französischen einfluss hinweisen mögen. auch sonst wird auf litterarische einwürkungen wenig geachtet : nur reminiscenzen an Schiller und Kellerischer humor werden erwähnt. für das lockende thema einer geschichte der deutschen novelle hat St. auch so einen wertvollen baustein geliefert.

Berlin, 1 juni 1897. RICHARD M. MEYER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN GENESIS. v. 28 hab ich Anz. XXII 353 Martins und Ries übersetzung von *undar baka* gebilligt. eingehndere erwägung hat mich jedoch gelehrt, dass die einzig richtige auffassung der stelle die Braunes ist. das öfter belegte *under bak* muss ursprünglich bedeutet haben : 'in die richtung unterhalb des rückens' dh. es hat die bedeutungen des 'nach hinten' und des 'nach unten' vereinigt. die belege zeigen jedoch, dass die zweite bedeutung ganz verblasst ist. Hel. 5519 und Gen. 304. 330. 334 ist *under bak* mit *(bi)sehan* verbunden. an den ersten beiden stellen kann die formel, an den beiden letzten muss sie jedesfalls nichts anderes bedeutet haben als 'nach hinten blicken'. auch Hel. 4851 ligt die bedeutung des 'nach unten' nicht in *under bac* sondern in *fellun*. ebenso wie *under bak* 'nach hinten' heifst, so muss *undar baka* 'hinten' bedeuten; der ursprüngliche sinn war hier 'an dem ort unterhalb des rückens'. wir haben also zu übersetzen : 'er liefs ihn hinten, hinter sich liegen', und etwas anderes meint Braunes 'er liefs ihn zurückbleibend liegen' auch nicht.

Die auffassung 'auf dem rücken liegen' geht von einer ungenauen übersetzung von Hel. 4851 aus. allerdings wenn jemand *undar bak*, nach hinten fällt, so fällt er auf den rücken, aber deswegen heifst *undar bak* ebensowenig 'auf den rücken' wie nhd. 'nach hinten' dies bedeutet. *undar bak* fasst die situation am beginn der bewegung ins auge, das nhd. 'auf den rücken' das ende der bewegung. unmöglich kann *undar baka*, das ursprünglich 'unterhalb des rückens' hiefs, zu der bedeutung 'auf dem rücken' gelangt sein. — v. 29. *diapun* ist nicht mit Schlüter Jb. d. ver. f. ndd. sprachf. 20, 118 in *diapan* zu ändern; es ist der dativ der starken declination, die alts. wie ahd. nach dem unbest. art. durchaus vorherscht.

Wien, 27 mai 1897. M. H. JELLINEK.

EIN ZEUGNIS FÜR GENGENBACH. zu den verdienstlichen nachweisen, durch die Baechtold uns Gengenbachs leben so überraschend erhellt hat, füg ich einen kleinen nachtrag. im Strafsburger Inventaire sommaire des archives communales III 162 wird ein schreiben verzeichnet, durch welches der Basler magistrat sich in Gengenbachs interesse bei dem Strafsburger verwendet. wie mir Joseph, der den brief auf meine bitte einsah, mitteilt, handelt es sich in dem vom donnerstag nach Otmari (19 nov.) 1523 da-

tierten schriftstück um *etlich geldschulden*, die *Pamphilus Gengenbach buchdrucker unser burger* von *Wolffen buchdruckeren* einzufordern hatte. einen Strafsburger kunstgenossen dieses namens kenn ich nicht; aber der Basler drucker Thomas Wolf, dessen ewige geldnöte uns aus der Basler druckergeschichte wolbekannt sind, kann doch wol nicht gemeint sein. R.

Ein neues zeugnis für den historischen Faust hat mir hr oberlehrer dr JPistor in Kassel nachgewiesen. es findet sich bei einem waldeckischen chronisten des 17 jhs., Prasser, dessen werk als 'Anonymi Chronicon Waldeccense' bei Sim. Fr. Hahn Collectio monumentorum veterum et recentium, tom I (Brunsvigae 1724) 803 ff gedruckt steht. dort ist s. 844 von dem grafen Franz von Waldeck, dem bischof von Münster (1532—1553), und seinem kampf mit den widertäufern die rede: es wird die einnahme der aufrührerischen stadt unterm 25 (24) juni 1535 gemeldet und daran gleich die grausame hinrichtung der häupter der bewegung geknüpft: 23 (22) januar 1536. unmittelbar an dies datum schliefst sich dann die notiz: *quo tempore insignis ille nigromanticus D. Faustus eo ipso die Corbachii divertens praedixit, fore nimirum, ut eadem nocte urbs Münster ab episcopo expugnetur.* natürlich soll sich das hier etwas nachlässig angehängte geschichtchen auf den 25 juni 1535 beziehen und die weissagung als zutreffend hingestellt werden. — es erscheint völlig ausgeschlossen, dass Prasser diese nachricht selbst erfunden habe, auch dass sie jugendlicher sagenbildung entstamme, ist nicht eben wahrscheinlich, P. wird vielmehr, was er hier unter beifügung genauer und richtiger daten mitteilt, einer heimischen quelle des 16 jhs. verdanken. sein sonstiger gewährsmann in corbachischen dingen, Konrad Klüppel (Scipio), kommt hier nicht mehr in betracht, da dessen arbeit bereits 1533 abgeschlossen wurde. es wird also an einen fortsetzer oder nachfolger Klüppels zu denken sein. E. Sch.

Ein brief Jacob Grimms an Rask.

Das folgende, kürzlich bei der versteigerung von WKünzels autographensammlung (katalog von List & Francke in Leipzig, vierte abteilung nr 1436) *von mir erworbene schreiben, ein quartdoppelblatt, gehört zwischen die seiten* 114 *und* 115 *des von ESchmidt* 1885 *herausgegebenen Briefwechsels der gebrüder Grimm mit nordischen gelehrten: es erwidert Rasks zuschrift vom* 3. VI. 23 *und bildet die voraussetzung für dessen antwort vom* 27. III. 24. *unter den erhaltenen briefen Jacobs an Rask ist dieser der älteste.* St.

Cassel 24 Novemb. 1823.

Hochgeehrter freund, verwichenen august brachte uns ein herr Münch, wo ich den namen recht behalten habe, brief und büchergeschenke von Ihnen mit; rührend war es mir, nachdem die indische maculatur vom pack weg genommen war, Ihre unveränderte, wohlbekannte handschrift zu erblicken und in dem

schreiben selbst zu lesen, mit welcher theilnahme, als wären Sie garnicht weggewesen und als hätten Sie nicht so viel fremdes getrieben, Sie alle kleinigkeiten der isländischen literatur fortwährend umfafsen. Ich, der ich meine erfahrungen den Ihrigen gar nicht vergleiche, habe doch auch erfahren, als ich von mehrmahligen reisen nach Wien und Paris heimkehrte, dafs es mir nirgends wohler ist, als zu hause und dafs ich nichts anders treiben möchte, als was mit dem anscheinend beschränkten und dürftigen kreise des vaterlands und der nächsten heimath enge zusammenhängt. Zu haus konnte ich in einem monat mehr lernen und vor mich bringen, als jahrelang in der fremde.

Auch dafür, dafs Sie Sich unser bald nach Ihrer zurückkunft erinnert haben, herzlichen dank. Er wäre schneller gefolgt, aber es sollte die antwort in begleitung eines kleinen gegengeschenks abgehen, das durch umstände immer noch nicht fertig geworden ist und nun dennoch erst nachfolgen kann. Es ist die deutsche übersetzung von Vuk Stephanowitsch serbischer grammatik. Neulich[1] besuchte er mich und erzählte[2], dafs er Ihre bekanntschaft zu Petersburg gemacht habe und trug mir viele grüfse auf. Er hat zu Leipzig eine neue sehr vermehrte ausgabe seiner trefflichen liedersammlung drucken lafsen. Ich halte viel auf diese serbischen volkslieder und weifs weniges[3] an ihre seite zu setzen, etwa nur einige neugriechische.

Ihre stockholmer arbeiten kenne und gebrauche ich längst[4]. Die übermachten schwed. übersetzungen besafsen wir bereits, haben auch neulich Finn Magnussens dänische edda erhalten. Ich wiederhole vermuthlich ein altes bekenntnis, aber es liegt mir an übersetzungen wenig. Das schwere im original helfen sie gerade doch nicht verstehen. Befindet sich wohl [*s.* 2] in der stockholmer Idunna etwas von werth, das man nicht entbehren kann? Bisher hab ich sie vergeblich verschrieben. Am liebsten hätte ich daraus die hefte, worin, meine ich, die altschwedischen romane der königin Euphemia gedruckt stehen. Wäre in Schweden etwas über volkssagen und mährchen gesammelt worden, so hätte ich dergl. vor allem gern. Von Geijers und Afzel. sv. folkvisor habe ich drei bände. Ihr freundliches erbieten, uns schwed. artikel zu verschreiben nehmen wir auf jeden fall dankbar an. Bei uns in Deutschland ist vielleicht wenig heraus, was Sie interessiert. Mones heidenthum ist unerbaulich; noch luftiger aber seine critik der edda.

Ich stelle mir vor, dafs Sie zuvörderst eine beschreibung Ihrer reise ausarbeiten, die von allgemein europäischem interesse sein mufs, schon nach den briefen aus Finnland und Rufsland in Nyerups rejseiagttagelser zu schliefsen (ich kenne blofs einen

[1] *Steig Goethe und die brüder Grimm s.* 166. 261. [2] *davor* ertr *ausgestrichen.* [3] *davor* seh *ausgestrichen.* [4] *darauf* Auch *ausgestrichen.*

band dieser zeitschrift [1].) Was Sie dann weiter bekanntmachen werden, mag, wenn es blofs asiatische linguistik angeht, für die Orientalisten von hohem werthe sein, ich freue mich zunächst auf die werke, in denen Sie Ihre erworbene kenntnis von den orient. sprachen auf das altnordische anwenden [2] werden. Wie könnten Sie jetzt Ihre preisschrift erweitern und umarbeiten! Was halten Sie von Klaproths Asia polyglotta? so viel ich urtheilen kann und mag, misfällt mir nicht weniges darin und die resultate sind mir zu dürftig.

Vor allem wünsche ich eine neue dänische ausgabe Ihrer altnord. grammatik, doppelt so stark, als das erstemahl. Was ich durch fortgesetztes eignes studium zugelernt habe, damit will ich hier nicht aufrücken. Vieles wird auch so anders werden. Doch ein beispiel. Ihre lehre vom d und đ (in der mitte und am ende der wörter; denn über die d und þ am eingang herrscht kein zweifel) befriedigt mich nicht; ich glaube Sie beschränken die d zu sehr. Näheres, wenn Sie wollen.

[*s.* 3] Überhaupt näheres ein andermahl, wenn Sie zu briefwechsel aufgelegt sind. Heute nur diese zeilen, damit wir nicht unerkenntlich scheinen.

Wilhelm grüfst herzlich; auch dem ehrwürdigen Nyerup hinterbringen Sie unsre empfehlung, wir schreiben ihm selten, achten ihn aber unveränderlich hoch. Hammerstein lebt gesund und vergnügt bei Peine im Hannöverschen auf seinem gute Equord, ja er steht auf freiersfüfsen und soll, wie mir leute erzählen, eine gräfin Bernstorf heirathen.

Mit wahrer freundschaftlicher hochachtung
der Ihrige
Jacob Grimm.

[*s.* 4] *adresse* Herrn Professor R. K. Rask
frei Kopenhagen

mit dem Casseler poststempel vom 24 *nov.* 1823 *und dem Hamburger des fürstl. Thurn und Taxisschen oberpostamts vom* 27 *nov.*

Monumenta Palæographica.

Unter diesem titel kündigt die verlagsanstalt FBruckmann a.-g. in München eine weitaussehende publication von 'denkmälern der schreibkunst des mittelalters' an, zu deren herausgabe sich dr Anton Chroust, privatdocent an der universität, mit dem oberbibliothekar der universitätsbibliothek dr HSchnorr vCarolsfeld in München, verbunden hat. die 'schrifttafeln in lateinischer und deutscher sprache' sollen die 'erste abteilung' bilden, und deren 'erste serie' 24 lieferungen (zu 10 blättern) zum preise von je 20 mark umfassen. die 3 probetafeln, die uns zugegangen sind, leisten in der technischen ausführung des lichtdrucks das höchste und ver-

[1] *Magazin for rejseiagttagelser,* 4 *bde,* 1820—1825 (*Erslew* 2,472).
[2] *unterstrichen.*

sprechen dem werke einen ehrenvollen platz an der seite der grofsen unternehmungen des auslands. dass man freilich auf die alten pergamentblätter, die durchweg in der gröfse der originale gegeben werden, einen mafsstab aufgeheftet und ('zur controle') mitphotographiert hat, will mir als eine wenig geschmackvolle akribie erscheinen; das eintragen der zeilenzahlen hätte man wol besser, soweit sie nicht an den rand passten, den benützern überlassen sollen, statt sie aufzudrucken, und schliefslich scheint mir auch in der transcription die pedanterie das bedürfnis und den nutzen zu übersteigen. die probetafeln bringen einen erst kürzlich im allgem. reichsarchiv wider aufgefundenen Regensburger tauschvertrag (zw. 830 und 847) und je ein blatt aus der Münchener evangelienhs. d. 7 jhs. (Tischendorfs q) und aus einer 1147 im kl. Biburg geschriebenen hs. der Vulgata. hat Chroust (in der dem letzten blatte beigegebenen erläuterung) die leoninischen hexameter der schreibernotiz würklich nicht erkannt? man pflegt doch so etwas sonst nicht als 'reimprosa' zu bezeichnen!

Ein im einzelnen ausgearbeitetes programm existiert vorläufig nicht und soll erst nach abschluss der subscription und unter heranziehung von sachkundigen und interessenten aufgestellt werden. ich möchte dazu schon jetzt die bitte äufsern, dass die 'gröfsere anzahl von schriftproben aus deutschen hss.', die der prospect verheifst und deren auswahl und erläuterung wir wol in erster linie von herrn oberbibliothekar Schnorr von Carolsfeld erwarten dürfen, wo nicht bei der ersten ausgabe, so doch späterhin zu besondern heften zusammengeschlossen würden. ein wenig besorgt macht mich die gar zu vornehme anlage des ganzen, die denn doch nicht nur über den geldbeutel der meisten privaten, sondern auch über die sparsamen etats unsrer seminarien und gar mancher öffentlichen bibliothek hinauszugehn scheint. das Archivio paleographico EMonacis sollte man sich auch in der billigkeit zum muster nehmen.

E. Sch.

In Heidelberg starb am 11 jan. Erwin Rohde, als forscher und darsteller ein philologe grofsen stils, der uns germanisten nicht erst durch seine schrift über Fr. Creuzer und die Günderode nahegetreten ist: schon sein buch über den griechischen roman hat, stofflich wie methodisch, auf wichtige gebiete auch unsrer mittelalterlichen und neuern litteraturgeschichte überraschendes licht geworfen, und sein hauptwerk 'Psyche' greift tief ein in jene probleme der religionswissenschaft, die aller philologie gemein sind.

Auf den lehrstuhl Baechtolds als professor der deutschen litteraturgeschichte hat der Züricher regierungsrat dr Adolf Frey, bisher gymnasialprofessor in Aarau, berufen. — die ord. professur der deutschen philologie zu Freiburg in der Schweiz übernimmt dr Ferdinand Detter, privatdocent an der universität Wien.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIV, 3 juli 1898

Kleine schriften von WILHELM SCHERER, herausgegeben von KONR. BURDACH und ERICH SCHMIDT. [bd I. Kleine schriften zur altdeutschen philologie, XXIV und 782 ss. bd II. Kleine schriften zur neuern litteratur, kunst und zeitgeschichte, VIII und 416 ss.] Berlin, Weidmann, 1893. — 28 m.

Als Wilh. Scherer vor nun bald zwölf jahren von uns schied, da hat diese zeitschrift ein wort des abschieds nicht gefunden. es ist nicht meines amtes nachzuholen, was damals unterblieb; aber ich will die versäumnis nicht häufen. so sei es mir gestattet, noch sehr verspätet über die ausgabe von Scherers Kleinen schriften zu berichten, in der KBurdachs und ESchmidts liebevolle sorgfalt zu reicher ernte vereinigt hat, was sich während der wunderbar ergiebigen schriftstellerischen und wissenschaftlichen tätigkeit des teuren mannes bisher ungesammelt in zeitschriften, zeitungen und sammelwerken verzettelt hatte.

Die herausgeber haben es nirgend an sich fehlen lassen. Burdach zumal hat durch eindringende und umsichtige nachforschung, von vielen seiten beraten, ein sehr erwünschtes vollständiges verzeichnis der Schererschen schriften zusammengebracht (2, 391 ff), an dem ich nichts auszusetzen hätte, als dass verweise auf die seitenzahl gerade der Kleinen schriften fehlen, während andre abdrücke fleifsig vermerkt werden [1]. auf dieser mit philologischer gewissenhaftigkeit gelegten grundlage wurde eine sehr weitherzige auslese getroffen, mit deren grundsätzen ich im ganzen einverstanden bin : mit recht hat man nicht nur das wissenschaftlich wertvolle, auch das für die persönlichkeit und ihre entwicklung charakteristische und das formell anziehende berücksichtigt. ein schönes, von verständnisvoller liebe getragenes vorwort Burdachs, für das ich dem freunde dankbar die hand drücke, führt vortrefflich ein. Burdach hat durch hinweise, die er noch besser durchweg in anmerkungen gesteckt hätte, auf zusammengehöriges aufmerksam gemacht. auch die wolüberlegte anordnung, die im 1 bande mehr von sachlichen, im 2 mehr von formellen gesichtspuncten bestimmt wird, hilft dem leser sich bei aller

[1] dass ein paar mal bei citaten aus der Deutschen rundschau die angabe 'ebda' an falsche stellen geraten ist, erklärt sich wol aus nachträglichen änderungen der folge. s. 400 z. 18 v. u. lis 37 st. 29; s. 409 z. 13 v. o. lis VIII st. XIII; ein sternchen ist einzusetzen s. 410 z. 19 v. u. (vor 'Erd. Jul. Koch') und 415 z. 7 v. u.; zu streichen sind die sternchen s. 412 z. 7 v. o., 413 z. 23 v. o., 414 z. 5. 6 v. o.

buntheit des inhalts zurechtzufinden. zum 1 bande hat endlich Ranisch ein register beigesteuert; schade, dass ers nicht über beide ausgedehnt hat.

Doch ich mag nicht mäkeln. ich fühle zu tief, wie lebhaften dank gerade ich den herausgebern schulde. ich habe Scherer erst ziemlich spät kennen gelernt; manches innere und äufsere vorurteil must ich überwinden, eh ich mich willig der bezwingenden macht, dem gewinnenden zauber seines geistes ergab; es dauerte zumal lange, bis ich die unreif törichte geringschätzung seiner 'feuilletonistischen' arbeiten überwand. so war mir vieles entgangen, was er früher in der Zeitschrift für österreichische gymnasien, später in den Preufsischen jahrbüchern und der Deutschen rundschau publiciert hatte. voll beschämung und ehrfurcht erschau ich jetzt, wie viel reicher der reiche noch war, denn ich ihn kannte. und wie regt sich der kräftige pulsschlag des lebens in diesen kleinen und kleinsten schriften, die in dichtem, immer dichteren gerank den leitenden faden der grofsen arbeiten Scherers umspinnen. er war schnell bei der hand mit der feder und mit dem druck. zuweilen fast allzu sorglos : es machte ihm nichts, sich zu widerholen : ein hübsches bild, wie wenn ihm in Wilhelm Grimms erzählungen die dinge etwas unschuldig glänzendes bekommen wie ein weihnachtsbaum (1, 37. 51), ein drastisches beweisstück, wie die orthographischen leiden des dr Scheffler (1, 410. 419. 435 uö.) hat er ganz unbefangen wider und wider verwendet; ich war überrascht in der besprechung von Andresens buch Über die sprache Jacob Grimms wörtlich zwei absätze widerzufinden (1, 389), die ich in ganz anderm zusammenhange (Vortr. u. aufs. 340) längst kannte. aber diese sorglosigkeit, die eben doch bei der leichtesten production ihrer form sicher war, trägt einen hauch unmittelbarer frische in sich, der uns den schreibenden seltsam verlebendigt. wir sehen ihn bei der arbeit, sehen wie die gedanken sich drängen, der eine den andern jagt, wie die empfindungen wechseln; mir wars so manchmal, als blicke ich in das aufmerksame, von blatt zu blatt eilende auge des recensierenden. es sind recensionen, weit überwiegend recensionen, die in den beiden bänden vor uns liegen, freilich recensionen der mannigfachsten art, vom analysierenden, künstlerisch abgeschlossenen essai, von der selbständigen betrachtung, die das buch eben nur zum ausgange nimmt, bis zur schnellen fixierung des augenblicklichen eindrucks. Scherer hat, als er in den Frankfurter gelehrten anzeigen von 1772 die spuren ihres genialsten recensenten aufsuchte, nachdrücklich die rohe ansicht bekämpft, 'als ob recensionen für den tag geschrieben würden. . . . auch recensionen haben eine kunstform. auch recensionen können eine menschenseele spiegeln'. darin steckt ein gut teil selbstbekenntnis. der kennt nicht den ganzen Scherer, der seine recensionen nicht kennt; ich behaupte getrost, besser als eins

seiner grofsen werke lassen diese zwei bände den lebendigen menschen ahnen mit den gewaltigen zielen und forderungen, die er nie aus den augen verliert, mit den alles umfassenden interessen und ideen, mit der unglaublich leichten auffassung der tatsachen und probleme, mit dem sichern blick für das brauchbare und wertvolle, mit der wunderbar fruchtbaren kraft der anregung, mit dem freudigen und mutigen optimismus, der überall an den fortschritt glaubt, vor nichts zurückschreckt, mit der warmen dankbarkeit für alles tüchtige, zumal auch mit dem begeisterten schwung der seele, die sich in diesen schöpfungen des augenblicks viel eher einmal enthüllt, als in dem zusammenhange weitrer darlegungen. freilich ists ein buntes concert, wo kein ton ausgehalten wird, alles nur anklingt. aber die tonleiter ist leidlich vollständig, auch in der stilform. der junge Scherer setzt sehr bilderreich ein, zu bilderreich : die bilder überstürzen sich und die anschauungen halten nicht immer schritt; jedes bild löst sich ruckweise los, und er übt wenig auswahl : ich erinnere an den unmöglichen vergleich Jacob Grimms mit den goldhungrigen und goldschüttelnden irrlichtern des goethischen märchens. aber das bezwingt er bald : die gewählte bildlichkeit der spätern aufsätze gereicht ihnen zu hoher zier. nicht ganz so hat er ein andres stilistisches mittel sich dienstbar zu machen gewust. ich meine die viel gescholtnen kurzen, meist anaphorischen sätze. sie sind keineswegs, wie man wol gemeint hat, das raffinierte product überreifer stilkünstelei; schon in der jugendlichen Grimmbiographie der Preufsischen jahrbücher treten sie auf; freilich gewinnen sie an terrain. sie entspringen einer halb romantischen abneigung gegen logische satzverknüpfungen durch partikeln : parallelismus und antithese, fühlbar gemacht durch das sinnliche mittel des gleichklangs, sagen um so mehr, je weniger sie verstandesmäfsig formulieren. sätze von rührender einfachheit sind Scherer so gelungen. im ganzen ist das mittel in seiner knappen schärfe doch gefährlich; Scherer warnt selbst einmal vor dem zuviel der kurzen sätze (1, 467), und ich ziehe die ruhiger austönende rede, wie er sie, zumal wo er auf anschauung und stimmung würken will, so meisterhaft zu handhaben weifs, durchaus jenen zwergsätzchen vor, die zur epigrammatischen zuspitzung notwendig verlocken. aber beide stilformen mischen sich bei ihm von je, und die partikelarmut ist ihnen gemein. jüngeren datums bei Scherer scheint die verwendung geflissentlich moderner ausdrücke für begriffe der vergangenheit : sie wird, wenn ich recht sehe, erst seit Strafsburg häufiger. ich gestehe, dass ich mich zb. mit der 'unsterblichen broschüre des Tacitus' (1, 497) bis auf diesen tag nicht befreunden kann. aber freilich, diese redeweise ist der unmittelbare stilistische niederschlag eines der fruchtbarsten wissenschaftlichen gedanken Scherers : erhellung dessen, was war, aus den erfahrungen der gegenwart. nur, erhellen ist nicht gleichsetzen. —

Mit der gedächtnisrede, die Scherer 1885 nahe vor seinem tode dem gründer unsrer wissenschaft hielt, setzt die sammlung würdig ein. Scherers schriftstellerei hatte 1863 mit einem nachruf auf den eben gestorbenen begonnen; dann hat er wider und wider das bild dieser prunklosen genialität neu beleuchtet, sich und andern zu vergegenwärtigen gesucht; nie hat er innigere töne gefunden, als wenn er über Jacob Grimm sprach. das hat einen tiefinnern grund. nicht nur in der dauernden dankbarkeit für das deutsche vaterlandsgefühl, das der frühreife junge Wiener aus Jac. Grimms wesen und würken als der lautersten quelle sich schöpfte. Lachmann bewundert er; mit Jacob Grimm vergleicht er sich, an ihn schliefst er sich unmittelbar. seine syntax zu vollenden, ist Scherers ältester plan; das buch 'Zur geschichte der deutschen sprache', das sich schon im titel an Jac. Grimms vorbild anschliefst, strebt recht eigentlich dem grofsen ideale einer nationalen wissenschaft zu, wie es sich dem jüngling alsbald als die notwendige zusammenfassung und vollendung von Jac. Grimms arbeiten darstellte (Preufs. jbb. 16, 136). Scherer fühlt die verwantschaft, aber er fühlt auch die verschiedenheit und will sich darüber ins klare kommen. das epitheton ornans, das er nicht müde wird, den Grimms zu erteilen, ist 'unschuldig'. so modern er war, er sehnt sich nach den tagen, da diese unschuldige gröfse der seele und des geistes gedieh (1, 53). aber er fühlt diese unschuld nicht in sich selbst. er bewundert an Jacob den mut des fehlens; aber wenn er ihm darin folgt, so geschiehts nicht in nachtwandlerischer sicherheit, er büfst auch nicht seine lust, sondern erfüllt mit bewustsein eine schwere pflicht (GDS.[2] 382). und ganz fehlt Scherer die unschuld der observation, die in unbefangenster wissenslust in unbekanntes land vordringt, ohne je sich zu fragen, wohin der weg wol führen möge. Scherer hat wol selten anders observiert als für bestimmte nahe zwecke: ich bin überzeugt, dass ihm auch bei der erkenntnis des individuellen, in der er JGrimm weit überragt, die observation erst die nachwandelnde dienerin der intuition ist, und die dienerin kommt der rastlosen herrin nicht immer mit. das scheidet Sch. auch von Lachmann, mit dem er die begabung für das besondere teilt, dass Scherers kritische einzelargumente so oft nicht zureichen : nur irrt, wer meint ihn schon widerlegt zu haben, weil er sie widerlegen kann. kritik und observation sind ihm recht eigentlich hilfsmittel einer wissenschaftlichen charakteristik, ohne deren gesicherte methode ihm 'alle geisteswissenschaft wenig taugt' (1, 202) und für die niemand gröfseres geleistet hat als eben Scherer : dass er dabei oft nicht über das typische hinauskam, dass er die linien zu fest zog und geneigt war, das zufällige herauszustilisieren, das will ich nicht läugnen : das ist aber ein fehler, den keine wissenschaft scheuen darf, die sich über blofses beschreiben erheben will. die wahrheit der wissen-

schaft und kunst ist nicht die wahrheit der photographie und totenmaske.

Die kraft der charakteristik bewähren die philologenportraits fast durchweg, die der erste abschnitt der Kleinen schriften vereinigt. es ist in der ordnung, dass Lachmanns grofser name nicht ohne den oberton sittlicher mahnung erklingt. wer die biographischen studien, die Sch. Moriz Haupt widmet, unmittelbar dahinter list, teuscht sich nicht darüber, dass Scherer den abstand zwischen meister und schüler kannte. dass gerade die etwas altfränkische verstandesbildung des 18 jhs. in Benecke für synonymik und lexikographie ihre früchte trug, ist treffend beobachtet. Müllenhoffs schwerfällige sprödigkeit, hinter der ein goldner schatz der köstlichsten wissenschaftlichen phantasie sich barg, erschliefst sich dem liebend durchdringenden auge des freundes. überall kehrt er das ästhetische element hervor, das allen den begründern unsrer wissenschaft gemein war: er wuste den ehrennamen poeta humanistischen angedenkens zu schätzen. es ist erstaunlich, wie fähig des verständnisses Scherer für die verschiedensten naturen ist. davon zeugen auch die bilder der kleineren: ich verweise auf Diemer. Graff und Mafsmann möcht ich freilich gegen den vorwurf unzulänglicher genauigkeit in schutz nehmen: meine erfahrungen sind ihnen günstiger gewesen als manchem gröfseren. schade, dass uns nicht der ungedruckte nachruf auf Pfeiffer sehen lässt, wie Scherer dem gegner gerecht zu werden wuste. und sollte, wie Burdach anstrebt, diese erste abteilung eine art geschichte der deutschen philologie bilden, dann hab ich ein desiderium. warum fehlt dann das, vielleicht nicht gerade geschmackvolle, aber in seiner jugendlichen entschiedenheit höchst kennzeichnende inferno, das die erste fassung der Grimmbiographie beschliefst (Preufs. jbb. 16, 138f) und in der zweiten bei seite blieb? in die Kleinen schriften hätte es hereingehört, wie manch andrer später getilgter abschnitt dieser ältern darstellung. freilich, polemisch ist das stück, und die herausgeber der Kleinen schriften sind friedfertige leute.

Offen gestanden, was Burdach s. XII. XVI seines vorworts über die 'heimliche eintracht' unsrer forschung sagt, was er da sagt von den fortschritten, die nur durch langes gemeinsames zusammenwürken vieler erreicht werden, all das ist schön, gewis, und auch richtig, aber es scheint mir nicht ganz am rechten platze. beinahe hätt ich lust, dem *πατὴρ πάντων* ein loblied zu singen; friedfertigkeit in einer wissenschaft, die über die enthusiastische jugend hinaus ist, zeugt nicht immer von kraft und frische. und wenn ich Scherers gedenke, so denk ich gerne des kampffrohen streiters, der mit den pedanten und den stoffhubern und den sicherheitscommissarien, mit den helden der schablone und der nüchternheit so fröhlich die klinge kreuzte zu ehren seiner göttin, in deren allerheiligstes doch nur das flügelross

trägt, das der poeta freilich fester am zügel halten muss als der poet. dass mancher hieb den unrechten traf, mancher hieb nicht safs, nun das ist im kampfe nicht anders. ich fühle kein bedürfnis, mir das bild Scherers durch einen friedensschleier zu dämpfen. und er würde den herausgebern kaum dank dafür wissen : wie freut es ihn an Lachmanns gestalt, dass der tote noch im kampfe steht gehasst und gefürchtet wie wenn er lebte! ich möchte meinen, die weiche stimmung macht Burdach fast ungerecht gegen Scherer, als er von seinen grammatischen arbeiten spricht. er demonstriert, was ihm die heutige forschung, nicht immer dankbar, verdanke, an den grammatischen aufsätzen der Kleinen schriften. das lag ja im thema; aber es scheint mir keine günstige position. wollte Burdach an Scherers bahnbrechende grammatische bedeutung erinnern, dann konnte er nur nachdrücklichst betonen, wie viel von der 'heimlichen eintracht' darauf beruht, dass alle welt aus Scherers genialstem werke, der 'Geschichte der deutschen sprache', gelernt hat. wenn ich mir das merkwürdige buch ansehe, das noch heute nach 30 jahren so modern würkt, dann wird mir zunächst viel deutlicher, was die wissenschaft von dem einzelnen hat, als die frucht des zusammenwürkens : wie denn gerade die geschichte unsrer wissenschaft wahrhaftig lehrt, wie viel die wenigen, wie wenig die vielen erreichen. und an wen richtet Burdach eigentlich sein plaidoyer für des grammatikers Scherer dauernde würdigung? dass HPaul für Scherer so wenig sympathie und verständnis besitzt wie möglich, das hat er redlich durch das säuerlich verzogene zerrbild bewiesen, das nun schon die 2 auflage seines Grundrisses verunziert. aber auch er entzieht sich keineswegs der erkenntnis, dass die jüngste epoche der sprachwissenschaft 1868 anhebe, und die Geschichte der deutschen sprache behandelt er immerhin so, dass er an ihrer historischen bedeutung keinen zweifel lässt. ich wünsche mit Burdach, dass auch diese kleinen grammatischen arbeiten recht fleifsige leser finden; viel mehr läge mir doch am herzen, dass Scherers 'Geschichte der deutschen sprache' von jedem jünger unsrer wissenschaft studiert werde. ich habe den eindruck, dass das viel zu wenig geschieht; die vielbenutzten bequemen handbücher, in denen man die deutsche philologie heutzutage americanisiert, brauchen eben ihr 'epochemachend' und 'grundlegend' für andre namen. und doch ist das werk schwerlich ausgeschöpft; wie viel es allenthalben angebahnt hat, ist den wenigsten klar; ich denke dabei nicht so sehr an die abschnitte, die den lauten gelten, als an die späteren partien. irr ich, wenn ich zb. in den schlüssen, die Scherer aus den compositis auf die ursprüngliche stellung der satzglieder zieht, einen ersten schritt auf untersuchungen hin sehe, wie sie Jacobi neuerdings gewagt hat? darin wenigstens irr ich schwerlich, wenn ich den kern der theorie, durch die Möller und nach seinem vorgang Sievers die silbenverarmung des allitte-

rationsverses erklären, schon in der anm. GDS.[2] 625 ausgesprochen finde[1]. — doch nun genug der glosse, die mir Burdach zu gute halte! unsrer 'heimlichen eintracht' ist er ja sicher.

Burdach trifft den eigentümlichen wert der grammatischen arbeiten, die er aufgenommen hat, ganz vortrefflich, wenn er den gesichtspunct voranstellt: Scherer sucht von dem buchstaben zum laute vorzudringen. gegen die mittel, die er dazu wählt, ist manches einzuwenden: sein ohr war zu phonetischer untersuchung anscheinend nicht fein oder nicht geschult genug (vgl. zb. die bemerkung über *safst* und *sahst* 1, 241, auch sonst manches tastende); die denkkraft leistet ihm mehr als die geduldige observation: es ist ganz charakteristisch, dass er mit der ersten lautverschiebung besser ins reine kommt als mit der zweiten. immer drängts ihn zu resultaten, vielleicht zu schnell: die neigung, die er mit Jacob Grimm teilt, von grammatischen erscheinungen aus geradeswegs durchzudringen zu der sittlichen oder künstlerischen eigenart unsers volkes, meldet sich auch hier (zb. 1, 372); aber es ist doch ein urgesunder zug, wenn er die warme würdigung von Heinzels Niederfränk. geschäftssprache auslaufen lässt in das freundschaftliche gebot: du sollst resultate ziehen, so viel du kannst! von Scherers frischer vorurteilslosigkeit zeugt hübsch die recension eines Humperdinckschen programms, in der er jan. 1877, eigentlich ohne zwingenden anlass, es mit freuden begrüfst, dass man an der alten vocaldreiheit *a i u* rüttele: ihm ist das ganz recht; er will erwerben, was er ererbt hat; 'der besitz macht ruhig, träge, stolz, sagt Lessing'. dieselbe anzeige läuft in ein schönes wort über recensentenpflicht aus: 'vergessen werden, unbeachtet bleiben, wenn man redlich gearbeitet hat, ist für mein gefühl etwas so peinliches, ja nach umständen schmerzliches und empörendes, dass ich es jedem ersparen möchte, von dem eine tüchtige leistung in meinen gesichtskreis tritt' (1, 276). er hat redlich danach gehandelt. hinweisen möcht ich etwa noch auf seine versuche zur chronologie (zb. 1, 333), auf die immer widerholte forderung einer bedeutungslehre (zb. 1, 228. 233). Scherer war ein virtuos des forderns. so fordert er mit sicherm blick ein Goethewörterbuch (1, 388): der gedanke, sprachlich wenig productive autoren wie etwa Herder und Schiller in sonderlexicis zu verarbeiten, wäre ihm so wenig gekommen wie Jacob Grimm. den schluss der gruppe bilden Scherers orthographische aufsätze, die ich mit besonderm vergnügen gelesen habe: die heitere seelenruhe, der die mücke mücke bleibt, versetzt ihn im kampfe der meinungen in die behaglichste laune; umwogt von principien, verharrt er orthographisch in principienloser praxis und weifs den

[1] [Möller selbst hat, wie ich eben während des druckes bemerke, im anhange seiner schrift Zur ahd. allitterationspoesie p. 152 auf Scherers gedanken nachträglich hingewiesen. R.]

erregten ernst der lage köstlich zu schildern : ich verweise zb. auf den moment, da die reichspolitik hohen stils in der gestalt des 'orthographischen raupenhelms' Bayern eingreift.

Die aufsätze zur altertumskunde möcht ich nicht so hoch einschätzen wie Burdach. ich hab aus der mir bisher unbekannten recension von Heynes Beowulf viel gelernt und empfehle sie Socin, dem sie anscheinend gleichfalls unbekannt geblieben ist, zu angelegentlichem studium. aber es ist eigentlich doch nur ein enges gebiet aus dem leben der aristokratischen Germanenkreise, das hier und in der anzeige von Baumstarks Germania gefördert wird : adoption und emancipation. im übrigen empfind ich den überschattenden einfluss von Müllenhoff : auf diesem felde weifs sich Scherers bescheidne pietät nichts besseres, als des grofsen gelehrten prophet zu sein. auch die autorität von Waitz ist ihm nicht gleichgiltig. in der würdigung fremder leistungen lässt Scherer sich freilich nicht irre machen : nie hätte Müllenhoff über naturen wie Arnold, Baumstark und Lindenschmit so unbefangen geurteilt, wie Scherer es tut. die wertschätzung Mannhardts teilten sie bekanntlich. an mythologischen deutungen mag Scherer manches gelungen sein : ein kräftiger würklichkeitssinn und eine klare einsicht in psychologische vorgänge leitet ihn, wenn er zb. die socialen voraussetzungen der wilden jagd, die bedeutung des herzessens und des roggenwolfes aufsucht. daneben (ob unter Max Müllers einfluss?) eine nominalistische neigung, die mich abstöfst : ich verweise auf Vortr. u. aufs. 385, und dieselbe erklärung des mythus von Odin und Mimir, den Sch. doch für kein junges product hält, hab ich auch anderswo bei ihm gelesen. fast fürchte ich, Brugmann hätte für seine auffassung mythologischer geschlechtserteilung an Scherer einen anhänger gehabt : vgl. Kl. schr. 1, 527. — dem vortrag über den Wasgenstein (1, 543) hätte eigentlich das bild nicht fehlen dürfen, zu dem er den text gibt. ich kann mir nicht recht denken, was für ein platz darauf dargestellt war. als ich vorige ostern, freilich im zartesten, durchsichtigsten frühlingsgrün, das der landschaft alle wildheit benahm, zum Wasgensteine wanderte, da ward mir dies wenigstens klar : den Maimont mit der sanften, flachen einsenkung zwischen seinen zwei spitzen können Eckehards *bini montes propinqui* nicht meinen. nun, auch Scherer ist überzeugt, dass Eckehard nicht aus autopsie schildert. aber ich habe dort auch keine stelle gefunden, auf die Scherers schilderung des ihm vorgelegten bildes zuträfe.

Herausheben möcht ich die kleine notiz 'Ostgermanisch und westgermanisch' (1, 471), weil sie lehrt, wie Sch., dem geschichte und philologie stets zusammengehörten, auch die kunstgeschichte, die den germanisten leider meist so ferne ligt, aufmerksam im auge hat. eben dahin gehören einige aufsätze des 2 bandes (176 ff): an der kunst der Niederlande sucht Sch. 1870 sehr hübsch einen

innern zusammenhang zwischen bürgertum und realistischem stil nachzuweisen; es scheint, als sehe er in Rembrandt etwas wie eine demokratische kunstblüte verwürklicht. später hätte er das gewis anders angesehen : die empirische erkenntnis, dass jede hohe kunst eine aristokratie (im weitesten sinne) als publicum voraussetze, durchdringt seine litteraturgeschichte, und Rembrandt ist natürlich kein zeuge dagegen : immerhin taucht die frage der demokratischen poesie noch in der Poetik wider auf (s. 293); ob Sch. in seiner reife eine demokratische blütenepoche unsrer kunst auch nur für möglich gehalten hat, das möcht ich doch bezweifeln, obgleich er selbst in den allzu schematischen constructionen der Poetik diese möglichkeit zuzugeben scheint : sie widerspricht im grunde tief seiner periodentheorie. die charakteristische poesie des bürgertums ist ihm das drama : die rederijker geben gelegenheit, in einem einzelnen falle auf den engen zusammenhang zwischen drama und malerei hinzudeuten, der, freilich anders gewendet, die kunstforschung neuerdings so ergiebig beschäftigt hat. die glänzende studie endlich über Raphaels Schule von Athen, eine lieblingsarbeit Sch.s, zeigt ihn in der kecksten findelust; von allen seiten bieten sich ihm fingerzeige, strömen ihm quellen der erklärung zu; und es ist echt schererisch, dass er nicht daran denkt auf dem festen boden zu bleiben, sondern fortfährt im deuten, so weit er irgend kommt. dass die frau in der Pythagorasgruppe der linken seite von ihm nicht nur sehr künstlich, auch wider die sonstige art des gemäldes gedeutet wird, darüber kann er sich kaum geteuscht haben : aber eine möglichkeit blieb, da mochte er nicht 'ich weifs nicht' sagen; den gegnern waffen zu schmieden, hat er nie gescheut.

Er hat den mut des deutens hier um so mehr für pflicht gehalten, als er da methodisch front machen will gegen HGrimms 'standpunct des nichtwissens', durch den die ganze kritische methode in frage gestellt werde : auch HGrimm hat er wenigstens veranlasst sich zu entscheiden, freilich nicht in Sch.s sinne. Sch.s vertrauen zu der kritischen methode, deren grösten vertreter er in Lachmann verehrte, gieng sehr weit. man hat Sch. wol geradezu einen 'glauben' an Lachmann vorgeworfen, und ich will nicht leugnen, dass es ihm nicht immer gelang, wenigstens in der Nibelungenfrage, sich die volle unbefangenheit zu wahren. Sch. war die gefahr nicht fremd : 'ein starkes element der überlieferung, ja wir möchten sagen : die mode macht sich leider in allen geisteswissenschaften geltend : . . . . die frühe gewohnheit des glaubens ist . . eine macht, der sich selten jemand ganz entziehen kann' (1, 470). der satz galt für seinen lebhaften vorurteilsfreien geist weniger als für die meisten — was wird nicht heut alles geglaubt! —, aber er galt auch für ihn; Lachmanns herliches wort 'sein urteil befreit nur, wer sich willig ergeben hat', im kerne von erlösender wahrheit, hat doch auch eine kehr-

seite. wo freilich Sch. selbst die kritische methode gehandhabt hat, zumal seit seiner Spervogelstudie 1870, da hat er sie durchweg so selbständig, ich möchte sagen ins litterarhistorische umgebildet, dass von einer abhängigkeit in tadelndem sinne keine rede sein kann; Sch.s Faustuntersuchungen in ihrer gesamtheit sind mir eine leistung höchsten ranges, die man noch gerechter würdigen wird, als das heute üblich. der abschnitt 'Kritik und exegese' in den Kleinen schriften lässt von Sch.s gesamtleistung in dieser richtung kaum etwas ahnen. aber Sch. bewährt sich da als vorsichtiger interpret, der Diemers und auch Müllenhoffs texteingriffen seinen starken zweifel entgegensetzt; Sch. ruft einem jungen gelehrten bei glücklichem quellenfunde zu : warum suchst du die quelle, wenn du nicht erkennen willst, 'wie des dichters persönlichkeit im verhältnis zu diesen quellen sich betätige'; er lehrt, aus der beschaffenheit der handschriften auf das lesepublicum zu schliefsen; er stellt die forderung einer katholischen litteraturgeschichte des südlichen Deutschlands seit der reformation auf, eine unerfüllte forderung, deren tiefe innere begründung mir besonders deutlich wurde, als ich mich mit dem freiherrn HChrist. vTeuffel zu beschäftigen hatte; er rückt die gedichte des Deutschen heldenbuchs in den zusammenhang der ritterlichen cultur; auch das frappante bild des merkwürdigen theologen Honorius vAutun (1, 607), mag Sch. seinen einfluss überschätzt haben, liefs ich gerne wider vor mir aufsteigen. feine metrische bemerkungen finden sich : doch fehlte Sch. ein wenig die ruhe zu erschöpfender und eindringender metrischer beobachtung, und von der alten philologenneigung, gerade in metrischer beziehung dem dichterischen individuum sein recht nicht zu lassen, als ob wirs überall mit 'schulen' zu tun hätten, davon ist auch Sch. nicht ganz frei. an den metrischen arbeiten des 2 bandes schätz ich besonders die darlegungen über die theorien des 17 und 18 jhs., durch die Sch. Borinskis und Burdachs studien vorangieng; die untersuchung des hiats bei modernen dichtern bietet zugleich ein pröbchen individualisierender betrachtung für eine metrische einzelfrage : wie ergiebig gerade derartige betrachtungen sind, das hatte schon Zarncke, hat seitdem erfolgreicher Wilmanns bewährt.

In der tiefgreifenden anzeige von Wilmanns 'Walther' (1,627) kündigt Sch. selbst schon 1884 seine Poetik an. gerade was er da verheifst, eine theorie der lyrik, hat das gedruckte heft nun freilich nicht gebracht. merkwürdig : der dichterischen gattung, für die der litterarhistoriker Scherer vielleicht am tiefsten gewürkt, ist der theoretiker am wenigsten gerecht geworden. das wertvolle, was Sch. zur theorie der lyrik beigesteuert hat, steht nicht in der Poetik, sondern ist in den Deutschen studien, in der Litteraturgeschichte, in den Goetheaufsätzen zerstreut; aber auch da so vereinzelt, dass es nicht von selbst zusammenschiefst. Sch. sucht lieber die epischen und dramatischen elemente der

lyrik auf als das specifisch lyrische. mehr bedeutet nur das stückchen vergleichender poetik, das Sch. einer recension von 'Minnesangs frühling' einverleibt hat (1, 696 ff) und das die naturelemente in der liebespoesie sehr fördernd, aber eben doch nur für die primitivsten verhältnisse behandelt; ferner die notizensammlung 'Haupt über vergleichende poetik' (1, 703 ff). der ganze charakter von Scherers Poetik, die mir die innere ursache im dichter überall zu sehr vernachlässigt über der äufsern würkung im publicum, war gerade der lyrik nicht günstig. aber auch andre gründe spielten wol mit. die theorie des epos hat schon dem jüngling am herzen gelegen; sie greift tief in alle fragen ein, die das deutsche altertum berühren; sie war ein lieblingsstoff der romantik wie der philologischen kritik; sie hat in Sch., der das epos litterarhistorisch gar nicht bevorzugt hat, die mannigfachsten wandlungen durchgemacht, ein zeugnis, wie sie in ihm lebte. auch die Kleinen schriften sprechen da deutlich : die recensionen von Schacks Firdusi, des japanischen romans Midzuho-gusa, dessen aristokratische voraussetzungen Sch. beleuchtet, vor allem die essays und belletristischen anzeigen des 2 bandes : wie treten da die lyrik, die fast ganz fehlt, und auch das drama zurück hinter den romanen, novellen und epen! die ausgezeichnete studie über Spielhagens 'Plattland' als vertreter der forciert objectiven epischen technik ist mir ein muster duldsamer und verständnisvoller kritischer poetik; hier waltet überall eine sichere ruhe des ästhetischen urteils, wie sie Sch. auch dem drama gegenüber nicht entfaltet hat. die theorie des dramas klingt in den Kleinen schriften nur sehr gelegentlich an. zeitweilig hat Sch. wol deterministisch die consequenzen überschätzt, die sich aus der lehre von der unfreiheit des willens wenigstens für das moderne drama ergäben (Vortr. u. aufs. s. 392 ff). aus diesen und andern gedankengängen heraus verwirft er die tragische schuld (Kl. schr. 1, 679. Poet. 144) oder will sie doch nur als eine art concession an das kindliche gerechtigkeitsbedürfnis eines naiven, vom drama besonders unmittelbar erregten publicums erklären. die theorie von der tragischen schuld zu verwerfen, ist heutzutage ja üblich, wenn auch wol nicht alle ihre gegner sie mit Sch. gewissermafsen von der tyrannis des publicums ableiten werden. tatsächlich hat das moderne drama spielarten entwickelt, für die Aristoteles und Lessing gewis nicht ausreichen : dass aber in der idealistischen tragödie hohen stils die tragische schuld, recht verstanden, ihre volle innerliche begründung hat, darin hat mich Sch. gar nicht irre gemacht : sie ergibt sich m. e. mit künstlerischer notwendigkeit aus einer eurhythmie der handlung, die mit der eurhythmie der rede in dieselbe stilgattung gehört : der entschlossne naturalist mag sich getrost über beides hinwegsetzen.

Wie Scherer empirische poetik auch an der litteratur der

gegenwart trieb, das erfahren wir aus dem zweiten, von Erich Schmidt besorgten bande der Kleinen schriften. voran hat der herausgeber eine reihe von 'essays' gestellt, unter denen mir das meiste neu war. und ich rechne gleich die bekanntschaft mit Scherers aufsätzen über Freytags 'Ahnen' mir zu hohem gewinn an. auch bei Sch. hat sich selten die quellenuntersuchung so unmittelbar und schlagend zur analyse des werks und zur würdigung seines poetischen wertes erhöht. Freytag, das haupt des realistischen romans, forderte zur prüfung der historischen echtheit heraus: manchen zug des gefühlslebens und -ausdrucks, der sittlichen motive, der sprachlichen form hat Sch. zu beanstanden: aber die freude an der virtuosenhaften sicherheit des stils, der respect vor der dichterischen kraft, die der gelehrsamkeit völlig herr wird, legt einen warmen ton über das ganze. wie Sch. analysiert, davon haben wir noch alle zu lernen : ganz ausgezeichnet treten die typischen züge dieses geschlechtsromans in ihrer technisch-künstlerischen bedeutung heraus. Dahns 'Kampf um Rom' dient in ESchmidts anordnung als würksames gegenstück. auch Kellers 'Züricher novellen' geben dem litterarhistoriker anlass, das verhältnis von quelle und dichtung zu studieren : es ist frappant, wie der blasse stil des minnesangs sogar die scharfen züge dieses charakterkopfs milderte. wie Sch. seinen Keller versteht, das weifs jeder, der den entzückenden aufsatz über die legenden kennt: solche gestalten mit einem stückchen vom sonderling glücken Sch.s nachschaffendem pinsel vor allen : ich weise noch auf Fischart, auf Frischlin und Megerlin, auch auf den Wolfram der Litteraturgeschichte : schade, dass Sch. sich nie ernstlich an Jean Paul gemacht hat. — noch heb ich die analyse des 'Daniel Deronda' heraus : es kennzeichnet Sch., dass ihm auch hier eine art quellennachweis für die gestalt des helden zum hebel dient, um sich den eingang in die geheimnisse dieser technik zu erzwingen. es ist bewundrungswürdig, wie Sch. von den dichtern zu lernen weifs, die er schätzt. diese reihe von essays macht dem forscher wie dem kenner gleiche ehre: ich danke ihnen genuss und ernste erkenntnis.

Aber warum fehlt die rede auf Geibel, die übrigens aus keiner glücklichen stunde stammt? aus äufsern gründen oder aus innern? dass ich die kleinen recensionen, die der herausgeber auf die essays folgen lässt, im einzelnen etwas anders ausgewählt hätte, ist natürlich : ich vermisste zb. die anzeige von Hirzels Haller-ausgabe (DLZ. 3, 680), die mir seiner zeit eindruck gemacht hat; auch dass die kurzen warmen hinweise auf ESchmidts schriften sämtlich fehlen, kann ich zwar verstehn, aber nicht immer billigen : enthält doch zb. die anzeige von 'Lenz und Klinger' (Deutsche rundsch. 17, 507) eine bemerkung über parallelcharakteristik, die Sch.s eigene darstellungsweise illustriert. jedesfalls verdient es lebhaften dank, dass ESchmidt auch diese skizzen

des tages uns so zahlreich ausgeschüttet hat : nicht eine, die nicht ein eindrucksvolles wort, eine gehaltreiche und klärende bemerkung von dauerndem wert enthielte. Sch. sprach in der 'Deutschen rundschau' zu einem publicum, das für ihn etwas vertrautes hatte : es glückt ihm drum viel schlagender, als wenn er etwa in der 'Deutschen litteraturzeitung' über moderne dichtungen spricht. und es macht ihm freude, nach vielen seiten auszuschauen, zumal mit der lebendigen litteratur in steter fühlung zu bleiben : ein sehr gesunder litterarhistorischer trieb. das bewustsein der kritischen verantwortlichkeit ist ihm lebendig : überall will er mehr verstehn als richten, überall sucht er mit willigem eifer das tüchtige und hoffnungerweckende heraus. die technik ligt ihm so am herzen, dass ihm das freundliche worte selbst für PLindau eingibt. aber die technik blendet ihn nicht : er zieht Gutzkows bewegte rauhheit doch der kühlen glätte Spielhagens vor. merkwürdig, dass er sich nie über Wildenbruch geäufsert hat! ich entsinne mich, wie ärgerlich Sch. auf uns junge war, die wir die hoffnung der deutschen bühne nicht recht gelten lassen wollten. schade, bitter schade, dass Sch.s litterarische kritik in die armen tage fiel, da Auerbach und Spielhagen zu den besten unsrer litteratur gehörten. die bücher, die er da bespricht, sind uns heute gutenteils viel verstaubter, als was er drüber sagt. manchmal hab ich mich gefragt, wo stünde er heute? doch seine stimme wollte nicht antworten. im ganzen urteilt er sehr sicher und verständnisvoll. aber er selbst hat widerholt vor dem anspruch gewarnt, als könne man für die litteratur der gegenwart von historischer, von wissenschaftlicher erkenntnis sprechen (1, 41); er verkennt nicht die beschränkung des blicks, die schon die parteiungen des tages mit sich bringen; er fühlte sich viel zuversichtlicher, aus der gegenwart die vergangenheit zu deuten, als umgekehrt. nun, auch er hat der blindheit des tages seinen zoll entrichtet. mir ists doch ein wahrer schmerz, dass der mann, der in Wilbrandts 'Kriemhild' die schönheiten mit der lupe aufsucht, für das gröste dramatische genie seiner zeit, für Richard Wagner, nur unschönen spott aufbringt; dass der mann, der im modernen drama recht eigentlich ein plaidoyer für die unfreiheit des willens sieht, die einfache gröfse eben dieses dramatischen typus in 'Tristan und Isolde' verkennt. warum versagte vor dieser grofsen kraft das hingebende verständnis, das den kleinern so willig gewährt wurde? die quellenforschung wäre gerade auch hier die pfortenerschliefsende springwurzel gewesen. dass ihm nicht einmal Wagners compositionstechnik respect abnötigt! was verschloss ihm das auge? dieser und jener ungeschmack Wagnerscher diction? das zuviel des pathos? nun, er ist doch sonst weitherzig, wies dem litterarhistoriker ziemt. anno 1874 hat Sch. einmal Bellermanns Aiasmusik recensiert : safs ihm der musikalische parteigeist im nacken? oder fürchtete er, das publicum

dieser mächtig werbenden neudeutschen kunst könne vergessen, dass unsre geistige heimat Athen sei?

Es ist erquickend, wie unbeirrt Sch. sich bewust blieb, dass im classischen altertum die gesunden wurzeln unsrer geistigen cultur ruhen. er hat diese überzeugung schon in Wien kräftig verfochten, obgleich die politische partei, zu der er sich rechnete, sehr geneigt war, der schule ihre humanistische grundlage zu verkümmern um der anforderungen der 'jetztzeit' willen. für diese angeblichen anforderungen hat Sch. ganz den gesunden spott, den sie verdienen (1, 733). und er schont auch den namen seiner partei nicht. 'in einem törichten anfalle von liberalismus hat der verflossene minister Mühler die preufs. universitäten den realschülern eröffnet' (1, 750); das österreichische schulgesetz, das einen realistischen fachinspector eingeführt hat, ist ihm 'ein geschöpf der plattesten und seichtesten liberalen logik' (1, 734). mit tiefer sorge sieht er das anwachsen der realgymnasien: 'untergang der gymnasien bedeutet ruin aller würklichen bildung ruin aller wissenschaft' (1, 735). damals sieht Sch. noch ein hei in dem schulwesen des deutschen reichs. damit wärs denn auch vorbei. aber die lebendige wahrheit der mahnungen, die dieser liberale, moderne Östreicher den experimentlustigen pädagogen und regierungen aus bewegtem herzen zuruft, ist durch die decennien seitdem nur bestätigt. der politische parteigeist hat Sch. den wahrheitssinn nicht getrübt. ich will nicht sagen, dass man ihm den liberalen nicht anmerke: das mistrauen gegen die kirche als die natürliche feindin aller freien menschlichen bildung sitzt ihm übertrieben tief; dass er ein bild Lessings (2, 71) so ganz auf den Nathan hin zuspitzt, legt eine liberale schwäche blofs; und vielleicht würde der 'Odilo' des dichters der 'Amaranth' weniger gnade vor seinen augen gefunden haben, wenn er in ihm nicht eine überraschende wendung zu moderner weltanschauung gefunden hätte. aber das ist doch alles nur aufsenwerk. Sch. ist auch politisch empiriker ohne doctrin; die schmeichelei nach unten scheint ihm weit schlimmer als die schmeichelei, die sich vor einem throne beugt (1, 756); weder frauenemancipation noch bequemes popularisieren der wissenschaft lässt er gelten; ja, ich schaudere, in einem versteckten herzenswinkel schlummert eine verschämte sympathie für die censur; dass man seiner litteraturgeschichte gar höfische neigungen vorgeworfen hat, gereicht ihr zur ehre. hatte sein wahrheitssinn nicht die unschuld des kindes, so hatte er den bewusten ernst des rein strebenden mannes. —

Unsre schnelle wanderung durch Sch.s Kleine schriften, die uns nur hie und da einen atemzug verweilens gönnte, hat uns in die tiefen und auf die höhen Sch.scher geistesarbeit nicht füglich führen können. aber von der weite seines horizonts gibt sie doch vielleicht einen annähernden begriff. und damit wär ich zufrieden. Sch. war weder 'grammatiker' noch 'litterarhistoriker',

wie man heute kleinlich und unzureichend einteilt; er war ein philologe in dem alten grofsen sinne, dem die deutsche philologie die wissenschaft von der gesamten vergangenheit unsers volkes ist; diese vergangenheit, zumal die entwicklung unsers geistigen und sittlichen lebens nachschaffend zu erkennen, ist freilich nicht möglich, wenn man sich in engen fachgrenzen verbarrikadiert, und Sch. hat mutig von philosophie und theologie, von staats- und naturwissenschaft sich werkzeuge der arbeit zu holen gewust: von der geschichte ganz zu geschweigen, die unter gesunden verhältnissen von der philologie nie sich trennen dürfte.

Ich habe oft an Sch. denken müssen bei dem streit der gegensätze, der die historiker jetzt so lebhaft bewegt. wir philologen werden mit leidlicher kühle zusehen. wir sind gewöhnt, in sprach-, sitten- und glaubensgeschichte vorzugsweise zustände zu behandeln, in denen wir froh sind, wenn wir nur gesamttendenzen entdecken können, da sich die individuelle betätigung schon durch unser material fast durchweg selbst der ahnung entzieht. wir erfahren anderseits in der litteratur- und kunstgeschichte zur genüge, wie da die leistung vieler tausende, ganzer jahrhunderte federleicht wiegt gegen das würken des genius, das doch auch widerum nicht verständlich ist aufser dem rahmen seiner zeit. auch unter uns philologen wird der eine mehr geneigt sein, Lamprechts 'socialpsychische' factoren in den vordergrund zu stellen, der andre — ich bekenne mich dazu — es lediglich für eine schwäche unsrer erkenntnisfähigkeit, oft geradezu unsres wissens halten, dass wir die entscheidende schöpferische bedeutung der einzelnen in der geschichte (ich denke natürlich nicht nur an die sog. heroen) so selten bis zur evidenz, ja auch nur bis zu einer art anschauung bringen können. der gang unsrer wissenschaft kennt derartige meinungs- und neigungsverschiedenheiten von je : ältere und jüngere romantik, Lachmann und Jac. Grimm repräsentieren ganz verwante contraste: ich weifs es dankbar zu würdigen, dass ich in meiner Leipziger studienzeit zugleich von Zarncke und von Hildebrand lernen durfte. schroffe extravaganzen aber nach der einen oder andern richtung sind kaum eingetreten; stoff und methode haben fast von selbst für mischung und mafs gesorgt; nicht an dieser stelle wurzeln die parteischärfen, die unsre wissenschaft kennt.

Der junge Scherer hat mich nicht selten an Lamprechts bestrebungen erinnert. ich empfehle Lamprecht die anzeige von Petsches 'Geschichte und geschichtschreibung unsrer zeit' (Kl. schrr. 1, 169 ff). was Sch. da, namentlich s. 171. 175, über die bildung geistiger gesamtkräfte im volke, über die grofsen harmonien in der geschichte andeutet, seine starke betonung der geschichtlichen analogien, die in seine vielbeschrienen perioden auslief (zuerst 1873, Kl. schrr. 2, 14), all das ist anders und doch verwant. Lamprechts methodologische bemühungen würde er,

zumal in ihrer neuerlichen richtung auf die geschichte der methode, sehr gewürdigt haben (weniger wol das nachgerade stereotyp gewordne und im grunde unfruchtbare operieren mit Wundt) : gehört doch für Sch. klarheit über die berechtigung der methoden geradezu zu der berufsmoral des gelehrten (1,99). und HGrimm scheint ihm (1872) gleich Carlyle und Emerson die bedeutung der genialen persönlichkeit zu hoch anzuschlagen (1, 189). da würkten romantik und determinismus zusammen. sehr lehrreich ist die haltung der ersten Grimmbiographie. Sch. citiert Arnim : 'im tätigen leben der menschen ist es offenbar, dass nie etwas grofses durch einen einzelnen menschen geschah, sondern immer durch die entwicklung vieler' (Preufs. jbb. 15, 633). er versäumt nicht leicht, wo er der begründer unsrer wissenschaft gedenkt, hinzuzufügen, dass der genius der nation durch sie würkte (ebda 16, 21; vgl. über Bismarck Kl. schrr. 2, 217), und derselbe mann, der rückhaltlos erklärt, 'kunst und wissenschaft sind keine güter, zu deren erreichung association und organisation der massen irgend etwas dienen können' (Preufs. jbb. 16, 185), derselbe mann spielt doch gegen AWSchlegel die mystische gesamtschöpfung des germanischen epos aus (ebda 15, 30ff). in der biographie von 1885 sind alle diese züge verschwunden, und der erforschung des epos wird das ziel gesetzt, zu den dahinterstehnden individuen vorzudringen (Jac. Grimm s. 146). ich constatiere das, weil es mir wichtig scheint für die entwicklung des litterarhistorikers Scherer.

Ebenfalls in dem eingang der ersten Grimmbiographie bekennt sich Sch. zu der überzeugung, dass das genie nichts unbegreifliches sei; dass es als historisches phänomen in seiner geschichtlichen notwendigkeit begriffen werden müsse, daran hat er stets getreulich festgehalten. auf dieser grundanschauung beruht ein gutes teil seiner litterarhistorischen arbeit : in der litteraturgeschichte klingt es einmal fast wie entteuschung, als in einem moment, wo Sch. nach dem gange der historischen entwicklung einem deutschen Shakespeare applaudieren möchte, als in diesem moment nur ein paar talentvolle schulpoeten zweiten ranges die bühne betreten. an sich hat ja die wissenschaftliche erklärbarkeit und selbst die notwendigkeit des genialen mannes mit der frage nach seiner historischen bedeutung nichts zu tun. aber es ist menschenart, dass uns das unerklärliche, unberechenbare gröfser und wichtiger erscheint. ob es nicht Sch. doch ein wenig so gegangen ist? es ist ja sehr schön, wenn er Karl d. Gr. zu den individuen rechnet, 'in denen ihre ganze zeit sich verdichtet, und deren originalität aus den elementarsten kräften ihrer epoche zusammengeschossen ist' (Vortr. u. aufs. 73); es ist mir schon bedenklicher, wenn der 'gröste mann Strafsburgs', Jakob Sturm (Gesch. d. Els.[3] 198), als ein 'auszug' des rates, der zünfte, des volkes gefasst wird; es befriedigt mich nicht ganz, wenn es WSB. 64, 352 heifst : 'jede individualität ist nur zu begreifen als

ein durchschnittspunct unzähliger linien'; der widerspruch regt sich in mir, wenn ich Litteraturgesch. 614f den versuch sehe, Goethes entwicklung in glatte parallele zu der geistigen entwicklung seiner zeit zu bringen; und der widerspruch wird laut, wenn ich Vortr. u. aufs. 387 das individuelle gewissen als ein spiegelbild der öffentlichen meinung bezeichnet finde (ähnliches noch Poetik 143. 145). als Sch. an Rehbergs sympathischer persönlichkeit rühmt, dass sie unbeirrt geblieben sei 'von der stärksten alles fortreifsenden mode, dem sogenannten zeitgeist' (GJ. 6, 350), da entschuldigt er gleichsam seine sympathie damit, Rehberg habe diesem zeitgeist die vergänglichkeit angefühlt. ja, welcher zeitgeist ist denn nicht vergänglich?

Ich empfinde hier überall eine lücke in Sch.s theoretischer auffassung des individuums. es ist ganz bezeichnend, dass er Julian Schmidt nicht recht einräumen mochte, in 'Dichtung und wahrheit' sei der held schlechter fortgekommen als das milieu. Sch. hat das unsterbliche verdienst, uns methodisch gelehrt zu haben, wie jede litterarische erscheinung zugleich aus dem weitesten und intimsten verstanden werden muss : er hat die wissenschaftlichen mittel der litterarhistorischen charakteristik, analyse, erkenntnis unvergesslich gemehrt und verfeinert; aber, nur sehr allmählich ist er von den voraussetzungen des individuums zum individuum selbst vorgedrungen. im ersten Jacob Grimm half der persönliche eindruck, aber wie viel stärker äufsert sich das intimer persönliche in der zweiten fassung! Willirams gestalt wird von dem weither herangezognen material noch völlig erdrückt. wie blass, unpersönlich ist Arnim 1867 ausgefallen, während es dem pater Abraham zu gute kam, dass er zugleich typisch und curiös war. auch die bahnweisende Spervogelstudie scheidet doch mehr typen als individuen. und selbst Caroline muss es sich gefallen lassen, von ihrem allergetreusten verehrer als besonders reiner typus gefeiert zu werden : die wissenschaft wird ja das typische immer stark betonen, und oft muss sie sich mit dem typus begnügen, hier wars nicht nötig, und Scherer täuscht sich auch wol selbst darüber, was ihn entzückt. vom anfang der siebziger jahre an aber steigert sich in Sch. die lust und die kraft des individualisierens immer mehr : von den landschaften und ständen kommt er schnell zu den personen; der junge Goethe war ein vortrefflicher lehrmeister; Sch. taucht mit wonne in den lebendigen strom der biographischen einzelheiten und zufälligkeiten; auch die Allgemeine deutsche biographie schärft den blick; in der Litteraturgeschichte dominiert der 'führende einzelne' (1, 13) mindestens räumlich so sehr, dass der flüchtige leser eher den geistigen schauplatz und die historischen zusammenhänge benachteiligt glauben wird. während Lachmann dazu neigt seinen helden zu typisieren, Gervinus ihn zu kritisieren liebt, sucht Sch., der in beider schule gegangen ist, vor allem den werdenden aus

innern und äufsern voraussetzungen zu verstehn. ich läugne nicht, dass der darsteller Sch. zuweilen weiter gekommen ist als der forscher, dass dieses wissenschaftliche nachschaffen des individuums dem punct sich nur mehr oder weniger anzunähern vermochte, wo uns aus den elementen der einheitliche organismus wird. aber Sch. schied aus aufsteigender bahn. die Poetik bedeutet in dieser gedankenreihe freilich einen rückschlag; aber sie verfolgt ganz andre ziele, und — man sollte collegienhefte doch niemals drucken! das colleg möcht ich nicht anhören, das ohne weiteres ein gutes buch abgäbe.

Von den Kleinen schriften bin ich weit abgekommen. doch nicht so ganz. das chronologische schriftenverzeichnis am ende trägt die schuld : auch mich hat der werdende gefesselt.

Burdachs schliefsende geleitworte unterschreibe ich von ganzem herzen. die lücke, die Scherer gelassen, hat sich nicht geschlossen. äufserlich blüht unsre wissenschaft : unsre jahresberichte erreichen die erstaunlichsten zahlen, alljährlich bieten sich kleine und kleinere handbücher den jüngern dar, das ausland, sagt man, bewundert unsre gröfsen mehr denn je. ja wem danach der gaumen steht! im ernst : es fehlt uns wahrlich nicht an tüchtiger arbeit. aber der tiefe befruchtende enthusiasmus für das schöne, die ahnende kraft der seele, der sich auch im kleinen das ganze offenbart, der grofse zug kühner forschung, der sich die ziele nicht tiefer steckt, weil er die hohen nicht erreichen kann, — er spricht aus den blättern, denen diese zeilen gelten, sehnsuchtweckend und wehmütig wie ein grufs aus gröfserer zeit. das darf nicht entmutigen. aber wagnerischer zufriedenheit soll es wehren. wir sind vielleicht allzu bereit zu resignieren, selbstbeschränkung zu üben. es tut uns not, dass der geist Wilhelm Scherers unter uns lebendig bleibe und wider lebendiger werde!

Göttingen, april 1898. ROETHE.

Was ist syntax? ein kritischer versuch von JOHN RIES. Marburg, Elwert, 1894. IX und 163 ss. 8°. — 3 m.

Das buch ist 'erwachsen aus der beschäftigung mit einigen neueren arbeiten auf dem gebiete der deutschen syntax' (s. III), darf also, zumal da gerade hier der mangel an umfassenden darstellungen besonders deutlich auf das fehlen einer sichern theorie hinweist, in erster linie beim germanisten interesse erwarten. die geistvolle, fördernde behandlung des vielumstrittenen, für alle sprachforschung wichtigen themas, die sich naturgemäfs durchaus nicht an deutsche verhältnisse bindet, sichert ihm auch allgemeinere beachtung, und nicht blofs für das gebiet der syntax. R.s schrift zerfällt 'in zwei teile : einen specielleren, rein kritischen, der die üblichen syntaktischen systeme einer prüfung unterzieht, und einen allgemeineren, der, ausgehend von der

kritik des verhältnisses der syntax zu den übrigen teilen der grammatik, zu positiven ergebnissen zu gelangen sucht' (s. IV).

Nach einleitenden bemerkungen zur rechtfertigung der titelfrage (s. 1—9) wird hingewiesen auf den 'widerstreit zweier entgegengesetzter methoden der forschung ... das ausgehen von der bedeutung', — deutlicher wäre gewesen : von den nach den denkgesetzen möglichen bedeutungen — 'nach deren ausdrucksform gefragt wird, und umgekehrt das ausgehen von den vorhandenen formen, nach deren bedeutung gefragt wird' (s. 9). die erstere, als deren vertreter neben Becker wol sein vorgänger GHermann hätte genannt werden können, gilt dem verf. für überwunden, wenigstens vorläufig im allgemeinen mit recht verlassen. innerhalb der herschenden zweiten machen sich aber widerum zwei richtungen bemerkbar, die sich in dem object der forschung unterscheiden, eine, die syntax als satzlehre auffasst, und eine andre, die bedeutung und gebrauch der wortarten und wortformen als gegenstand der syntax ansieht. eine dritte behandlungsart der syntax, die die meisten syntaktischen werke zeigen, ist die 'mischsyntax', die ohne einheitlichen gesichtspunct verschieden gearteten stoff zusammenhäuft. die schwächen dieser art werden zunächst gezeigt (s. 9—18), dann die der zweiten obiger methoden beleuchtet, die am consequentesten Miklosich durchgeführt hat. für die lehre vom satz ist bei ihm überhaupt kein raum. sein nachfolger Erdmann versucht ihr mehr raum zu gestatten, aber auf kosten der consequenz. über die natur des satzes, über wort- und satzstellung, über die musikalischen mittel der satzbildung und anderes gibt überdies auch E. keinen aufschluss. auf einige dieser fragen wird näher eingegangen. — ob würklich, wie auf s. 34 ausgeführt wird, in den beiden geschriebenen satzgefügen : *du sagst* : '*ich* (der angeredete) *bin krank*' und *du sagst, ich* (der sprecher) *bin krank* die verschiedene interpunction verschiedene musikalische mittel der satzbildung andeutet, ist mir zweifelhaft. für notwendig halt ich eine musikalisch verschiedene aussprache dieser beiden gefüge nicht. der zusammenhang kann meiner ansicht nach den unterschied ohne weiteres klar machen. gegen die behauptung, dass die interpunction im allgemeinen musikalische mittel der satzbildung ausdrückt, hab ich übrigens nichts einzuwenden. — auch ein vorschlag Scherers, bei annahme des systems Miklosich das dort fehlende in einem besondern teil zu behandeln, beseitigt, wie R. zeigt, nicht alle schwächen (s. 19—45). eher kann er sich mit der auffassung der syntax als satzlehre befreunden, hält sie aber für ergänzungsbedürftig. es gibt syntaktische gebilde, die für den satz gleichgiltig sind, jedesfalls seine innere natur nicht berühren, wie eine genitivische bestimmung eines nomens (zb. *Cäsars ermordung*), die aber sicherlich doch auch in die syntax gehören. zieht diese methode sie

auch praktisch in ihren rahmen hinein, so passen sie doch nicht zu dieser auffassung der syntax. syntax ist vielmehr die lehre vom satz und den übrigen wortgefügen, dh. von den wortgefügen überhaupt (s. 45—61. vgl. s. 143).

Der zweite hauptabschnitt, der der stellung der syntax im rahmen der gesamtgrammatik gilt, behandelt zuerst das verhältnis der syntax zur formenlehre. die gegenüberstellung beider als gleichberechtigter teile der grammatik ist fehlerhaft. der richtige gegensatz zur syntax ist vielmehr die wortlehre. der irrtum durfte um so weniger festgehalten werden, als Reisig schon durch seine betonung der bedeutungslehre den rechten weg gewiesen hatte (s. 64—75). mit dieser wird die syntax dann verglichen, wobei sich dem verf. ergibt, dass die bedeutungslehre sowol auf die wortlehre als auf die syntax anwendbar ist, wie es anderseits den wortformen gemäfs auch formen syntaktischer gebilde gibt. es stehn sich also einerseits wortlehre und syntax, anderseits formenlehre und bedeutungslehre gegenüber. das ergibt eine sich kreuzende einteilung. am nächsten steht dem verf. in seiner einteilung Heerdegen, der jedoch die flexionslehre vollständig zur syntax zieht, weil ihm die flexion nur im syntaktischen gefüge möglich erscheint (s. 75—83). über das verhältnis der syntax zur wortlehre wird bemerkt, dass die syntax die wortarten und wortformen nur insoweit zu behandeln hat, als sie für die wortfügung in betracht kommen. wäre Heerdegens ansicht über die flexionsformen richtig, so würde die formale wortlehre sie doch auch betrachten müssen. dieselben gegenstände können von verschiedenen gesichtspuncten aus behandelt werden. aber die ansicht Heerdegens ist gar nicht richtig. die flexionsformen dienen nicht nur zum ausdruck von beziehungen der worte untereinander, wie 'die meisten casusformen in den häufigsten arten ihres gebrauchs' (s. 96), sondern auch zur nähern bestimmung oder bedeutungsmodification der wörter selbst. — ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, dass die casus in gewissen fällen nicht als syntaktische mittel des ausdrucks gelten sollen, bin vielmehr überzeugt, dass sie immer dem ausdruck syntaktischer beziehungen dienen; vgl. meine schrift über Isidor (Göttinger beiträge 3) s. 4 ff. ich meine natürlich nur die eigentlichen, dh. die obliquen casus. als beispiel einer nichtsyntaktischen bedeutung der casus führt verf. 'die rein locale bedeutung einiger casusformen' an. 'der vielfach mit andern casusformen zusammengefallene locativ drückt eine rein sachliche bestimmung, keine syntaktische beziehung aus. man wird nicht bestreiten können, dass in *Romae natus est* die casusform *Romae* nicht syntaktischer ist als *in Africa, ibi* oder *hodie*; es ligt im casus keine bezeichung eines beziehungsverhältnisses des in diesem casus stehenden wortes zu einem andern, sondern ausschliefslich eine inhaltliche, nähere bestimmung des prädicats-

begriffs, wie sie sonst durch adverbiale ausdrücke gegeben wird' (s. 99—100). ich leugne, dass man *Romae* hier als nichtsyntaktische form auffassen kann. es wird doch da nicht das wort selbst durch die locativendung näher bestimmt, wie etwa durch den numerus, sondern es wird nach des verf.s eignen worten der prädicatsbegriff inhaltlich näher bestimmt, dh. es wird mit der casusform eine beziehung zu einem andern wort ausgedrückt. solche beziehungen zu vermitteln, seien sie nun localer oder andrer art, das ist eben die aufgabe der casus. gewis ist *in Africa* dasselbe. das beweist nichts wider mich. *in* ist nur eine spätere ergänzung des alten casus, der in einigen fällen wie *Romae* noch vollkommen bedeutungskräftig geblieben ist. und *hodie*? das ist ebenso gewis dasselbe. was ist denn das anders als eine erstarrte casusform? die historische grammatik neigt doch dazu, in dieser art alle adverbien aufzufassen. *ibi* kann gleichfalls sehr wol eine locativform — eines pronominalstamms — sein. weil die adverbien erstarrt sind, können wir an ihnen das lebendige syntaktische mittel oft nicht mehr deutlich erkennen. darum stehn aber die lebendigen casusformen, an deren stelle sie treten können, nicht aufserhalb des syntaktischen zusammenhangs. selbst wenn es adverbia gäbe, die nicht als erstarrte casusformen aufgefasst werden könnten, würde das nichts gegen die syntaktische natur der casus beweisen. der genitiv in einer verbindung wie *αἱ γυναῖκες τῆς ἡμετέρας πόλεως* müste dann auch kein syntaktisches ausdrucksmittel sein, weil man etwa dasselbe ausdrücken kann durch ein adverb mit attributiver function *αἱ ἐνθάδε γυναῖκες*.

Zu einem noch geringeren teil als die lehre von der bedeutung der wortformen gehört die lehre von der bedeutung der wortarten in die syntax. beides nach Haases vorgang völlig aus der syntax zu verbannen ist, wie R. weiter ausführt, ebenso einseitig wie Heerdegens vorgehn. das richtige ligt in der mitte. es gehört hier alles in die syntax, was die verwendung bestimmter wortarten als glieder der einzelnen wortgefüge betrifft. der mögliche vorwurf mangelnder übersichtlichkeit bei der darstellung, die widerholungen vermeiden muss, aber verweise nicht zu sparen braucht, wird zurückgewiesen (s. 83—119). dann werden kurz syntax und lautlehre (s. 119—121), eingehnder syntax und stilistik gegen einander abgegrenzt. R. unterscheidet eine objective stilistik, die den sprachlichen stoff einem ästhetischen werturteil unterwirft, und eine subjective, die die sprachliche eigenart eines individuums feststellt. syntax und stilistik behandeln den sprachlichen stoff nach verschiedenen gesichtspuncten. derselbe fall kann also in der syntax wie in der stilistik behandelt werden (s. 119—135). — im einzelnen geht R. in der umgrenzung der stilistik wol nicht ganz einwandsfreie wege. jedesfalls fordern behauptungen gleich der folgenden zum

widerspruch heraus : 'alle die einzelheiten, die zusammen die eigenart der sprache eines individuums ausmachen, sie müssen doch alle in der grammatik dieser sprache — nicht im zusammenhang erörtert, sondern an verschiedenen stellen zerstreut, aber doch jedesfalls immer behandelt sein' (s. 129). es sei demgegenüber nur auf éinen fall hingewiesen, nämlich dass die sprache eines individuums eine vorliebe für eine bestimmte art von bildlichkeit zeigt, dass sie zb. ihre bilder gern aus dem seewesen nimmt. das ist doch gewis eine eigentümlichkeit der sprache, die keinen platz in der grammatik hat, weder geschlossen noch verzettelt.

In einem weiteren capitel wird einzelnes zur disposition der syntax bemerkt, die schwierigkeit einer getrennten darstellung der formen und der bedeutungslehre auf syntaktischem gebiet betont, doch aber eine getrennte erforschung beider teile verlangt, wird ferner gefordert, dass, wie in der wortlehre neben der formen- und bedeutungslehre die wortbildungslehre stehe — von der, nebenbei bemerkt, im übrigen sehr wenig gesagt wird —, auch in der syntax ein besonderer teil sich mit der bildung der wortgefüge beschäftige. die syntaktischen bildungsmittel sind zu untersuchen, ihre bedeutung zu prüfen, es ist eine lehre von den syntaktischen ausdrucksmitteln zu geben (s. 136—142). eine zusammenstellung der ergebnisse bildet den schluss (s. 142—145).

Der wert der arbeit beruht nach meiner ansicht in der erfolgreichen kritik, besonders des systems Miklosich, in dem unzweifelhaft richtigen erweis der syntax als lehre von den wortgefügen, womit ihr gebiet genauer umschrieben wird, als mit der erklärung : syntax ist satzlehre, und in dem für die forschung förderlichen gedanken der durchdringung von form und bedeutung einerseits und wort und wortgefüge anderseits. als durchgehnden mangel hab ich empfunden, dass R., obwol er so viel von der forschungs- und darstellungsart handelt, die vorzüge historischer betrachtung der syntaktischen verhältnisse nicht deutlich hervorhebt. sie würde ihn selber vor dem oben erwähnten irrtum in der auffassung der casus bewahrt haben.

Für die praktische durchführbarkeit seiner hauptgedanken hat verf. bekanntlich schon im jahre 1895 einen schönen beweis erhalten. FHolthausen hat sie der einteilung seines Altisländischen elementarbuchs zu grunde gelegt, mit selbständiger weiterbildung, freilich ohne die consequenzen bis ins einzelne zu ziehen.

Göttingen, 29 märz 1898. H. Seedorf.

Unsere muttersprache, ihr werden und wesen. von GUSTAV WEISE. 3 aufl. Leipzig, Teubner, 1897. xxx ss. 8°. — 2,40 m.

Der ersten ausgabe (1895) sind in dem kurzen zeitraume zweier jahre eine zweite und dritte gefolgt; das büchlein hat durch seine schnelle verbreitung, wenn auch die ernstere kritik manches auszusetzen fand, seine berechtigung vollauf erwiesen. die folgenden bemerkungen werden dem verf. für weitere auflagen zur erwägung anheimgegeben.

Eine ausstellung allgemeiner art betrifft die litteraturangaben des buches; vollständigkeit war durch die rücksicht auf den gegebenen umfang der schrift ausgeschlossen; es fällt auf, dass von kleineren arbeiten die schulprogramme mit vorliebe citiert und die abhandlungen der eigentlichen fachzeitschriften verhältnismäfsig vernachlässigt werden. die meisten leser, mit denen der verf. zu rechnen hat, werden gebildete laien sein, die ihre einsicht in sprachliche dinge vertiefen wollen; da war es dem zwecke entsprechender, sich auf die selbständigen werke und die würklich epochemachenden abhandlungen zu beschränken. welchen nutzen hat es für diese leser, auf schwer zugängliche schulprogramme hingewiesen zu werden, während gleich auf s. 1 (anm. 1) bei der aufzählung der historischen darstellungen unserer sprache Scherers buch fehlt? s. 7 bei der besprechung der durch das christentum eingeführten oder umgeprägten wörter vermissen wir den hinweis auf Raumers schrift (Einwürkung des christentums auf die althochdeutsche sprache, Berlin 1851) usw. s. 175 anm. 1 wird der leser für die fremdwörterfrage hingewiesen auf 'einschlägige schriften von Bliedner, ABoltz, Cremer, ODehnicke, KFranke, AFuchs, EGieseking, Gildemeister' und einem dutzend anderer, ohne nähere angaben; diese art von belehrung ist zwecklos.

Den verf. interessiert die sprachseele bei weitem mehr als der sprachkörper, so ist es nicht verwunderlich, dass die äufsere geschichte der sprache sehr knapp gefasst ist: von den 181 paragraphen des buches beschäftigen sich nur zehn mit der geschichte der laute (98—107) und weitere zehn (108—117) mit der geschichte der flexionen. diese dürftigkeit beeinträchtigt den wert des buches gerade für die weitern kreise der gebildeten; der selbstverständliche satz, dass die historische grammatik grundlage aller spracherkenntnis ist, muss vor allem von solchen populären darstellungen scharf betont werden; das gefällige plaudern über sprachliche dinge leistet nur dem dilettantismus vorschub.

W. ist nicht germanist von fach, darum ist ihm dringend anzuraten, bei weitern auflagen sorgfältige nachprüfungen vorzunehmen; an ungenauigkeiten und versehen ist auch in der 3 auflage kein mangel; manches kann im hinblicke auf die leser, für die das buch vor allem bestimmt ist, besser gefasst werden. hier können nur einzelne beispiele gegeben werden.

S. 1 halte ich die paarweise ordnung, in der die idg. völker aufgezählt werden, für unglücklich; der leser muss zu dem gedanken kommen, die Kelten stünden mit den Slaven, die Litauer mit den Armeniern usw. in einem nähern verwantschaftsverhältnisse. — s. 2 wird die germ. lautverschiebung mit einigen dürftigen bemerkungen abgetan. der satz '*bh, gh, dh* gehen des hauchlautes verlustig' bezeichnet den würklichen vorgang doch ganz schief. von den in der anm. angeführten verschiebungsbeispielen müssen die der ersten zeile dem leser, der nur durch W.s im texte gegebene darstellung belehrt ist, unverständlich bleiben; er weifs nicht, was er mit den anlauten von *helvus*, *ϑῆρ*, *fero* machen soll, da ihm nicht gesagt wird, welche idg. werte *h*, *ϑ*, *f* hier repräsentieren (die gleichung *ϑῆρ* engl. *deer* ist übrigens falsch; *ϑ* = idg. *gh*). vom Vernerschen gesetze und seiner durchgreifenden bedeutuung für die deutsche sprachgeschichte ist mit keiner silbe die rede. — s. 7 werden die deutschen namen *montag*, *freitag* mit den christlichen begriffen lat. herkunft unmittelbar zusammengestellt, sodass beim leser die vorstellung entsteht, als verdankten wir die erhaltung unserer alten götternamen in *freitag*, *donnerstag* den christlichen bekehrern. — s. 8 ist für *Heri-bert* nur der *ja*-stamm (nicht auch *i*-) berechtigt. — was der verf. s. 49 aus einer ganz unsichern etymologie des (übrigens nicht gemeingermanischen!) *weib* folgert, ist mehr als bedenklich. — s. 51 : das 'deutschkeltische' wort *ambactus* (s. 176 anm. 3 wird *amt* als kelt. lehnwort aufgeführt) soll das 'verhältnis der treue zwischen diener und herrn' bezeichnen; wenn W. das wort für ein keltisches hält, kann von einem sittlichen gehalte keine rede sein; es bezeichnet dann einfach den boten; die sinnige Grimmsche deutung (DWb. I 280) scheint dem verf. unbekannt zu sein; sie würde besser in seinen gedankengang passen. — s. 60 ff vergleicht W. Niederdeutsche und Hochdeutsche nach sinnesart und begabung; hier war zu erwähnen, dass die Niederdeutschen im 13 jh., in der blütezeit der hd. dichtung, mit einer mustergiltigen prosa auftraten, der Süddeutschland nichts gleichwertiges gegenüberzustellen hatte; neben dem Sachsenspiegel durfte die sächsische Weltchronik nicht vergessen werden; auch die leistungen der Niederdeutschen auf dem gebiete des mittelalterlichen dramas sind charakteristisch für diesen volksstamm. — s. 67 wird *bündig* unter bemerkenswerten nhd. wörtern nd. ursprungs aufgezählt; bei Schiller-Lübben ist das wort überhaupt nicht verzeichnet, ebensowenig von den wörterbüchern der neuern nd. mundarten, so viel ich sehe, mit ausnahme von ten Doornkaat Koolmans Ostfr. wb. (I 253[b]); dagegen begegnet es schon bei Frauenlob (kreuzl. 1, 7); hochd. belege aus dem 16 jh. verzeichnet das DWb. II 521; hierzu vgl. : '*bündig*, tichtig, rechtmefsig, aptus, legitimus', Henisch Teutsche sprach und weifsheit (1616) 556, 49; '*das testament ist bündig und kräftig*, ce testament

est de valeur', Hulsius dict. (1616) 68ᵃ. die nd. herkunft von *schlau* ist unsicher (DWb. IX 501); *krämer* (s. 68) ist kein specifisch nd. wort (vgl. Graff IV 608), ebensowenig *beet* ein nordwestdeutsches (DWb. I 1245); worin ligt bei *knaster* die nd. namensform? — s. 95. die grundbedeutung 'schlauch' ist mindestens für *krug* und *tonne* nicht zu erweisen. — s. 98 wird ganz willkürlich die redensart *auf den hund kommen* mit dem hundewurf der alten beim würfelspiel in beziehung gesetzt; richtig ist die wendung gedeutet bei Borchardt Sprichwörtl. redensarten s. 238. — s. 107 ff war unbedingt auch der altsächs. bibeldichtung erwähnung zu tun. — s. 113 : die redensart *etwas aus dem ärmel schütteln* hat mit der 'rittertracht' kaum etwas zu tun, sondern weit eher mit dem gebahren eines taschenspielers; *gestiefelt und gespornt sein* weist auf eine spätere zeit als die der höfischen dichtung; wendungen wie *sich alles herausnehmen, sich den mund verbrennen* erinnern uns doch nicht blofs an die 'mahlzeiten der ritter'.

S. 137 : recht unklar und ungenau sind die hier gegebenen bemerkungen über vocalwandlungen. der leser, der das erste vorwort mit aufmerksamkeit gelesen hat, fasst *ë* als einen 'aus *i* hervorgegangenen *e*-laut' auf, hier erfährt er umgekehrt, dass *ë* durch folgendes *i* zu *i* erhöht wird (*berg, gebirge*), er muss diesen vorgang als rückverwandlung in den ursprünglichen vocalstand der stammsilbe ansehen. der übergang *ë* zu *i* war überdies von den *i*-umlautserscheinungen zu trennen; es verwirrt, wenn dann wider bei *u, o* (*gold, guldîn*) von 'brechung' gesprochen wird. bei 'got. *siuka*' muste bezeichnet werden, dass der stamm gemeint ist. — s. 144 wird *werde, binde* als m i t t e l-stufe, *ward, band* als h o c h stufe des ablauts bezeichnet; veraltet und misleitend. — s. 156 : im ahd. ist nicht *nëmat* als normalform anzusetzen, sondern *nëmet*; vgl. Kögel Beitr. 8, 135 ff; die ganze darstellung ist hier recht flüchtig und bedarf gründlicher revision. — s. 168 anm. 1 vermiss ich die erwähnung von bildungen wie *grobian, schlendrian*. — s. 209 : ein 'mhd. *ragin* rat' gibt es ebensowenig als ein 'mhd. *mar* berühmt'. — s. 232 : '*holzen* ist schlagen, auch wenn kein hölzerner gegenstand dazu benutzt wird'. für diese deutung wird W. im gebrauche der ältern sprache (Lexer II 1330) keine stütze finden.

Man sieht zur genüge aus diesen beispielen, wie der verf. auch in ganz elementaren dingen sein buch noch zu verbessern haben wird. die vorzüge des werkes sind warmherzige begeisterung für den stoff, leichte, gefällige darstellung; die abschnitte, die sich mit der psychologischen seite des sprachlebens befassen, sind äufserst anziehend. für alle aber, die durch das W.sche buch angeregt werden, sich mit der geschichte unsrer muttersprache zu beschäftigen, wird es gut sein, sich in eine etwas strengere schule zu begeben.

Zum schlusse noch eine bemerkung über die grammatische terminologie des verfassers : seine schrift ist durch ein preisausschreiben des deutschen Sprachvereins veranlasst worden, bis zu dessen gründung denn auch in der einleitung die geschichte der deutschen sprache geführt wird und dessen Zeitschrift und Beihefte man fleifsig citiert findet. aus diesem äufsern grunde erklären sich wol die im buche angewanten verdeutschungen grammatischer ausdrücke, die 'selbstlaute' und 'mitlaute', der 'werfall', der 'wesfall der einheit' (s. 8), der 'woherfall' (s. 246), 'vergangenheit der tätigen zeitform', 'vorstellungsform der vergangenheit' (s. 64) usw. über die berechtigung des purismus auf diesem gebiete spreche ich meine meinung hier nicht aus, ich mache dem verf. nur den vorwurf, dass er ungleichmäfsig verfährt, dass er die alten lat. schulausdrücke neben den neugeprägten verwendet; ein 'conjunctiv der vergangenheit' (s. 155) wird weder vom sprachverein noch von den altmodischen grammatikern gebilligt werden; ebenda findet sich unmittelbar hintereinander 'stammvocal und selbstlaut', s. 248 steht oben genit. und accus., unten ist vom wes- und wenfalle die rede, s. 258 folgen aufeinander ein 'mittelwort der vergangenheit als befehlsform' und ein 'particip der gegenwart'. durch solche fortwährende rückfälle in die üble gelehrtensprache mit ihren fremdwörtern erhalten die 'wen- und woherfälle', die 'mittelwörter' einen geradezu komischen charakter.

Göttingen, 5 jan. 1898. R. MEISSNER.

Geographie der schwäbischen mundart von HERMANN FISCHER. mit einem atlas von achtundzwanzig karten. Tübingen, Lauppsche buchhandlung, 1895. — 20 m[1].

Meiner besprechung dieses wichtigen werkes ist die starke verzögerung doch insofern zu gute gekommen, als die zahl der fertigen Wenkerschen karten von semester zu semester regelmäfsig zunimmt und damit auch das vergleichsmaterial für die beurteilung von Fischers leistung wächst. auf diesen vergleich meine ich den nachdruck legen zu sollen, einfach aus dem grunde, weil ich wol der einzige recensent bin, der damit nicht nur F.s text, sondern auch seinem statistischen grundmaterial gerecht werden, dies nicht nur als gegeben dankbar hinnehmen, sondern auch kritisch beleuchten kann. der atlas ist das fundament des werkes (trotz der eher für das umgekehrte verhältnis sprechenden titelfassung), je nach dem urteil über jenen steht oder fällt auch F.s grammatik.

Wenkers 'fragbögen, ursprünglich nur für Mittel- und Norddeutschland entworfen und ohne veränderung auf den süden aus-

[1] vgl. auch : Geographie der schwäbischen mundart. von Hermann Fischer. Württ. vierteljahrsh. f. landesgesch. n. f. 4, 114ff.

gedehnt, enthalten manches für den süden entbehrliche, lassen dagegen einige spracherscheinungen vermissen, die für unser gebiet wichtig sind' (s. VII); 'wer Wenkers fertige karten in Berlin sieht oder Wredes berichte darüber studiert, wird öfters die bemerkung machen können, dass die dem südwesten fern stehenden bearbeiter des deutschen Sprachatlas das eine und andre aus ihrem material entnommen haben, was der einheimische anders beurteilt hätte' (s. VI). das erste ist richtig, das zweite ist mindestens möglich. die frage, ob es sich trotzdem nicht empfehlen dürfte, mit solchen specialatlanten zu warten, bis Wenkers umfassenderes unternehmen weiter vorgeschritten ist und bis es der localforschung von seinen methodischen und technischen erfahrungen mehr mitteilen, ihr auch sachlich an die hand geben kann, worauf es für sie in jedem dialektgebiet besonders ankomme, diese frage braucht uns für F. nicht zu kümmern, denn die wurzeln seines werkes reichen bis in Adelbert Kellers würksamkeit und in die sechziger jahre zurück (s. III). gewis wäre auch bei F. manches noch besser geraten, falls er mit uns hand in hand gearbeitet hätte. aber anderseits erscheint dadurch, dass er vollkommen selbständig und ohne jede beziehung zu uns vorgegangen ist, die schöne übereinstimmung der beiderseitigen ergebnisse in um so hellerem lichte. und so wollen wir uns durch kleine bedenken die aufrichtige freude an dem guten gelingen nicht trüben lassen, sondern dem Schwabenlande wie unserer dialekt- und sprachwissenschaft zu dieser reifen frucht schwäbischen gelehrtenfleifses von herzen glück wünschen. F. ist geborner Schwabe und sein heimatland war wie kein anderes durch tüchtige einzeluntersuchungen für eine umfassende dialektologie vorbereitet; das berechtigt uns zu hohen anforderungen an F.s werk: sie werden im wesentlichen erfüllt. dieses günstige urteil, das sich uns aus dem vergleich mit Wenker ergeben wird, berechtigt uns dann weiter, überall da, wo dieser vergleich nicht möglich ist, in F. eine glückliche ergänzung W.s zu begrüfsen und für mannigfache belehrung ohne rückhalt empfänglich zu sein. wer weifs zb., wenn W.s formulare wörter wie *jammer, seele, lehrer* enthielten, ob wir für deren ständige schriftsprachliche form im schwäbischen die richtige erklärung so präcis gefunden hätten wie F., der daneben die lautgesetzlichen kennt in *jǭmər* 'heimweh', *mąę sael* 'meiner seel', *laerbuə* 'lehrbube' usw. (s. 9, 3). so ist es überhaupt eine grofse summe interessantester einzelheiten, die uns durch das werk geboten wird, während wir freilich gegenüber der gesamtanschauung und den allgemeinen folgerungen F.s uns etwas skeptischer werden verhalten müssen.

In zwei puncten ist F. von W.s verfahren abgewichen. einmal hat er sich an die pfarrer gewant, nicht wie W. an die schullehrer : ich lege darauf nicht viel gewicht, wenn mir auch die durch höhere bildung vielleicht getrübte unbefangenheit der



geistlichen gefährlicher zu sein scheint als die etwaige neigung der lehrer, an der mundart zu bessern und sich wie der bauer ihrer zu schämen (s. vi); überdies spielen die lehrer bei W. zumeist nur eine vermittlerrolle, seine eigentlichen gewährsmänner sind eingeborene (vgl. Anz. xviii 303). schwerer wiegt der zweite punct: W. hat sätze gewählt, F. herausgerissene vocabeln. hier neigt sich die wage stark auf W.s seite. das volk kennt das wort fast nur im satzzusammenhang, nicht in der isolierten gestalt unserer grammatischen abstraction. so haben sich unterschiede oder doppelformen, die auf betonungsverschiedenheit im satze beruhen, F. nur gelegentlich dargeboten; dasselbe pronomen oder dieselbe partikel in zwei verschiedenen sätzen, hier mit, dort ohne ictus, hätte deutlicheres ergeben. so ist auch über die flexionsendungen bei F. wenig zu holen, und doch sind sie gerade für dialektgeographische zwecke häufig besonders brauchbar, weil sie (von unbedeutenden schwankungen abgesehen) keiner accentverschiedenheit ausgesetzt, vielmehr gleichmäfsig unbetont und deshalb consequenter entwickelt sind. und das charakteristische schwäb. *-ət* in der 3 pl. präs. fehlt bei F. ganz. sonstige eigenheiten des F.schen fragebogens werden unten bei der kritik der einzelkarten zu berühren sein.

Der aus diesem material hervorgegangene atlas krankt nun leider an einem übel, dessen besprechung wir hier vorwegnehmen wollen, damit die schlechte laune, in die es uns versetzen muss, später durch die freude an den eigentlichen resultaten F.s weggewischt werden kann. die schöne frucht steckt in einer hässlichen schale. im interesse seines werkes und der sache, der es dienen will, ist es aufs lebhafteste zu bedauern, dass F.s atlas in technischer beziehung auch hinter den bescheidensten ansprüchen zurückbleibt, die man heute an ein kartenwerk stellen darf. wenn die verschiedenartigsten disciplinen es längst nicht mehr verschmähen, die vorteile kartographischer darstellung und übersichtlichkeit sich zu nutze zu machen, so suchen sie dabei selbstverständlich fortschritte und heutigen standpunct der kartographischen technik zu berücksichtigen. geologen, statistiker uvaa. würden staunen, wenn sie sich die grundkarte betrachteten, die hier ein philologe für seine dialektischen eintragungen entwarf. lediglich die wichtigsten flüsse und seen orientieren über die gegend, die man vor sich hat; daneben nichts von herkömmlicher gradeinteilung, keinerlei orographische andeutung, keine politische grenze, ja nicht einmal ortsnamen. F. hat vielmehr in seine flussskizze nur die anfangsbuchstaben seiner orte eingezeichnet, die damit zugleich die ortspuncte vertreten müssen; nicht einmal die grofsen orte sind ausgeschrieben oder auch nur in der schrift hervorgehoben; um dieses buchstabengewimmel hat er sodann ein richtiges quadrat construiert und dieses quadrat ebenso mechanisch in 14 × 14 quadrätchen gegliedert! um eine ortschaft

zu identificieren, muss man jedesmal erst den beigegebenen umfangreichen schlüssel befragen, und um die württembergische, bairische, badische usw. staatszugehörigkeit eines grenzdorfes festzustellen, eine besondere politische karte. F. hat damit der vollen würkung seines inhaltsreichen werkes gröste hemmnisse bereitet. seit seinem erscheinen hab ich immer und immer wider mit ihm zu tun gehabt, aber bis heute kann ich das unbehagliche gefühl nicht überwinden, das mich jedesmal beim aufschlagen dieser total ungegliederten und unübersichtlichen blätter überkommt, und selbst die grösten orte darauf find ich auch heute noch immer erst nach längerem herumirren des fingers. und so ist mir schliefslich nichts weiter übrig geblieben als — F.s atlas noch einmal selbst zu machen. ich habe auf eine W.sche grundkarte die F.schen signaturen übertragen und dann jede seiner grenzen auf ein hier aufgelegtes pausblatt copiert. damit gewann ich zugleich die möglichkeit, diese pausen auf die entsprechenden fertigen karten W.s einfach auflegen und so mit ihnen bequem und genau vergleichen zu können.

Noch durch ein anderes ist die benutzung erschwert : das einzelne blatt enthält bei F. zu viel. um klarheit zu gewinnen, muss ich mir die mehr oder weniger zahlreichen paradigmenlinien, die bei ihm auf éiner karte stehn, in ebenso viele einzelpausen zerlegen. vgl. zb. das u. zu karte 4 oder 7 gesagte.

Endlich : F. hat mit württembergischer staatshilfe gearbeitet und verfügt deshalb natürlich für das kgr. Württemberg über relativ mehr ortschaften als für Hohenzollern, Baden, Baiern. seine dialektkarte beruht also dort auf reicherem material als hier, sie ist für verschiedene gegenden verschiedenwertig. ein paar zahlen werden das verdeutlichen, die zugleich das gröfseverhältnis zwischen seinem und W.s atlas erkennen lassen. F. hat im ganzen 1471 orte, wovon 30 in der Schweiz und in Österreich liegen, sodass 1441 für Deutschland bleiben. hiervon fallen 72 auf badischen boden, sind mithin so dünn gesät, dass wir sie im vergleich mit W. am besten ignorieren. es bleiben für Württemberg, Hohenzollern, Baiern 1369 orte, denen auf gleichem gebiete bei W. 3403 gegenüberstehn (dh. ca. 2 : 5). davon fallen auf Württemberg bei F. 1026 und bei W. 1795 (ca. 4 : 7), auf Hohenzollern dort 33 und hier 92 (ca. 1 : 3), auf Baiern (bis an die curve Aub-Nürnberg-München-Isar aufwärts) dort 310 und hier 1516 (ca. 1 : 5)[1]. daraus folgt, dass F.s sprachliche grenzlinien namentlich an den rändern seines kartengebiets mit vorsicht aufzunehmen sind.

Gehn wir nun zum inhalt des F.schen atlas über, so ist von anfang an zu betonen und weiterhin nie zu vergessen, dass im gegensatz zu W.s rein empirisch-statistischen materialkarten

[1] von F.s deutschen orten fehlen bei W. 140; davon liegen 1 in Baden, 10 in Hohenzollern, 19 in Baiern, die übrigen 110 in Württemberg.

F. uns einen fertigen schwäbischen sprachatlas bietet. während bei W. jede einzelne schreibung ort für ort notiert wird und seine linien öfters nur als technische abkürzungsmittel zu gelten haben, die bei höherer verarbeitung hier und da modificiert werden, ja ganz verschwinden können, sind bei F. sprachgrenzen an sich angestrebt. bei W. also vorläufig nichts weiter als kartographische darstellung des fragebogeninhalts, bei F. wissenschaftlich-kritische sichtung. 'man wird mir eben zutrauen müssen', sagt F. s. VII, 'dass die gezogenen grenzlinien auf richtiger kritik der einzelangaben beruhen'. nun, im allgemeinen sind die grundsätze dieser kritik (s. vf, auch 8f und sonst passim) gesund und werden auch von uns in allem wesentlichen unterschrieben. wenn wir sie nur im einzelnen besser controlieren könnten! aber nur zu oft versagt uns F. den einblick in seine detailkritik, in die schreibungen seiner formulare, ihr schwanken usw.; in der regel wird uns statt dessen lediglich die F.sche interpretation geboten. und so bleiben wir öfters urteilslos, wie die folgende besprechung der einzelnen karten widerholt zeigen wird. trotzdem ist das ergebnis dieser beurteilung, die sich ausdrücklich auf den vergleich mit den fertigen und in Berlin liegenden karten W.s beschränken wird, ein günstiges, vielfach ein glänzendes. wenn auf den folgenden seiten die monita dennoch zu überwiegen scheinen, so sollen sie doch das gesamtresultat nicht trüben, sondern lediglich zum bessern verständnis von F.s atlas und damit zu seiner gerechten würdigung beitragen.

Die ersten sechs karten behandeln die alten kürzen. auf k. 1 stimmt die dehnungsgrenze für *hund* grösteuteils vortrefflich zu der W.s, wenigstens bis an die Wertach; über ihren südlichen rest, namentlich über den grofsen nach w. offnen bogen wollen wir nicht rechten, einmal weil hier F. wenig orte hat und dann, weil ich über seine österreichischen orte nicht urteilen will. auffällig ist aber, dass er das dehnungsgebiet nach o. hin nicht abgrenzt, sodass nach seiner darstellung dem ganzen ostteil seines kartengebietes länge zukäme im gegensatz zu Anz. XIX 107 (resp. 105)[1]. F. hat für diesen fall auf seinem fragebogen ausdrücklich quantitätsbezeichnung verlangt (s. IV), W. nicht: folglich wird F.s karte beanspruchen dürfen, dem phonetischen tatbestande näher zu kommen. woher dann aber die erscheinung, dass bei W. mit dem Lech, der Wörnitz und nördlicher dem 28 längengrade die $\bar{u}$ aufhören, während sie diesseits herschen? hat F. recht, dann müste bei W. einer der fälle vorliegen, wo sein resultat aus bestimmten localorthographischen gründen nicht als phonetisch zu gelten, vielmehr durch einheimische forschung zu ergänzen wäre : fälle, deren es genug gibt und die von uns

[1] auf meine berichte weise ich sonst im folgenden nicht jedesmal hin; sie sind bei jedem paradigma ja leicht nachzuschlagen. schon so werde ich mich öfter citieren müssen, als mir lieb ist.

niemals geleugnet worden sind. und wenn F. s. 19, 3 bemerkt, dass ich in den betreffenden berichten *sālz, pfūnd, hūnd, kīnd* zu eng, *lūft* richtiger bestimmt hätte, so würde ich es gern gesehen haben, dass er als specialforscher diesen in unserer überlieferung nun einmal vorhandenen unterschied gedeutet hätte. aber hat F. würklich recht? haben seine gewährsmänner an Altmühl und Rezat, wo bei uns jede längebezeichnung fehlt, ihm consequentes *hūnd* mitgeteilt? oder ist dies einer der fälle, wo man mit seiner kritik zu rechnen hat? bei Stengel Beitr. z. kenntn. d. mda. a. d. schwäb. Retzat u. mittl. Altmühl (DMdaa. 7, 389 ff) ist nichts von einer solchen dehnung zu finden!

Hatte sich F.s kritik auf k. 1 immerhin in bestimmten grenzen zu halten, weil sie lediglich individuelle wortlinien bietet, so wird in dieser hinsicht k. 2 schon bedenklicher : ihre carmin- und ziegelrote linie wird am kartenrande so erklärt : '*ă* verlängert wird *ǭ, ọ̄*' und '*ă* kurz oder verlängert wird *ǫ̆, ọ̆* oder *ǭ, ọ̄*'[1]. wie kommt F. für diese nüancen zu so schönen allgemeinen grenzen? auf seinem fragebogen (s. IV) hat er auf solche färbungen nicht hingewiesen. vielmehr scheinen nach s. VI, 2 ihn seine gewährsmänner nicht anders bedient zu haben wie W. die seinen, wenn bei diesem wörter wie *wasser, machen, affe, wachsen* überwiegend *a*, selten *å, o* oä. zeigen und selbst bei *was*, wo sie sich häufen, mein bericht dennoch keine schärfere grenzbeschreibung wagte. somit fehlt mir für diese (uä.) linien F.s im einzelnen der mafsstab. im allgemeinen stimmt seine *a/o*-linie sonst vom s. bis zu ihrer gabelung bei Unterschwaningen gut zu W.s *was*- oder *salz*-karte; nördlichere abweichungen werden sich aus individueller dehnung erklären. festeren boden gewinnen wir wider bei den auf demselben blatte folgenden specialfällen, und die sonderlinie für *bald* östlich vom Bodensee deckt sich bei F. und W. ausgezeichnet.

Beim umlauts-*e* zeigen W.s formulare für das im no. von F. abgegrenzte *i*-gebiet in *bett, besser, zwölf, löffel* auch nicht ein einziges *i*! sollte auch hier wider eine orthographische ungenauigkeit vorliegen, so frage ich von neuem : wie kommen F.s gewährsleute zu dieser consequenten angabe? oder wenn es sich vielleicht nicht um ein *i*, sondern nur um ein ganz geschlossenes *e* handeln sollte, dann wäre das fehlen jedes *i* bei W. um so erklärlicher, die genauigkeit in F.s bogen um so auffallender. aber das zusammenfallen von *ẹ* > *i*, *o* > *u*, *ö* > *ü*, *i* bei F. in éine linie macht mich gegen diese überhaupt mistrauisch. denn auch das *o* > *u* fehlt in W.s *gebrochen, ochsen, tochter, geloffen*, begegnet hingegen in *gestohlen, hof, wochen, trocken* : anzeichen genug, dass wir ohne verallgemeinerung wort für wort vorgehn müssen. kurz, an die grüne grenze im no. von F.s k. 2 glaube

[1] so ist dort natürlich zu ändern.

ich nicht [1]. dagegen ist die westlich anstofsende gelbe (*e*, *o* in der dehnung > *ei*, *ou*) richtig, wenigstens nach W.s *hof* und *gestohlen*. die abweichungen beim *ö* < umlauts-*ę* bei F. und W. werden sich aus F.s geringerer ortschaftenzahl erklären : wie *bett, besser, zwölf, löffel,* sowie *sechs, schwester* (vgl. F. s. 26) übereinstimmend zeigen, läuft diese *ö*-grenze, die wir freilich auf keiner karte gezogen, sondern nur durch colorierung sämtlicher *ö*-orte angedeutet haben, ganz mit der württembergisch-bairischen landesgrenze vom Bodensee (nur Lindau und ein paar nachbarorte stehn wie immer für sich) bis nach Nördlingen, von wo sie etwa über Monheim nach Neuburg an der Donau sich fortsetzt. dagegen fehlt der wandel *i* > *ü*, für den freilich auch F. nur unzusammenhängende angaben hat, bei W. laut *ich, sitzen, tisch* total. weshalb? sind doch die entsprechenden *eu* statt *ei* vorhanden (s. u. zu k. 12). für den öfter als ein schiboleth des schwäbischen angesehenen übergang von *i*, *u*, *ü* vor nasal zu ẹ, ọ, ẹ (< ö̩) wählt F., wenigstens im sw. und o., statt fester linien nur eine zonenbeschreibung : mit vollem recht, nur wird die frage dann um so lauter, ob er eine solche nicht in seinem werke überhaupt häufiger hätte anwenden sollen. nach unsern schreibungen würden wir alles land etwa südlich Freudenstadt-Münsingen-Donauwörth (vgl. Anz. XIX 110) mit in die zone hineingezogen haben. die nordgrenze fällt bei F. und W. recht gut zusammen; im nw. ist die kleine einbuchtung nicht berechtigt, da die *e* und *o* noch bis gegen Ettlingen und Durlach auftreten; F.s zone im sw. zeigt bei W. lediglich *i* und *u*, und die im o. geht nicht über den Lech. gerade bei derartigen erscheinungen zeigt sich deutlich, dass W.s verfahren den vorzug verdient, wenn er auf linien verzichtet und den fraglichen bezirk nur durch einzelcolorierung der orte sich aus der karte herausheben lässt.

Auf k. 3 stimmen die vocalgrenzen für *recht* im w. und n. gut zu W. gegen o. läuft bei ihm die grenze unsicher von Gaildorf nach Füfsen, alle darüber hinaus noch vorkommenden *ea* sind einzeln ort für ort eingetragen, da sie gegen die *e* in der minderzahl sind : wollten wir sie alle mit in das gebiet hineinnehmen, so wäre F.s ostlinie zu eng und müste namentlich im n. und no. bis gegen Öttingen, Monheim, Neuburg, Schrobenhausen erweitert werden. zu F.s text s. 25 ist zu bemerken, dass das altbair. nicht geschlossenes, sondern offnes *e* hat (bei uns nur *e*- und *ä*-, nie *ö*- oder gar *i*-schreibungen); westlicher bis zur Iller dann *ęa* (keine *äa*) wie bei F., jenseits dieser *ęa*; vereinzelte *ia* am obern Neckar auch bei W. dass auch die linien für diesen doppellaut *ea* < *ë* wort für wort gesondert verlaufen (s. 26),

[1] auch bei Stengel aao. wird mhd. *e* nur in der dehnung (vor einfacher consonanz) zu *ī*, *o* nur vor nas. + cons. und vor *l* zu *u*, in der dehnung zu *ū*. dazu würde die gestaltung von *gestohlen* und *hof* bei W. stimmen, nicht aber die allgemeine fassung F.s.

können wir nur kräftigst bestätigen, und zb. zwischen F.s *fell*-grenzen und W.s *felde*-karte fehlt alle übereinstimmung.

k. 4 ist besonders geeignet als probe auf mein obiges urteil über die technische seite von F.s kartenwerk. man versuche nur einmal die gestaltung des plur. *gänse* von ihr abzulesen. diese auf unsern mafsstab zu übertragen, war eine saure arbeit; aber das ergebnis dann um so schöner: treffliche übereinstimmung zwischen F. und W. nur von den randgebieten, besonders im s. (für das rot schraffierte *gengs*-gebiet an der westkante hat F. éinen ort!), sehe man besser wider ab. sonst ist die nord- und südgrenze des schwäb. *gę̄s* sehr correct; es fehlt nur eine kleine *gaįs*-enklave n. und w. von Pforzheim, und an der ostseite gehört die gegend von Mindelheim und Kaufbeuern noch zum *gę̄s*-, nicht mehr zum *gaįs*-gebiet[1]. dasselbe blatt zeigt im n. an Kocher, Jagst und Tauber etliche ortweise eingetragene *kaum* und östlicher an der Altmühl weniger zahlreiche *kum* für *kamm*, deren vocal nach s. 24 auch für *mann* gelten soll, und sie fallen in der tat ausgezeichnet in W.s *maų*- und *mų̄*-bezirke: aber warum zeigt nun hier einmal umgekehrt wie gewöhnlich W. deutliche gebiete, F. nur einzeln charakterisierte orte? spricht das nicht wider dafür, dass in andern fällen stark mit F.s subjectiver kritik zu rechnen ist?

Die formen *waįter* und *wįter* auf k. 6 decken sich in ihrer ausdehnung bei beiden gelehrten ausgezeichnet, dgl. das auf demselben blatt bei F. freilich deplacierte *dəu* = *du* (s. 23), wozu nur auch auf dem kartenrand zu bemerken gewesen wäre, dass es lediglich die betonte form darstellt (s. 18).

Auf k. 7 passt die gestaltung des *ā* in *strafse, fragen* bei F. vorzüglich zu der W.s in *schlafen*, auch die bemerkungen s. 30 sind zu unterschreiben. was aber dås kartenbild des *wo* ib. betrifft, so dürfte es sich empfehlen, einen wettbewerb für ihre entzifferung auszuschreiben; nur allmählich kam ich dahinter, um dann auch hier volle übereinstimmung mit W. zu constatieren. das blatt enthält leider viel zu viel, und irreführend ist die vierte zeile seiner farbenerklärung, die deutlicher ungefähr lauten sollte: '*ā* wird doppellaut: *uə* in *wo*, *oa ǫa* in *strafse*, *fragen* ua.'; nicht minder unklar der text s. 30, 1. die *blau*-linien stimmen zu W., vgl. Anz. xxiv 113 f. richtig im allgemeinen ist auch die vocaldarstellung in *nähen*, wenn man von den rändern wider absieht; namentlich für das westliche *ai* (*äi*) und das bair. *ā* ent-

[1] zu s. 22, 4 bemerk ich, dass F.s annahme *gens* für Schweiz und Vorarlberg durch W.s karte im allgemeinen bestätigt wird, auch durch meinen bericht. dieser beschreibt die nasalierungsgrenze nördlich vom Bodensee, notiert vom südlich verbleibenden lande *gengs* um Ravensburg: für den nicht besonders erwähnten rest (also westlicher für die gegend von Markdorf, Meersburg, Überlingen und östlicher für die oberste Iller) gilt mithin *gens*. freilich war *gänse* einer der ersten berichte, und auch das berichtschreiben wollte erst gelernt sein.

sprechen sich F.s und W.s linien. das mittlere *ai*-gebiet ist südlich der Donau (also im kgr. Baiern!) bei F. etwas zu grofs geraten, weil vermutlich sporadische *ai*-orte von ihm mit hineingezogen wurden, ohne dass er über zahlreiche ihm fehlende orte mit *æ* orientiert war; anderseits zeigt die gegend östlich vom Bodensee nur vereinzelte *ai*-orte, bei W. hingegen ein deutliches diphthonggebiet.

Die *schnee*-linien auf k. 10 decken sich mit den W.schen widerum ausgezeichnet. nur zwei kleine abweichungen sind auffallend: um Spaichingen hat F. eine *schnei*-enklave mit 11 orten, die bei W., obwol hier 16 orte hineinfallen, kein einziges *ei*, sondern nur consequentes *ē* (*ee*) aufweist; ligt hier ein versehen vor? anderseits fehlt bei F. ein *schnö*-bezirk, der bei W. an beiden ufern der Iller von Memmingen bis Immenstadt abgegrenzt ist; er fällt bei F. zum gröfsern teil in das östliche *ea*-, zum kleinern in das westliche *ē*-gebiet. einige *ea*- und *ē*-ausnahmen zeigt er freilich auch bei W., aber sie bleiben durchaus in der minderzahl. auch diese abweichung erklärt sich aus den wenigen orten, die F. hier hat (W.s *ö*-bezirk zählt 86, derselbe umkreis bei F. nur 14 ortschaften). die *grofs*-darstellung stimmt ebenfalls; hier haben wir auch die *ou* um Spaichingen[1]. aber der zugehörige text s. 34 bringt eine stelle, die beweist, wie vorsichtig man bei F. sein muss, wenn er über das eigentlich schwäbische gebiet hinausgreift. dort heifst es: 'östlich dieses gebietes ... südlich der Donau [di. ostlechisch] ist meist .. *ǭ* .. angegeben, doch *ǭu* wenigstens für *grofs* ein paarmal bezeugt'. für diese fragliche gegend rechts vom Lech hat F. aber überhaupt nur 7 orte! hier hätte er sich mehr an meine berichte halten sollen. diese ergeben, dass die oberpfälzischen diphthongierungen wort für wort eine andre südgrenze zeigen und ganz und gar nichts von der aao. betonten consequenz aufweisen; und gerade für *grofs* ist der diphthong am ausgedehntesten auch gegen s., sodass bei W. selbst für ganz Altbaiern *groufs* auf der karte unbezeichnet blieb und die monophthongischen *grōfs* als ausnahmen eingezeichnet wurden.

Die karten 12 und 13 bringen die diphthongierung von mhd. *ī* und *ū*: wie der vergleich von *wein, bauen, haus, braun, bauern* zeigt, in schönster übereinstimmung mit W. vielleicht kann mir F. mein bedauern nachfühlen, dass ich seine zugehörigen textworte s. 36 ff erst zu lesen bekam, als mein aufsatz Zs. 39, 257 ff schon gedruckt war, und er wird nach dessen erscheinen die berührungspuncte unsrer anschauungen über die diphthongierung im schwäbischen ebenso bemerkt haben wie ich. auf die ganze frage geh ich hier nicht, wie ich zuerst beabsichtigte, näher ein, be-

[1] die farbenerklärung enthält einen störenden druckfehler: die einzelnen orange gekennzeichneten orte im sw. müssen *groufs*, nicht *gräufs* haben.

schäftige mich nur kurz mit dem einzigen anscheinend bedeutsamen einwand, den bisher meine theorie erfahren hat, dem Bohnenbergers in seiner recension F.s Alem. 24, 38. er glaubt fürs ostschwäbische die diphthonge zeitlich vor die apokope stellen zu können : es gelte dort dehnung alter kürze, wo die tonsilbe im wortauslaut steht, erhaltung der kürze vor mhd. auslautendem *e*, heutiger apokope (sing. *fīsch*, plur. *fisch*), die dehnung muss also vor der apokope stattgefunden haben; anderseits seien diese neuen längen nicht mit den alten diphthongiert worden, wir hätten also grund, den dehnungsvorgang nach dem beginn der diphthongierung anzusetzen, und die diphthongierung gehe dann der apokope voran. aber das *ī* in ostschwäb. *fīsch* beruht ja auf keiner apokope und besitzt deshalb auch nicht die zweigipfligkeit, die meiner erklärung überhaupt zu grunde ligt. freilich den nom. acc. *zeit* muss und darf ich aus systemzwang aller übrigen einst mehrsilbigen casus erklären, aber für *fīsch* ist auch dieser nicht vorhanden. und so dünken mich diese ostschwäbischen dehnungen gerade eine gute stütze für meine theorie: sie entbehren der diphthongierung, weil meine hierfür postulierten bedingungen fehlen. auch darin, dass die diphthongierung im schwäbischen sw. vor *n*, *h*, *r* nicht ganz so weit reicht als vor den übrigen consonanten, vermag ich solange kein moment gegen mich zu sehen, bis die schwäbischen specialisten erwiesen haben, dass die schwäb. *n*, *h*, *r* nicht etwa besonders geeignet seien, die entwicklung von meiner stufe B zu C zu D zu hemmen; was Bohnenberger hierüber neuerdings in den Württ. vierteljahrsh. f. landesgesch. n. f. 6, 176 u. sagt, spricht eher zu meinen gunsten. höher aber als alle solche speculation steht mir die von beiden schwäbischen gelehrten bestätigte chronologie der tatsachen, wenn Bohnenberger aao. 178 als zeit der diphthongierung mit dem 13—15 jh. rechnet und F. s. 21, 6 die apokope des *e* nach langer silbe schon im 12 jh. kennt. im übrigen beschränk ich mich hier auf wenige bemerkungen zu F.s kartenblättern. im nw. wären Baden und Gernsbach besser aufserhalb des diphthonggebietes geblieben, da sie nur städtische enklaven in sonst noch monophthongischer nachbarschaft sind, die bei F. freilich kaum vertreten ist. bedenken hab ich wider bei den allgemeinen lautlinien, die zwischen (*ī* >) *əi* [1], *ai* (*aē*), *oi*, *eu*, *äi* statuiert werden: sie stimmen ja auch für die schreibungen bei W. im allgemeinen (zum *eu* zwischen Iller und Lech s. o. s. 256), diese sind aber eben hier neben dem vorherschenden schriftsprachlichen *ei* in der minderzahl, und man fragt von neuem, da in F.s fragebogen kein besonderer hinweis auf jene nüancen zu finden ist, wie die gewährsmänner zu einer so consequenten nüancierung gekommen sind, oder aber, mit welchen mitteln F. über die orte mit indifferenter

[1] hier hätte auch bei der farbenerklärung notiert werden sollen 'aufser vor nasal' (text s. 36).



ei-schreibung die entscheidung getroffen hat. auf k. 13 quadrat D 9 ein kleiner, nicht sinnstörender fehler : zwischen Ra und Rb sind die kreuzchen der blauen *bauer*-grenze nicht fortgesetzt.

Auch die linien auf k. 12 für die monophthongierung von mhd. *ie*, *uo*, *üe* sind richtig, nur dass die braune im nw. und n. irreführend ihren schwarzen leitstrich auf der falschen seite hat. freilich es sind wider abstracte laut-, keine wortgrenzen, und so wollen wir auch auf die kleinen angeblichen abweichungen von *iə* und *uə*, *üə* im nw. kein gewicht legen; W.s *fliegen* zeigt sie nicht. der eine grau umzogene ort mit *ē* und *ō* im quadrat C 5 (vgl. text s. 44 o.) fehlt zufällig bei W. irreleitend ist die zeichnung von *mŏs* = *muss* (*mutter* kann ich noch nicht vergleichen). zunächst ist dabei der text s. 44 zu beachten, wonach die volle form mit *uə* daneben gebraucht werde : woher dann F.s feste linien? haben seine gewährsmänner regelmäfsig ihm beide formen mitgeteilt? W.s *muss*-karte (allerdings 3 pers., während F. die 1 erfragt hat) zeigt in dem gebiet n. vom Bodensee bunten wechsel von *uə* und *o*, dagegen in dem kleinern um Urach lediglich diphthong, endlich auch im nw. entweder diphthong oder *u*, das dann weiterhin das allgemein fränkische wird, hingegen *o* nur im n. an der Tauber wider neben diphthong.

Die entwicklung des mhd. *ou* auf k. 13 deckt sich für *frau* und *glauben* vortrefflich mit der bei W. es fehlen nur die zwei *oi*-, *ai*-orte bei ihm, wofür lediglich *au*; auch sonst kennen wir solche äufserste vorposten des elsässischen (denn so wären jene färbungen zu beurteilen, nicht mit s. 40, 1 als umlaute, vgl. Anz. XXIV 123 u.) nicht so weit im o. aber wider drängt sich die wichtigere frage auf : wie hat F. die schöne *ao*/*ou*-grenze im s. erzielt?[1] sie scheidet scharf auch W.s beiderseitige schreibungen, ohne dass dieser sie anders zu bezeichnen gewagt hätte als durch einzelcolorierung der betreffenden ortspuncte gegenüber dem vorwaltenden *au*.

Auch k. 14 bringt für das alte (nicht umgelautete) *iu* zumeist 'sozusagen ideale' linien (s. 41), die 'äufserste grenze des lautes *ui*, äufserste grenze von *u*' usw.; denn wort für wort hat seine eignen linien, wie die zusammenstellung s. 42, 1 verdeutlicht, sodass die kartographische darstellung compendiöser ausgefallen ist als sonst : da tun wir gut, auf einzelkritik zu verzichten. für *heute* vgl. u. zu k. 25. immerhin zeigt W.s *neu* im ganzen gute übereinstimmung; die kleinen *i*- und *au*-enklaven decken sich sogar ort für ort. aber was ist das für eine spafsige *nü*-enklave südlich vom Bodensee, die keinen ort enthält? das alte *ei* erscheint auf der folgenden k. 15 glücklicherweise wider in

[1] wol aus technischem versehen ist sie an ihrem ostende für *frau* nicht weiter gezogen, sodass für F.s gerade hier zahlreicheren österreichischen orte am Lech fraglich bleibt, ob sie *frou* haben (wie ich vermute) oder *frao*.

individueller wortdarstellung; leider ist von diesen paradigmen noch keins bei W. zum vergleich fertig.

Mit k. 16 beginnt der consonantismus; sie bringt die 'halbvocale', wie F. schreibt. noch auffallender heifst es im text s. 50 : 'im anlaut ist *w* als halbvocal rein und regelmäfsig erhalten' und 'in den anlautsgruppen *tw*, *zw*, *sw* als halbvocal erhalten'; ähnlich s. 62; und ebenso s. 51 : '*j* vor *a*, *o*, *u* als halbvocal erhalten'. schon der gelegentliche übergang *w* > *b* (resp. *j* > *g*) hätte vor dieser beibehaltung eines traditionellen terminus warnen sollen; wenigstens schwäb. *w* ist bilabialer spirant, wenn auch *j* (trotz dem gelegentlichen > *g*) nach Kauffmann § 19 keine spur von reibegeräusch hören lassen soll. unklar und anscheinend widerspruchsvoll handelt F. s. 50 von dem 'vereinzelten' übergang des *w* in *m* in zwei wörtern : 'ganz allgemein' in *wir*, in einem 'geschlossenen' bezirk auch in *wo*. nur letzteres kann ich vorläufig controlieren. W.s gebiet stimmt ja im allgemeinen zu F., aber die abweichungen an seinen rändern sind, namentlich im s., doch gröfser als gewöhnlich; aufserdem haben wir vereinzelte *mo* noch weit aufserhalb dieses bezirkes : so geschlossen erscheint er mithin schwerlich, und wie bei *wir* > *mir* (s. 50, 5) wird auch hier mit verschiedner stellung im satze zu rechnen sein. von den intervocalischen *w* stimmt das in *bauen* ziemlich, das in *neu* recht gut bei F. und W.; nur im w. zwischen Hornberg und Vöhrenbach ist der bezirk noch bis Triberg auszudehnen, wo F. freilich keine orte hat. wenig glücklich ist die fassung bei der farbenerklärung '*w* erhalten in' usw., denn als *w* erhalten ist es nur im kleinsten teil des F.schen gebietes, meist vielmehr zu *b* geworden (s. 51 o.). übrigens deckt sich diese *w*/*b*-grenze bei F. k. 19 und W. ausgezeichnet. zeigt *bauen* *w* oder *b* am obern Neckar, so erscheint es in *nähen* ganz gesondert davon um Kocher, Jagst, Tauber, obere Wörnitz und Altmühl : auch hier im s. und o. des gebietes in glänzender übereinstimmung, während es im w. bei W. einige orte weitergreift, doch erklären sich solche kleine abweichungen gerade bei der vorliegenden lauterscheinung aus dem vordringen der schriftsprachlichen und zugleich gemeinschwäbischen form (s. 10, 1). zum auslaut *w* oder *b* in *blau* vgl. Anz. XXIV 114 f.

k. 17 bringt eine linie für den *r*-ausfall im silbenauslaut, schwäb. *wint(e)r* : bair. *winta*. man betrachte sie richtiger als ostrand einer zone, deren westrand der Lech bildet; zwischen beiden sind uns die schwäbische und die bairische form (und hier haben wir sehr viele orte mehr) promiscue überliefert, doch so, dass die alte Lechgrenze deutlich erkennbar bleibt. annähernd zusammen fällt damit bei F. südlich der Donau die braune linie, in deren osten '*l* im silbenauslaut' (text s. 52 besser 'postvocalisches *l*') zu *j* wird; sie ist aus gleichem grunde ungenau wie die vorige grenze, auch hier schimmert die bedeutung des Lech noch

hervor; aufserdem aber reicht die erscheinung auch über die Donau ins bairische Mittelfranken, und man kommt dem tatbestand am nächsten, wenn man sie dem ganzen bairischen dialekt- (also dem *enk*-)gebiet mit ausnahme von Oberpfalz und Regensburg zumisst. für die endsilbe *-en* (k. 17 und text s. 58 f) vgl. jetzt Anz. xxiv 126 f. die sporadisch bezeichneten *ā* in *bald* k. 18 im gebiet um den Rhein stimmen zu W.

Auf k. 19 macht die begrenzung von inl. *b* > *w* nach der kleinen o. zu k. 16 erwähnten probe einen sehr zuverlässigen eindruck; weiteres vergleichsmaterial fehlt mir noch. die *bald*/*ball*-grenze ist ebenfalls in der hauptsache richtig, wozu aufser Anz. xix 284 f jetzt noch xxi 280 zu vergleichen. dgl. stimmt im wesentlichen die 'äufserste grenze für *nn* in *hund*', kleine abweichungen bei uns sind graphisch und erklären sich aus dem satzzusammenhang (*hund tut*). endlich bringt dasselbe blatt noch die hochalem. *k*/*ch*-verschiebung, die ich Anz. xxiii 221 f genauer besprochen habe. die karte trägt auch die überschrift '*d*, *t*' : ich bedaure, dass F. im text s. 61, 5, wo er für das hfr. nur Brenners und meine aufsätze citiert, nicht angibt, ob seine (freilich nicht zahlreichen) gewährsmänner des (politisch) bairischen no.s ihm nicht ebenfalls consequentes *t* überliefert haben; auch s. 62 wird schwäb. *d*, *t* einfach (und richtig) als stimmloser explosivlaut charakterisiert, nichts aber verlautet über seine schreibung in F.s schwäbischen formularen. gelöst ist dies, wenn auch nur localorthographische, rätsel noch lange nicht.

Die *g*/*ch*-linie für inlaut und auslaut[1] auf k. 20 passt ausgezeichnet zu W.s *augen*-karte, auch zu seinem *fliegen*. nur für die zahlreichen *fliach-* zwischen Günz und Lech (Anz. xxi 285) find ich auch bei F. keine erklärung; zeigen sie ein überbleibsel des mhd. verhältnisses, an das er s. 64, 1 erinnert? der ausfall des *ch*, früher wol einheitlicher und heute im rückgang (s. 69), stimmt für *recht* im allgemeinen bei F. und W., nur hat dieser im n. der enklave noch sporadisches vorkommen; dgl. für *tochter*, nur zeigt W. aufserdem südlich von Blumenfeld noch einen bezirk mit 11 orten, von denen 2 (Duchtlingen und Riedheim) auch auf F.s karte stehn (in D 11) und ihm wenigstens für *ch*-ausfall in andern paradigmen (*nacht* uä.) bezeugt sind. dgl. wird man bei dem *ch*-schwund in der lautgruppe *chs* keine identität ort für ort bei beiden gelehrten erwarten dürfen, denn er ist noch stärker im rückgang begriffen wie der in *cht* und daher auch die ungleichheit seiner gebiete bei verschiedenen vocabeln gröfser. so ist das gebiet für *ochs* bei W. kleiner als bei F., sporadische orte mit ausfall bei W. fallen jedoch in F.s bezirk hinein; und bei *wachsen* zeigt F.s karte ein grofses *ch*-loses gebiet, das bei W. in drei zerlegt ist, doch stimmen die äufsern grenzen beiderseits vor-

[1] s. 63 § 54 zweiter absatz z. 1 ändere 'zwischen inlaut und auslaut'.

trefflich zu einander. nur schade, dass F. auch hier uns über seine arbeitsweise nichts verrät und nicht angibt, wieviel *chs*-orte er im innern seiner gebiete stillschweigend corrigiert hat; jedesfalls gibt die W.sche darstellung mit all ihren localen ausnahmen ein dem tatbestand näherkommendes bild als F.s kategorische linien. oberpfälzische *s* < *hs* (Schmeller 431, F. s. 70, 3) liegen aufserhalb seiner karte und sind für *wachsen* Anz. XXI 262 skizziert.

Bei dem übergang *s* > *sch* im inlaut und auslaut, dessen begrenzung wie die vorigen zu W. stimmt, begreif ich nicht, weshalb F. (s. 67, 4) nicht aus den verschiedenen wortgrenzen seiner überlieferung auch auf tatsächliche verschiedenheit wort für wort zu schliefsen wagt; wider weicht diese erscheinung (s. 67) heute zurück, und das nebeneinander etwa von *eis* und *hausch* ist daher principiell kein andres als das von *wachsen* und *ōs* (< *ochs*) oder *nacht* und *reat* (< *recht*). für den 'übergang in reines *st*, *sp*' im inlaut und auslaut (was auch auf der karte der deutlichkeit wegen hätte hinzugefügt werden können) gibt F. im no. nur eine ungefähre grenzzone: trotz frage v seines circulars ('lautet *st*, *sp* im inlaut und auslaut rein oder = *scht*, *schp*?') könne er keine genauere angabe machen (s. 67, 5). ich meine: nicht 'trotz', sondern 'wegen'. die fragestellung ist zu allgemein, und wenn er aao. die copula *ist* als symptomatisch anführt, so ist gerade sie nichts weniger als das, denn sie hat ihre ganz singuläre begrenzung. dazu kommen *Kaspar* ua. specielle fälle mit individuellen *sch*-grenzen, durch sie sind F.s gewährsleute irre gemacht und an einer klaren antwort gehindert worden. sieht man von solchen einzelfällen ab oder hätte F. nach einzelnen vocabeln wie *hast*, *schwester*, *kasten* gefragt [1], so würde sich die grenze viel deutlicher gestaltet haben: sie läuft ungefähr mit dem südrande seiner zone.

Bei den endsilben auf k. 21 werden für die deminutivbildung wider nur allgemeine suffixlinien ohne paradigmennennung geboten. F.s fragebogen enthält *wörtlein*, *schäflein* (dies nach sing. und plur.), *mädchen*: diese dürftige sammlung würde mir kaum den mut gegeben haben eine allgemeine diminutivkarte zu construieren. ich kann *schäfchen* bei W. vergleichen und hier im allgemeinen übereinstimmung constatieren; nur empfiehlt sich rechts vom Lech vorsicht, weil die *schäflein* hier in der regel als *lämmer* auftreten. im übrigen ergaben sich die *li*-, *le*-, *la*-bezirke bei W. besser als bei F., weil dessen gewährsmänner auf kein *ə* oder *e* oder *a* hingewiesen (s. 73, 2) und deshalb in ihrer unbefangenheit nicht gestört waren. sonst geh ich auf einzelheiten nicht ein, weil ich meinen berichten über dies interessante wortbildungscapitel hier nicht vorgreifen möchte.

[1] in seiner liste kommen *brunst* und *lustig* vor: was geben sie für einzellinien? freilich sind beides kaum überall dialektworte.

kk. 22 und 23 bringen wortformen. auf 22 ist der sing. von *bruder* mit umlaut im n. und o. in übereinstimmung mit W. beschrieben. nur im w. ist die linie falsch, die vielmehr über den kartenrand hinausweisen sollte. F. hat sie nach ganzen zwei orten gezogen. da hätte er lieber meinem bericht folgen sollen, der westlich von F.s *brüder*-gebiet noch ca. 100 orte W.s einbegreift[1]. auf jene zwei orte aber hätte er um so weniger gewicht legen sollen, als im innern seines gebietes gewis noch mancher andre die umlautslose form ihm überliefert haben wird, die er dann stillschweigend ignoriert oder corrigiert hat (ich schliefse das aus zahlreichen solchen ausnahmen bei W.). richtiger ib. *töchter* (sing.). woher stammt auf k. 23 die skizze des plur. von *mann*? auf F.s fragebogen seh ich nur die nasalierungsfrage für den sing. übrigens stimmt es nicht ganz, wenn dieser nach s. 19 u. überall *n*-abfall und dadurch langen vocal haben soll: der nordwestlichste streifen von F.s karte hat nach W. bewahrtes *n*. oder ligt das hier am satzzusammenhang (bei W. *mann ist*)? vgl. dazu s. 58, 1, was dann aber einzuschränken wäre, denn, von jenem nw.-streifen abgesehen, fehlt bei W. das *n* im schwäb. *mann* regelmäfsig trotz jener stellung im satze vor vocal. die bunte musterkarte der *nichts*-formen auf k. 23 (ihre systematische gliederung im text s. 43) zeigt wider eine etwas zu ideale gestalt, die entsprechende bei W. berücksichtigt mehr das von F. s. 43, 1 gesagte; sonst stimmen beide im wesentlichen. die begrenzung des *net/nit* = *nicht* passt gleichfalls im allgemeinen zu W. dagegen ist die der *et, it* ohne *n*- besonders im n. und sw. zu eng: hier dürfte sich wider rächen, dass diese oft unbetonte (s. 69, 4), resp. so verschiedener betonung ausgesetzte partikel aufserhalb eines satzes erfragt wurde (in F.s liste aufserdem unmittelbar neben *nichts*!).

Die lexikalische k. 25 enthält einige wörter, deren geographische verbreitung nur in den grundzügen dargestellt ist, nicht von ort zu ort garantiert werden kann. *fẹl* ('filia', mhd. *filje*) auch bei W. für *tochter* im gleichen umkreis. dagegen ist die skizze von *stier* = *ochs* viel zu eng, vgl. vielmehr Anz. XXI 267; die ib. zwischen Iller und Lech aufgeführten *molle(n)* fehlen bei F. ganz. geglückt ist die *heute/heint*-linie, soweit man hier überhaupt eine linie ziehen darf; denn dass im *heint*-gebiet noch *heute*-formen mit vorkommen, ist nicht nur möglich (s. 14, 7), sondern massenhaft der fall. —

Soviel zur einzelkritik von F.s atlas, mit der lediglich seine brauchbarkeit erhöht, sonst in den berichten je nach gelegenheit fortgefahren werden soll. und nun zu F.s allgemeinen ergebnissen und sprachgeschichtlichem standpunct. dass er seinen stoff

[1] viel eher hätte er zwei karten vorher die *s*-grenze für *wachsen* in derselben gegend schliefsen dürfen.

durch und durch beherscht, wird schon aus den vorigen seiten genügend hervorgeleuchtet haben. um so wertvoller für mich, dass wir vielfach auch in principiellen fragen der dialektgeographie zusammentreffen. sein § 10 berührt sich in dieser hinsicht durchaus mit den andeutungen, die ich mir schon Zs. 37, 292 erlaubt hatte. auch F. vermag mit den feinheiten der sprechmodulation, der quantität, des accents, der silbentrennung in praxi nichts anzufangen; derartige dinge könnten unmöglich für ein so grofses sprachgebiet übereinstimmend ausgesagt werden, durch fragebogen aber seien sie natürlich nicht zu erfahren; auch Kauffmann, der ohne beweis diese dinge für die eigentlich bestimmenden factoren, für das einheitsmoment der mda. ansehe, habe zwar für einen grofsen teil des gebiets das richtige gegeben, aber seine sätze müsten für entferntere gebietsteile wol verschieden nüanciert werden; zb. habe noch niemand angeben können, wie die grenze zwischen der schwäbischen und der bairischen accentuationsweise verlaufe. zu jenen 'constitutiven factoren' gehört nach Kauffmann auch die allgem. geltung des schwachgeschnittenen accents, wonach intervocalischer consonant zur zweiten silbe gehört: während aber Wagner für Reutlingen starkgeschnittenen accent bei kurzer accentsilbe angibt, schwachgeschnittenen nur bei langer oder vor der accentsilbe, unterscheidet F.s ohr je nach dem effect, der erhebung der stimme usw. schwächer oder stärker geschnittenen accent. ja es streift ans ergötzliche bei F. s. 60 nachzulesen, wie zu Kauffmanns aufstellung dreier intensitätsgrade beim consonantismus (fortis, lenis und eine mittlere stufe) schon die beobachtungen von Bopp und Wagner nicht stimmen wollen. 'haben sie alle recht', sagt F., 'so herscht auf der nur 12 stunden langen linie Horb-Reutlingen-Münsingen eine tiefgehende verschiedenheit in 'constitutiven factoren' der mundart, welche doch sicher erst spät entstanden sein kann und die von K. behauptete fundamentale wichtigkeit dieser factoren in sehr zweifelhaftem licht erscheinen lässt. man kann aber aus jenen abweichungen auch den andern schluss ziehen, dass bei solchen feinen unterscheidungen ein gut teil selbsttäuschung mit unterläuft . . . . . . ich selbst habe bei aufmerksamem verkehr mit bauern nie den geringsten unterschied von fortis und lenis wahrgenommen'. es bleibt also dabei: 'für die dialektgeographie ist blofs verwendbar, was in deutlichen, auch dem ungeschulten ohr vernehmbaren lautunterschieden zu tage tritt' (s. 17).

Nicht anders sieht es mit der brauchbarkeit des provinciellen wortschatzes aus (Zs. 37, 293). das alem. oder schwäb. *ziestag* für *dienstag*, *gsein* f. *gewesen*, *kriese* f. *kirsche*, *stritzen* f. *spritzen*, *märkt* f. *markt*, *kilche* f. *kirche* uva. sogen. leitwörter zeigen heute alle für sich eigne begrenzung, gestatten keinerlei rückschluss auf eine ursprüngliche normalgrenze, und F.s ausführungen hierüber s. 11 ff sind lesenswert und lehrreich, besonders im hinblick

auf die einstigen schwärmereien Birlingers. und so bleiben auch bei F. in letzter linie die lautlichen kriterien übrig.

F. betrachtet seine arbeit vor allem als einen beitrag zur lösung der frage nach dem verhältnis von sprache und volk (§ 1), und sein letzter satz (s. 88) fasst dann zusammen: 'ein causalzusammenhang zwischen abstammung und sprache ist also aus der betrachtung der sprachgeschichte und sprachgeographie nicht nachzuweisen'. das ist gewis zu radical oder hätte von F. mindestens auf sein schwäbisch eingeschränkt werden sollen. er zieht die alten und neuen politischen grenzen zum vergleich heran: die der alten herzogtümer, der gaugrafschaften, der bistümer, der archidiakonate, der heutigen territorien, sie alle kehren sich nicht an die dialektgrenzen, von wenigen ausnahmen abgesehen. es versagt ferner jede übereinstimmung mit linien aus andern gebieten der volkskunde, mit trachten-, häuserbau- ua. grenzen (s. 6), eine beobachtung, die auch für andre gegenden bestätigt ist, etwa durch Brandi über ausdehnung der westfälischen pferdeköpfe, Meringer über die österreichischer bauart usw. und so geht F. so weit zu behaupten, dass es specifisch alemannische sprachkriterien überhaupt nicht gebe, ebenso wenig specifisch schwäbische, von einer einheit des schwäbischen sprachgebiets könne nimmermehr die rede sein (s. 80 f). damit aber baut er jedesfalls über die schnur. man kann eine mundartliche gliederung, eine dialektkarte von zwei ganz verschiedenen gesichtspuncten aus anstreben, vom localgeschichtlichen und vom sprachgeschichtlichen oder sprachsystematischen. der localforscher, der das dialektgebiet seiner heimat feststellen will, sucht zu eruieren, wieweit seine einzelnen spracheigenheiten sich ausdehnen und wird sich für diejenige grenze als mafsgebende dialektscheide erklären, in der mehrere einzellinien ganz oder wenigstens annähernd zusammenfallen; ich erinnere etwa an die arbeiten über das Hennebergische oder an manche nd. untersuchung. solch geographisches zusammenfallen heterogener spracherscheinungen wird aber seinen grund zumeist in äufseren verhältnissen haben, in oro- oder hydrographischen, in politischen, kurz in verkehrsgrenzen. das primäre physiologische oder psychologische movens eines lautwandels mag ursprünglich noch weiter gereicht haben, als die heutige ausdehnung des letzteren erkennen lässt, die verkehrshemmung hat seine weitere würkung aufgehalten: die wellenkreise können durch einen im see stehenden zaun nicht hindurchgreifen. die sprachgrenze als verkehrsgrenze ist also das punctum saliens der localforschung. fürs schwäbische hat, an F. anknüpfend, Bohnenberger in den Württ. vierteljahrsh. n. f. 6, 161 ff solche politische, verwaltungs- und verkehrsgeschichtliche erhebungen angestellt, die freilich für eine gliederung des ganzen gebietes noch lange nicht ausreichen, aber doch ahnen lassen, was für ein weites feld fruchtbringender, wenn auch sich leicht in einzel-

beiten verlierender und grofse entsagungsfähigkeit heischender tätigkeit hier den localforschern noch offen steht: anzeichen genug, dass F.s obiger radicaler schlusssatz nicht schlankweg unterschrieben werden darf.

Aber es ist im princip nicht ausgeschlossen, dass auf diese weise in ganz verschiedenen gegenden sich dialektbezirke mit denselben kriterien herausstellen, ohne dass zwischen ihnen je ein innerer zusammenhang bestanden zu haben braucht. das bleibt bei jener zweiten, der sprachgliederung vom sprachlich-systematischen standpunct ausgeschlossen. sie geht nicht vom einzelnen ort, sondern von der einzelnen spracherscheinung aus. diese an sich interessiert sie, der zusammenfall ihrer grenzlinie mit verkehrsgrenzen ist ihr zunächst gleichgiltig. ja es wird leicht vorkommen, dass eine für sie bedeutungsvolle scheide der localforschung nicht zusagt, weil sie sich mit keiner verkehrsgrenze deckt, während andre für ein allgemeines system unwichtigere sprachlinien dies vielleicht tun. wir teilen hd. und nd. nach einer verschiebungsgrenze ab, von der wir lange wissen, dass sie an vielen stellen den versuchen, sie ethnologisch oder politisch widerzuerkennen, ein schnippchen schlägt. wir teilen das hd. in fränk., alem., bair. und hüten uns, diese bezirke mit politischen gleichen namens kurzerhand zu identificieren : was F. hierüber s. 5 und s. 78f sagt, ist vollkommen richtig und manchem fachgenossen zu widerholter lectüre dringend zu empfehlen. aber F. sagt doch selbst s. 82 : 'jede bestimmt charakterisierte spracherscheinung hat ein geschlossenes gebiet und feste grenzen'. dass diese sprachgrenzen nicht zu unsrer kenntnis von stammes- und volksgeschichte passen wollen, ist vielleicht bedauerlich, ihren wert als gegebene gröfsen behalten sie aber zweifellos, ebenso wie die trachten-, hausbaugrenzen usw. 'für manchen, wenn auch noch nicht für alle, ist Wenker der erwecker aus dem dogmatischen schlummer der stammtheorie gewesen' (F. s. 4), das bleibt tatsache; sind jedoch unsre sprachgrenzen keine stammesgrenzen, so sind sie doch eben sprachgrenzen. und eine gliederung des deutschen sprachgebietes nach solchen rein linguistischen linien werden wir deshalb nicht als überflüssiges oder gar minderwürdiges unternehmen ansehen, sondern nach kräften angreifen müssen. sie in irgend ein verhältnis zur politischen geographie oder zur besiedlungsgeschichte zu bringen, bleibt dann immer noch ein capitel, das der einzelforschung schöne probleme stellt; ich erinnere an Fulda oder Nürnberg. freilich jeder solche versuch wird heute noch unvollkommen ausfallen, aber instructiv ist er auf alle fälle. wir wissen, dass uns nur selten scharfe lautlinien zur verfügung stehn, dass wir vielmehr oft mit mehr oder weniger breiten grenzzonen zu rechnen haben. gut, suchen wir uns die schmalste zone aus, soweit wir sie jetzt aus F. oder durch combination aus W. entnehmen können, und setzen wir

statt ihrer vorläufig eine F.sche oder W.sche linie auf die karte mit dem festen bewustsein, dass sie uns lediglich die richtung einer zone vertritt, die im einzelnen noch ort für ort untersucht zu werden verdient. unter solchen vorbehalten ist eine dialektgliederung auch heute schon möglich, ja sie ist notwendig, um viele herschende unklarheiten zu beseitigen und einige anschaulichkeit zu schaffen. F.s k. 26, die die wichtigsten versuche bisheriger schwäbischer mundartengruppierung zusammenstellt (s. 3 f), ist, denk ich, der beste beweis dafür. dass ein neuer derartiger auf grund des Sprachatlas unternommener versuch besserungsfähig bleibt und schon mit dessen fortschreiten modificationen erfahren kann, hindert mich nicht : mit diesen fortschritten wird meine dialektkarte mitschreiten.

Das schwäb. ist obd., denn es hat *pf* + *l*-diminutiva (Zs. 37, 300). welche stellung nimmt es innerhalb dieses obd. ein? vom obd. teilt sich zunächst das bair. als *enk*-gebiet deutlich ab (aao. 300 ff, F. k. 23); es bleibt der complex, den wir als alem. + hfr. zu bezeichnen gewohnt sind. zwischen seinen beiden hälften zu scheiden, ist bisher nicht gelungen. meine *d*/*t*-linie hat sich nicht als stichhaltig erwiesen, wenn ich auch der zuversicht bin, dass sie mit andrer formulierung widerkehren wird. F. sagt s. 80, dass abgesehen von den dingen, die allgemein obd. sind, es kaum irgend welche specifisch alemannische gebe : jedesfalls der beste beweis dafür, dass ich das anscheinend unabtrennbare hfr. mit recht zum obd. schlage. schlechtweg die deutliche nordgrenze des schwäb. (s. u.) als alem. nordgrenze anzusehen, ist unstatthaft, weil ihre kriterien eben specifisch schwäbisch, nicht auch elsässisch, schweizerisch usw. sind. wir gebrauchen vielmehr ein kennzeichen, dass der gesamten 'alem.' hälfte jenes nicht-bair. obd. zukommt, und da kenn ich bis jetzt nur eins, das denn auch bis auf weiteres diese rolle übernehmen möge : das *scht* < *st* im inlaut oder auslaut (F. k. 20, dazu o. s. 263). gegenüber dem alter dieses lautwandels hat freilich Schröder Anz. XXIV 21 skepsis empfohlen. aber für die heutige karte gewinnen wir mit ihm — und, wie gesagt, bis jetzt nur durch ihn — eine reinliche scheidung : innerhalb des obd. kennzeichnet sich das bair. durch *enk*, das alem. durch *hascht*[1] ohne *enk*, das hfr. durch das fehlen beider.

Dieses alem. gliedre ich weiter durch die *k*/*ch*-verschiebung (F. k. 19, o. s. 262) in nd.- und hochal. darüber wird F. nach meinen principiellen ausführungen jetzt vielleicht ein wenig milder urteilen als s. 4, 4, zumal er diese verschiebungslinie schon ihres hohen alters wegen respectieren muss. das ndal. zerfällt nach der nhd. diphthongierung in ost- und west-ndal. von den einzellinien, die F.s atlas (k. 12. 13) hierfür bringt, empfiehlt Bohnen-

[1] der kürze wegen nenne ich nur die W.schen paradigmen, die mir auf meiner karte die zone vertreten.

berger aao. 182 aus politisch-historischen erwägungen die für *īr*, *īh* gegen *eir, eih* (s. o. s. 259); ich muss mich aber für die andre, allgemeinere (*ī, ū* vor andern consonanten) entscheiden, weil ich das kriterium auch in Mitteldeutschland für meine karte verwende und dabei natürlich dasselbe, möglichst normale paradigma wie im s. wähle: hier haben wir gleich einen der fälle, wo die entscheidung des localforschers von der des allgemeinen systematikers abweicht.

Das kernland und der gröfsere teil dieses diphthongierenden ondal. ist endlich das schwäb. seine nordgrenze, die es gegen den nordal. rest [1] abtrennt, ist die wolbekannte, für deren zone auf vielen karten F.s einzelstrahlen zu finden sind; gerade derjenige, für den ich mich entscheide, fehlt freilich bei F.: das -*ə̃t* der 3 plur. präs. (o. s. 252), vgl. Anz. XXII 335 f. west- und ostschwäbisch trenne ich nach *taut/toat* = *tot* (F. k. 10), vgl. hierzu Bohnenberger aao. 173 f. davon gliedert sich ersteres wider deutlich in die westliche *zwoa*- und die östliche *zwoi*-hälfte (F. k. 15, Bohnenberger 170), letzteres durch die württembergisch-bairische landesgrenze in eine *eis*- und *eus*-hälfte (oä., vgl. o. s. 256).

Möge dieser kleine nachtrag zu F.s schönem werke vor seinen augen gnade finden. er passt zwar ganz und gar nicht zu F.s o. angedeuteten schlussfolgerungen. aber die entteuschung, die aus der schroffen formulierung seiner negativen ethnologisch-sprachlichen resultate spricht, hat sich inzwischen vielleicht bei ihm etwas gelegt, und er wird möglicherweise nicht mehr ganz unzugänglich sein für die forderung, dass wir dennoch aus systematischen und praktischen gründen einer gliederung des deutschen sprachgebietes zustreben müssen, möge diese auch ein ganz andres bild ergeben als die ethnologische und politische.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Det norrøne sprog på Shetland af JAKOB JAKOBSEN. København, WPriors hofboghandel, 1897. x und 196 ss. 8°.

Jakobsen, ein geborener Färing und tüchtiger kenner seines heimatlichen dialekts, von dem das glossar zu Hammershaimbs Färöischer anthologie stammt, bietet uns in seiner doctorschrift eine untersuchung über die reste des norwegischen dialekts, des 'norn' oder 'norse', in der sprache der Shetlandsinseln. diese alten schatzlande Norwegens waren mit den Orknös zusammen, mit denen sie ein jarltum bildeten, durch Christian I von Dänemark an Schottland verpfändet worden, da der Dänenkönig nicht im stande war, seiner tochter Margarete, der braut Jakobs III von Schottland, die ausbedungene mitgift mitzugeben. schottische

[1] wenn ich also dabei bleibe, trotz F. s. 65, 2 dies gebiet zwischen Bruchsal und Calw, Mosbach und Marbach, Buchen und Hall nicht mehr als fränkisch zu bezeichnen, so hab ich sogar, falls man auf solche dinge wert legen mag, die volkstümliche bezeichnung zb. von Heilbronn und Hall als schwäbisch, nicht als fränkisch, auf meiner seite (F. s. 5).

jarle herschten nun auf der insel, sie drückten die einst freien bauern zu hörigen herab, das alte gesetzbuch verschwand, armut und not hielten ihren einzug. die historische einleitung ist bedauerlicherweise etwas dürftig ausgefallen. dankenswerte ergänzungen jedoch zu den historischen verhältnissen, sowie eine anziehende schilderung des lebens und treibens auf den inseln gibt uns ein aufsatz desselben verfassers 'Shetland und die Shetländer', übersetzt von Jiriczek in 'Nord und süd' 1897. die folge der jahrhundertelangen bedrückung der inseln war ein wütender hass gegen alles schottische, und es ist rührend zu sehen, wie diese armen, einfachen leute noch heut an ihren scandinavischen stammesgenossen hängen.

Die losreifsung von Dänemark hat aber noch eine andere folge gehabt. während auf den benachbarten Färöern der alte norwegische dialekt sich bis heut erhalten hat, ist er auf den Orknös und in Shetland wie auch auf den Hebriden geschwunden. das niederschottische drang siegreich vor, es wurde die herschende sprache. dazu kommt, zumal in neuerer zeit, durch kirche und schule die allgemeine englische umgangssprache. dass gleichwol der ausgestorbene norwegische dialekt manche reste hinterlassen hatte, war bekannt; dass sie so bedeutend sind, wie wir aus dem buch J.s erfahren, ist neu und überraschend. während Thomas Edmonstons shetländisches glossar vom jahr 1864 ca. 2000 nordische wörter enthält, hat Jakobsen in den jahren 1893—95 einige 1000 wörter mehr gesammelt, die jenem entgangen waren, — diese überraschend hohe zahl erklärt sich wol aus dem umstande, dass so zu sagen jede insel ihren eigenen wortschatz hat, der oft sogar nach einzelnen bootsmannschaften und familien verschieden ist.

Es wird im allgemeinen angeführt, dass der alte dialekt am ende des vorigen jhs. ausgestorben war. das wird nicht wörtlich zu nehmen sein. das norn wird allerdings um diese zeit schon sehr stark verwittert gewesen sein; wenn wir anderseits hören, dass der letzte mann, der das norn auf Unst sprach, ca. 1850 starb, ja wenn von einem norn redenden manne auf Foula berichtet wird, dass er noch weit über die mitte unseres jhs. lebte, so werden wir auch dieses nicht wörtlich verstehn dürfen. wir haben es eben mit einem allmählichen, gradweisen hinschwinden der alten sprache zu tun, und es wird mehr oder weniger persönliche auffassung sein, in wie weit man die mischsprache eines einzelnen mannes, die noch sehr stark mit nordischen elementen durchsetzt war, norn oder schon schottisch nennen will. immerhin standen diese leute, wie Jakobsen erwähnt, in dem rufe, dass sie liederbruchstücke, reime und redensarten im norn kannten, die andre bereits vergessen hatten. einzelne losgerissene sätze und ausdrücke werden noch heutigen tages als proben der dialektform aus der ersten hälfte des jhs. citiert.

Zuerst geschwunden sind die flexionsformen, die grammatischen endungen, dann kleinere wörter wie conjunctionen, präpositionen, pronomina, zahlwörter, geläufige adverbien; ebenso ein teil der gebräuchlichsten adjectiva und verba sowie namen für bestimmte begriffe.

Länger halten sich die substantiva und hier wider besonders solche, die gegenstände wie werkzeuge und hausgeräte oder lebende wesen bezeichnen. als vorzüglich reichhaltige classe sind hervorzuheben spottnamen, mit denen vom gewöhnlichen abweichende gegenstände oder wesen belegt werden, und kosenamen. ferner können hervorgehoben werden ausdrücke zorniger, unwilliger gemütsstimmung; solche, die eine komische art sich zu bewegen oder überhaupt sich zu benehmen, betreffen; adjectiva, die verschiedene farben der haustiere bezeichnen usw., ausdrücke, die sich auf wind und wetter beziehen.

Bemerkenswert ist, dass lexikalisch betrachtet, der alte Shetlandsdialekt norwegischen dialekten näher steht als das färöische und isländische, und zwar weisen die übereinstimmungen besonders nach dem südwestl. Norwegen, nach der landschaft Agder. von dort aus also wird, wie man annehmen darf, der hauptstrom der ansiedler gekommen sein.

Es ist sicherlich von hohem, nicht nur sprachlichem, sondern auch culturhistorischem interesse, diese trümmer einer untergegangenen sprache kennen zu lernen. auch psychologisch interessant sind diese reste. wir sehen, woran das herz des volkes hängt: es ist vor allem der fischfang, die hauptquelle ihrer nahrung. daneben fällt die liebevolle beschäftigung mit den haustieren auf ua.

Im 2 und im 8 capitel veröffentlicht J. einige reste im norn, teils schon früher gedruckte, teils von ihm selbst erst gesammelte. es sind rätsel, kinderreime, bruchstücke einiger lieder, so eines schifferliedes, sprichwörter, das vaterunser. einige rätsel sind uns anderweit, zt. litterarisch bekannt; so stimmt das von der kuh fast wörtlich mit dem in der Hervararsaga (Bugge Norr. skrift. s. 257)[1] mitgeteilten *fjórir ganga*, *fjórir hanga* usw. überein; dann das weitverbreitete 'es flog ein vogel federlos' vom schmelzenden schnee, von dem die letzte zeile fehlt, das aber auch genau zur isländ. fassung stimmt, sodann der aus der Sturlungasaga (ed. Vigfusson I 246) bekannte vers von dem kinderschrecken, der *grýla*. im 3 cap. erhalten wir einen überblick über die nordischen wörter, die nur als glieder von zusammensetzungen bewahrt sind, substantiva, adjectiva, verba, adverbia, präpositionen, oder wörter, die nur in bestimmter stark begrenzter verwendung vorkommen. in cap. 4 werden einzelne begriffsclassen behandelt, es sind besonders die schon im eingang hervorgehobenen. das 5 cap. ist in hervorragendem maſse für die volkskunde interessant,

[1] warum gibt J. hier wie an andern stellen nicht die genauen citate?

es behandelt nämlich den auf der see unter den fischern herschenden namentabu, der allerdings jetzt im verschwinden begriffen ist und vielfach nur noch scherzweise angewendet wird. dabei ist zu bemerken, dass häufig eine anzahl ausdrücke nur auf einer insel im gebrauch ist, ja zuweilen nur innerhalb einer familie, einer bootsmannschaft. über diesen brauch, nach dem es beim fischfang, auf der jagd usw. verpönt ist, gewisse dinge mit ihrem rechten namen zu nennen, hat KrNyrop in seiner vortrefflichen abhandlung 'Navnets magt' in Mindre afhandl. udg. af det phil.-hist. samf. 1887, s. 118 ff gehandelt. spec. für die fischer werden dort aus Norwegen beispiele angeführt, und für die benachbarten stammverwanten Färinger wird die sitte in der Färöischen anthologie I 341 belegt. die shetländischen tabuworte zerfallen in zwei classen, die erste enthält die eigentlichen seenamen von zt. poetischem charakter, in denen irgend eine charakteristische eigenschaft des wesens oder der sache die grundlage für die neugebildete bezeichnung gibt. so wird zb. das pferd 'der geher', der hund 'der knochenbeifser' genannt, die kuh 'die brüllerin', das boot 'die beförderung', der mast 'die stange'. freudige verwunderung muss es erregen, wenn man unter diesen wörtern auch solche findet, die uns wolbekannt sind aus der dichterischen sprache der alten Isländer. so begegnen uns im färöischen wider das aisl. *djúp* für meer, ebenso *áll, vǫst, lǫgr*; *funi* für das feuer, *glámr* für den mond. J. hat ganz recht, wenn er in diesen namen 'einen ausfluss desselben geistes sieht, der die umschreibungen der skaldenpoesie hervorrief'. ja man wird wol annehmen dürfen, dass eben aus der sprache der seeleute, jäger usw., wo abergläubische scheu sie hervorgerufen hatte, ein teil dieser ausdrücke ihren weg in die dichtersprache gefunden haben. — die zweite classe der wörter ist minder interessant, es sind teils wörter der alten sprache, die sonst aufser gebrauch gekommen sind, teils lehnwörter, unter denen die von den holländischen fischern herrührenden besondre beachtung verdienen.

Die alten flexionsendungen sind in der regel fortgefallen und die englische flexionsart ist die herschende geworden. doch sind hie und da auch die alten endungen bewahrt, zu denen dann häufig bei den substantiven das englische *s* des genitivs und pluralis hinzutritt. manche wörter haben auch englische, resp. schottische suffixe angenommen. bei den verben findet man nur ganz selten alte endungen bewahrt, jedoch verdient hervorgehoben zu werden, dass altnordische verbalconstructionen sich in grofser ausdehnung gehalten haben. über diese verhältnisse, die uns eine interessante sprachmischung erkennen lassen, handelt das 6 capitel.

Im folgenden wird sodann ein überblick über den lautstand des norn gegeben, soweit sich ein solcher aus den arg verstümmelten resten erschliefsen lässt. ich hebe folgendes daraus

hervor. einzelne vocale bei folgendem einfachen consonanten finden sich gelängt, doch ist dies gesetz, wie es scheint, bei weitem nicht durchgeführt. es deutet dies also auf eine ähnliche bewegung hin, wie sie im neuisländ. stattgefunden hat. altes *é* ist, ebenfalls wie im neuisl., in den meisten fällen zu *jē*, resp. *jä* geworden. die alten diphthonge *ei, au, ey* sind, wie im ostnord., monophthongiert worden, ferner sind *já, jó, jú* meistens zu *ø* geworden. auf einem teile der inseln ist anlautendes *kv* zu *hv* geworden, älterem *fn* entspricht ebenso wie im norweg. *mn*. spuren eines alten überganges von *ll* zu *dl, nn* zu *dn* (oder wol besser zu *ddl, ddn*) wie im nisl. und in norweg. dialekten finden sich auch noch, doch ist dieser wider verdrängt worden, indem sich die laute zu einem mouillierten *l*, resp. *n* weiter entwickelt haben. hier komme ich zu einem schwachen puncte in dem J.schen buche. was versteht J. unter mouillierung? in dem verzeichnis der von ihm angewendeten zeichen für die shetländischen laute führt er auch solche für mouillierte *d, g, k, l, n, s, t* an, ohne mit einem worte eine nähere erklärung darüber zu geben. nun sind sich die phonetiker keineswegs darüber einig, was man unter mouillierung zu verstehn hat. versteht J. darunter palatalisierung? fast scheint es so. überhaupt ist mir manches nicht klar bei seiner lautschrift. man weifs nicht, ob man sich den richtigen laut vorstellt, bei dem mittellaut zwischen *o* und *ø*, oder bei dem laut, der wider offner ist als dieser und sich dem mittellaut zwischen *å* und *o* nähert, wenn nicht die hervorbringungsweise angegeben wird. das wäre auch für andre laute erwünscht gewesen, wie zb. für *l*. welche aussprache des *u* in engl. *but* meint J., die nord- oder südenglische? überhaupt wäre es wünschenswert gewesen, wenn besonders die vocale in tabellenform zusammengestellt worden wären, sodass man die einzelnen reihen besser hätte verfolgen können. —

Ich hatte gelegenheit, der öffentlichen disputation über J.s buch in Kopenhagen beizuwohnen. einige ausstellungen, die dabei von berufener seite gemacht wurden, darf ich mir wol hier aneignen. es wurde, worauf ich schon hingewiesen, die kürze der historischen einleitung bedauert, dann auf den seltsamen umstand aufmerksam gemacht, dass nirgends über den namen der insel gehandelt ist. zu den überresten des alten norn gehören auch die orts- und personennamen, sie sind ganz aufser acht gelassen. erwünscht wäre es ferner gewesen, wenn die wenigen shetländ. runeninschriften zum abdruck gelangt wären. (dass das Foulalied sich nicht unter den texten befindet, hat seinen grund darin, dass der verfasser zusammen mit SBugge eine neue ausgabe desselben vorbereitet). von wert wäre es sodann gewesen, wenn J. genauere aufschlüsse über die personen gegeben hätte, von denen er wörter im norn hörte, also über alter, beruf usw., ob etwa dies oder jenes wort in einer familie oder einem dorfe

nur noch bei den alten leuten bekannt ist, also auf dem aussterbeetat steht uä. bei einer reihe von wörtern wird man sicher schwanken können, ob sie altererbt sind oder neu erworbenes gut, auch dieses hätte in gröfserem umfang angeführt werden können. dem möcht ich noch hinzufügen, dass der verf. vielleicht auch schärfer hätte zum ausdruck bringen sollen, in welchen puncten die shetländ. lautentwicklung ähnliche wege eingeschlagen hat wie die verwanten norw. dialekte und das färöische und isländische. diese ausstellungen sollen den wert des buches nicht herabsetzen, vielleicht dienen sie dazu, J. aufzumuntern, was er hier versäumt, bei andrer gelegenheit nachzuholen.

Zum schluss noch ein paar kleinigkeiten. die auf s. 56 als altnordisch (dh. altwestnordisch) angegebene nebenform zu *gluggr*, *glyggi*, scheint nur altnorw. belegt zu sein, vgl. Fritzner Ordb.[2] I 614, Oxf. wb. 205. dass auf s. 102 *ilska* als nicht vorkommendes altes wort mit einem stern versehen ist, beruht wol nur auf einem irrtum, der sich jedoch in den berichtigungen widerholt. hier aber hat der verf. ebenso wie zu *íllr* s. 119 und zu *íllskótr* s. 126 eine verschlimmbesserung gemacht, indem er das *i* mit dem längezeichen versieht. man kann sehen, wie schwer irrtümer auszurotten sind. Fritzner gibt das wort durchgehend mit *í*, Noreen in seiner aisl. und altnorw. gramm. mit *í* und *i*, ich folgte ihm in meinem Altisl. elementarbuch, während Holthausen in seinem Elementarbuch das richtige hat. Finnur Jónsson hat schon in seiner anzeige von Noreens grammatik Ark. f. nord. fil. 9, 377, dann erneut in der besprechung meines buches ebda 13, 377 darauf hingewiesen, dass die skalden durchgängig *illr* mit kurzem *i* haben. das wird bestätigt durch die reime im rimarium meines buches Die sprache der skalden s. 235 und durch die umfangreichere sammlung bei Konr. Gíslason Efterl. skrift. II 241—243, sowie durch den brauch der ältesten hss., in denen sich nie *íllr* findet, vgl. Larsson Ordb. s. 173 f. den ersten teil des wortes für die ruderbänder *rika-bands* (s. 86) stellt J. zweifelnd zu norweg. *rikka* 'wrikken, hin und herbewegen'. das wäre möglich. aber ich finde bei JAasen Ordb. s. 602 keinen hinweis aufs rudern. nun hat aber das holländische ein unserm niederd. 'wricken' entsprechendes verbum *wrikken* 'ein boot wrickeln, mittelst eines einzigen, in seinem stützpunct am hinterende des boots rasch hin und her gewendeten ruders fortbewegen' und *wrikriem* 'pagaje, indianisches (soll wol heifsen indisches?) ruder', vgl. Sicherer en Akveld Nederlandsch-hoogduitsch woordenb. s. 1306, ferner Franck Etym. wb. s. 1187. da nun aber das shetländ. eine anzahl holländ. lehnworte hat, die von den holländ. fischern herstammen, so halt ich es für wahrscheinlich, dass das wort von diesen übernommen ist, möglicherweise kann es auch aus dem nd. stammen, denn auch Hanseaten trieben dort handel.

Heidelberg. B. KAHLE.

De middelnederlandsche bewerking van den Parthonopeus-roman en hare verhouding tot het oudfransche origineel door ANTON VAN BERKUM. Groningen, Wolters, 1897. CL ss. gr. 8°.

Diese Leidener dissertation ist bestimmt, als einleitung zu einer neuausgabe der mnl. Parthonopeusfragmente zu dienen, die nach den ausgaben von Mafsmann und Bormans, auch von dem seither gefundenen material abgesehen, eine notwendigkeit ist. der verf. ergeht sich in grofser ausführlichkeit, weist nach, dass die bekannten nl. fragmente vier verschiedenen hss. entstammen, zeigt, dass die übersetzung der hs. G des franz. gedichtes am nächsten steht und stellt eine gründliche untersuchung über das verhältnis zwischen übersetzung und original an, die nicht auf Crapelets text, sondern auf die hss. selbst gegründet ist. das ergebnis lautet dahin, dass der dichter zwar eine achtungswerte, von dichterischen vorzügen nicht entblöfste arbeit geliefert habe, die aber doch wesentlich gegen das feinsinnige werk des franz. dichters, einer persönlichkeit von ausgeprägter individualität, zurückstehe. zum grofsen teil erklären sich die mängel der bearbeitung aus fehlern in der benutzten franz. handschrift. verhältnismäfsig selten ändert der bearbeiter absichtlich, indem sich die nl. eigenart gegen die franz., ein stärkeres sittlichkeitsgefühl und eine mehr bürgerliche anschauungsweise gegen die ausgeprägt feudale des franz. dichters geltend machen. hübsch wird nachgewiesen (s. CXXIX ff), dass mit voller absicht und nicht zum nachteil der dichtung der charakter Cursouts einer änderung unterworfen ist, mit der 'de bewerker over de heele episode een tint van fijne spot gelegd heeft, die alleszins natuurlijk is bij een man, die zijn landaard met den dichter van den Reinaert gemeen had'. häufiger indessen entspringen die abweichungen aus einem nicht ausreichenden verständnis des übersetzers für die vorzüge des originals. manchmal würde man vielleicht richtiger sagen, dass er die vorzüge nicht für wichtig genug gehalten habe, um sich mit seiner aufgabe, die fremde dichtung dem sinne nach in gereimte nl. verse umzuarbeiten, besondere mühe zu geben.

Im allgemeinen sind die auffassungen van Berkums überzeugend, wenn er auch manchmal den dingen allzuviel abgewinnen will und überfein beobachtet. v. 4639 ff (s. LXXXIII) seh ich keinen unterschied dem franz. gegenüber; dass an den s. LXXXVI ff aufgezählten stellen überall willkürliche abweichungen vorliegen, ist nicht wahrscheinlich; die auffassung bei 1769 ff (s. XC) und 6907 (s. XIV) überzeugt nicht. die arbeit erweckt in uns das vertrauen, dass der ausgabe — oder den ausgaben; vB. bereitet in gemeinschaft mit Stengel auch eine solche des franz. gedichtes vor — alles zu gute kommen wird, was bei einer sorgsamen ausnutzung des materials zu gewinnen ist. die genaue untersuchung des verhältnisses zum original ist ja ohne zweifel das wesentlichste hilfsmittel für die textkritik, die einsicht, wie der übersetzer ver-

fahren ist, wie weit man ihm mangelhaftes verständnis, wie weit absichtliche änderungen zutrauen darf, kann die hand des herausgebers oft sicher leiten. aber ob andere dinge, die nicht minder wichtig sind, der neuen ausgabe ebenso zu statten kommen werden, dafür gibt freilich die vorliegende arbeit in keiner weise gewähr. ich meine die beobachtungen über die metrik — versbau und reimgebrauch —, über die sprache und den stil. auch in einer anderen hinsicht scheint mir der bisher eingehaltene standpunct vB.s für den künftigen herausgeber nicht zulänglich.

Nachdem man erkannt, dass Lachmann und seine schule in der anwendung einer grundsätzlich berechtigten und für die philologie unentbehrlichen textkritik fehler begangen hatten, trat eine rückläufige bewegung ein, die an sich begründet war, aber dann, wie das zu geschehen pflegt, ihrerseits noch weiter die grenzen überschritt, als die methode, gegen die sie sich richtete. allerlei kleingeistigkeit stellte sich in den dienst dieser bewegung und drängte sie auf eine bahn, die in seichter oberflächlichkeit, in einer verrohung der philologie enden muss. man erlebt es, dass die sorgsamsten und gründlichsten herausgeber wie verbrecher behandelt werden; den dichtern selbst traut man allerlei plattheiten und beschränktheiten zu, nur vor der ehrsamen zunft der schreiber streckt man demütig die sonst so tapfer und grimmig geschwungenen waffen. der reine götzendienst wird mit den handschriftenschreibern getrieben. ich will mit diesen auslassungen nicht etwa dr van Berkum kennzeichnen, sondern eine ganze richtung, die kein einzelner in ihrem vollen umfange vertritt, die aber durch das zusammenwirken vieler leider immer mehr an boden zu gewinnen scheint, und von deren einflüssen auch unser autor nicht frei ist. ihn mag allerdings auch grade die willkürliche textkritik seines vorgängers Bormans zu weit auf die entgegengesetzte bahn gedrängt haben. bei den zahlreichen stellen, die er eingehend bespricht, wagt er ein einziges mal eine conjectur und zwar eine nach jeder seite überzeugende, die einen ganzen zusammenhang aufs glücklichste aufhellt (s. CIX). aber bei vielen andern gelegenheiten, wo es auf der hand ligt, dass die überlieferung unrichtig ist, wird, trotzdem vB. die möglichkeit theoretisch anerkennt (s. CXLIX), kein ausweg nach dieser richtung versucht. sollen die verse (s. CXXXI)

daer vele af es vertellet nu
hoe goet ende hoe scone hi si u

auch so in die ausgabe kommen, ohne dass erwogen wird, ob der dichter nicht *vertellet mi* : *scone hi si* geschrieben? sicher zu ändern wäre ferner 5951 f (es muss etwas stehn wie *nochtan ne mochti bi siere cracht*, *no bi sier manheit wederstaen*), 446 ff (interpunction zu ändern), 622 (*dan uten argesten dier beckine* würde allerdings nicht recht befriedigen, aber jedesfalls ligt die schwierigkeit an der hs., nicht an der übersetzung), 275 (in

baren steckt irgend eine form für *bernen*), 1705 ff (1706 *daer* statt *dat*; aber wie sonst?), 3448 ff, 7214 (*legget* statt *begert*?), 7098 ff (*ic* statt *in*? 7103 wol *groten toren*), 4100 ff. selbst zwei schon früher gemachte und unzweifelhaft richtige conjecturen weist vB. zurück. die eine betrifft die übersetzung von

Ses fils Cloëvis fu puis rois,
Riches et saiges et cortois,
Celui converti Saint Remis.

die hs. list, v. 355 ff:

Van[1] *dien waert coninc van den rike*
Claudes sijn sone, die dogendelike
Berechte sijn laut ende sine bede,
Daer onlange hem gestede
Dattene bekeerde Sente Remijs.

Bede : gestede hat Verdam gebessert in *liede : gesciede*. auch *daer* v. 358 ist fragwürdig. vB. sagt nun : 'die hs. ist aber an dieser stelle aufsergewöhnlich deutlich und graphisch ist die lesung *bede* : *gestede* über allen zweifel erhaben. ein versuch, die verse nach der hs. zu erklären, mag darum nicht überflüssig genannt werden'. er weist dann darauf hin, dass im franz. von Clovis noch gesagt wird *si henoroit moult seint iglise, si amoit moult dieu et cremoit, et de lui servir joie avoit*' und erklärt *berechte sine bede* mit 'verrichtete mit sorgfalt seine gebete'. für den flg. vers beruft er sich auf die stelle eines andern textes, wo sich ein intr. *mi ghestadet* 'ich habe zeit und gelegenheit' findet und übersetzt 'gott (mit ellipse) hatte ihm vergönnt'. wir brauchen die vielen unwahrscheinlichkeiten dieser erklärung nicht zu erörtern, da *gesteden* für *gestaden* lautlich unmöglich sein würde. dass *bede* aus *liede* verlesen sein kann, bezweifelt doch wol niemand; und wer bestreiten wollte, dass dann infolgedessen auch *gestede* statt *gesciede* leicht in den text hat kommen können, der kennt die mittelalterlichen schreiber nicht. diese kenntnis gehört aber auch zum handwerkszeug der philologie. es ist wol kein zufall, wenn mit der ungenügenden unterscheidung zwischen dem was dem dichter und der hs. gehört, mit dem mangel an verständnis für unterschiede in sprachformen, stil und technik hier eine texterklärung zusammentrifft, die über dem äufseren schein die innere wahrscheinlichkeit vernachlässigt. diese unphilologische texterklärung treffen wir öfter an, so zb. wenn bei einem *vloet* an die möglichkeit gedacht wird, dass es 'das wogen einer festlich bewegten volksmenge' bedeute, weil ein moderner mensch in dem falle wol von einer 'menschenflut' sprechen könnte. am stärksten tritt sie hervor bei den vv. 3188 ff (s. XCII). die stelle schildert, wie der zauberer Maruc im finsteren Ardennenwald die wilden tiere bändigt, um Urake zu beschützen. dabei heifst es angeblich in der hs.:

[1] Bormans richtig *Na*.

Ten ramen enten heede traken
Felle serpente ende draken;
Slangen, naderen ten diepen cropen.

vB. meint *ramen* sei richtig, denn Kil. übersetze es mit *compages*, und *compages* bedeute ua. auch 'fuge, riss' (dh. 'riss' doch nur insofern die fuge zu gleicher zeit ein riss ist, ein 'riss', an dem sich zwei stücke verbinden). eine bestätigung findet er darin, dass im original in diesem zusammenhang auch von *vaus* 'tälern' die rede sei (*li felon serpent sont es mons*; *les grans guivres es vaus parfons*, *desos les aives tenebroses*). für unzutreffend halt ich auch die erklärung von *heeden* (statt *heede*) mit 'wasserläufe', wenn auch kein ebenso grofses kunststück nötig ist, um auf sie zu kommen. meiner überzeugung nach dient der besprochene vers zur übersetzung von (*sont*) *es mons*, als gegensatz zu *ten diepen* und man kann statt *ramen* nach v. 3189 vielleicht *ruwen*, für *ten heede* vielleicht *ten hoghe* vermuten, wenn die hs., die hier stark abgeschilfert ist, das zulässt. natürlich ist auch Verdams conjectur zu v. 5714 *siet hier in boten minen hantscoe*, *ende metten biedene* (statt *biddene*) *weende soe* (franz. *atant li a tendu son gant, moult en chaudes larmes plorant*) richtig, die vB. gleichfalls zurückweist — ausdrücklich trotz dem *tendu* —, weil die hs. ganz deutlich *biddene* habe und man auch 'bitten' hier erklären könne. ist denn der schreibfehler *biddene* so unerklärlich? freilich, wer will die möglichkeit bestreiten, dass trotz allem der mnl. dichter hier *bidden* gebraucht habe? aber wenn wir derartige möglichkeiten berücksichtigen sollen, wie man es uns in der tat öfter vorschreiben möchte, dann täten wir besser, unsere wissenschaft an den nagel zu hängen. die philologie hat es kaum je mit der unterscheidung zwischen möglichem und unmöglichem, sondern nur zwischen der gröfseren und geringeren wahrscheinlichkeit zu tun.

Wir wollen hoffen, dass, wenn nicht mehr der einleitung, so doch noch dem text, auch die bis jetzt weniger gewürdigten gesichtspuncte mit gleicher sorgfalt und gleichem erfolge wie die mehr unmittelbar litterarhistorischen zu gute kommen mögen.

Bonn, märz 1898. J. FRANCK.

Die österreichische Nibelungendichtung. untersuchungen über die verfasser des Nibelungenliedes. von EMIL KETTNER. Berlin, Weidmann, 1897. IV und 307 ss. — 7 m.

Man hat von einem 'ewigen problem' der Nibelungenfrage gesprochen, insofern mit recht, als sie ebenso schwierig als wichtig ist: schwierig, weil die entstehung des gedichts offenbar unter verhältnissen stattgefunden hat, die wir heute nicht mehr beobachten können, ja nur mit mühe uns vorzustellen vermögen; weil es sich um eine ursprünglich wenigstens teilweise nur mündlich vorgetragene, nicht geschriebene dichtung handelt.

Die verschiedenen versuche, des problems mächtig zu werden, sind im allgemeinen bekannt genug. nachdem lange zeit Lachmanns erklärung so gut wie unangefochten geherscht, sie dann ebenfalls eine geraume zeit heftig bestritten worden war, eine reihe von gegenvorschlägen aber auch keinen allgemeinen beifall gefunden hatten, ist neuerdings vielfach eine entsagung empfohlen worden, welche doch schwerlich geübt werden kann, weil die frage zu wichtig für das ganze der deutschen altertumsforschung ist. der mut, mit welchem Kettner bei dieser sachlage vorgeht, ist an sich schon dankenswert.

Kettners ausgangspunct ist die von ihm in mehreren aufsätzen vorgetragene vergleichung der formeln für gewisse widerkehrende vorgänge, für empfang, abschied usw. jetzt fasst er seine ergebnisse zusammen und, was noch wichtiger ist, er benutzt sie zu weiteren schlüssen auf die entstehung des gedichts.

Im I abschnitt 'Die litterarische stellung des Nibelungenliedes' behandelt er zunächst das verhältnis zur epik des 12 jhs. die sammlung der übereinstimmungen ist reichhaltig und wolgeordnet. sie liefse sich wol noch weiter ausdehnen und, was nicht gleichgiltig ist, auch danach ordnen, ob die formeln altgermanisch oder mit der französischen volksepik gemeinsam sind usw. mit recht lehnt K. s. 43 den gedanken ab, dass diese übereinstimmungen des Nib. mit den epen des 12 jhs. auf lecture zurückzuführen wären. aber nicht weniger zweifelhaft ist, was er selbst zur erklärung der verhältnisse vorschlägt : 'vielmehr wird ein jeder dichter sich seine bildung in der poetischen sprache und technik vornehmlich gesucht haben bei einem meister dh. bei einem spielmann'. solche anweisungen, von denen allerdings die rede ist, können doch höchstens das musikalische betroffen haben. im übrigen aber werden viele stücke von anerkannter würkung von andern auswendig gelernt worden sein und hieraus sich allerdings eine gewisse schulung ergeben haben. sage und dichtersprache haben wir uns gewis als reich entwickelt zu denken, wobei jeder so weit neues bringen durfte, als er beifall zu finden hoffte. die entwicklung der wortwitze in den heutigen mundarten ist etwas ähnliches, nur freilich weit beschränkter in würkung und wert.

Mehr neues bringt K. im 2 teile dieses abschnitts, über das verhältnis zur ältern minnelyrik, wohin übrigens auch lyrische stellen aus Eneide, Erec, Iwein gerechnet werden. besonders Meinloh und Reimar erscheinen im ausdruck den Nibelungen verwant. K. schliefst daraus s. 59 : 'der Nibelungendichter war in der kunst des minnesangs unterrichtet und hatte sich mit einigen lyrikern näher vertraut gemacht'. hier möchte doch namentlich in bezug auf Meinloh, von dessen beziehungen zu Österreich gar nichts bekannt ist, anzunehmen sein, dass auch die lyrik aus allgemein zugänglichen quellen des wortgebrauchs

schöpfte, einmal aus dem dichterischen, besonders epischen wortschatz, sodann aber aus dem gespräche der vornehmen welt. die von K. angeführten wendungen, welche die Nibelungen mit den lyrikern gemein haben, erheben sich nicht über das einfache, gewöhnliche, natürliche, und das edle, gewinnende dieser formeln ligt eben in der abwesenheit jedes wortprunkes. aber auch so wird man gewis gern zugeben, dass der oder die dichter der Nibelungen gelegenheit hatten minnesang zu hören und wol auch, sei es widerholend oder selbst dichtend, zu pflegen. dagegen lehnt K., und gewis mit recht, die behauptung ab, dass die übereinstimmung der strophenform der Nibelungen mit der lyrischen, in welcher von 'Kürenberges wîse' die rede ist, einen anhalt für die ermittlung des Nibelungendichters geben können. gemeint sein könne mit K. w. 'auch eine strophe, deren dieser dichter sich vorzugsweise bediente oder die er zuerst für den minnesang gebrauchte'. ja mit berufung auf Willes weise für den von Ezzo gedichteten gesang erneuert er die ansicht, dass nur die melodie, nicht aber die strophenform dem Kürenberg angehört haben möge.

Weit wichtiger aber und unzweifelhaft sehr verdienstlich sind die untersuchungen des II abschnitts : 'Das original und die bearbeitung', woran sich der III 'Die ausdehnung der bearbeitung', und der VII 'Charakter des bearbeiters' anschliefsen, auch ein teil des übrigens sehr kurzen V 'Die litterarische stellung der dichtung und der bearbeitung'.

K. geht aus von der beobachtung, dass sich durch das gedicht hin eine reihe von übereinstimmungen im ausdruck wie im inhalt finden, und er untersucht weiterhin, ob diese übereinstimmungen auf einheit des dichters der betreffenden partien oder auf nachahmung hinweisen. am schlusse des buches stellt er, nicht ganz vollständig, seine beispiele zusammen; es wäre zu wünschen gewesen, dass er auch die seiten angegeben hätte, auf denen die einzelnen behandelt sind. die untersuchung, wo einheit des dichters und wo nachahmung durch andre anzunehmen ist, wird an sich nicht immer und nicht gleich überzeugend durchgeführt werden können. aber im ganzen muss man wol dem verf. zustimmen.

Es zeigt sich, durch eine reihe von strophen hindurchgehend, eine besonderheit der sachlichen absichten und der sprachlichen gewöhnungen, die in der tat nur auf nachträgliche zusatzdichtung zurückgeführt werden kann. der interpolator, welcher 'von fall zu fall' dichtete und nur auf einen teil der vorliegenden dichtung rücksicht nahm, trat oft in gegensatz, ja widerspruch zu seiner grundlage. die kennzeichen dieser interpolationen führt K. s. 82 auf und belegt sie durch reichliche beispiele:

'1) ergänzung des inhalts durch einfügung von nebenpersonen oder von hauptpersonen in nebenrollen;

2) ergänzung des inhalts durch darstellung von nebensachen, speciell durch schilderung von äufserlichen gegenständen, namentlich von kleidern;
3) prunken mit hohen, zuweilen fabelhaften werten, zahlen, mit reichtum, luxus;
4) erweiterung des sagenstoffes mit märchenhaftem und wunderbarem;
5) mangel vornehmer auffassung;
6) interesse für die geringeren;
7) niedere komik;
8) armut der erfindung in der mehrfachen widerholung desselben motivs mit nur geringer variation;
9) sprachliche nachahmung der vorlagen;
10) stilistische armut in widerholung benachbarter fremder und eigner ausdrucksweisen;
11) leerheit des inhalts im allgemeinen sowie besonders im 4 vers;
12) auflösung des strophischen gefüges durch einführung von cäsurreim und constructive verknüpfung der strophen'.

Diese gesichtspuncte sind freilich nicht neu. aber mit recht darf K. hervorheben, dass er von der allgemeinen beobachtung des sprachgebrauchs dazu gekommen ist, während früher wesentlich der einzelne fall zum ausgangspunct gedient hat. allerdings Müllenhoffs schrift ZgdNN. verband beides, aber sie ist wol nur von wenigen unter den heutigen germanisten gelesen oder doch nachgeprüft worden. in jedem fall ist die energische durchführung dieser kritik durch das ganze gedicht und die eingehnde darlegung dieser verhältnisse mit womöglich vollständiger berücksichtigung aller fälle höchst verdienstlich und dankbar aufzunehmen.

Mit recht hat K. (wie freilich ebenfalls schon vor ihm geschehen ist) die weitergehnde bearbeitung in den recensionen der hss. B und C zum vergleich herangezogen. es wird sich daraus, dass hier die in den interpolationen hervortretenden neigungen weiter geführt erscheinen, der schluss ziehen lassen, dass schon die interpolationen das geschriebene original voraussetzen, dass sie von schreibern herrühren, welche ja auch zugleich spielleute gewesen sein können. beim abschreiben stellt sich am leichtesten jene vergesslichkeit, jene nur halbe vergegenwärtigung des zusammenhangs ein, wie sie in den zusätzen der Nibelungen oft bemerkbar ist.

Dass K. von seinem standpunct aus in der abgrenzung der interpolationen wesentlich mit Lachmann zusammentrifft, hebt er selbst hervor. aber seine selbständigkeit zeigt sich auch darin, dass er durchaus nicht zögert, strophen, die Lachmann für echt hält, zu athetieren und umgekehrt solche aufzunehmen, welche Lachmann verworfen hat. hier gilt es nun die einzelnen fälle zu untersuchen; und wenigstens ein paar beispiele mögen es

rechtfertigen, wenn ref. im ganzen K. gegenüber an Lachmanns bestimmungen festhält.

Zunächst die fälle, in denen K. von Lachmann verworfene strophen für echt hält. er beruft sich hierbei widerholt darauf, dass diese strophen sagenhaft seien, was insbesondere durch die Thidrekssaga bezeugt werde. so s. 125 für str. 1521*. 1522* (ein sternchen bezeichnet die unechten strophen Lachmanns); doch wird hier von K. auf die Eddalieder, nicht auf die ThS. hingewiesen; s. 141 für str. 861*. 868* (s. u.); s. 150 für str. 1941*—1944*; s. 155 für str. 490*. 491*; s. 173 für str. 1340*. es handelt sich dabei fast stets um nebendinge, die wol auch aus analogie erfunden sein können, dass zb. Kriemhild nächtlicher weile Attila zur einladung ihrer brüder bestimmt uä. aber ist denn überhaupt die ThS. mit der quelle unsrer Nibelungen gleichzusetzen? s. 257 sagt K. selbst: 'vorausgesetzt, dass seine (unsers dichters) quelle der saga entspricht'. er macht selbst auf willkürliche änderungen des sagaschreibers aufmerksam s. 181. 188. und selbst da, wo durch näherliegende zeugnisse die sagenhaftigkeit eines zuges erwiesen wird, lässt K. sich mit recht nicht abhalten, die betreffende stelle aus anderweitigen gründen den bearbeitern zuzuschreiben: so den bericht Hagens über Siegfrieds jugendtaten 88*—101* s. 183.

In einem falle ist es gerade ein sonst nicht als sagenhaft bezeugtes stück, das K. vor Lachmanns athetese retten will: der letzte abschied Siegfrieds von Kriemhild. die hohe schönheit dieses stückes ist ja unbestritten, auch von Lachmann anerkannt. aber wenn er trotzdem das stück ausschied, so ist dies ein ausgezeichnetes beispiel für seine strenge consequenz, seine unerbittliche wahrheitsliebe. in der tat ist die überlieferte anknüpfung dieses stückes an den umgebenden text unerträglich. zwar in der einleitung könnte man mit K. 860* streichen; ob man dann aber 861* *der degen küene* als bezeichnung für den nicht genannten Siegfried aus dem zusammenhang der sage heraus richtig verstehn würde, ist zweifelhaft. eher könnte man wol schreiben wollen: *dô gie der degen Sîfrit.* auf keinen fall könnte man am schluss der interpolation 869* entbehren, und doch widerspricht die angabe, dass Gunther und Siegfried zusammen geritten seien, der spätern des echten liedes 871, 4, wonach Siegfried erst an dem jagdlager beim könige sich einfand. und sieht man näher zu, so ist auch der eigentümlich lyrische, weiche charakter dieser abschiedsscenen unverkennbar (K. 141. Lachmann zu den Nib. s. 117). die hier sich häufenden widerholungen haben etwas balladenmäfsiges, was zur ruhigen erzählung des übrigen gedichts und besonders des VIII liedes nicht recht passt. der traum der Kriemhild scheint überdies dem in str. 13 erzählten nachgebildet zu sein, mit benutzung des 943, 3 angedeuteten, auch in der ThS. vorhandenen vergleichs zwischen Siegfried und der jagd-

beute [1]; wobei noch zu erwägen ist, dass auch im Rudlieb xvII 89 zwei könige mit zwei ebern verglichen werden, dieser zug also als ein weitverbreiteter, jedem dichter bereitliegender gelten darf.

Wie dies beispiel zeigt, hat Lachmann principiell keine änderung des überlieferten textes vorgenommen, um seine kritik durchzuführen, während K. sich davor nicht scheut, freilich im vergleich mit den vorschlägen anderer sich noch sehr mafsvoll zeigt.

Zahlreicher sind die athetesen K.s über Lachmann hinaus, so im II lied. dass danach ein gut zusammenhängender, ohne anstofs lesbarer text des originals übrig bleibe, will er selbst nicht behaupten s. 88 : er meint nun, dies sei auch nach Lachmanns bestimmungen nicht der fall, was ich nicht finden kann.

Oft wird etwas verworfen, nur weil es im ausdruck mit zusätzen übereinkommt, so str. 20 ff, weil die anführung des jungen Siegfried parallel stehe zu der schilderung der Kriemhild 2*. s. 154 sagt K. : 'die anfänge stehn in correlativischem verhältnis und müssen gleichen ursprung haben'. aber dieser parallelismus kann ja erst durch den zusatzdichter hergestellt sein, es kann und wird eine nachahmung vorliegen. str. 20—22 passen ganz tadellos zu der erzählung 45 f. die vorhergehnden strophen 18. 19 sollen ganz deutlich sie nachträglich mit 13—16 in verbindung setzen, welche einer solchen nur bedürfen, wenn man die innere hindeutung des falken im traume auf den jungen Siegfried auch äufserlich für einen etwaigen leser von schweren begriffen hergestellt wissen will.

Einzelne athetesen K.s beruhen auf einer irrigen auslegung. als Rüdiger den zusammenstofs der pflichten beklagt, in welchem er sich befindet (2091), übersetzt K. 121 die 3 zeile 'unterlasse ich aber beides, nämlich den kampf gegen die Burgunden und — weiter nichts — so unüberlegt (fügt er bei) konnte nur ein dichter sprechen, der das ganze nicht im sinne hatte, also der bearbeiter'. das ist durchaus nicht zuzugeben. in der 3 zeile ist zu *Swelhez* hinzuzudenken *dinc* oder *werc* (vgl. 429) im sinne von parteinahme, eintritt in den kampf. also sagt Rüdiger : ich habe mich verpflichtet für beide parteien einzutreten : welche von beiden ich im stiche lasse, um die sache der andern zu fördern, ich handle in jedem fall *bœsliche*, niedrig, treulos. *ldz aber ich si beide*, trete ich überhaupt nicht in den kampf ein, so werde ich allgemein als feige gescholten, — was 2097, 1 widerholt wird. die sache ligt so eigenartig, dass ich die entlehnung aus Iwein 4879 ff, die K. für sicher hält, nicht zugestehn kann. hier wünscht Iwein zwei dinge tun oder beide lassen zu können, er beklagt, dass er wahrscheinlich nur an einer stelle helfen kann,

[1] auch bei Samuel Israel im Pyramus und Thisbe, Basel 1616 (Gödeke II 391) sagt der jäger, welcher die liebenden tot findet : *Aber den Göttern sey es klagt, Das heifst seltsam wild gejagt.*

während doch zuletzt beide pflichten nacheinander sich erfüllen lassen.

Ebensowenig kann ich die entlehnung aus Iwein für die bahrprobe zugeben 984 ff, obschon K. die autorität Lachmanns für sich hat. ich könnte mich auf meine ausführungen in Zs. 32, 380 berufen; aber weder K. noch Schönbach, auf den er sich bezieht, nehmen auf diese rücksicht. und doch ist ein starker unterschied zwischen der Iweinstelle und der darstellung in den Nibelungen. letztere schliefst sich an den würklichen gerichtlichen gebrauch der bahrprobe zur überführung eines schuldigen an, wovon im Iwein keine spur vorhanden ist. bei Siegfried wird eine von den legenden benutzt sein, welche den mörder eines unschuldigen auf diesem wege ermitteln und überführen liefsen.

Dagegen mag allerdings die kleiderschilderung 384*. 386* wirklich aus Erec stammen s. 194.

Muss ich die benutzung des Iwein in den Nibelungen für zweifelhaft halten, so kann ich die des Parzival nicht auf die kurze abweisung K.s s. 195 hin aufgeben. woher soll 353 *Zazamanc* stammen, wenn nicht aus dem Parzival?

So kann ich auch den von K. aus der einmischung Pilgrims von Passau gezogenen schluss, dass der bearbeiter ein spielmann im hofgesinde des bischofs von Passau war (s. 288), nicht für wahrscheinlich halten. hätte er sich dann das schelten auf die raub- und rauflustigen Baiern, die erzählung von der niederlage der Baiernfürsten Else und Gelpfrat erlauben dürfen? Pilgrim ist, wie Lachmann längst bemerkte, wegen der verbindung der Nibelungen mit der Klage in einer reihe sehr leicht ablösbarer strophen, vermutlich ganz zuletzt in die Nibelungen gekommen. K. gesteht selbst zu, dass mehrere bearbeiter anzunehmen sind. die unterscheidung dieser verschiedenen bearbeiter gehört mit zu den schwierigsten aufgaben, ist vielleicht unmöglich ganz durchzuführen, ist aber glücklicherweise nur von nebensächlicher bedeutung gegenüber der herstellung der älteren teile des gedichts.

Wenn nun ref., und zwar mit aufrichtigem danke, es anerkennen muss, dass K. den unterschied der zusätze von dem kerne und ihre eigenart deutlich und hoffentlich überzeugend gezeigt hat, so kann er der behandlung des kernes selbst bei K. nur ganz im allgemeinen beipflichten. K. fasst seine ansicht s. 190 ff zusammen: 'es waren demnach drei selbständige liederbücher entsprechend den drei teilen der Niflungasaga c. 226—230, c. 342—348, c. 356—393, die der dichter als seine quellen benutzte und gemäfs seiner individualität, seiner künstlerischen bildung, den interessen seines publicums umgestaltete und erweiterte. aus dem letzten machte er zwei bücher, XIV—XIX und XX, und schob hinter das zweite noch eines ein, XI—XIII. jedes dieser bücher setzte zwar das vorhergehnde voraus, hatte aber zugleich die bestimmung, ein selbständiges ganzes zu sein. er

teilte die einzelnen bücher widerum ein in lieder, die in enger sachlicher verbindung miteinander stehn, aber auch zu einem einzelvortrag sich herausnehmen liefsen. diese einrichtung entsprang nicht blofs einem solchen praktischen zweck, sondern hatte ihre ursache in dem zustande der älteren überlieferung. — als altes volkepos aber können wir, wenn wir uns nicht sowol von unserem geschmack als von objectiver kritik leiten lassen, zunächst wenig mehr als das ansehen, worin das Nibelungenlied mit den nordischen berichten, besonders mit der Thidrekssaga sich zusammenstellen lässt'.

Es soll also wesentlich das, was Lachmann als echt bezeichnet hat, als das werk eines einzigen dichters erscheinen, der als ein mann von künstlerischer schulung, ästhetischem urteil und dichterischem genie bezeichnet wird. ist es wahrscheinlich, dass ein so hervorragender dichter völlig unbekannt geblieben ist? dass er nirgends, da doch alle höfischen dichter ihre persönlichen verhältnisse berühren, auch nur die geringste andeutung über seine person hat geben wollen?

Und nun die für ihn angenommene art, den umfassenden, zusammenhängenden stoff in lieder zu fassen, die zum einzelvortrag bestimmt waren, wo haben wir ein beispiel einer so künstlichen composition in jener zeit?

Ferner, im einzelnen, wo bleiben im ansatz die sachlichen verschiedenheiten der einzelnen lieder, welche von Lachmann, Müllenhoff, Henning so eingehend aufgewiesen worden sind? dass Siegfried 11 recken von hause mitnimmt, im Sachsenkriege aber mit 12 erscheint; dass die jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, bald im Wasichenwald stattfinden soll, bald von Worms aus über den Rhein usw. wo bleibt der von Scherer so hübsch erläuterte unterschied zwischen dem liede vom hoffest nach dem Sachsenkrieg und dem von der werbung um Brunhild? K. gibt selbst zu s. 176: 'es ist wol möglich, dass dem XIV liede Lachmanns ein altes lied entspricht, dessen anfang der dichter zwar gekürzt, von dem er auch solches beibehalten hat, was mit seiner bisherigen dichtung nicht recht vereinbar war'. s. 144 sagt er: 'allerdings passt diese ausscheidung Dankwarts (nach dem überfall der knechte) besser zu der liedertheorie Lachmanns, als zu der in diesen untersuchungen entwickelten ansicht'.

Aber K. glaubt, wie andere, die auf die ungleichheiten und widersprüche der erzählung gebauten schlüsse abweisen zu können durch den hinweis auf eine untersuchung von Jellinek und Kraus (anm. 32), welche auch bei den kunstdichtern solchen widersprüchen nachgespürt haben. ich kann diese sammlung hier nicht im einzelnen durchgehn [1]; glaube aber, dass sehr vieles zu

[1] viele der darin aufgezählten widersprüche, und fast alle Wolfram nachgesagten, lassen sich durch eine genauere und feinere interpretation beseitigen. für einen 'sehr bedeutenden inneren widerspruch' wird erklärt,

streichen ist, was nicht auf verschiedene angaben über denselben gegenstand hinweist, sondern nur darauf, dass sich aus den angaben des dichters verschiedene verhältnisse als von ihm ins auge gefasst ergeben können. auch ist zu bedenken, dass die kunstdichter bei ihrer neigung, auch die äufseren umstände eines vorganges zu schildern, solche unebenheiten leichter übersehen konnten, als die volksdichter, welche sich auf die hauptpuncte der darstellung zu beschränken pflegen.

Ebensowenig kann ich zugeben, dass die lieder Lachmanns mit einander in inniger verbindung stünden, und daher eines das andere voraussetze. irrig heifst es s. 62: 'IX beweist sich durch seine mit den worten *alsô tôten* an das vorhergehende anknüpfende anfangsstrophe als eine unlösliche fortsetzung des achten liedes'. *alsô tôten* bedeutet nicht 'so tot wie erzählt worden ist' sondern 'tot wie er war, völlig tot'. in diesem sinne wird *alsô* in str. 1002 zweimal gebraucht, s. auch das Wörterbuch der elsässischen mundarten s. 72 und die dort angeführte litteratur. ebenfalls s. 62 behauptet K. wie andere, dass im VIII lied das *criuze* auf Siegfrieds gewand 922 nur aus dem VII verständlich wäre. dass die in VII erwähnte anbringung eines kreuzes von seide auf Siegfrieds waffenrock für den kriegszug nicht recht zur jagdkleidung in VIII passt, ist schon oft genug bemerkt worden; ebenso dass gerade in VII und VIII manche hinweise sich finden auf die sage, welche die zeitgenossen nicht erst aus unserem gedichte zu lernen brauchten, ja aus diesem gar nicht völlig erfahren konnten: vgl. *diu mære* 818, 4, was erst aus dem folgenden klar wird, *zuo der linden* 913, 1. s. 207 sagt K. mit bezug auf die letztere stelle mit recht: 'der stoff der sage war dem publicum in der hauptsache bekannt und wird auch vom dichter als bekannt vorausgesetzt'.

Damit steht es freilich nicht recht im einklang, wenn K. s. 188 Dankwart als geschöpf unseres dichters, s. 189 die Rüdigerdichtung als sein eigentum bezeichnet. hier tritt die beziehung auf die ThS. überall verhängnisvoll hervor. diese bietet den stoff doch nur so wie er in Niedersachsen in den liedern der spielleute behandelt wurde, und sie bietet ihn offenbar recht unvollkommen dar. wie in Österreich um 1200 die Nibelungen-

dass Parzival sich die rote rüstung Ithers aneignet, seitdem der rote ritter genannt wird, aber trotz dieser rüstung unerkannt bleibt, als er wider an den hof des königs Artus kommt. das heifst die natur der beinamen verkennen. als die Italiener kaiser Friedrich I Barbarossa nannten, wollten sie gewis nicht sagen, dass er allein einen roten bart trüge. ein student nennt seinen vater, schüler nennen ihren director, soldaten ihren hauptmann 'den alten', ohne zu bestreiten, dass auch andre leute alt seien. so können sehr gut auch andre ritter rote rüstungen getragen haben, wenn auch am hofe kg Artus Ither oder Parzival sich dadurch auszeichneten. dass die schilderung Wolframs 145, 17 ff gegenüber Chrestien 2064 in seiner humoristischen weise etwas übertreibt, versteht sich von selbst.

sage sich gestaltet hatte, dass lernen wir ja grofsenteils erst aus unserm gedicht.

Ebensowenig kann ich K.s ansicht[1] gelten lassen, dass die einheit der anschauung in den echten teilen auf éinen dichter zu schliefsen zwinge. erstens ist diese grundanschauung in den einzelnen liedern doch recht verschieden und zweitens erschien ja auch der minnesang noch Schiller als eine einzige gleichartige masse, während wir heute die individualitäten der minnedichter sehr wol zu unterscheiden vermögen.

Es möge gestattet sein an einem punct zu zeigen, dass sich aus Lachmanns liedertheorie noch weitere folgerungen ziehen lassen und dass sie auch hieraus sich nur bestätigt.

Es ist merkwürdig, wie viele vorgänge in der auch von K. als echt anerkannten erzählung sich widerholen, meist allerdings mit einer gewissen veränderung. so erwirbt sich Siegfried ein doppeltes verdienst um Gunther, einmal durch den Sachsenkrieg, zweitens durch die bezwingung der Brünhild; und diese selbst widerholt sich, indem Brünhild erst in den waffenspielen überwunden, dann in der brautnacht gebändigt wird. Rumolds warnung wird doppelt erzählt. zweimal werden die Nibelungen beim eintritt in Etzels land gewarnt. zweimal reizt Hagen Kriemhild. zweimal weist er mit Volker ihren angriffsversuch zurück. auf zweifache weise stiftet Kriemhild den allgemeinen streit an: durch den überfall der knechte und durch das hereinbringen ihres kindes in den saal.

Muss man nicht daraus schliefsen, dass die sage schwankte, dass der dichter oder (nach Lachmann) der sammler bestrebt war, eine gewisse vollständigkeit der sage zu bieten, so weit sich diese annahmen noch irgendwie vereinigen liefsen? denn dass auch so noch nicht alles, was über die Nibelungenschlacht erzählt wurde, aufnahme gefunden hat, ergibt sich aus der Klage, deren abweichende angaben man doch nicht berechtigt ist als einfach von dem dichter erfunden anzusehen.

Aber ein beispiel führt weiter. die kampfspiele aus Island finden sich in keiner anderen quelle. sie sind auch recht ungeschickt erzählt. denn wie soll man sich vorstellen, was in str. 429, 3 angegeben wird: *nu habe du die gebærde, diu werc wil ich begân*? es ist ein widersinn, wie die gespenstererscheinung bei hellem tag in Voltaires Semiramis, die Lessing gerügt hat. niemand wird bestreiten, dass die *tarnhût* Siegfrieds nur ein aus der zwergensage entlehnter behelf ist für den gestaltentausch der nordischen sage, dass überhaupt die kampfspiele nur ein ersatz sein sollen für die bändigung der durch ihr *magetuom* unbezwinglichen Brünhild. und hier ist doch wol auch der grund des tausches deutlich. Siegfrieds verfahren war, sobald man den ursprünglichen mythischen sinn vergessen hatte, anstöfsig, der schlüpfrigen deutung ausgesetzt. selbstverständlich also dachte der erfinder der kampfspiele nicht, dass nun auch

noch die brautnachtscene folgen sollte: seine erfindung hat nur einen sinn, wenn er sein lied als ein abgeschlossenes vortrug. nun enthielt allerdings der betrug in den kampfspielen keinen genügenden grund für Brünhildens mordplan gegen Siegfried. aber wie am schluss die nur in Atlis mund passende frage nach dem hort in unserem gedicht auf Kriemhild übertragen ist, ohne dass die ganze sage darnach umgestaltet worden wäre, so unterblieb die umänderung der folgescenen nach den kampfspielen. statt dessen wurde die bezwingung in der nacht, übrigens in keuscher kürze, welche erst die bearbeiter verdarben, nachgetragen und beigefügt.

Nun ist das IV lied ausgezeichnet durch eine besonders altertümliche darstellungsweise, wofür es genügt auf Müllenhoffs schrift ZgdNN zu verweisen. wir werden wol schliefsen müssen, dass es das älteste wenigstens der in der ersten hälfte des gedichts enthaltenen lieder ist. es ist in einem sinn gedichtet, der auf die frauen eine besondere rücksicht nahm; sein dichter verfuhr mit der sage willkürlicher als andere spätere. das I lied lässt sich als eine nachträgliche einleitung dazu denken; ob gewisse kleine übereinstimmungen auf denselben dichter hinweisen, steht dahin. II und III dienten der reihe nach zur verbindung dieser einleitung mit dem kernlied; verschiedenheiten des tones lassen auf mehrere dichter schliefsen. dass das I buch K.s kein einheitliches werk darbietet, ist augenscheinlich.

So gilt denn auch die schilderung, welche K. in abschnitt VI von dem dichter entwirft, mehr einer dichtergesellschaft, deren einzelne glieder sich nicht wesentlich von einander unterscheiden. diese schilderung ist gewis sorgfältig und im ganzen richtig. nur geht die annahme, dass das hofleben jener zeit sich in den Nibelungen abspiegele, doch etwas zu weit: zb. die spielleute Etzels als gesante waren in der würklichkeit längst durch geeignetere diplomaten, edle und besonders geistliche ersetzt. auch das lob Volkers s. 216 wegen seiner worte an Kriemhild 2167 kann ich nicht für richtig halten. wenn er sagt: 'dürfte ich eine so edle dame lügen strafen, so hättet ihr teuflisch über Rüdiger gelogen', so ist diese beschränkung doch wol der bitterste hohn. ähnlich bei Hagen, dessen benehmen bei Siegfrieds tode s. 213. 212 zu gut aufgefasst wird; er enthüllt seine herschsucht, seinen neid 934.

Doch es sollen diese auseinandersetzungen mehr die berechtigung der gesamten Lachmannschen kritik beweisen, als den dank beeinträchtigen, welchen wol alle anhänger Lachmanns K. für den sorgfältigen und klaren nachweis der verschiedenheit der unechten teile von den echten zuerkennen werden. wie Liliencrons schrift über die handschrift C, wenn auch nur allmählich, doch gewis am meisten die einheitliche auffassung des handschriftenverhältnisses gefördert hat, so trägt K.s buch hoffent-

lich dazu bei, dass auch die aussonderung des unechten, wie sie in Lachmanns ausgabe sich vorfindet, allgemein als grundlage für die würdigung des kernes unserer grofsartigsten heldendichtung angenommen wird. die verschiedene abgrenzung dieses kernes im einzelnen schadet nichts: schliefslich wird man einsehen, dass Lachmanns hypothese über die entstehung des gedichtes zwar nur eine hypothese ist, aber die einzige völlig durchgeführte, die einzige fruchtbare. und Goethe sagt: was fruchtbar ist, allein ist wahr.

Strafsburg, 24 sept. 1897. ERNST MARTIN.

Das motiv von der unterschobenen braut in der internationalen erzählungslitteratur, mit einem anhang: Über den ursprung und die entwicklung der Bertasage. Rostocker dissertation. von P. ARFERT. Schwerin, Bärensprungsche hofbuchdruckerei, 1897. 76 ss. 8°.

Fleifsige seminararbeiten wie die vorliegende, die tüchtige litteraturkenntnis und fähigkeit zur beherschung ausgedehnter materialien verraten, sollten als vorarbeiten zu dissertationen verwendet, nicht aber selbst als dissertationen veröffentlicht werden, sonst sieht sich der recensent in der unangenehmen lage, einerseits fleifs und tüchtigkeit eines jungen gelehrten anerkennen, anderseits seine leistung doch als wertlos für die wissenschaft bezeichnen zu müssen. ich bin durchaus nicht der ansicht Bédiers, dass man ebensogut briefmarken wie parallelen sammle; man sammle immerhin, aber werfe dann nicht die sammlungen nach irgend einem äufserlichen gesichtspunct eingeteilt auf den markt, man verwende sie zu anmerkungen in der bescheidenen weise Köhlers oder zu geistreichen analysen in der scharfeindringenden art Cosquins, oder (wenn man einen verleger dafür findet) zu einer umfangreichen textpublication gleich der der miss Cox, die andern wenigstens das material für selbständige schlüsse bietet, wenn man nicht warten will, bis man selbst so weit ist, aus den eignen sammlungen allgemeine oder auf den gewählten vorwurf beschränkte schlüsse zu ziehen. wenn man aber nur excerpte von ein paar märchen mitteilt, ohne diese ins detail zu analysieren, und dann fortfährt: 'zu dieser gruppe seien noch angeführt usw.' (s. 14) oder 'zu diesem kreise gehören noch usw.' (s. 30), und dann eine reihe titel von märchensammlungen aufzählt, so hat niemand etwas davon: man hätte gerade so gut auch die excerpierten märchen blofs dem titel nach aufzählen können. also entweder volle textpublication resp. genaue excerpte aller märchen des kreises, oder analyse einzelner mit möglichst vollständiger verfolgung jedes kleinsten einzelzuges durch die gesamte litteratur, das ist das wenigste, was man verlangen muss, aber bei derartigen arbeiten auch wol verlangen kann.

Arbeiten wie die vorliegende könnten noch einen gewissen wert gewinnen durch die einteilung. eine ordentliche einteilung

zu treffen ist freilich schwerer als man glaubt; denn sie setzt bereits einen geübten wissenschaftlichen blick für die unterscheidung von haupt- und nebensachen voraus. einteilungen wie die von A. gewählte sind ja an sich nicht falsch, obwol der zwang derselben leicht zu falschen subsumtionen führt (wie die des albanesischen märchens Hahn nr 96, des litauischen Schleicher s. 35 und des schwedischen Afzelius volkssagen I 207, in deren keinem von einem talisman die rede ist, unter A.s I a 1 'nach verlust eines talismans'), aber sie sind nicht besser und nicht schlechter als so und so viele andere, die man ebenso gut wählen könnte: darum aber sind sie nicht die wahren einteilungen; denn wahre einteilung gibt es immer nur eine. freilich muss man, um diese zu finden, bereits zu gewissen festen ansichten über die entwicklung der märchen gekommen sein, feste ansichten, die deswegen noch lange keine vorgefassten meinungen zu sein brauchen. aber ich möchte den modernen naturhistoriker sehen, der, ohne sich mit der descendenzlehre auseinandergesetzt zu haben, heutzutage irgend eine umfassendere neue einteilung auf seinem gebiete wagen dürfte. ich meine ja nicht, dass man das urmärchen reconstruieren kann, aber von einzelnen zügen kann man wenigstens entscheiden, ob sie ursprünglich sind oder nicht, und diejenige einteilung, die uns das für die meisten züge ermöglicht, wird die relativ beste sein. ich will das an der in frage stehenden märchengruppe exemplificieren. ich teile ein:

I. in einer reihe dieser märchen wird die braut in ein tier, meist in ein wassertier, verwandelt,

a) wenn sie sonne oder luft oder wasser berührt. Grimm nr 13. 115[1]. Gonzenbach nr 32. Poestion Lapp. märchen nr 6. Schneller nr 22. Gerle II 5. BSchmidt nr 13. Blanc, noir et incarnat nach Cosquin I s. LXII. Hyltén-Cavallius nr VII c nach A. s. 13. Grundtvig[2] III s. 112 ib. s. 15. Aulnoy La biche au bois (fehlt A.). Landes Tjames bei Hartland The legend of Perseus I 191 (fehlt A.).

b) sie wird, an einem brunnen sitzend, in ein tier, meist eine taube verwandelt, dadurch, dass man ihr eine nadel in den kopf steckt, 35 märchen bei A. s. 27 ff. vielfach erklärt die falsche braut, meist eine mohrin, ihr schwarzes und hässliches aussehen damit, dass sie so lange in sonne und wind auf ihren bräutigam habe warten müssen.

c) verwandlung in ein tier durch andere umstände. Landes Anamites nr 22 nach Cosquin aao. Schreck nr 9. Afanassieff

[1] bei dem bruder Reginer, der bei ottern und schlangen gefangen ligt, denkt man unwillkürlich an Ragnar Loðbrók. die gestalt seiner in magdgestalt dienenden braut, der königstochter mit dem vogelnamen *Kráka*, gehört ja jedesfalls in diesen kreis.

[2] auf die falsche schreibung einer reihe von autornamen bei A. hat schon Bolte Zs. d. v. f. volksk. 7, 215 aufmerksam gemacht.

nr 55 nach A. s. 25. Kreutzwald-Löwe nr 15 ib. Cosquin nr 21. Poestion Isl. märch. nr 17[1]. Wlislocki Märch. d. Bukowinaer u. Siebenbürger Armenier nr 27 (fehlt A.). Grundtvig übers. v. Strodtmann s. 95 (fehlt A.)

II. deutliche surrogate für die verwandlung.

a) sie kommt in die gewalt einer sirene, resp. des meerriesen, resp. des unterweltsgottes durch berührung mit dem wasser. Pentamerone IV 7. Gonzenbach nr 33. 34. Schreck nr 10. Poestion Isl. märch. nr 35. Gubernatis Tiere s. 579 anm. Pitrè, Finamore, Sébillot, Kristensen nach A. s. 14.

b) sie wird von einem fisch verschluckt und lebt in ihm weiter. Gonzenbach nr 48. 49. Armen. märchen bei A. s. 22. Jacobs Celtic fairy tales nr 19. Kraufs nr 69.

c) ihre seele lebt in einem hirsch (übertragung aus einer bekannten märchengruppe). Kunós nr 49[2] nach A. s. 19.

III. verwandlung ihres bruders oder ihrer mutter, des ersteren meist durch berührung mit wasser, in tiergestalt: Grimm nr 11. Gonzenbach nr 48. 49. Armen. märch. bei A. s. 22. Schreck nr 9, vielleicht auch Gonzenbach nr 32. Cosquin nr 23 uam.

IV. erniedrigung zur magd, meist zur gänsehirtin oder pferdehirtin, oder verstümmelung (mit beeinflussung durch das motiv vom mädchen ohne hände) meist durch trinken von einem brunnen oder sitzen bei einem brunnen, oder sturz ins meer — der rest der märchen.

Ich glaube durch diese einteilung gezeigt zu haben: 1) dass im ursprünglichen märchen die rechte braut ein wasserdämon war, der bei berührung mit dem ihm eigentümlichen element seine ursprüngliche gestalt wider annehmen muste. so wird in einer sage der Chippewäindianer ein mädchen aus dem geschlecht der biber in ihre bibergestalt zurückverwandelt, als ihr gatte einstmals versäumt, eine brücke zu bauen, so dass sie mit dem fufs ins wasser treten muss (Kohler Ursprung der Melusinensage s. 4); so entschwindet im Mahâbhârata die tochter des froschkönigs, als ihr gemahl sie gegen die abmachung, dass man sie kein wasser sehen lassen dürfe, an einen teich führt (Benfey Pantschatantra I 257). 2) damit ist in verschiedenen varianten eine zweite verwante vorstellung vermischt, dass sie kein sonnenstrahl berühren dürfe, worüber Kohler aao. 16, Frazer The golden bough II 235, Hartland The legend of Perseus I 99. 3) alle anderen varianten sind nur spätere transformationen, wie es für II ja deutlich ist, für IV sich aber erweist durch die parallele des albanesischen märchens (Hahn nr 28) und des türkischen (A. s. 19), in denen die amme versalzene nahrung mitnimmt, um die echte braut zum trinken

[1] woher weifs Golther Myth. 445, dass die goldene thränen weinende *Märþöll* dieses märchens nur gelehrte erfindung ist?

[2] Kunós Ignácz ist nur die ungarische art der nachstellung des taufnamens; deswegen brauchte er im register nicht unter I zu figurieren.

am brunnen zu veranlassen, mit der armenischen sage (Benfey aao. 256), in der der mann durch gesalzene speise die frau zum verrat ihrer schlangennatur zwingt. so wie übrigens das verbrennen der schlangenhäute usw. bald die würkung hat, dass das dämonische wesen nun immer seine menschliche gestalt beibehält, bald aber auch die, dass es für immer verschwindet, geradeso hat die berührung mit dem wasser auch oft die entgegengesetzte würkung, dass der dämon seine (wasser-) schlangengestalt ablegt und nun in menschlicher erscheint, s. Mannhardt Antike wald- u. feldculte s. 64. Hahn nr 7. 102. Gonzenbach nr 32.

Näher verwant als die von A. anhangsweise behandelten 'märchen vom patenkind des königs, in denen dieses verwandlungsmotiv fehlt, sind eben durch das vorhandensein desselben jene märchen von der neidischen nebenfrau, die die geliebtere gattin in den strom stürzt, wo sie sich in eine lotosblume usw. verwandelt (Hartland aao. I 191); sie legen die idee nahe, ob wir in dieser nebenfrau nicht überhaupt das ursprünglichere haben gegenüber der stiefschwester, mohrin usw. unseres märchens. ich bin durchaus nicht der ansicht, dass die orientalische figur der nebenfrau immer die präsumtion des höheren alters für sich hat gegenüber der europäischen der stief- resp. schwiegermutter oder stiefschwester, aber in unserm falle handelt diese stiefschwester usw. so unvernünftig, da die unterschiebung ja in kürzester zeit entdeckt werden muss, und die art, wie sie diese schwierigkeit hinwegräumen, ist so verschieden in den verschiedenen märchen und so unbefriedigend in allen — dass ich hier würklich das urmärchen in ein polygamisches land setzen möchte.

Für das Fabliau des tresses, das A., ohne irgend etwas über Bédier hinausgehendes zu bringen, s. 54 ff behandelt, scheint mir allerdings kein besonderer grund zu sein, das gleiche anzunehmen, wenn auch B.s annahme germanischen ursprungs der strafe des haarabschneidens hinfällig ist (s. Lambel Erzähl. u. schwänke s. 197 anm.). aber A. tut ihm wol s. 55 unrecht, wenn er meint, B. nehme unabhängige entstehung des stoffes im morgen- und abendland an; er meint nur, man habe keinen grund, sich für das eine oder andere zu entscheiden, und darin scheint er mir in diesem wie in vielen andern fällen recht zu haben, mag ihm auch sein 'statistischer beweis' mislungen, und mögen ihm auch, nach Cloettas und Eulings nachweisen, so und so viele kleine und auch grofse nachlässigkeiten unterlaufen sein — aber ein beweis für die entstehung der dichtungsart in Indien, wie sie Cloetta (Arch. f. d. stud. d. neuer. spr. 93, 209) behaupten möchte, scheint mir nicht erbracht, und darum wird bei concurrenz von indischen und europäischen versionen dieser beweis in jedem einzelnen falle zu erbringen sein.

Die behandlung des Brangänemotivs bei A. leidet unter der einteilung nach der dichtungsform. zuzufügen wäre noch die

vertretung im ehebett in dem altpersischen roman Wîs und Râmîn (s. WHertz Tristan 2 aufl., s. 477). die anmerkung s. 51 über 'die berühmte Thrymskvitha' hat bereits Gering Zs. f. d. phil. 30, 143 mit dem gebührenden ausrufungszeichen versehen. das s. 53 citierte neugriechische volkslied ist gleich Passow nr 474, s. Liebrecht Zur volkskunde s. 189.

In dem anhang über die Bertasage bekämpft A. mit recht die ansicht von der mythischen herkunft dieser sage, im übrigen ist dieser anhang übermäſsig breit und ohne rechte sachkenntnis geschrieben. A. hält die art, wie in der Wolterschen und Weihenstephaner chronik[1] die unterschiebung geschieht, für die ursprünglichere: 1) sie geschieht dort auf dem wege zu Pippin, 2) von den zur einholung der braut abgefertigten gesanten, 3) gegen den willen der braut — in allen andern quellen hingegen 1) am hochzeitstage, 2) von der tochter einer dienerin, 3) auf wunsch der braut. bloſs den ersten punct herauszugreifen, wie es A. tut, ohne die beiden andern zu erwähnen, geht nicht an; sind die beiden andern unursprünglich, einfach durch das gangbare motiv von der unterschobenen braut beeinflusst, so ist es auch der erste. und das sind sie; denn sie ersetzen einen in sich widerspruchsvollen, schwer verständlichen sachverhalt durch einen einfachen, der keine schwierigkeiten bietet. wenn Berta zuerst solchen widerwillen gegen den könig gezeigt hat, dass sie freiwillig den platz an die dienerin abtrat, wieso mochte sie sich ihm dann im walde so ohne weiteres hingeben? am auffallendsten ist das freilich in den Reali di Francia, den Noches d'invierno und der erzählung der von Bachmann und mir herausgegebenen Züricher volksbücher (Litt. verein 185), in den andern ist der widerspruch mehr oder minder verwischt. aber auch sonst zeigen die genannten beiden quellen gemeinsame abweichungen vom ursprünglichen, so dass man ihren übereinstimmungen wenig wert beimessen kann. ich möchte vor allem eine hervorheben, die sie mit dem Zürcher codex teilen, die des aufenthalts der königstochter bei einem müller und der verkündigung von Karls geburt durch einen sternseher (letztere allerdings in der Wolterschen chronik wider ausgefallen), weil Schönbach (Anz. II 149) aus diesen zügen die entsprechenden der Pilatussage herleiten will. es scheint mir aber das umgekehrte der fall zu sein: dem *Pilatus* wird mit zerlegung seines namens ein groſsvater *Atus* und eine mutter *Pila* gegeben; da nun *atus* so viel als groſsvater heiſst (Ducange I 460. 464. 466), so wird auch der name der mutter als bedeutungsvoll

[1] vielleicht gesellt sich ihnen als dritter der Stricker hinzu, da 127 *Daz si im verwehselt wart* doch kaum von freiwilligem verzicht gesagt wird. dann möchte ich 126 *verkorn* statt *verlorn* lesen; denn die gesanten, die bei der verlobung per procurationem den eid an ihres königs statt geschworen haben (vgl. Klage 909. Nibelungen 1618. UvTürheim, Tristan ed. Maſsmann 502, 10), *verkiesent* diesen eid durch ihren verrat.



genommen worden sein uzw. als mühlstein (Ducange v 253 *pila terit pultes* Littré s. v. *pile* = *grosse pierre qui sert à broyer*, *à écraser*), sodass die einführung des müllers auf diese etymologische spielerei zurückzuführen und also in der Pilatussage begründet ist. damit soll jedoch die herleitung der localisierung in Mainz aus der französischen Karlssage resp. als folge der aus dieser ins volk gedrungenen anschauung vom verräterischen charakter der Mainzer nicht bestritten werden.

Bern, 18 october 1897. S. SINGER.

Seltene drucke in nachbildungen. mit einleitendem text von KARL SCHORBACH. II: Dietrich von Bern (Sigenot). Leipzig, MSpirgatis, 1894. 4°, 16 ss. und 22 bll. — 15 m.

Dietrich von Bern (Sigenot). 14 Strafsburger originalholzstöcke aus einer 'allen bibliographen völlig unbekannten ausgabe' des XVI jahrhunderts. herausgegeben von PAUL HEITZ. Strafsburg, JHEdHeitz (Heitz und Mündel), 1894. 4°, 2 ss. und 6 bll.

Schorbach setzt hier die 'Seltenen drucke' mit der auch den philologen sehr erwünschten nachbildung des ältesten bekannten Sigenot (Heidelberg, Knoblochtzer, 1490) fort. die einleitung bringt eine wertvolle, ausführlich beschreibende bibliographie der alten ausgaben. zwei exemplare des ältesten druckes hat Schorbachs sammelfleifs wider ans licht gezogen : das eine (vollständige) der beiden — jetzt in Berlin — ist wahrscheinlich jenes Schleusinger unicum, von dem zuerst Walch 1773 kunde gab und das seitdem verschollen war. zu den zwei blättern des Augsburger probedrucks (nr II), die zuerst Karajan 1845 veröffentlichte, hat Schorbach ein drittes — zu München — gefunden (vgl. s. 3 und 15). neu mitgeteilt und beschrieben ist (nr III) der 1891 vom Germanischen museum erworbene druck Knoblochtzers 1493, zum ersten mal ausführlich beschrieben der 1885 von der Berliner kgl. bibliothek gekaufte Augsburger 1606.— verschollen sind vdHagens exemplare der ausgaben Nürnberg bei Val. Neuber o. j. (nr IX) und Strafsburg 1577 bei Christ. Müller (nr XI), die blätter WGrimms (nr X), ferner die drucke Augsburg bei Manger (nr XIII) und Leipzig 1613 (nr XV). die gründe, aus denen Schorbach die existenz des von vdHagen genannten Strafsburger druckes von 1505 (auff Grineck) anzweifelt (nr IV), halte ich nicht für zureichend.

Vielleicht gehört zu einer dieser verschollenen ausgaben ein blatt, das herr Konrad Schiffmann in der bibliothek des priesterseminars zu Linz aufgefunden, photographiert und zur mitteilung an dieser stelle mir freundlichst überlassen hat. das bruchstück ist auf der innenseite des vordern einbanddeckels der Ottherschen ausgabe von Geilers Navicula siue speculum fatuorum (samt der Compendiosa vite ejusdem descriptio), Strafsburg, Knoblouch, 1513 (vgl. Grässe Trésor III 41^b, Goedeke I^2 400, nr 16) aufgeklebt. zwei besitzernamen sind eingetragen : auf dem titelblatt

Sum B. Kaiser Decani Pronoui (Braunau), auf bl. 3ᵃ *Ex libris Caspari a Pino.* die gröſsen des Sigenotblattes sind 13 X 10 cm.

Es ist ein doppelblatt, einspaltig; seine heute sichtbare (innere) seite enthält (nach der zählung in Schades druck, die auch für die jetzt von Schorbach facsimilierte Heidelberger ausgabe gilt) links str. 49, 7—51, 3, rechts str. 68, 4—7, dann einen holzschnitt samt überschrift, dann str. 68, 8—13. auf den einst dazwischen liegenden blättern standen also wahrscheinlich 221 verszeilen mit vier holzschnitten, wenn wir nach dem Heidelberger, mit dreien, wenn wir nach Schades druck schlieſsen, samt ihren überschriften — es fehlen also zwischen jenen innenseiten des erhaltenen doppelblattes drei doppelblätter.

Keine der von Schorbach gebotenen beschreibungen erhaltener Sigenotdrucke lässt sich auf dieses fragment anwenden. ähnlichkeiten mit nr VI (Schades druck) sind aber vorhanden; auch textlich steht ihm das Linzer exemplar nahe. um weitere beschreibung und weitwendige aufzählung der varianten zu sparen, gebe ich lieber eine buchstabengetreue — auch die zeilen- und strophenanfänge genau nachbildende — abschrift.

(*bl.* 1ᵇ.)

Das ir mit dem ſo ſtarcken man
Wolt hye thun einen ſtreytte
Ich wölt das ir weret von dan
Wol tauſent meylen weite
Oder das ir nit werdt alhie
Hundert streyt hat er wol thon
Keiner mißriet im nie
¶ Von Bern lieber herre mein
Laſt den teuffel ſchaffen das ſein
Vnd zihet mit mir zu hauſe
Man wirt ewer ritterlichen pflegen[1]
Ir ſollent euch ſein gantz verwegen[1]
Wan mich vmbgibt ein grauſe
Wol ob dem vngefugen man
Wan ich hör[2] von im ſagen
O edler furſt ſo lobeſan
Er hab vil heldt erſchlagen
Ir ſollent mit mir ziehen heim
Ich gib euch golt vnd ſilber
Auch manich edels geſtein
¶ Auch gib ich euch die besten wadt[1]
Vnd die kein herr im landt nit hat[1]
Ich gib euch der den volle

(*bl.* 2ᵃ.)

Die eſt vielen von bawmen nider
Herr Dieterich hieb vaſt hinwider
Ir ſtreyt der was gewere
Den dorſt ein zaghaffliger man
¶ Hie ficht der Ryß vnd der Berner mit einander in dem waldt

holzschnitt

Do nymmer wol anſchauwen
Der ſchweyß von in beyden ran
Als von dem groſſen hawen
Vnd das ſie hetten in dem than
Das laub hoch an den eſten
Wol von dem fewr bran

[1] die silben *-gen* in *pflegen* und *verwegen*, ferner (unten) *wadt* und *hat* haben verschwommene, gröſsere und dickere buchstaben : die natur dieser verschiedenheit ist dem photogramm nicht zu entnehmen.

[2] ob über dem *o* ein *e* oder ein zufälliger fleck steht, ist aus dem photogramm nicht auszumachen.

Schorbach fügt der beschreibung einige bemerkungen über den textkritischen wert der drucke hinzu, die hauptsächlich auf Steinmeyers untersuchung in den Altdeutschen studien beruhen. die mit hebräischen lettern gedruckte jüdisch-deutsche ausgabe 1597 stellt Schorbach zunächst zum Augsburger druck 1606. ich bemerke, dass von den kriterien, die Steinmeyer — auf grund der ihm vorliegenden Hagenschen abschrift des Schleusinger exemplars — für die zusammengehörigkeit von vh²n aufstellte, die lesart *bösen manne* für *blözen* str. 35, 3 (Schade, Heidelberg) nunmehr entfällt: denn der Heidelberger druck 1490 hat das richtige *bloſſen*. —

Paul Heitz druckt in seiner veröffentlichung 14 alte holzstöcke aus dem besitze der firma Heitz und Mündel ab, die zu einer bisher nicht bestimmten Sigenotausgabe gehörten. er deutet ihren bildinhalt mit hilfe der holzschnitte des Heidelberger druckes und setzt ihnen die dortigen titel unter (für seine nummer 4 hat er statt *zwerglin zwerg in* verlesen — der rest des *l* ist in Schorbachs facsimile erkennbar): die deutung von nr 5 ist jedesfalls irrtümlich — höchst wahrscheinlich gehört der schnitt zum titel: *do verschneyd hilteprand seyn kleyder* usw. vor str. 184 (Heidelb., Schade). — der hauptzweck der kurzen einleitung ist aber, in Schorbachs bibliographie — mit einem mir unverständlichen triumphgefühl — einen tatsächlichen fehler und eine unterlassung aufzudecken: Heitz zeigt, dass der Augsburger druck 1606, den Schorbach als bisher völlig unbekannt bezeichnet hatte, schon in Wellers annalen genannt war, ferner, dass Wellers angabe über einen Sigenot des Christian Müller, Strafsburg 1568, wahrscheinlich ein irrtum ist, ohne dass Schorbach die angabe wie den irrtum Wellers bemerkt hätte.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Inedita des Heinrich Kaufringer, von H. SCHMIDT-WARTENBERG. [Germanic studies, edited by the department of german languages and literatures, III. university of Chicago.] the university of Chicago press. 1897. XVI und 56 ss. gr. 8°.

Während von dem unterzeichneten eine ausgabe der neuen stücke Heinrich Kaufringers vorbereitet wird, die Johannes Bolte im mai 1896 in dem Berliner ms. germ. fol. 564 gefunden hat, erscheint hier eine zwecklose concurrenzarbeit; zwecklos wegen der incorrectheit und hast der herstellung, und zwecklos wegen der unergiebigkeit der eigenen studien, die der amerikanische editor auf seinen gegenstand verwant hat.

Prüfen wir zunächst die texte. 'bei der textwidergabe', heifst es s. XV, 'ist von irgend welcher reconstruction abgesehen, ausgenommen die wenigen fälle, in denen die nachlässigkeit des abschreibers der controlle bedurfte. bis auf die interpunction und die auflösung der gewöhnlichen kürzungen, soweit sie als

solche anzuerkennen sind, ist also der abdruck ein diplomatischer'. im allgemeinen ist bei solchen texten wie bei denen Kaufringers ein sogenannter diplomatischer abdruck immer nur ein notbehelf; das andere schon vorliegende sprachmaterial seiner übrigen gedichte, sowie die vergleichung der gleichzeitigen urkunden und chroniken bieten die möglichkeit, zu einem reinern texte zu gelangen. davon darf man sich wol jetzt nicht mehr dispensieren. aber ganz hiervon abgesehen, ist auch der bloſse abdruck der Berliner hs. mangelhaft und zeugt von nicht ganz ausreichendem sprachlichen verständnis.

I 46 ist *gescheidclich* in *gescheidelich* verlesen. I 91 steht *noren* statt *v(u)oren*, I 202 ist für *schwant* der hs. *schant* zu lesen. im ersten gedicht wird s. 4 eine 'lücke von wenigstens 2 versen' angenommen; die stelle ist aber vollkommen in ordnung; der hrsg. kennt eben nur die auch sonst gar nicht ungewöhnliche wendung *den worten dasz* ('in der absicht, zu') nicht. II 135 lis *ze niderst* statt *ze inderst*. III 46 war *hautt* aufzulösen, nicht *hätt*, IV 174 *schoun*, nicht *schön*, VIII 37 *plāen*, nicht *plāen*, ebenso 50. III 87 steht *misslungen* in der hs., nicht die unmögliche form *misslingen*. III 161 ist durch die falsche auflösung *reychen stetten* für *reichstetten* der ganze gegensatz und der sinn der polemik verloren gegangen. VIII 14 lis *verdampnet*. VIII 37 lis *Postell* ('pustula'), Schm.-W. druckt *Dosten*. VIII 150 list er *ain schware spisz* für *ain schwarer pisz*, ohne zu ahnen, dass in Kaufringers sprache ein altes *î* = *ei* nie mehr auf *i* reimen kann. IX 27 steht *racht* für *vacht*, 58 *wällt* für *wöllt*, 89 *das* für *des*, 137 *tûn* für *taun*, X 7 *nist* für *mist*. in einem diplomatischen abdruck durfte man ebensowenig wie in einem kritischen texte IX 96 *mayden* in *mayen* ändern; denn das *d* ward mouilliert, Weinhold Mhd. gr.[2] § 186 (189). s. VI ende des ersten absatzes ist in der allerdings nicht unwichtigen unterschrift des auch aus vdHagens GA III 776, 27 bekannten Conrad Müller von Öttingen das datum ausgelassen; es lautet: *auff Sampstag nächst vor Sant Bartholomeus des hailigen zwölffbotten tag*.

Aus dem was Schm.-W. s. V—XV als einleitung hinzufügt ist wenig zu lernen. auf eine erörterung der sprachlichen und metrischen eigenheiten der neuen hs. verzichtet er. hier mag nur gezeigt werden, wie der hrsg. auch das nicht unergibige material zur genauern datierung der gedichte unbenutzt gelassen hat. das wichtigste ist der hinweis auf das verhältnis HKaufringers zu Heinrich dem Teichner, worauf freilich schon der umstand führen muste, dass beide gedichte in éiner handschrift vereinigt vorliegen.

Die historischen anhaltspuncte, welche nach den 17 ersten gedichten eine datierung ermöglichen, sind bald erschöpft. die hss. stammen aus den 60er und 70er jahren des 15 jhs. von der voraussetzung auszugehn, es müsse in den gedichten eine

spur der kriegsnöte von 1372 zu finden sein (ausgabe s. VIII), dazu ligt kein zwingender grund vor. die ersten 17 gedichte lieferten als terminus a quo ungefähr die mitte des 14 jhs. (ausgabe s. VIII). eine ähnliche, allerdings noch ungenaue bestimmung gewinnen wir aus dem XX stück '*Von den vorsprechen*', das mit den worten beginnt:

Ain böser sitt ist aufgestanden
In Pairen und in andern landen,
Das man die vorsprechen mietten sol.

freilich ist schon z. j. 1324 ein vorsprecher nachzuweisen (DStchr. 22, 459); aber der zwang, dass jede partei vor gericht mit einem vorsprecher erscheinen muste, ist in Oberbaiern erst durch artikel 1, 12 des landrechts vom j. 1346 geschaffen (Riezler Gesch. Baierns II 546. III 693). die übrigen territorien werden zum grösten teil allmählich nachgefolgt sein. als ganz neu bezeichnet übrigens Kaufringer diesen zwang nicht, sondern vergleicht hauptsächlich das bairische verfahren abfällig mit dem der reichsstädte XX 160 ff. die erzählte anekdote setzt im gegenteil voraus, dass die einrichtung schon länger bestand und misbräuche sich einzuschleichen zeit gehabt hatten.

Dazu kommen deutlichere historische anspielungen im XXIII und XXIV gedichte (durchlaufender zählung). zunächst weist die erwähnung der niederlage, die den städtern von dem hofgesinde (XXIII [V] 59. Riezler III 149) beigebracht sei, wol auf die schlacht bei Döffingen am 23 aug. 1388 (Riezler III 143). die von Kaufringer XXIII 17 ff gerügte uneinigkeit der städte und zerfahrenheit der politischen verhältnisse trat in dem erst 1389 beigelegten städtekrieg genügend zu tage (Riezler III 141 ff. 148. 134). dazu stimmt die im XXIV (VI) gedichte v. 96 ff gemachte äufserung über die trostlose lage der welt:

Der welt läuff habent sich gericht
Auf ainen gank gämelich;
Als der krebs gat hinder sich,
Also gaut das hinder herfür.

es ist hierbei an das unaufhaltsame sinken Baierns zu erinnern, das mit den gerade nach dem städtekrieg auf ihren höhenpunct gesteigerten Wittelsbachischen familienstreitigkeiten zusammenhieng (Riezler III 171 ff. 206). dass die schlüsse, die man aus der sprache Kaufringers zu ziehen hat, auf dieselbe zeit, die wende des 14/15 jhs. führen, habe ich schon in der ausgabe s. VIII hervorgehoben. zur gewisheit wird diese ansetzung durch die bisher nicht bemerkte, jetzt von Schm.-W. s. VI berührte tatsache, dass Kaufringer ein schüler und nachahmer Heinrich Teichners ist. im einzelnen kann das hier nicht nachgewiesen werden. es genügt, darauf aufmerksam zu machen, dass die noch jetzt in allen büchern widergegebene datierung Karajans, der Über Heinrich den Teichner s. 13 ff Teichners tod zwischen 1375 und 1377 setzte, unhaltbar ist; wie Seemüller in der ADB. 37, 544 bemerkt,

bietet uns nur Suchenwirts gedicht auf Heinrich Teichner einen sichern terminus ante quem, das j. 1395.

Aus all diesen gesichtspuncten ergibt sich, dass wir Kaufringers gedichte im allgemeinen in das letzte jahrzehnt des 14 jhs. zu setzen haben; einzelne können noch später entstanden sein; als äufserste grenze dürfte etwa das Konstanzer concil gelten.

S. IX—XV füllt der herausgeber endlich mit meist belanglosen spätern parallelen zur stoffgeschichte. für die kenntnis Kaufringers wird damit nichts gewonnen. einen directen nachahmer Kaufringers, wie den landsmann, dessen bruchstücke Keinz Zs. 38, 145ff veröffentlicht hat, kennt ja auch Schm.-W. nicht. wichtigere ältere bezüge und zusammenhänge sind übersehen.

Dass der inhalt des XX (II) gedichtes Hermann von Fritzlar gehört, entgeht dem herausgeber; s. Pfeiffers Deutsche mystiker I 164, 1—10, Wackernagel Kleinere schriften I 125ff.

Noch flüchtiger als zu den eben erwähnten sind die s. XIV und XV gegebenen bemerkungen zu den folgenden gedichten. aber es kann doch nicht mehr blofs als flüchtigkeit gelten, wenn wir hier s. XV erfahren, dass Berthold von Regensburg ein gedicht 'von den drien huoten' verfasst habe, und an zwei frühern stellen s. VI u. IX, dass die Kaufringerschen stücke — 'lieder' sind!

Münster in Westfalen. K. EULING.

Gregor Heimburg von PAUL JOACHIMSOHN. (= Historische abhandlungen aus dem Münchener seminar. herausgegeben von dr KThHeigel und dr HGrauert. 1 heft.) Bamberg, CCBuchner, 1891. XIV und 328 ss. — 8 m.

Hermann Schedels briefwechsel (1452—1478). herausgegeben von PAUL JOACHIMSOHN. (= Bibliothek des litterarischen vereins in Stuttgart CXCVI.) Tübingen, 1893. X und 218 ss.

Die humanistische geschichtsschreibung in Deutschland. von PAUL JOACHIMSOHN. heft 1: Die anfänge. Sigismund Meisterlin. Bonn, PHanstein, 1895. (V,) 333 ss. — 5 m.

Ein aller welt zugängliches glänzendes material für die geschichte des geistigen lebens in Süd- und Mitteldeutschland besonders während des 14, 15 und 16 jhs. steckt in den lateinischen handschriften der Münchener hof- und staatsbibliothek. sie sind bekanntlich katalogisiert, verhältnismäfsig sehr gut sogar, aber ausgebeutet sind sie noch in keiner weise; wenigstens waren es bisher nur einzelne streifzüge, die die forschung in diese weitgedehnte terra incognita unternommen hat. eine systematische ausnutzung vermag nur derjenige vorzunehmen, der in München ansässig ist und tagtäglich nach der Ludwigstrafse wandern kann. seltsam mag es erscheinen, dass sich nicht längst Münchener forscher gefunden haben, die in das so bequem gelegene goldland zogen; man wird die entsagung aber fast begreiflich finden, wenn man jemals in den hallen gewesen ist, die jene schätze bergen, wo stockwerk über stockwerk sich türmt, wo die dickleibigen hss. zu zehntausenden neben einander lagern.

und leichte arbeit ist es nicht, die hier zu tun ist. da handelt es sich nicht um müheloses drauflospublicieren, sondern viel schutt muss man hinwegräumen, ehe man auf goldadern stöfst. man muss sich durch eine bibliothek von hss. hindurchlesen, wie man sich durch eine bibliothek von gedruckten büchern list, und niemand, der nicht selbst versucht hat, in solcher weise manuscripte jener übergangsjahrhunderte durchzuarbeiten, ahnt, wie schwer das ist : wie gespannter aufmerksamkeit es bedarf, um bei der lectüre auf den inhalt der schriftzüge zu achten, die der blofsen entzifferung so viele schwierigkeiten bereiten.

Den mut, solchen nicht geringen schwierigkeiten ins auge zu sehen, hat nun seit dem anfang unsers jahrzehnts ein jüngerer in München ansässiger historiker, Paul Joachimsohn, an den tag gelegt. nicht als ob er von vornherein mit der absicht an die riesige manuscriptsammlung herangetreten wäre, sie für den kernpunct deutscher geistesgeschichte im 14—16 jh., die verwandlung der scholastischen bildung in die humanistische, auszubeuten. er begann mit einer biographie des staatsmanns Gregor Heimburg, die vornehmlich in die politischen verhältnisse des 15 jhs. tief hineinzuleuchten hatte; aber die stellung Heimburgs zum humanismus nötigte zu einem ersten beutezug in die Münchener handschriftenschätze. seitdem hat nun J. zwar die historisch-politischen interessen nicht fallen lassen, sondern auch sie noch in einigen kleinen abhandlungen betätigt, aber immer mächtiger lockten ihn die reichlich strömenden quellen zur geschichte der deutschen bildung : in 'Hermann Schedels briefwechsel' hat er aus Münchener hss. die wichtigsten leistungen der frühhumanistischen epistolographie in Deutschland erschlossen, und seine arbeiten über den frühhumanismus in Schwaben (Württemb. vierteljahrshefte 1896, s. 63—126. 257—91) und 'Formulare und Tütsch rhetorika' (Zs. 37, 24—121) gehören ebenfalls hierher. endlich haben die beiden interessen des forschers wider einen gemeinsamen weg gefunden : in seinem buch über Meisterlin und einigen dazu gehörigen kleineren arbeiten hat er sich der humanistischen historiographie zugewant. in allen diesen schriften sind zwar — von politischen archivalien ganz abgesehen — auch nicht-Münchener hss. herangezogen worden, den grundstock seines materials aber bilden die Codices latini Monacenses, und diesem material gehorchend, hat die J.sche forschung sich besonders auf den culturstätten der schwäbisch-alemanischen, fränkischen und bairischen lande angesiedelt.

In die geschichte der anfänge des humanismus in verschiedenen süd- und mitteldeutschen orten führen die J.schen veröffentlichungen ein, und wo sie eine erschöpfende darstellung nicht bieten, liefern sie wenigstens bausteine, die zu selbständiger weiterarbeit anlocken. so hatte der ref. die absicht, an J.s schriften anknüpfend, in der vorliegenden anzeige die reception

des humanismus in Nürnberg selbständig zu behandeln, und damit das wichtigste von dem, was der litterarhistoriker aus J.s arbeiten entnehmen kann, hier in erweiterter form zugänglich zu machen. es stellte sich indessen heraus, dass die selbständigkeit und erweiterung zu stark wurden, als dass der rahmen einer anzeige hätte eingehalten werden können, und so ist 'Die reception des humanismus in Nürnberg' eine eigene schrift geworden, die beim erscheinen dieser recension gewis schon in den handel gekommen sein wird. sie enthält naturgemäfs auch das wichtigste von dem, was ich über J.s arbeiten zu sagen hatte; die leser des Anzeigers werden sich also hier mit einer allgemeinen kennzeichnung seiner schriften und mit einigen bemerkungen begnügen müssen, die ein paar sonstige bildungs- oder litteraturgeschichtlich interessante einzelheiten aus den drei hier in betracht kommenden büchern wesentlich referierend herausheben : referierend, denn eine genaue nachprüfung aller hsl. quellen würde nur in München selbst vorgenommen werden können. immerhin ergaben einzelne stichproben, dass zwar in der Heimburgmonographie die behandlung der texte an zuverlässigkeit noch zu wünschen übrig lässt, dass aber die späteren arbeiten auch in dieser hinsicht die entwicklung des vf. vom historiker zum philologen sehr zu ihrem vorteil deutlich werden lassen.

Am wenigsten ist hier über das älteste der drei bücher zu sagen. Heimburgs verhältnis zum humanismus kommt wesentlich für Nürnberg in betracht, und so soll hier nicht noch einmal gesagt werden, was in meiner besonders erscheinenden abhandlung ausgeführt ist; es kommt dazu, dass J. selbst seine hier 1891 vorgetragenen ansichten in dem oben angeführten aufsatz der Würtemberg. vierteljahrshefte nicht unwesentlich modificiert hat. die politischen händel Heimburgs und die reichswirrnisse, in die er eingreift, gehn uns hier so wenig an, dass wir keine veranlassung haben, in die fachhistorische debatte einzugreifen, die sich an J.s darstellung knüpfte. eher könnte uns Heimburgs ausgedehnte politische schriftstellerei nach der formalen seite interessieren; dieses thema würde in das grofse, noch ungeschriebene capitel deutscher stilgeschichte gehören, das die formale entwicklung der politischen und religiösen polemik von den tagen des bairischen Ludwig und der grofsen concilien bis in die Lutherzeit verfolgte. wie in der BGebhardtschen schrift Die gravamina der deutschen nation gegen den römischen hof[2] (Breslau 1895) werden diese dinge von J. nur gelegentlich (s. 204 f. 270 f) gestreift. auch Heimburgs stil im engern sinn, die form seiner sprache, hat J. so wenig untersucht, dass er ohne jeden grund Heimburg gern die übersetzung seiner eigenen grofsen appellatio v. j. 1461 zuschreiben möchte; er hat die ansicht inzwischen selbst in jenem aufsatz der Würtemberg. vierteljahrshefte zurückgezogen und, wie mir scheint, mit viel gröfserer

berechtigung und inzwischen geschärftem stilgefühl als verfasser der translation Niklas von Wyle angesetzt. fehlt somit dem buche eine zusammenfassende würdigung der Heimburgschen schriftstellerei, ja, vermisst man eigentlich auch eine gesamtcharakteristik des helden überhaupt, so bedeutet es doch in der gründlichkeit, mit der es auf handschriftlicher forschung aufgebaut ist, gegenüber der ältern monographie von Brockhaus (1861) einen ganz wesentlichen fortschritt, und niemand, der sich genauer mit der culturgeschichte des 15 jhs. beschäftigt, wird das buch ungenützt lassen dürfen, um so weniger, als ein gutes namenverzeichnis den benutzer leicht zu vielen zeitgenössischen persönlichkeiten in beziehung setzt.

Enthält diese schrift wesentlich darstellung, so bietet Hermann Schedels briefwechsel im ganzen nur material. was J. dazu gegeben hat, ist eine vorrede, die aber nur über das zustandekommen des buches und die bearbeitungsgrundsätze unterrichtet, sind anmerkungen, die kurze, gewis fast durchweg zutreffende erörterungen über datierung und empfänger der briefe, einige knappe personalnotizen, historische erläuterungen udgl. beibringen, und ist schliefslich ein widerum sauber gearbeitetes personenverzeichnis, das man freilich gern durch ein ortsverzeichnis ergänzt sähe. allerdings ist der sachliche inhalt dieser briefe nicht das, was der veröffentlichung in erster reihe ihren wert verleiht : sie sind vielmehr zunächst als ein beitrag zur stilgeschichte zu bezeichnen. fast alle diese frühhumanistenbriefe sind nicht sowol geschrieben, um den empfängern inhaltlich wichtige mitteilungen zu machen, als um zu zeigen, dass die absender gelernt haben, sich Poggio und Guarino zum vorbild zu nehmen und mit der ungeniertesten ausbeutung fremder leistungen neue briefe zu stande zu bringen, in denen, ohne dass sie geradezu abgeschrieben wären, mitunter kaum ein wort den 'verfassern' gehört; die correspondenten haben sie auch nicht gesammelt, um denkmäler geistiger bewegungen zu überliefern, sondern um stilmuster für die herstellung ähnlicher 'rhetorischer' prunkstücke zu bieten. nichts charakteristischer dafür, als das bestreben Hermann Schedels, die tatsächlich noch vorhanden gewesenen persönlichen anspielungen in den abschriften möglichst zu tilgen. immerhin aber ist auch die culturgeschichtliche ausbeute nicht ganz gering, zumal J.s scharfsinn die widerherstellung mancher verwischter beziehungen gelungen ist. sind also auch die rein rhetorischen partien fast überwiegend, in denen es sich um die allerallgemeinsten dinge, um complimente, glückwünsche, empfehlungen udgl. handelt, so blicken wir doch auch in das privatleben der briefschreiber hinein. sehr pikante liebesgeschichtchen, die freilich teilweise auch reine stilübungen sein mögen, und sehr praktische heiratsbemühungen, dazu stellenjägerei und bücherbettelei spielen da eine wichtige rolle, die zeitgeschichte

wird hier und da herangezogen, und vor allem fällt auf die stellung dieser leute zu den verschiedenen wissenschaften ein ziemlich helles licht : über medicin und jurisprudenz, über mystische theologie und die echt frühhumanistische entsagungsphilosophie ist hier manches zu holen. betrachten wir die briefe unter dem localen gesichtspunct, so stehn Augsburg und daneben Nürnberg im mittelpunct der mitteilungen; aber auch für universitätsgeschichte, besonders für die zustände in Leipzig, Wien und Padua fällt manches ab. endlich seien die namen der wichtigsten frühhumanistischen persönlichkeiten aufgezählt, für deren biographie oder charakteristik diese briefe heranzuziehen sind : Hermann und Hartmann Schedel, Leonhard Gessel, Sigismund Gossembrot und seine söhne, Thomas Oedenhofer, Valentin Eber, Heinrich Lur, bischof Peter von Augsburg, bischof Johann von Eichstätt, Wilhelm von Reichenau, Hieronymus Rotenbeck, Johannes Rot, Peter Luder, Lorenz Blumenau und Aeneas Sylvius. verschiedene der hier mitgeteilten briefe hatte ich aus den hss. schon für mein buch über Albrecht von Eyb verwertet, einiges hat JSchlecht in seiner studie über Rotenbeck weiterbauend benutzt (Sammelblatt d. hist. vereins zu Eichstätt bd 7); für die charakteristik des schriftstellers Hermann Schedel endlich, der im mittelpunct des ganzen steht, obgleich J. den kreis seiner genossen ziemlich weit gezogen hat, bringt meine schrift über die reception des humanismus in Nürnberg etwas bei, was ein künftiger biograph dieses interessanten frühhumanisten wol wird verwerten müssen. aber die erschliefsung des wichtigsten materials wird doch immer J.s verdienst bleiben.

Den versuch, selbst eine biographie Schedels zu geben, hat J. nicht gemacht; dagegen trägt seine dritte schrift die nachrichten über die lebensschicksale Sigismund Meisterlins mit der grösten sorgfalt zusammen, während die vollständige mitteilung einiger hsl. quellen hier wie im 'Heimburg' auf den anhang beschränkt ist. durcheinandergeschlungen sind diese biographischen ergebnisse mit ausführungen über deutsche historiographie : über die bürgerliche und die kirchliche geschichtsschreibung in Augsburg (Wahraus, Küchlin, Mülich, Bolstatter; Witwer) und Nürnberg (Truchsess, Plattenberger; Vita SSebaldi) und Meisterlins stellung dazu; ebenso auch über humanistische historiographie, soweit sie sich irgendwie mit Meisterlins arbeiten berührt (Blumenau, Steinhöwel, Fabri, Aeneas Sylvius, Matthias vKemnat, Bonstetten, Celtis, Pirckheymer, Irenicus, Schedel). endlich sind noch abschnitte eingefügt, die dem frühhumanismus an den wichtigsten stätten Meisterlinscher würksamkeit, in Augsburg und in Nürnberg, gerecht werden wollen — gerade hier muss ich, um mich nicht zu widerholen, auf die auseinandersetzungen meiner besondern schrift verweisen —, aber auch ausführungen über den deutschen frühhumanismus überhaupt und

sein ganzes wesen. J. möchte ihm den namen 'scholastischer humanismus' geben zum unterschiede von dem spätern 'kritischen' humanismus und charakterisiert ihn durch eine beleuchtung der arbeitsweise Meisterlins, die der art der Schedelschen briefschreibung eng verwant ist: mosaikbilder, nicht neuschaffen im geiste der musterschriftsteller ist das ziel der untersuchung, und ihr ergebnis steht dem forscher von vorn herein fest gerade wie einem scholastischen autor. diese systematische beobachtung der arbeitsweise eines schriftstellers bekundet einen grofsen fortschritt, den J. seit der abfassung seines ersten buches gemacht hat: der sinn für litterarhistorische betrachtungsweise ist inzwischen bei ihm erwacht. ja, sogar eine genaue untersuchung von Meisterlins deutschem stil bietet er an andern stellen seines buches (s. 65 ff. 229 ff) als einen beitrag zur geschichte der frühzeit der deutschen prosa. er zeigt uns die entwicklung, die Meisterlins stil zwischen der verdeutschung seiner Augsburger und der übertragung seiner Nürnberger chronik durchmacht, die völlige emancipation vom latein, das freilich von vorn herein nur in ein paar einzelheiten Meisterlins deutschen stil beeinflusst hatte, und die verklärung zu reiner volkstümlichkeit, die auch ein paar ungetilgte reste aus der urkundensprache fast völlig zu verdecken weifs. ein auch innerlich begründeter vergleich der Augsburger chronik mit Steinhöwels verdeutschung des Boccaccioschen frauenbuchs — er ist Dreschers ausgabe naturgemäfs noch nicht zu gute gekommen — zeigt charakteristische unterschiede: Steinhöwel gibt mehr aufs syntaktisch-stilistische, auf den bau des ganzen satzgefüges; Meisterlin legt den schwerpunct auf die einzelheiten, gibt kurze sätzchen oder wirft mitten im satzgefüge um, ist dagegen viel glücklicher in der prägung des einzelnen, besonders also im lexicalischen. weiter entwickelt ist diese eigentümlichkeit dann noch in der Nürnberger chronik; auch hier dient ein vergleich der Meisterlinschen Sallustsiellen mit Pleningens Sallustübertragung zur erhellung. Meisterlin redet förmlich mit dem publicum und weifs durch glückliche bilder, durch verlebendigung des leblosen, durch verwendung deutscher termini und sprichwörter, durch gelungene neubildungen den leser zu fesseln. im ganzen ist sichtlich nicht der damalige übersetzerstil sein vorbild: um verdeutschungsregeln kümmert er sich nicht; aber auch nicht die gewöhnliche schreibweise der deutschen historiker; Meisterlins stilmuster sucht J. vielmehr auf dem gebiet der deutschen predigt und bedauert nur, dass von Meisterlins deutschen predigten nichts erhalten ist, was einen vergleich ermöglichte. solche untersuchungen, die durch grammatische und stilistische einzelheiten beleuchtet werden, wird man gewis nicht oft in historischen arbeiten finden.

Mühelos freilich vermag J.s leser sich solche wichtigen feststellungen nicht anzueignen. die lectüre des buches ist kein

ganz leichtes stück arbeit. alles scheint bunt durcheinander zu gehn, es fehlt den 253 druckseiten der J.schen darstellung jede einteilung: überschriftlos folgt abschnitt auf abschnitt, nur durch einen strich von dem vorhergehnden getrennt, und auch bei der betrachtung der zwei seiten langen inhaltsangabe, die dem buch vorausgeht, wird man eine übersichtlich gliedernde disposition nicht herausspüren können. die darstellung kommt solchem mehr oder weniger scheinbaren durcheinander nicht immer zu hilfe. nicht weniges ist fein und richtig beobachtet, aber es kommt nicht so deutlich heraus: J. setzt zu sehr voraus, dass der leser die zeitphysiognomie so genau kenne wie er selbst, und so scheint manches nur leerer notizenkram, was für den eingeweihten farbe und bedeutung hat. eine praktische zusammenfassung, von der aus das entlegene und zerstreute die rechte beleuchtung gewänne, fehlt hier wie im 'Heimburg'; daher erhält man vielfach den eindruck der zerstückelung. am seltsamsten ist es, dass ein buch, das sich als erster teil eines grofsen gesamtwerks 'Die humanistische geschichtsschreibung in Deutschland' bezeichnet, eine contrastierende charakteristik der mittelalterlichen und der neuern historiographie nur bruchstückweise zersplittert, vielfach implicite, nicht explicite gibt; man hat beinahe den eindruck, als ob jener gesamttitel erst nach dem abschluss der ganzen Meisterlinmonographie aufs titelblatt gekommen sei. es fehlt hier endlich ein register, das die zerstreuten forschungsergebnisse wenigstens für nachschlagezwecke einigermafsen zusammenrückte, und das ist um so bedauernswerter, als litterarhistoriker wie historiker auch an einzelheiten aus dem reichen schatz J.scher gelehrsamkeit mancherlei holen können. ich erwähne wenigstens die bemerkungen über die fahrt des Enoche von Ascoli nach Deutschland (s. 33 f) und die erste benutzung des von ihm widerentdeckten Porphyrius; das allerliebste Heidelberger obscurantenbrieflein v. j. 1455 (s. 14); bemerkenswerte zeugnisse für die wertschätzung des buchdrucks (s. 140), für das verhältnis zwischen gelehrten und buchdruckern (s. 161 ff, wo mir freilich J.s combinationen nicht ganz einwandsfrei scheinen) und für die beachtung dialektischer unterschiede (s. 243). bei den wappendichtern, gegen die Meisterlin sich wendet, denkt J. (s. 267 f) an Hans Rosenplüt und Hans Folz, der die von Meisterlin bekämpfte quaternionentheorie vertritt; Rosenplüt und Folz haben aber anderseits nach J.s ansicht (s. 217 f) Meisterlin stilistische mittel für seine darstellung geliefert, besonders die allegorie. endlich mag auch der gelegentlich (s. 144) erwähnte zusammenhang zwischen einem zuge der Sebalduslegende und einer von Pauli im 'Schimpf und ernst' erzählten wuchergeschichte als nachtrag zu Oesterleys quellennachweisen hier hervorgehoben werden.

Solche andeutungen werden hoffentlich genügen, um auf den ungewöhnlich grofsen reichtum an neuen ermittlungen, die wir J.s eindringender forschung verdanken, die gebührende aufmerk-

samkeit zu lenken und für seine künftigen arbeiten ein günstiges vorurteil zu erwecken. leider sind sie dem vf. dadurch erschwert, dass die bayrische regierung, statt J. an die Münchener hofbibliothek zu fesseln, ihn nach Augsburg an ein gymnasium verbannt hat. sie könnte nichts besseres tun als ihn recht bald in die nähe der Münchener lateinischen hss. zurückzurufen, zu deren wissenschaftlicher erschliefsung kaum ein zweiter so gut gerüstet ist wie er.

Berlin, 10 april 1898. MAX HERRMANN.

Goethe-studien von MAX MORRIS. Berlin, Conrad Skopnik, 1897. 172 ss. 8°. — 2,40 m.

Der verfasser des vorliegenden werkes ist arzt von beruf. es wäre gewis engherzig, wenn die Goethephilologie die mitarbeit 'unzünftiger' elemente principiell ablehnen wollte; in unserm fall aber hat sie wenig grund, sich des neuen mitarbeiters zu freuen: denn das büchlein ist eine ganz dilettantische arbeit. an fleifs und mühe hat es M. zwar nicht fehlen lassen, auch verfügt er im allgemeinen über den notwendigen vorrat von kenntnissen — aber überall vermisst man die unerlässliche strenge selbstkritik. auf haltlose voraussetzungen baut er weitgehnde folgerungen, ganz subjective vermutungen werden geäufsert, mit denen niemandem gedient ist, höchst anfechtbare resultate mit einer entschiedenheit ausgesprochen, dass man meinen sollte, jeder zweifel an ihrer richtigkeit wäre völlig ausgeschlossen.

Besonders zuversichtlich tritt M. in seinen aufsätzen über das 'Märchen' und die Weissagungen des Bakis auf, und gerade hier wird man seine resultate entschieden ablehnen müssen. die hauptpersonen des märchens deutet M. — auf weimarische persönlichkeiten : lilie ist die herzogin Luise, der jüngling Carl August, der alte mit der lampe Goethe selbst usw. es liefse sich wol denken, dass diese vorbilder einzelne züge für die dichterische ausgestaltung der charaktere hergegeben haben, — aber dass der ganze inhalt des märchens erschöpft sein soll in dem gedanken: 'friede im weimarschen fürstenhause und beginn eines neuen lebens, geweiht durch weisheit, stärke und würdige darstellung nach aufsen' (s. 79), das ist doch nicht glaublich; wozu dann der grofse apparat von rätseln und wundern? und hätte Goethe dann wol sagen können, dass die unterhaltungen durch das märchen 'gleichsam ins unendliche ausliefen'? (an Schiller; 17 aug. 1795). auch die art der beweisführung ist nichts weniger als überzeugend. M. geht bei seiner erklärung von der wunderlampe des alten aus, die nach ihm die poesie bedeutet. das mag zugegeben werden, wenn sich auch dagegen manches einwenden lässt. 'den mann mit der lampe für den genius der poesie oder 'den poeten' zu halten', fährt M. fort (s. 74), 'verbieten die für eine idealfigur unpassenden individuellen züge ...

es ist also ein bestimmter dichter' — und zwar nach M. Goethe selbst. zum beweise wird die charakteristik des alten bei Cholevius (Schnorrs archiv 1, 77) angeführt und darauf hingewiesen, dass Goethe als bauer auch in dem gedicht 'An den herzog Carl August von Seb. Simpel' erscheine, wie der alte als ein bauer gekleidet auftritt. nun, der letztere umstand ist gewis ganz unerheblich, und es würde doch an selbstvergötterung grenzen, wenn Goethe sich alle die eigenschaften beilegen wollte, die Cholevius (mit recht) bei dem alten mit der lampe findet. mit dieser deutung des alten auf Goethe steht und fällt aber die ganze erklärung (von deren richtigkeit M. so überzeugt ist, dass er s. 82 sagt: 'aber in der hauptsache herscht klarheit'), und man brauchte weiter kein wort darüber zu verlieren, wenn nicht eine behauptung so recht charakteristisch wäre für die kritiklosigkeit des verfassers. der jüngling ist nach M. Carl August, und an einer stelle soll sich die richtigkeit der deutung geradezu erproben lassen (s. 82). und woran? daran, dass der alte den jüngling vom kampf mit dem riesen zurückhält — genau wie Goethe Carl Augusts teilnahme am kampf gegen Frankreich misbilligt!

Ebenso unkritisch gegenüber seinen eigenen einfällen zeigt sich M. in der abhandlung über die Weissagungen des Bakis. er behauptet (s. 69), spruch 5, 8 und 12 seien von ihm 'mit sicherheit' aufgehellt. betrachten wir zunächst seine lösung der achten weissagung, die ihm dann den weg zur auslegung der übrigen gewiesen hat. den schlüssel findet M. (s. 48ff) in einer abhandlung Böttigers über eine antike, zu neujahrsglückwünschen bestimmte lampe. auf dem titelkupfer sieht man eine lampe mit der darstellung der Victoria, neben der sich früchte, münzen und andre gegenstände befinden. 'diese darstellung widmet nun Böttiger seinen freunden mit den worten:

Und so sei denn diese Lampe mit allen ihren frohen Andeutungen und Süfsigkeiten meinen Freunden auf diesen letzten Geburtstag des alten Jahrhunderts gewidmet! . . . Sie sei uns ein schönes Zeichen der zu innerer und äufserer Verschönerung hinstrebenden Thätigkeit, die nie umsonst nach dem Füllhorn des Überflusses greift u. s. w.'

Auf diese abhandlung soll sich also die achte weissagung beziehen (M. sagt, der sinn schliefse sich 'erstaunlich eng' an das schriftchen an):

'*Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen*
'*Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;*
'*Ja, er verspricht es den Feinden. So edel geh'n wir ins neue*
'*Säclum hinüber, und leer bleibet die Hand wie der Mund*'.

um nur eins anzuführen, was sich gegen diese deutung geltend machen lässt: wie erklären sich die worte '*Ja, er verspricht es den Feinden*'? M. freilich weifs auch hier rat und sagt (s. 50): 'Böttiger hatte ihm also ein exemplar geschickt', wobei er nur

übersieht, dass er aus dem spruch erst folgert, was bei seiner erklärung zu den notwendigen voraussetzungen gehören sollte. auf grund dieser deutung glaubt M. nun die richtige methode zur lösung der übrigen weissagungen gefunden zu haben : man müsse alle anregungen und eindrücke mustern, die Goethe von 1798 bis frühling 1800 erfahren hat; und zu dem zweck durchsucht M. Goethes lectüre während dieser zeit. seine methode hat sich nicht bewährt. die beiden andern 'mit sicherheit' erklärten sprüche sind 5 und 12 : der erste wird auf das trauerspiel Numancia von Cervantes, der zweite auf Mozarts oper Titus zurückgeführt. in beiden fällen kann ich mich M. nicht anschliefsen und ziehe die früheren deutungen von Düntzer, Loeper, Ehrlich ua., wenn auch sie nicht einwandfrei sind, hier wie in den meisten fällen vor. freilich sind die meisten sprüche ja absichtlich so dunkel und allgemein im ausdruck, dass eine geschickte interpretation die verschiedenartigsten deutungen wahrscheinlich zu machen vermag, und zu einer sichern lösung wird man bei den meisten wol nie gelangen. durch M. ist sie jedesfalls nicht gegeben. höchstens kann man ihm zugestehn, dass in einigen fällen seine erklärung möglich ist; doch ist damit nichts gewonnen.

Dasselbe urteil wird man auch sonst mehrfach aussprechen müssen, so wenn M. nachzuweisen unternimmt, dass der Zauberflöte zweiter teil in Goethes beziehungen zu frau von Stein wurzelt, wenn er in einer erzählung aus 1001 nacht (Histoire des amours d'Aboulhassan Ali Ebn Becar et de Schemselnihar, favorite du Calife Haroun Alraschid) die quelle der Wahlverwantschaften gefunden zu haben glaubt und wenn er die verse in Wielands Wintermärchen '*Der Pflicht vergessen wir Fische nie . . .*' für Goethe in anspruch nehmen will, erstens weil er Goethes 'geistige handschrift' darin zu erkennen glaubt, und zweitens weil Goethe die verse schon am 24 dec. 1775 citiert und das Wintermärchen erst 1776 veröffentlicht wurde.

Befriedigender sind M.s aufsätze über Faust und das gedicht 'Deutscher Parnass'. die erste abhandlung 'Zur litterarischen polemik im Faust' leidet darunter, dass M. von der ganz unbegründeten voraussetzung ausgeht, mit v. 3987 beginne der litterarische hexensabbath und hier sei alles ausschliefslich litterarische satire, was ihn zu wunderlichen erklärungsversuchen führt (man sehe besonders, was er s. 7f über die trödelhexe sagt). ansprechend wird der 'geist, der sich erst bildet', auf Jean Paul, das 'pärchen' auf Gleim und Jacobi, die 'matrone' auf Caroline Herder, die 'junge hexe' auf Goethe selbst gedeutet, der sich hier als dichter der Römischen elegieen und Venetianischen epigramme im sinne der gegner ironisch darstellt. anderes ist weniger glücklich. — mit der geplanten disputationsscene beschäftigt sich der zweite aufsatz. der 'schaffende spiegel' soll in

Erasmus Franciscis Neupoliertem geschicht-, kunst- und sittenspiegel seine erklärung finden, den Goethe im j. 1798 mit grofsem interesse las, wie seine briefe an Schiller zeigen. damit wäre zugleich ein anhaltspunct für die datierung gegeben. (doch könnte man nicht auch an Leibnizens 'miroir vivant de l'univers' denken?). dasselbe buch soll Goethe auch die anregung zur 18 weissagung und das motiv der ehrfurchtsbezeugung vor dem satan gegeben haben ('*Beliebt dem Herrn den hintern Theil zu küssen*'); man vergleiche aber Grimms Mythologie[4] 891f, worauf schon Düntzer verwiesen hat. — die dritte abhandlung behandelt Paralipomenon 25 und 50. das erstere war nach M. dazu bestimmt, die erste begegnung von Faust und Gretchen in hohem stil darzustellen (diese ansicht ist schon von Strehlke Parolipomena zu Goethes Faust s. 18 ausgesprochen!), das letztere soll den versuch Mephistos darstellen, Faust zu belügen, dass er sich selbst gefallen mag, und so die zweite bedingung des pacts zu erfüllen. — an Daniel Jacobys aufsatz schliefst sich die arbeit über Goethes gedicht 'Deutscher Parnass' an; die drei dichter v. 32 ff sind nach M. Jacobi, Klopstock, Bürger, die 'wilden' Goethe und Schiller selbst, die 'brüder' (v. 151) Wieland und Herder.

Ein entschiedenes verdienst hat sich M. durch seinen aufsatz über 'Schillers totenfeier' erworben, der die entstehungsgeschichte dieses merkwürdigen planes klarstellt. hier wird nachgewiesen : erstens, dass der epilog des vaterlandes in den entwürfen identisch ist mit dem uns erhaltenen Epilog zu Schillers glocke, und zweitens, nicht H_1 und Hz sind die ursprünglichen, in H_2 und H_3 weiter ausgeführten entwürfe (wie Suphan angenommen hatte), sondern H_2 und H_3 stellen den ältesten plan dar, der hauptsächlich an der unmöglichkeit, die gattin und den freund des verstorbenen auf der bühne darzustellen, scheiterte. H_1 ist dann ein versuch, das mögliche für die darstellung zu retten. 'auch diesen versuch gab er sofort wider auf, denn wie sollten freundschaft und liebe als abstracta auf der bühne dargestellt werden?' (s. 128). so entstand zuletzt Hz.

Endlich bietet M. noch einige miscellen und unerhebliche nachträge zu vBiedermanns sammlung der Goethischen gespräche.

Berlin, 27 september 1897. CARL ALT.

LITTERATURNOTIZEN.

Die heimat der Indogermanen und die möglichkeit ihrer feststellung. von dr J. W. BRUINIER in Greifswald. 20 ss. 8°. — dieses schriftchen, dessen inhalt sich einem am 29 october 1896 im vereine für erdkunde zu Metz gehaltenen vortrag anschliefst, übt kritik an den bisher eingeschlagenen methoden, die urheimat der Indogermanen zu bestimmen und bringt eine neue in vorschlag. B. findet nämlich, dass die germ. sprache vor der lautverschiebung

(vor 400 v. Chr.) lautlich der ursprache am nächsten gestanden habe, dass je weniger sich ein volk mit fremden elementen vermische, desto reiner seine sprache bleibe, dass daher auf germanischem boden — er denkt im besondern an das südliche Schweden — die wiege der Indogermanen gestanden haben müsse: ein schlussgebäude, das mir sehr bedenklich zu sein scheint. auch kann ich mich nicht entschliefsen, mit dem verf. veränderungen, welche sprachen in folge ihrer ausbreitung über ursprünglich anderssprachliche bevölkerung zweifellos erleiden, aus rassenhafter oraler disposition der letztern und ihrer nachkommenschaft zu erklären. vielmehr ist hier lediglich an die einflüsse durch die sprechweise der zweisprachigen zu denken. viel leichter wird man dem verf. recht geben können, wo er fremde versuche abweist, und alles in allem ist seine schrift, in der lebendige und klare sprache und wärme des nationalen empfindens angenehm berühren, recht lesenswert. RUDOLF MUCH.

Naturgeschichtliche volksmärchen aus nah und fern gesammelt von OSKAR DÄHNHARDT. Leipzig, Teubner, 1893. VIII u. 163 ss. 8°. 2 m. — die vorliegende sammlung von 126 märchen, 'die alle eine deutung geben wollen, warum eine naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen', ist aus bekannten sammlungen deutscher, slavischer, lettischer und andrer märchen zusammengetragen worden und kann wissenschaftlichen wert nicht beanspruchen. wird meine wahrnehmung, dass in Süddeutschland das pflanzenmärchen, in Norddeutschland das tiermärchen überwiegt, stand halten? E. H. MEYER.

Langobardische plastik von E. A. STÜCKELBERG. Zürich, Ed Leemann, 1896. 111 ss. 8°. 2 m. — dieses kleine schriftchen, auf das wir diejenigen deutschen philologen dringend aufmerksam machen, die auch deutschen geist, deutsches leben und deutsche kunst mit in den kreis ihres interesses ziehen, setzt sich vor, denkmäler frühmittelalterlicher kunst in Italien als werke der Langobarden nachzuweisen, 'das heifst als denkmäler, die während der herschaft der nationalen könige (571—774) entstanden sind und einen eigenen national-germanischen stil darstellen'. zum ersten male wird mit aller schärfe eine eigene langobardische kunst aufgezeigt, eigentümlich in dem kreise der germanischen geschwisterstile auftretend und besonders auf dem gebiete der plastik hervorragend; der verfasser schildert klar und anschaulich ihre unterschiede von der gleichzeitig herschenden kunstrichtung bei andern germanischen völkerstämmen, wobei freilich, um die langobardische kunst recht leuchtend hinzustellen, vor etwelcher übertreibung zu ungunsten jener nicht zurückgeschreckt und zb. von einem 'wüsten, rohen riemenknäuel, bald mit, bald ohne ende' in der verzierungskunst der übrigen Germanen gesprochen wird; eine charakterisierung, die selbstverständlich in solcher allgemeinheit vollständig falsch ist. es wird gezeigt, wie das hauptmotiv der

langobardischen ornamentik, wie sie besonders auf stein-, seltener auf metalldenkmälern auftritt, von jenem riemenwerk ausgeht, aber sich eigenartig ausbildet — von riemenwerk sag ich, der verfasser braucht dafür die misbildung 'geriemel', bei deren lesen und hören es einem zu mute ist wie dem musiker, dem in einem stücke widerholt derselbe aufdringliche falsche ton ans ohr schlägt. wie ferner diese eigenartige langobardische kunst sich mit fremden elementen mischt, wie in sie astragal, eierstab, rosette, dann das der germanischen kunst ursprünglich so fremde blätterornament, namentlich auch in den selbständigen entfaltungen der radblume und radranke, aufgenommen werden, wie die christlichen symbole der weintraube und des kreuzes hinzutreten, wie unter einfluss der byzantinischen kunst dann auch die menschen- und tierfiguren (hilflos genug, denn gerade hier versagt die germanische kunst ganz besonders) zu bilden versucht werden, das alles erfährt der leser in knapper und klarer darstellung. eine datierung der vorhandenen monumente, auf grund der chronologisch feststehnden denkmäler, kann als vollkommen einleuchtend bezeichnet werden: die langobardische kunst setzt erst ende des 7 jhs., nach mehr als hundertjähriger bewohnung des landes durch die neuen eroberer, ein, ihre einfachen erzeugnisse, mit rein langobardischen motiven, gehören in die frühzeit; die spätere zeit des 8 und 9 jhs. bringt die oben angedeutete mischung mit fremden elementen. der langobardische stil breitet sich von seinem centrum, der Lombardei, sowol nach Mittel- und Süditalien, wo er in eigenartiger mischung auftritt, als gegen westen und norden aus, Südfrankreich und die burgundischen lande bewahren zeugnisse; die kunstübung der Alemannen wird von ihm beeinflusst, selbst in Tirol, Baiern und Östreich zeigen sich einwürkungen noch bis ins 12 jh. hinein; und die eigentümliche nationale schöpfung des krabbenornaments, des prototyps eines gotischen architekturmotivs, befruchtet sogar die deutsche kunst auch des spätern mittelalters. es ligt eine ungemeine expansionskraft in den leistungen der langobardischen steinmetzen. eine übersicht der erhaltenen langobardischen denkmäler beschliefst die schrift.

Sie ist, obwol von geringem umfange, doch grundlegend: wer künftig diesen gegenstand behandelt, wer über geschichte der frühgermanischen kunst schreibt, wird sich mit dem verfasser auseinander zu setzen haben. ihm aber, der so gut sieht und so klar beschreibt, empfehlen wir für seine künftigen erzeugnisse noch etwas wichtiges: er versäume nicht, seinen stil sorgfältiger zu gestalten, denn manche satzbildungen sind doch zu wenig schön.

Göttingen. M. Heyne.

Die akademische deposition (depositio cornuum). beiträge zur deutschen litteratur- und culturgeschichte, speciell zur sittengeschichte der universitäten. von dr Wilhelm Fabricius. Frankfurt a. M., Völcker, 1895. 79 ss. 8°. 2 m. — ein hübsches und fleifsiges büchlein,

das hierdurch mit allem nachdruck zum lesen empfohlen sein möge. anknüpfend an eine reichliche ältere litteratur, namentlich eine arbeit von Schade im Weimarschen jahrbuch bd 6 weiter führend, erörtert der verf. das aufkommen, bestehn und widerverschwinden der akademischen deposition, ihr wesen und die gebräuche bei derselben; der von Schade hingestellte zusammenhang mit der wasserweihe athenischer studenten des 4 jhs. wird als unwahrscheinlich zurückgewiesen, die entstehung der deposition im 14 jh. auf französischem boden, namentlich an der Pariser universität verfochten und die anfänge derselben gezeigt: sie wächst heraus aus vexationen, um von ankommenden jüngern studenten ein eintrittsgeld in die bursen zu erpressen; von Paris auf die deutschen universitäten verpflanzt, wird sie hier eigentümlich ausgebildet; ursprünglich nur in der hand der bursen und ihrer rectoren, setzt sie sich im 16 jh. mit der verkümmerung der bursen in einen officiellen academischen brauch um, der sich im 18 jh. verliert. die universitäten Halle und Göttingen berücksichtigen die deposition bei ihrer gründung nicht mehr, an andern universitäten wird sie ohne geräusch abgestellt, so zu Königsberg 1717, Leipzig 1719, Wittenberg 1733, ein letzter rest hat sich noch 1774 in Tübingen erhalten. mit einem anhange über die bezeichnungen *bejanus, beanus* und *Bachant* schliefst das werkchen.

Göttingen. M. Heyne.

Der name Maria. geschichte und deutung desselben. von Otto Bardenhewer. [Biblische studien I 1.] Freiburg im Br., Herder 1895. x und 160 ss. gr. 8. 3 m. — unter den 75 etymologischen deutungen, welche der name Mirjam Maria erfahren hat, ist 'maris stella' = 'meeresstern' diejenige, welche in der deutschen poesie die meiste verbreitung gefunden hat. B. zeigte, dass das beiwort falsch aufgefasst ist und es für stella (vulgärlat. form) stilla, also 'meerestropfen' heifsen müsse. dies sei eine alte, aber auch falsche deutung des namens Maria. in würklichkeit bedeute der name entweder 'die widerspenstige' oder 'die dicke'. aus sachlichen gründen entscheidet sich B. für die zweite möglichkeit, da nach orientalischen begriffen die bezeichnung 'dick' gleichbedeutend mit 'schön' sei.

Die schrift ist wider ein beweis für die gründlichkeit des verfassers, dessen patrologie gewis auch schon manchem germanisten gute dienste geleistet hat. Franz Jostes.

Die mundart von Imst. laut- und flexionslehre. von dr Joseph Schatz. mit unterstützung der kaiserlichen akademie der wissenschaften in Wien. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897. 8⁰. xiv und 180 ss. 4,50 m. — Sch.s sorgfältige und eingehnde abhandlung führt uns willkommenerweise in ein dialektgebiet, dessen einreihung in eine hauptgruppe noch vor kurzem umstritten war (s. vi ff). der vf. selbst lehnt die zugehörigkeit des Oberinntals

zur alemannischen oder schwäbischen gruppe ab und weist es mit Fischer, Kauffmann und Bremer entschieden dem bairischen zu. leider gibt er uns nicht an, nach welchen principien er die einteilung vorgenommen hat. nach einem ausspruch auf s. VI muss man vermuten, dass er den vocalismus der stammsilben für allein ausschlaggebend hält. das ist aber nicht das einzige moment, das in betracht fallen kann; auch consonantismus, flexion, wortbildung und nicht zum mindesten der wortschatz haben hier mitzusprechen, und so lange diese gebiete nicht mit untersucht sind, kann von einer endgiltigen zuteilung der oberinntalischen mdaa. nicht die rede sein. immerhin macht auch mir ihr gesamthabitus mehr den eindruck des bairischen, als des alemannischen. es wäre jedoch wünschenswert gewesen, dass Sch. eine zusammenstellung der alem., bezw. schwäb. elemente — denn solche sind vorhanden — vorgenommen hätte, ähnlich etwa, wie es Hauffen für Gottschee (s. 23 ff) getan hat. und so ist es überhaupt ein mangel der arbeit, dass die allgemeinen ethnographischen gesichtspuncte darin zu wenig berücksichtigung gefunden haben. je mehr die dialektforschung fortschreitet, um so weitblickender sollte sie werden, um so mehr sollte sie vergleichend vorgehn; specialforschungen sind die aufgabe von dissertationen und programmen. — warum ist ferner die wortbildungslehre nicht behandelt worden? ein splitterchen davon findet sich in der anmerkung zu § 108 (s. 130); aber das ist nur dazu angetan, unser interesse an dem gegenstand zu wecken.

Des weitern wünschte man, im anschluss an die ausführlichen phonetischen und accentuellen betrachtungen, eine zusammenstellung der allgemeinern lautgesetze. nur den quantitativen veränderungen ist ein capitel gewidmet; warum nicht ebenso den qualitativen : dem umlaut, der diphthongierung, der monophthongierung, der nasalierung, der lautverschiebung, dem Vernerschen gesetz, der consonantenverschärfung, der lautentfaltung (svarabhakti) usw. usw.? diese gesetze sind ja freilich meist bei den einzelnen lauten besprochen; aber solche erscheinungen, die sich auf mehrere laute zugleich erstrecken, dürfen nicht zersplittert werden; ist es doch für die bestimmung der chronologie von lautgesetzen von gröster wichtigkeit, den 'ruhenden pol in der erscheinungen flucht' festzustellen.

Dasselbe ist übrigens von den phonetischen erörterungen zu sagen : das specielle ist mit grofser gewissenhaftigkeit behandelt, das allgemeine und gemeinsame fehlt. eine klare darlegung der articulationsbasis sollte stets vorausgeschickt werden; denn aus ihr gehn organisch gewisse durchgehnde qualitätserscheinungen hervor (so zb. in vorliegendem falle die ausschliefslich geschlossene aussprache von *e, i, u*).

Im ganzen vermisst man in dem buche eine gewisse übersichtlichkeit, eine consequente rubricierung des materials, die das

nachschlagen erleichtern könnte. vielleicht ligt die schuld an einer allzugrofsen sparsamkeit mit durchschlüssen und alineas; das aber hat zur folge, dass einzelne lautgesetze ganz in dem satzbild vergraben werden (so zb. der wandel von *w* zu *m* auf s. 79).

Doch genug der ausstellungen. ich hielt es für meine pflicht, gewisse principielle puncte hier eingehnder zu erörtern, umsomehr, als die arbeit den berechtigten anspruch auf wissenschaftlichkeit erhebt, und der vf. eine gründliche philologische bildung aufweist; er wird mir deshalb diese bedenken, die lediglich dem interesse der sache dienen wollen, nicht verargen.

Im einzelnen ist so wenig zu verbessern, dass wir es hier füglich übergehn können. direct fehlerhaftes hab ich nicht viel gefunden. die behandlung der lauterscheinungen beweist durchgehends die sprachliche schulung des verfassers.

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

The manuscript, orthography and dialect of the Hildebrandslied by Frederick H. Wilkens. repr. from the Publications of the Modern language association of America, vol. xii, no. 2. 25 ss. — die ergebnisse dieser kleinen, scharfsinnigen und an feinen einzelbemerkungen reichen schrift fasst W. s. 24 f dahin zusammen:

1) unser mscr. des Hildl., K (= Kassel), ist von 5 schreibern geschrieben, deren dialekt md. und zwar ostfränkisch war. im allgem. haben sie mechanisch abgeschrieben.

2) ihre vorlage, X, ist nicht erste aufzeichnung, sondern copie einer schriftlichen vorlage Y. der schreiber von X hatte ebenfalls md. (ostfränk.) dialekt. er ist verantwortlich für einen teil der hd. formen, die unser fragm. bietet.

3) Y ist erste obd. aufzeichnung eines nd. originals. der schreiber war wahrscheinlich ein Baier, der die nd. laute systematisch durch die mittel seiner obd. orthographie widergeben wollte. die arbeit gelang ihm aber nicht ganz, weil er sich des liedes nur noch unvollkommen erinnerte und nur mangelhafte kenntnisse des nd. besafs.

Ähnliche wege sind vor W. schon andre gewandelt. zuerst hatte Holtzmann Germ. 9, 289 ff wegen der dialektmischung unser lied für abschrift erklärt und ihr durch das übereinanderschieben solcher in verschiedenen mundarten beizukommen gesucht. Kauffmanns abhandlung in den Phil. stud. für Sievers, die W. nicht mehr benutzen konnte, läuft auf ähnliches hinaus. der streitpunct ist nur der, ob die erste niederschrift obd. oder nd. war. W. ist in seinen resultaten vielfach mit Kauffmann zusammengetroffen, in der begründung weicht er aber ab. zur erklärung des dialekts bringt er manchen neuen gesichtspunct, und besonders ist hier das orthographische system hervorzuheben, nach welchem der bair. schreiber die as. laute widergegeben hat. das as. *d* wird durch *t* umschrieben, weil hd. *t* stimmlose, as. *d* stimmhafte lenis

ist, beide laute sich also phonetisch nicht sehr unterscheiden. as. *t* blieb an- und auslautend *t*, inlautend wurde es durch *tt* gegeben, nicht etwa nach dem muster der obd. *z* und *zz*, sondern um die phonetische qualität des as. *t* auszudrücken; dieses war stimmlose, vielleicht aspirierte fortis. *muotin* und *sceotantero* sind fehler von K oder X. für das as. *đ* stand dem obd. schreiber sein *d* zur verfügung. *Theotrichhe* ist traditionelle schreibung und das viermalige *đ* in unserm mscr. ist eine eigentümlichkeit des ersten schreibers von K. weniger glatt hat W. sein system bei den labialen durchführen können, bei den gutturalen und namentlich den vocalen versagt es fast ganz. natürlich betritt auch er den ausweg der übrigen anhänger einer oder mehrerer vorlagen, widerstrebende schreibungen je nach bedarf Y, X oder K zur last zu legen. das fehlen des *h* vor *w* wird wie bei Möller erklärt. W. findet nun ferner, dass die hd. elemente in unserm liede zu einem teile grofse ähnlichkeiten haben mit der partie des Tatian, die dem schreiber *γ* zugewiesen wird, und er schliefst daraus, dass der dialekt von X ostfränk. gewesen sein müsse. grofsen scharfsinn hat er aufgewant, um die mischung von *-brant* und *-braht* zu erklären und für den dialekt verwertbar zu machen. zu stande kam sie dadurch, dass der schreiber von X die in Y stehende ligatur für *nt* falsch auflöste. wie Kauffmann rechnet auch er mit der möglichkeit, dass statt der ligatur eine abkürzung (*b̄t*) dastand. die abkürzung aber in *Herib̄tes* ist ein einfall des fünften schreibers von K, was für mich ebenso unwahrscheinlich ist wie die annahme, dass der schreiber von X nun doch einige *-brant* habe stehn lassen. auf diesen wechsel in dem namen der helden ist garnicht allzuviel gewicht zu legen, er bedingt weder eine vorlage, noch hat er sonst sehr auffälliges, wie Kauffmann aao. dartut. W. muss ihn natürlich dem schreiber von X zur last legen, da die fünf schreiber von K nicht gleichmäfsig *ht* und *nt* verwechseln konnten.

Das von W. angenommene 'orthographische system' ist — falls würklich vorhanden — jedesfalls überaus mangelhaft. dass unser lied eine as. grundlage hatte, ist von ihm ebenso wenig bewiesen wie von Kögel. ich bestreite ferner die notwendigkeit, eine vorlage für unser lied anzunehmen, und bezweifle, dass das übereinanderschieben solcher vorlagen in verschiedener mundart das einzige oder auch nur wahrscheinlichste mittel ist, das dialektgemisch unseres liedes zu erklären. bezüglich der schrift lehrt W., allerdings nicht so bestimmt wie Kauffmann, Y war in merovingischer, X in ags. schrift geschrieben. K mischte beide systeme. den hauptbeweis, dass K abschrift sein muss, sieht W. in dem nachweise von fünf schreibern, und wer ihm diesen zugesteht, wird allerdings eine vorlage annehmen müssen. die fünf hände werden nun so verteilt : *α* schrieb bis *gudhamun* v. 5, *β* bis *wortum* v. 9, *γ* bis *quad* v. 30, *δ* bis *man* v. 41, *ε* bis zu ende.

durch gleiches verfahren, wie bei dem nachweise von zwei schreibern, erhält W. fünf formen für *g*, mehrere für *d*, *s* und *w*, 'but it would hardly be possible to describe it in words'. ebenso wird auch ein fünffacher unterschied gefunden in der trennung der buchstaben und worte und in der interpunction. *γ* und *ε* sind weniger gute schreiber, die ihrerseits weit hinter *δ* zurückstehn. sonderbarerweise haben gerade die schlechtesten die bei weitem grösten partien geschrieben (*α* 3, *β* 4, *δ* 8 — *γ* 16, *ε* 21 zeilen). gut erklärt W. das aufhören der schreiber mitten im satz: nicht ihre kraft erlahmte, sondern sie schrieben bis zum zeilenschluss ihrer vorlage.

Der verf. hat sehr genau mit der loupe beobachtet, und ich kann bei genauer nachprüfung nur bestätigen, dass die von ihm angegebenen schriftzüge tatsächlich vorkommen. dass aber kann ich nicht zugestehn, dass ein typus einer partie ausschliefslich angehöre. die fünf (vielleicht noch mehr) formen des *g* zb. sind über das ganze lied verstreut, und jede scharfe trennung muss hierbei willkürlich ausfallen. auf das nur bis v. 4 anzutreffende *đ* für *d* hätte W. wol nicht soviel gewicht gelegt, wenn er Sievers anmerkung dazu gelesen hätte[1]. die zwischenräume zwischen den wörtern und zwischen den buchstaben sind überall gleich unregelmäfsig, die interpunction überall gleich mangelhaft. die verschiedenheit in dem ductus der buchstaben ist garnicht so grofs, dass wir das recht hätten auf grund der schriftzüge zwei, geschweige denn fünf schreiber zu constatieren, vgl. meine ausführungen in der XII festschrift d. ges. f. deutsche philologie zu Berlin 1896, s. 20 ff.

Berlin, im august 1897. WILHELM LUFT.

Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach von FRIEDRICH PANZER. mit einer karte und einer wappentafel. München, Ackermann, 1897. VI und 37 ss. gr. 8°. 1, 20 m. — diese übersichtliche, sauber gedruckte und mit nützlichen beigaben ausgestattete bibliographie soll in erster linie als hilfsmittel für vorlesungen dienen. dass dabei die überlieferung der werke Wolframs ausgeschlossen bleibt, ist zu bedauern, denn der hinweis auf Piper gibt keine rechtfertigung: wer hat denn das geld — und den raum —, sich dessen ausgabe anzuschaffen? wer wird sie gar den studenten empfehlen oder im seminar aufstellen? gerade bei der einrichtung des Lachmannschen apparates erscheint es hin und wider erwünscht, einen oder den andern gedruckten zeugen der überlieferung aufschlagen zu können. — innerhalb des rahmens, den sich P. steckt, wird man eher zu viel als zu wenig ge-

[1] W. konnte nur Könneckes abdruck benutzen. ich habe Sievers facsimile dazu verglichen, aufserdem das in der soeben erschienenen publication von MEnneccerus Die ältesten deutschen sprachdenkmäler. übrigens finden sich in allen drei abdrücken des Hildebrandsliedes in einzelheiten abweichungen und verschiedenheiten.



geben finden : wenn so dilettantische schriften wie die von Genelin 3 mal, das für unsere zwecke absolut wertlose buch von Clarus (Volk) über den hl. Wilhelm gar 4 mal aufgeführt werden, so scheint mir doch der kritischen 'erläuterung des docenten' unnötig viel zugemutet, der all dies unkraut wider ausjäten soll.

Unter den beigaben befindet sich eine kartenskizze 'Wolframs heimat', auf der die im Parzival und Willehalm erwähnten örtlichkeiten unterstrichen sind. da hier der Spessart eingezeichnet ist, so ist die frage nach dem (oder der?) 'Virgunt' (Wb.390,2) gewis berechtigt. und wo ist gar 'Wildenberg' geblieben? sollten P. zweifel gegenüber der herschenden auffassung gekommen sein, so halt ich sie für durchaus begründet. die stelle Parz. (V) 230, 12f *sô grôziu fiwer sît noch ê sach niemen hie ze Wildenberc* ist früher von Schmeller, vdHagen, San Marte übereinstimmend so ausgelegt worden, dass WvE. hier auf den burgsitz eines seiner vornehmen gönner anspiele. nur Simrock hielt es auch für möglich, dass uns der dichter damit sein eigenes lehngütchen nenne, auf dessen armseligkeit er im vorhergehenden buche (184, 29ff) scherzend hinweist. an diese möglichkeit klammerte sich JNSepp, als er in dem bekannten artikel der Allgem. zeitung (beilage vom 8 nov. 1866) Wehlenberg (ehemals Wildenbergen) bei Altenmuhr als die stätte nachzuweisen versuchte, wo der dichter 'nach seinem eigenen geständnis gewohnt und gelebt hat'. die zweifel, mit denen eine anmerkung der redaction diesen luftigen einfall begleitete, scheinen für die germanisten kaum existiert zu haben, denn man mag sich über Wolframs leben unterrichten wo man will : bei Bartsch, Koberstein, Goedeke, Steinmeyer (ADB), Bötticher, Piper, Golther, WHertz — überall wird seitdem Wildenberg als des dichters wohnsitz bezeichnet, am bestimmtesten wol von Golther, der sogar weifs, dass er sich nach landgraf Hermanns tode 1217 dorthin zurückgezogen habe! Roethe im Anz. XXIII 311 hat wenigstens an der localisierung Sepps gerüttelt. [und Martin Zs. 27, 145f. Anz. XII 99f teilt auch meine weitern zweifel.]

Ich halte die jetzt geltende interpretation der stelle nicht für richtig, gerade im hinblick auf P. 184, 29ff, wo WvE. mit einem viermaligen *dâ* auf die heimat hinweist, der er zur zeit ferne weilt. das *hie ze Wildenberc* meint deutlich einen aufenthaltsort, wo der dichter an seinem Parzival schrieb — oder dictierte — und daraus vorlas. glaubt man, dass er das in der ärmlichen kate getan habe, wo Schmalhans küchenmeister war? man mag sich Wolframs art zu arbeiten vorstellen wie immer, sie ist doch nur unter der unmittelbaren gunst eines herrenhofes wahrscheinlich. diese erwägungen haben mir neuerdings eine vermutung nahegerückt, die mir vor jahren (1894) bereits hr domänenrat dr Schreiber in Amorbach mitgeteilt hat : das Wildenberg des Parzival ist der alte burgsitz des dynastengeschlechtes von Durne

(Dürn) am ostrande des Odenwaldes, dessen prächtige romanische ruine (urkundlich stets Wildenberg) heute bald Wildenburg bald Wildenfels heifst, und in die zahl der gönner Wolframs ist wahrscheinlich Rupert von Durne einzureihen, der nachbar des grafen Boppo von Wertheim (P. 184, 4 ff und laa.), mit dem zusammen er vielfach am Stauferhofe, in Deutschland und Italien, nachzuweisen ist. ich unterlasse die nähere ausführung und begründung der hypothese, denn ihr urheber wird uns hoffentlich bald seine urkundlichen forschungen vorlegen über die freiherren (später grafen) von Durne und die ministerialen gleichen namens, zu denen wir vielleicht auch den bisher nirgends untergebrachten dichter des hl. Georg zu rechnen haben. einstweilen verweis ich für Wildenburg auf FJHildenbrand Amorbach in Franken (1894) s. 49—57 und Piper Burgenkunde passim (die stellen s. 810 s. n. Wildenburg 3). EDWARD SCHRÖDER.

GABürgers werke. herausgegeben von EDUARD GRISEBACH. mit einer biographischen einleitung und bibliographischem anhang. 5 vermehrte und verbesserte auflage. Berlin, GGrote, 1894. LXXVIII und 504 ss. 8⁰. 2 m. — Grisebach hat mit seinen Bürgerausgaben einen glücklichen und — innerhalb des programms, das die Groteschen classiker-ausgaben sich gestellt haben — verdienten erfolg gehabt. neben der vollständigen jubiläumsausgabe der gedichte von 1889 liegen die werke, 1872 zuerst erschienen, jetzt in 5 auflage stattlich vermehrt und in gefälliger ausstattung vor. während G. bisher nur geringe bruchstücke der prosaschriften bringen konnte, sind jetzt abgesehen von den prosaübersetzungen und bearbeitungen fremder werke (Anthia und Abrokomas, Macbeth, Münchhausen, Franklins jugendjahre, Die republik England) sämtliche schriften Bürgers in prosa zum ersten male vereinigt; dazu kommt eine auswahl der gedichte und eine biographische einleitung, die einige neuere funde verwertet. die ausgabe ist mithin als bisher vollständigste sammlung von Bürgers prosaschriften empfehlenswert, wenn auch der abdruck nicht überall diplomatisch getreu ist. nur éine anzeige fehlt wie in allen früheren ausgaben so auch bei G. sie steht im Teutschen Merkur von 1778, juli, s. 95 und lautet:

Ich bin bewogen worden, die Herausgabe des Dieterichschen Musenalmanachs, der wie bisher fortdauren soll, nach Abgang des Herrn Goeckingk zu übernehmen. Auf Verlangen des Verlegers mache ich solches hierdurch bekannt, und bitte, in seinem Namen, die vaterländischen Musen um hübsche Beyträge, wofür er, nach wie vor, erkenntlich zu seyn sich erbietet. Da meine anderweitigen Geschäfte mir keine weitläuftige Korrespondenz gestatten, so kann ich die Einladung nur per Proklama ergehen lassen. Es wird sich daher Niemand für übergangen und an wohlverdienten Ehren und Würden für gekränkt achten, der nicht besonders hierum begrüfst wird. — Ich mufs hierbey ein für allemal dies bevorworten, dafs diejenigen, die etwa günstig

von mir und meinen Einsichten urtheilen, nicht schlechterdings was extrafeines von Almanach erwarten. Das hängt nicht von mir, sondern von den Beyträgen ab. Sind diese hübsch — ey! so wollen wir auch schon ein hübsches Almanächle komponiren. Aber — *ex nihilo nil fit!* Die Bogen müssen voll werden. Ueber das-Wie? wasche ich meine Hände in Unschuld. Also ja hübsche Beyträge, und nicht so entsezlich viel Schofelzeug, als ich in dem alten Almanachsarchiv antreffe! G. A. Bürger.

CARL SCHÜDDEKOPF.

Friedrich Nicolais roman 'Sebaldus Nothanker'. ein beitrag zur geschichte der aufklärung von RICHARD SCHWINGER. [Litterarhist. forschungen hrsg. von Jos. Schick und Max frhrn von Waldberg, heft II.] Weimar, Felber, 1897. XIV und 272 ss. 6 m. — in der einleitung äufsert sich Sch. kurz über die 'aufklärung' und 'aufklärerei'; dann aber gewährt er auf das kirchliche, politische und litterarische leben des 18 jhs. so reiche und richtige ausblicke, wie sie nur die sachlich durchaus sichere beherschung des ganzen gebiets ermöglichen kann. die übrigen teile der schrift sind mit einer peinlichen sorgfalt angelegt, die theologischen und romanhaften elemente des Nothanker werden scharf abgegrenzt. der vf. windet sich unermüdlich durch die verwickelten dogmatischen fragen der zeit, wobei er die übereinstimmungen und gegensätze zwischen dem kleinen Nicolai und dem grofsen Lessing klug bemerkt; er fängt alle litterarischen anzüglichkeiten auf Jacobi, Riedel, Herder uaa. im Nothanker ein und stöbert in dem III abschnitte 'Würkungen' gar die entlegensten brieflichen urteile, zeit- und streitschriften, nachahmungen und nachdrucke auf. in einer 'Schlussbetrachtung' (s. 257—265) versucht Sch. eine künstlerische würdigung des Nothanker, die dagegen zu dürftig ausgefallen ist; denn gerade das poetische minus dieses werkes noch näher zu begründen, wäre für unsre erkenntnis der romantechnik des 18 jhs. recht förderlich. — alles andre, die tendenzen und culturgeschichtlichen beziehungen des buches sind nun für die zukunft gesammelt und unter scheuer gebracht, und ich mag nach einer solchen, wol viel zu ausführlichen arbeit keine ährenlese mehr halten. denn selbst wenn der Nothanker als ein bedeutsames zeitbild verstanden wird, hätte die eigentliche abhandlung unbedingt kürzer gefasst und das rohe material vor allem in dem 3 cap. 'Würkungen' mehr verarbeitet werden müssen. jetzt ligt es in extenso dem leser vor, der aus den zahllosen, oft so unbedeutenden und gleichlautenden belegen sich selber seine schlüsse ziehen mag. der vf. nötigt uns, mit ihm den langen und mühseligen weg seiner forschungen gewissenhaft noch einmal abzuschreiten. — ein buch wie das vorliegende verschiebt aber auch die werte in unsrer litteratur. wenn ein geschichtlicher excurs über Nicolais trostlose und längst verweste erzählung fast 300 seiten verlangt, so sind die bände voll belege

und betrachtungen nicht abzusehen, die jedes bessere werk der zeit um der gerechtigkeit willen beanspruchen müste.

Zürich. HEINRICH KRAEGER.

Beiträge zu einer charakteristik des dichters Tiedge von REINOLD KERN. Berlin, Speyer und Peters, 1896. 81 s. 8°. — was diese fleifsige, aber etwas monotone arbeit uns bietet, sind brauchbare materialien für einen biographen des dichters der Urania. mit recht betont K. die unselbständigkeit und gedankenarmut Tiedges und erweist sie an einer langen kette von entlehnungen, die der poet nicht nur bei fremden vorbildern, sondern auch an den eignen werken macht. häufig geschieht es, dass ein schon fertiges gedicht durch interpolation eines erborgten gedankens nachträglich noch etwas aufgestutzt wird. es zieht denn auch eine ansehnliche schar poetischer gläubiger vor uns auf, die ihr hergeliehenes gut oft in minderwertiger münze zurückerhalten. Tiedge macht keine glückliche figur in diesem verkehr. unter den alten hat er sich gern an Horaz gehalten, unter den neueren an Schubart, Haller, Bürger und Hölty, seltener an Goethe, Lessing (?), Usteri, Uhland (?) und Arndt, ohne dass damit die Reihe geschlossen wäre.

Der gröfste teil von K.s untersuchung betrifft Tiedges verhältnis zu Schiller. gegen das resultat (s. 52) ist nichts einzuwenden: Tiedge hat Schillers gröfse wol kaum begriffen, ist aber willenlos von ihm mitgerissen worden und hat selbst Kantische ideen kaum anders als durch seine vermittelung empfangen. eine so merkwürdige abhängigkeit aber, die jahrzehnte hindurch andauert, hätte K. versuchen müssen, in ihrer entwicklung zu verfolgen. das wäre sicher möglich gewesen. und zwar wäre manche entlehnung aus den abhandlungen Schillers noch glaubwürdiger geworden, wenn K. nicht auf den ersten druck, sondern auf die sammlung der Kleineren prosaischen schriften hingewiesen hätte. (beiläufig möchte ich zu dem citat aus Schillers Philosophischen Briefen, Goedeke IV 55, z. 20, bemerken: die lesart *trüben wolkigten sumpfe* ist doch ganz unverständlich; sollte in beiden drucken von 1786 und 1792 nicht der gleiche druckfehler vorliegen und Schiller von einem *trüben molkigten sumpfe*, in dem sich die sonne spiegelt, reden?)

Wenn Kern seine Beiträge als vorbereitung für eine zusammenfassende arbeit über Tiedge betrachtet, dann müste er uns später den erfolg der Urania nicht nur registrieren, sondern auch erklären. auch gewinnt man aus den mitgeteilten urteilen den eindruck, als hätten nur untergeordnete geister die dichtung geschätzt. das ist nicht ganz richtig. hauptsächlich bestand Tiedges publicum allerdings aus schönseligen frauen; doch fühlte sich auch eine knorrige natur wie Beethoven von dieser lyrik angezogen.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

Quellen zu Chamissos Gedichten. von dr Hermann Tardel. Graudenz, Gustav Röthe, 1896. (Wissenschaftl. beilage z. programm der städt. realschule in Graudenz, zu ostern 1896). 22 ss. — durch Tardels quellennachweise und quellenvergleichungen kann ich mich nicht wesentlich gefördert erklären. er nimmt einige der von mir aufgedeckten oder wenigstens mitgeteilten vorlagen von erzählenden dichtungen Chamissos vor, bestimmt einige andere genauer als ich es tat (Der kranke, Sage von Alexandern, Urteil des Schemjáka, Die verbannten 1), zieht zu Matteo Falcone die gleichnamige novelle Mérimées heran, deren titel mir in der feder stecken geblieben war, und weist die quelle des Nachtwächterliedes nach. dass 'Josua' an Josua x 12 sich anlehne, ist wol selbstverständlich. den Gemsenjäger und die sennerin setzt er mit dem Hirtenlied im 'Feynen kleynen almanach' (ı n. 3; warum schreibt Tardel immer Nicolay?) in zusammenhang. er verfolgt auch die geschichte der einzelnen motive über die grenze des Chamisso bekannten materials hinaus. alle von ihm herangezogenen quellen werden mit den gedichten Chamissos verglichen, ohne dass eine gewinnreiche charakteristik glückte. von dichtung zu dichtung vorwärtsschreitend, beschränkt T. sich meist auf einzelbeobachtungen, weifs durchaus nicht immer das eigentum Chamissos klarzustellen und begnügt sich oft mit dem blofsen abdrucken der quelle. als ob der quellennachweis als solcher die litterarhistorische arbeit abschlösse! unnütze polemik fehlt nicht. so heifst es (s. 14) von dem Sohn der wittwe, den Chamisso einem der litauischen volkslieder Rhésas nachgebildet hat: 'Walzel wird dem volkslied nicht ganz gerecht, wenn er behauptet, dass die pointe des gedichtes Chamisso angehöre'. und doch schreibt er gleich darauf, mein urteil bekräftigend: 'neu und eigenartig ist der schluss bei Chamisso, wonach die trauer der braut über den verlust nur drei wochen, diejenige der schwester drei jahre, diejenige der mutter aber bis zum tode dauert'. oder ist das nicht die pointe? die pointe umsomehr, als erst Chamisso an die stelle der drei schwestern des volksliedes braut, schwester und mutter setzte? — neuerdings haben über quellen von gedichten Chamissos förderlich gehandelt RFArnold 'Der deutsche philhellenismus' (Euphorion Ergänzungsheft 2 s. 96; vgl. Zs. f. d. öst. gymn. 1897 Heft 11) und VPollack in diesem Anz. xxiv 92. [ferner hat seminardirector Keller in Wettingen über Matteo Falcone, Mérimée und Chamisso feinsinnig gehandelt, ohne allerdings Tardels nachweis zu kennen (Pädagog. blätter 27, 243 ff). 16. 5. 1898.]

Bern, 24 märz 1898. Oskar F. Walzel.

Kleine mitteilungen.

Mare mortuum. Bekanntlich weifs die geographische und sagenlitteratur des altertums und mittelalters aus hohen breiten von der

erscheinung eines geronnenen oder toten meeres zu berichten. *πεπηγυῖα, νεκρὴ θάλασσα; πεπηγὼς, νεκρὸς πόντος, ὠκεανός*; ***mare concretum, pigrum, mortuum***; akelt.[1] ***mori marusa***; deutsch ***lebirmere, liberse̊***; frz. ***la mer betée***; prov. ***la mar betada*** sind verschiedene kennzeichnende namen dafür. die vorstellung ist dabei immer die eines nicht gefrornen, aber dick gewordenen, der schiffahrt die grösten schwierigkeiten bereitenden gewässers.

Verschiedenen bis dahin versuchten physikalischen erklärungen dieses 'toten meeres' ist Müllenhoff wol mit recht entgegengetreten. er selbst scheint es ganz in den bereich der schiffermärchen verweisen zu wollen, wenn er DA I 420 von den geleitsmännern des Pytheas sagt : 'wo ihre kunde aufhörte und sie nicht weiter vorzudringen wagten, da begann ihnen das tote meer'. und es ist ja auch zuzugeben, dass die localisierung des 'toten meeres' oft märchenhaften charakter hat, wie sich denn vielfach auch andre rein märchenhafte züge mit der vorstellung von ihm verbanden. nichtsdestoweniger ligt dieser sicher eine würkliche beobachtung zu grunde und zwar, wie ich überzeugt bin, dieselbe, die Fridtjof Nansen mit der Fram auf der fahrt längs der Taimyrinsel im Karischen meere zu machen gelegenheit hatte.

'Wir hielten', erzählt er Durch nacht und eis s. 146, 'auf die eiskante zu, um zu vertäuen; aber die 'Fram' hatte 'totwasser' (***dødvand***) und wollte fast nicht vom fleck, trotzdem die maschine vollen druck hatte. es gieng so langsam, dass ich vorzog, im boot vorauszurudern, um seehunde zu schiefsen. mittlerweile glitt die 'Fram' nur langsam bis zur eiskante, trotzdem die maschine immer noch mit vollem druck arbeitete'.

Von der fortsetzung der fahrt heifst es s. 147 f ... 'wir brauchten mehr als vier stunden, um die wenigen seemeilen zurückzulegen, die wir in einer halben stunde oder weniger hätten rudern können. wir kamen des totwassers wegen fast nicht vom fleck; wir schleppten die ganze seeoberfläche mit uns'.

'Ein eigentümliches phänomen, dieses totwasser! hier hatten wir mehr gelegenheit, es zu studieren, als wünschenswert war. es scheint nur da vorzukommen, wo eine süfswasserschicht über dem salzigen seewasser ligt, und wird dann wol dadurch gebildet, dass das süfswasser vom fahrzeug mitgeschleppt wird, wobei es über die schwerere seewasserschicht wie über eine feste unterlage gleitet. der unterschied zwischen den beiden schichten war hier so grofs, dass wir der oberfläche des meeres trinkwasser entnehmen konnten, während das durch den bodenkran der ma-

[1] s. IF. 8, 290. das verhältnis des *Κρόνιος κόλπος, Κρόνιον πέλαγος*, ***Cronium*** zum 'toten meere' ist nicht ganz klar : vgl. Müllenhoff DA I 413 ff. schwerlich drückt der name einen ähnlichen begriff aus wie die obigen. wenn er nicht griech. ist und von haus aus schon das meer des Kronos bezeichnet, was Müllenhoff annahm, könnte man an ein barbarisches wort des sinnes 'walfischmeer' denken, da ags. *hrǫn* 'walfisch' vor der lautverschiebung oder eine kelt. entsprechung dazu ***kronos*** gelautet haben kann.

drehten zuweilen ganz herum und machten alle erdenklichen seitensprünge, um loszukommen, aber es half nichts. sowie die maschine still stand, wurde das fahrzeug gleichsam rückwärts gesogen. trotz der schwere der 'Fram' konnten wir jetzt mit voller fahrt bis auf zwei oder drei meter der eiskante nahekommen und spürten dennoch kaum einen stofs, wenn das schiff diese erreichte'.

S. 149f berichtet er: 'Abends fuhren wir in südlicher richtung, aber das totwasser folgte uns unausgesetzt. nach Nordenskiölds karte sollen es nur 20 seemeilen bis zum Taimyrsund sein; aber wir brauchten die ganze nacht, um diese strecke zurückzulegen. die geschwindigkeit war ungefähr ein fünftel von dem, was sie unter andern umständen gewesen wäre'.

'Erst um 6 uhr morgens (3 september) kamen wir in etwas dünnes eis, das uns vom totwasser befreite. der übergang war fühlbar. in demselben augenblick, als die 'Fram' durch die eiskruste schnitt, machte sie einen satz nach vorn und glitt von da an mit gewöhnlicher fahrt vorwärts. seit dem tage spürten wir das totwasser nicht mehr viel'.

Zu beachten ist der ausdruck *dødvand*, der ganz mit *mori marusa* und *mare mortuum* übereinkommt und gewis nicht von Nansen geprägt, sondern dem wortschatze norwegischer walfischfänger und robbenschläger entnommen ist, da er ja auch von der erscheinung selbst nicht wie von einer noch nie beobachteten spricht.

Ich finde bei Nansen keinen aufschluss, ob die süfswasserschicht, die das totwasser bildet, von flussmündungen ausgeht oder durch schmelzen der nicht salzigen eisdecke des arktischen meeres entstanden ist; doch ist, da aus südlicheren gegenden nichts von totwasser bekannt ist, nur an letzteres zu denken.

RUDOLF MUCH.

ZUM GEBETBUCH VON MURI. anfangs mai 1896 überraschte mich dr GWolff mit der nachricht, dass oberbibliothekar dr HSchnorr vCarolsfeld gelegentlich seines Bozener aufenthalts im april auch dem stift Gries einen besuch abgestattet, dessen hss. durchgesehen und unter ihnen das seit 1841 verschollene so genannte gebetbuch von Muri widergefunden habe; Schnorr wolle nun den codex auf die Münchner universitätsbibliothek kommen lassen, damit dort entweder ich selbst die copie nehmen oder eine solche mir besorgt werden könne. von andern arbeiten bedrängt war ich damals nicht in der lage, die pfingstferien in München zu verbringen; darum unterzog sich Wolff bereitwilligst dem zeitraubenden geschäft der abschrift. es nahte sich bereits seinem abschluss, als schine erhaltene wasser viel zu salzig war, um im kessel verwendet werden zu können'.

'Das totwasser zeigt sich als gröfserer oder kleinerer wasserrücken oder als wellen, die sich quer übers kielwasser erstrecken, die eine hinter der andern. manchmal kommen sie fast bis zur mitte des schiffes. wir hielten einen gekrümmten kurs ein,

ich aus dem mitte juni mir zugekommenen zweiten band von Kelles Geschichte der deutschen litteratur ersah, dass auch dieser gelehrte den jetzigen aufbewahrungsort der Murenser hs. ermittelt hatte. ich verglich dann ende juli Wolffs copie mit dem original und gedachte, bei gelegener zeit über das gebetbuch zu handeln. diesen plan gab ich selbstverständlich auf, nachdem PPiper in seinen Nachträgen zur ältern deutschen litteratur (Kürschners Nationallitteratur 162, ausgegeben in den ersten tagen des laufenden jahres) s. 318—352 den vollen inhalt des codex zeilengetreu mit sämtlichen abbreviaturen hatte drucken lassen. ungerecht wäre mein urteil, wenn ich nicht anerkennen wollte, dass im allgemeinen dieser abdruck recht sorgfältig hergestellt ist. denn an dem fehlen mancher abkürzungsstriche, worunter freilich öfters der sinn leidet (so wenn 49^v, 7 *inlutu* statt *inlutū*, 56^r, 2 *acceſſer* statt *acceſſer̄*, 56^r, 15 *dnābit* statt *dnābit˜*, 52^r, 16. 69^r, 6 *ſic* statt *ſic̄* = *ſicut* usw. steht), trägt die druckerei die schuld. vielfach stehn in unsrer abschrift die wörter anders getrennt und anders zusammengezogen als bei Piper, oder sie weist puncte, die Piper nicht hat, auf, während sie hingegen verschiedener enträt, die bei Piper sich finden : das rührt zum teil daher, dass diese puncte häufig im ms. mit dem vorangehenden buchstaben der art zusammenflossen, dass es mitunter sich nicht entscheiden lässt, ob sie beabsichtigt waren oder nicht. hin und wider gerieten angehängte, hoch stehnde *e* in den context, fehlt die cedille beim *e*, wurden rot angemalte buchstaben und worte nicht wie gewöhnlich durch cursive typen kenntlich gemacht. auch correcturen und rasuren haben wir mehr angemerkt als Piper. aber all das und ähnliches sind belanglose quisquilien, über welche, wer nach ihnen verlangt, aus der auf der Münchner universitätsbibliothek deponierten und dort jedermann zugänglichen copie Wolffs sich unterrichten kann.

Sachlich wichtiger sind folgende versehen, deren mehrzahl ebenfalls dem abdruck, nicht Pipers abschrift zur last fällt. 3^r, 16 *mŏzen*, nicht *mŏzin*. 3^v, 10 das erste *PS* fehlt dem ms. 4^r, 15 *ſin* steht nur einmal. 5^r, 15 *angiſtin*, *t* ist ausgesprungen. 7^v, 3 endet mit *al*, z. 4 beginnt mit *ſe*. 9^r, 11 *geſeginot*, nicht *giſeginot*. 12 *daz*, nicht *dāz*. 14^r, 8 *ŏgun*, nicht *ŏgin*. 15^v, 12 *mitte*. 18^r, 14 *do* aus *du* radiert. 16 *martire*, nicht *mertire*. 21^v, 13 *diz*, nicht *daz*. 22^v, 6 *criſt*, nicht *chriſt*. 12 f *fortitu|dine*. 23^v, 15 *allen din* scheint radiert aus *aller diner*. 24^v, 1 *gaud*ᶜ*at*. 31^r, 1 f unter dem fleck haben wir *reinicheit*, nicht *reinecheit* gelesen. 32^v, 6 *Scē*, *S* rot. 35^r, 5 *lebindic*, nicht *lebindie*. 15 *mack*, nicht *mach*. 36^v, 6 *livtirliche*, nicht *livterliche*. 37^v, 8 *ie*, wie Wackernagel, nicht *ze*. 38^v, 6 f *inſchuldigeſt*, nicht *unſchuldigeſt*, vgl. 41^v, 5 f. 39^r, 9 f steht ohne correctur *turſtet*, wie auch Wackernagel las, nicht *uirſtet*. 50^v, 7 nach *tuū* fragezeichen. 53^v, 1 fehlt *ꝭ* nach *tenerū*. 58^v, 16 steht *c̄ſringebant˜*. 64^v, 10 *éxcito*, nicht

éccito. 67^r, 7 statt *ex* scheint früher *ſed* geschrieben gewesen zu sein. 71^v, 4 steht *Queſtio*, *o* ist nur verwischt. 73^v, 14 *qui*. 84^r, 9 *accuſatorē*, nicht *acuſatorē*. 90^r, 1 *Aue* (*A* rot), nicht *tue*. 94^r, 12 steht *incendiatiſ*. 95^v, 2 *mih*, nicht *mich*. 11 *gegen*, nicht *gegin*.

Schlimmer sind einige gröbliche lesefehler und misverständnisse, die da zeigen, dass Piper in den sinn der von ihm veröffentlichten texte nicht überall eingedrungen ist. 2^r, 1 bedeutet das *s* am zeilenschluss keineswegs *segen*, sondern war am rande für den rubricator vorgemalt; *den* ist natürlich nicht der artikel, sondern = *denne*. 45^v, 9 steht *in illiuſ*, nicht *nulliuſ*, ebenso 64^r, 6 *in te*, nicht *uite*. 85^r findet sich über der ersten zeile nach *dingen* kein *ſo*; was dafür angesehen wurde, lautet ℣ und beginnt die seitliche randschrift. 88^r, 1 bietet die hs. nicht *omnia*, sondern *cuncta*, ferner z. 11 nicht *uenerabile*, sondern *ineffabile*. 91^r, 1 heiſst es nicht ℣ *deſcō intuere me*, sondern ℣ *deſyon tuere me*: Piper hätte sich der psalmstelle 19, 3 *auxilium de sancto et de Sion tueatur te* erinnern sollen.

Unrichtig endlich gibt Piper s. 318, 17f an, dem ersten quaternio sei nach bl. 7 das letzte blatt fortgeschnitten, ohne dass im text etwas fehle: vielmehr besteht die vorderste lage des codex aus einem ternio, welchem das einzelblatt 5 eingelegt ist. in dem zwischen bl. 95 und dem rückdeckel befindlichen urkundenfragment saec. XIV las ich (Piper 318, 20) *Hannich der Tiel*; ein zweites bruchstück derselben urkunde war früher der innenseite des vorderdeckels aufgeklebt.
St.

Ein brief Jacob Grimms an Ludwig Schedius.

Das original dieses briefes, folio, sehr schön geschrieben, befindet sich in der bibliothek der ungar. academie der wissenschaften: Magy. Irod. Levelezés (*dh. Ungar. litter. briefwechsel*) 4°, 154, *nr* 31.

Budapest, 2 *april* 1898. Gustav Heinrich.

[*p*. I.] Viro clarissimo, spectatissimo
Lud. Schedio [1]
in universitate regia budensi professori publ. ordinario
S. P. Jacobus Grimm, Hassus.

Nuper evolventi mihi librum Antonii Szirmay in adagia et dicteria Hungarorum [2] locus occurrit notatu dignissimus de cantilena quadam mortem Attilae regis celebrante olim pervulgata, cujus, nescio initium sive stropham e medio sumptam, auctor libri, ubi de funeris ducendi more prisco, voceque *tor* [3] loquitur, his verbis exhibet:

Maqyarok hirállya, Istennek ostora
Nagy hirtelenséggel lett halála [4]
quod ita reddo:
Hungarorum rex, Dei flagellum
Valde subita morte extinctus est

Equidem ejusmodi carmina antiquam poësin epicam sapientia ac redolentia apud veteres quoque Hungaros exstitisse, diu credideram, ex quo priscorum annalium vestrorum, anonymi Belae regis notarii inprimis atque Kezae [5] opuscula legissem, eorumque mihi ratio indolesque omnis aperte arguere videretur, maximam saltem partem e talibus ea cantilenis confluxisse conflataque fuisse, ideo multam fere causam habere eos, qui criticae (uti ajunt) historiae vanam interdum speciem prae se ferentes in condemnationem veterum librorum faciliores soleant ruere, cur querant historica, ubi nil nisi poetica, utpote conjunctissima semper cum historiae origine, possint inveniri. Nec parum in meam opinionem venit carmen de septem tribuum sub Arpade duce immigratione in Ungariam, editum a Nicolao Révai (Révai Miklós elegyes versei, Posonii 1787 p. 273 sqq.) [6], cujus fundamento narrationes, quae exstant apud Kezam (ejusque interpretem Heinr. de Muglein) atque Thurozium [7] superstructas esse non possum non putare; ita vero ab hisce discrepare Belae notarius mihi videtur, at vel inde, simili, divergente tamen, carmine in concinnando chronico eum usum fuisse, judicari debeat. Discrepantiae enim, ubi agitur de ratione vera cantilenarum popularium ac traditionum, magis adhuc probare possunt, quam ipse earum consensus. [*p.* II.] Omnium vero carminum antiquorum Hungariae, quorum fortassis fragmenta sive in codicibus vetustis, sive in ore vulgique memoria habentur, licet plurima jam pridem interiisse vero simile sit, nulla mihi majorem, copiam eorum nanciscendi, cupiditatem, movent, ac ea quae ad argumenta poëseos teutonicae veteris (in qua indaganda collocavi summam studii mei) referri debent, quaeque multum sane factura sunt ad uberiorem totius cycli Niblungorum cognitionem. Huc pertinet cantilena, quam memoravi, in honorem Attilae, quem inter reges bellatoresque hujus fabulae non infimum locum occupare constat, composita, et ubi eam quaerere debeam? ubi reperire possim? ante omnia certior fieri cupio. Fateor tamen, neque Engelium, neque Fessleri recens opus [8] me consultasse de ea re, cujus forsitan mentionem ambo fecere, licet neutrum illorum integram cantionem inseruisse arbitrer.

Cum igitur in hac urbe, praeter omnem exspectationem, paucissima ne dicam nulla fere, literarum hungaricarum subsidia invenerim, imo suppellex bibliothecae caesareae publicae in hac parte scientiarum tanta librorum penuria laboret, ut me confugere oportuerit ad humanitatem Gruberi, custodis bibliothecae Apponyanae [9], viri liberalis; dubius haereo, unde plura indicia sumere adminiculaque ad juvandum studium meum necessaria, petere quaeam. Plura vero monuerunt, ut, abjecta omni timiditate, quae mihi utpote homini tibi ignoto nec commendato jure inesse debet, Te, Vir Cl., statim adirem ac Tibi desiderium meum aperirem. Non solum itaque poëmatis illius, quod paucis strophis contineri existimo, exemplar transscriptam habere velim, sed doceri quoque : quae-

nam alia plura poëseos epicae fragmenta conservata et forsan prelo jam commissa sint? Memini Fridericum Schlegelium mihi narrare de alio carmine heroico, ni fallor in Transsilvania impresso, cui inscribitur Keményе-Janosih* etc.[10], se vidisse quoque aliud similis argumenti, penes Te servatum, manu exaratum, sive jam editum. Egregie autem mihi porro opitulareris, cui pene rudimenta linguae vestrae [*p.* III.] innotuere et quidem *αὐτοδιδακκῶς*[11], [si] versionem literalem cantilenae de morte Attilae adiungere velles.

Kovachichium[12] sane vestrum, [quem] non uno nomine prosequor, cujusque in me singularem benigni[tate]m expertus sum, quamdiu hic Vindobonae ante plures menses commorabatur, horum omnium gratia compellavissem, nisi eum scivissem[13] procul a vobis, iter per Italiam ac Dalmatiae partes facientem abesse pridem intellexissem. Is mihi promiserat varias notas, quas de codicibus m̄sptis veteri lingua germanica Carolostadii vel Caroloburgi[14] repertis antea collegit, auctorque fuerat, ut suo nomine Rößlerum[15] (redactorem, ut ajunt, ephemeridum in urbe vestra) de toto fasciculo adnotationem mecum communicando admonerem, quod et per binas literas feci, nunquam tamen a Rößlero responsum accipere potui. Quem igitur, Te rogo, ut data occasione, interroges, cur mihi nihil miserit, quamve silentii sui excusationem proferre possit.

Ut vero ipse tibi magis persuadeas de cura sollicita, quam in eruendas antiquitates linguae atque poëseos advertere coepi, subjungo exemplar epistolae impressae[16], quam per omnem fere Germaniam distribui curavi talibus viris, quos sapientiam in ore vulgi adhuc latentem et quasi per plateas ambulantem neutiquam spernere credo**.

Vale et ignosce mihi, responsum vero Tuum, cum brevi tempore, congressu, cujus causa huc veni, tandem finito, Cassellas, in patriam revertar, optime sub involucro Schaumburgi bibliopolae viennensis mihi transmittere poteris. scribebam Vindobonae 28 Maji 1815.

[*p.* IV. *adresse*] Viro Clarissimo

Ludovico Schedio, in regia universitate
pesthana Professori aesthetices
P. O. complurium academiarum
membro etc.

franco — Pesthini
(Pest in Ungarn).

* compositum esse audio a Stephano Gyöngessi, seculo XVIImo ac denuo editum a Dugonitsio.

** *zu diesem absatz am rande nachgetragen*: mittere nequeo, ob deperditum frustraque quaesitum exemplar.

[1] *Ludwig Schedius* (1768—1847), *von* 1792—1843 *professor der ästhetik und der griech. sprache an der Pester universität, ein vielseitig gebildeter und sehr verdienter mann, im auslande besonders durch seine gehaltvolle Zeitschrift von und für Ungarn* (1802—1804) *bekannt.*

[2] *'Hungaria in parabolis sive Commentarii in adagia et dicteria Hungarorum' per Antonium Szirmay etc., edidit Martinus Georg. Kovachich, Budae*, 1804, *s.* 103.

[3] tor *dh. justa, parentalia, epulum funebre; trähnenbrot, leichenbrot.*

[4] *hier fehlen die worte :* s tora, *welche Grimm auch in der übrigens richtigen übersetzung weglässt; dh. 'der könig der Ungern, die geifsel Gottes, plötzlich geschah ihm der tod und das leichenmahl'. dies gedicht ist nicht weiter bekannt und keinesfalls alt.*

[5] *Deutsche heldensage von W Grimm,* 3 *aufl., s.* 181—184. *der anonyme notar stand im dienste könig Bélas* III (*reg.* 1173—1196).

[6] *dh. Nikolaus Révais Vermischte gedichte. im anhang veröffentlicht Révai zum ersten male das 'Lied von der eroberung Pannoniens' durch den fürsten Árpád und seine genossen* (*deutsch in Frantz Toldys Blumenlese aus ungrischen dichtern, Pesth und Wien* 1828, *s.* 5—10). *dies lied ist nach den neuesten forschungen von Demeter Csáti, wol auf grund eines ältern historischen volksliedes, am anfange des* XVI *jhs. verfasst.*

[7] *unter könig Matthias,* XV *jh.*

[8] *Joh. Christian Engel* (1770—1814) *Geschichte des ungar. reiches, Halle* 1797—1804, 5 *bde; — Ign. Aurelius Fessler* (1756—1839) *Geschichte der Ungern und ihrer landsassen, Leipzig* 1812—1825, 10 *bde.*

[9] *Karl Anton Gruber von Grubenfels, geb. um* 1770, *gest. um* 1833, *bis zu dem letztern jahre bibliothekar der — unlängst verkauften — gräfl. Apponyischen bibliothek zu Pressburg.*

[10] *dies gedicht führt den titel :* 'Porábúl megéledett Phoenix, Avagy a néhai Gyerő-Monostori Kemény János, Erdeli Fejedelemnek Lonyai Anna Aszszonynyal lévő házasságának, Tatár Országi rabságának, az Török ellen viselt Hadi dolgainak és végre Hazája mellett vitézül letett életének, halála utánnis élő emlékezete' (*dh. 'Der aus seinem staube neu belebte Phoenix, oder gedächtnis des weil. fürsten von Siebenbürgen, Johann Kemény von Gyerö-Monostor, seiner heirat mit Anna Lonyay, seiner gefangenschaft in der Tartarei, seiner kämpfe gegen den Türken und endlich seines im dienste des vaterlandes geopferten todes*) *und erschien zum ersten male Leutschau* 1693. *der verfasser des überaus beliebten werkes war Stefan Gyöngyösi* (1620—1704), *der berufenste epische dichter des* 17 *jhs. eine gesamtausgabe seiner werke veranstaltete der piarist Andreas Dugonics* 1796 *in zwei bänden. Johann Kemény* (1660—1662 *fürst von Siebenbürgen*) *hat natürlich mit der heldensage nichts zu schaffen.*

[11] *von Grimm corrigiert aus αὐτοδιδακτικῶς.*

[12] *Martin Georg Kovachich* (1743—1821), *fruchtbarer ungar. historiker, dessen meist lat. geschriebene werke auch im auslande geschätzt wurden.*

[13] *dies wort von Grimm selbst durchgestrichen.*

[14] *gemeint ist Karlsburg* (*ungar. Gyula-Fehérvár*), *wo die berühmte Battyanische bibliothek auch wertvolle deutsche hss. enthält.*

[15] *Christoph Rösler, geb. um* 1770, *lebte noch* 1823. *er edierte einen 'Musenalmanach von und für Ungern auf das jahr* 1801' *und 'auf das jahr* 1804'. *auch ist von ihm eine 'Ankündigung und plan eines Anzeigers der auswärtigen litteratur'* (*o. o. u. j.*) *um* 1807 *in Ungarn gedruckt. sein leben und würken ist übrigens dunkel.*

[16] *gemeint ist das 'Circular' Kleine schriften* VII 593.

Der ao. professor dr Chr. Bartholomae zu Münster ist als ord. professor d. vgl. sprachwissenschaft an die universität Giefsen berufen worden. — der privatdocent dr B. Kahle zu Heidelberg wurde zum ao. professor ernannt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIV, 4 october 1898

Altdeutsche gartenflora. untersuchungen über die nutzpflanzen des deutschen mittelalters, ihre wanderung und ihre vorgeschichte im classischen altertum. von prof. dr R. v. Fischer-Benzon. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1894. x und 254 ss. — 8 m.

Im allgemeinen kann man sagen, dass das buch mehr und weniger bietet, als der titel erwarten lässt. mehr, weil pflanzen behandelt sind, die nicht zur gartenflora gehörten, weniger, weil manche dazu gehörige fehlen und verschiedene quellen gar nicht oder nur ungenügend benutzt worden sind. dies gilt zb. von den lat.-deutschen glossaren und den mittelalterlichen arzneibüchern. von kräuterbüchern vermissen wir ua. den 'Herbarius zu teutsch'. dazu wären destillierbücher und zahlreiche andre, in die medicinische wissenschaft einschlägige werke mit nutzen heranzuziehen gewesen. koch- und haushaltungsbücher, urbare und calender, die mittelalterlichen geschichtsquellen, die gesamte altdeutsche dichtung, die eine beträchtliche ausbeute liefert, sind aufser betracht geblieben, aufserdem auch die bildlichen darstellungen : gemälde, miniaturen und holzschnitte, die doch nicht minder schätzenswert sind als die der beachtung gewürdigten antiken wandgemälde. dass vF. die wanderung und vorgeschichte der nutzpflanzen im classischen altertum in die untersuchung einbezog, war bis zu einem gewissen grade notwendig, und das mitgeteilte beansprucht gewis unser interesse, aber die altdeutsche gartenflora ist hierbei vielfach zu kurz gekommen. nicht selten beschäftigt sich vF. weit mehr mit dem altertum; welche rolle eine pflanze im ma. gespielt, darüber geben nur wenige zeilen auskunft, was nicht auf die dürftigkeit der quellen, sondern vielmehr auf deren mangelhafte ausnützung zurückzuführen ist. sowol über anlage und pflanzenbestand der deutschen gärten wie über die entwicklung der altdeutschen gartencultur hätten wir bei gründlichem quellenstudium ungleich genauer unterrichtet werden können.

Was die gruppierung in zierpflanzen, heilpflanzen, technisch verwertbare und pflanzen des küchengartens betrifft, so hat vF. selbst auf die unmöglichkeit, alles zusammengehörige zu vereinen, hingewiesen; zumal hinsichtlich der beiden ersten gruppen ist es untunlich, denn ausschliefslich zum schmucke wurde keine pflanze in den mittelalterlichen gärten gezogen, obwol bei den Deutschen

schon in früher zeit natursinn und freude an der blumenwelt sich kundgeben. es wäre darum besser gewesen, wenigstens die zier- und heilpflanzen in einer gruppe unterzubringen und dieser auch die unter die küchenkräuter aufgenommenen würzpflanzen aus der familie der labiaten einzuverleiben oder sich nach möglichkeit an alte muster zu halten.

vF. teilt die ansicht, dass die gärten der Merowingerzeit wahrscheinlich nur aus einem eingehegten rasenplatze mit einigen obstbäumen und bienenstöcken bestanden und erst vom 8 und 9 jh. an in Deutschland eine durch die Benedictinermönche hervorgerufene und beeinflusste gartencultur existierte; doch darf dies nicht ohne weiteres behauptet werden. wenn wir uns erinnern, was Prokop über die gartenanlagen der Wandalen in Afrika berichtet, wenn wir die cultur der Goten — abgesehen von *aurtigards* und *aurtja* — ins auge fassen, kann auch von andern deutschen stämmen, die römische provinzen occupierten, vorausgesetzt werden, dass die dort vorgefundenen culturverhältnisse nicht ohne einfluss blieben. auf die von Plinius erwähnten kindskopfgrofsen rettiche Germaniens, auf den durch die Lex Salica bezeugten anbau von hülsenfrüchten bei den Salfranken, auf die vorliebe der Burgunden für knoblauch und zwiebeln ist oft schon hingewiesen worden (s. ua. Weinhold DFr.[2] II 75). gerade über die Franken sind wir verhältnismäfsig gut durch die schriftsteller der Merowingerzeit, in erster linie durch Gregor vTours unterrichtet, und daraus ist zu entnehmen, dass bereits verschiedene nutzpflanzen cultiviert wurden und neben dem baumgarten auch ein wurz- und kräutergarten da war. schon damals gab es unter ihnen liebhaber einer feinen küche — Specht Gastmähler und trinkgelage bei den Deutschen s. 15 f bietet eine ganze reihe von zeugnissen, ohne erschöpfend zu sein, — und zur zubereitung vieler gerichte benötigte man diese oder jene küchenkräuter, für die sicherlich ein garten angelegt war. vorbild und anleitung gaben also auch auf diesem gebiete zunächst Römer und Romanen. wo Deutsche auf deren boden safsen, sah er anders aus als in urgermanischen gebieten. immerhin wird aber auch dort die gartencultur zunächst auf die güter der vornehmen beschränkt gewesen sein. für weitere verbreitung und hebung sorgten dann seit dem 8 jh. allerdings die Benedictiner und nachher auch andre orden, denen die regel bodencultur vorschrieb und den genuss des fleisches ganz oder für einen grofsen teil des jahres versagte, wie ua. den minderbrüdern und Kartäusern. in diesen kreisen herschte denn auch eine besondre vorliebe für die pflanzenwelt. Walafrid Strabus, der verfasser der Altdeutschen genesis (s. meine abhandlung in den WSB. phil.-hist. cl. CXII, s. 785 ff), Berthold und Lamprecht vRegensburg, der eremit in der Herrad vLandsberg Hortus deliciarum uaa. geben hiervon zeugnis. die bestrebungen der Benedictiner haben an

Karl d. Gr. auch in dieser hinsicht einen protector gefunden, dessen unterstützung nicht unterschätzt werden darf. wenn er darauf sah, dass die gärten der königlichen güter wol bestellt wurden, wenn er gewissermafsen mustergärten schaffen liefs, so blieb die nacheiferung in den betreffenden landschaften gewis nicht aus. wie weit das Capitulare de villis in Deutschland zur geltung kam, lassen wir dahingestellt. vF. (s. 2) glaubt, dass dessen einfluss über Südwestdeutschland nicht hinausgereicht habe, aber im hinblick auf die gesamtwürksamkeit Karls und deren erfolge kann man daran doch zweifeln. unbestritten waren die geistlichen niederlassungen auch von grofser bedeutung für die gartencultur. die klostergärten versorgten die landbewohner mit mancherlei pflanzen, und zur verbreitung trugen ebenfalls die zahlreichen, oft weit zerstreuten klostergüter mit ihren meierhöfen bei. übrigens muss bemerkt werden, dass die bauerngärten meist von sehr bescheidenem umfange waren und sind. aus urbaren und kaufbriefen mit genauern gutsbeschreibungen ersehen wir, dass sie häufig nicht mehr als 1—3 klafter im gevierte mafsen, dimensionen, die in den Alpen noch gegenwärtig anzutreffen sind. auf so kleiner bodenfläche können nicht viele pflanzenarten cultiviert werden, und der bestand ist auch oft ein sehr geringer. ich habe bauerngärten gesehen, die keine blume ziert, andre, die blofs salat, mangold, zwiebel, petersilie und schnittlauch aufweisen. auf den tisch vieler tirolischer bauernwirtschaften kommen eben nur salat, sauerkraut, hülsenfrüchte und kartoffeln, andre gemüse kennt der gebirgsbewohner kaum und er hat auch kein verlangen darnach. auch der bauerngarten zeigt eine verschiedene physiognomie, der süddeutsche unterscheidet sich vom norddeutschen, den vF. besonders berücksichtigt, und innerhalb der einzelnen gebiete machen wir ähnliche beobachtungen, auch die, dass nicht überall dieselbe freude an blumen den bewohnern eigen ist.

Von blumen waren wie im altertum so auch im mittelalter lilie und rose am meisten geschätzt. in schilderungen des paradieses werden beide als schönster schmuck erwähnt (Otfr. v 23. 273, Genes. 484; s. auch Schönbach Altd. predd. I 107,30ff). die weifse lilie (lilium candidum) soll brandwunden und scorpionenbiss heilen, die schlangen verscheuchen und die wurzel das angesicht schön machen.

Die im Capitulare genannten rosen deutet vF. als die zuckerrose (rosa gallica). in den mittelalterlichen quellen begegnen rote und weifse; unter ersteren gab es eine von sehr lebhafter färbung, was aus stellen wie Lohengr. 2247 *dô man von im bant den helm, dô bran er, als ein rôse des morgens in dem touwe tuot*, Rabenschl. 121, 1, LS (I) nr XXIV 65 ff ua. hervorgeht. die farbe der centifolie lässt einen solchen vergleich kaum zu, wol aber die der zuckerrose. weifse rosen finde ich zuerst bei Johans-

dorf erwähnt (MFr. 90, 32). aus der erzählung vom weifsen rosendorn (GA. nr LIII) v. 15ff erfahren wir, dass diese rose, von der Albertus Magnus hervorhebt, ihr stamm werde besonders grofs und armdick, als baum mit künstlich zu einem schattenspendenden laubdache gebogenen zweigen gezogen wurde.

Nächst rosen und lilien erfreute sich das veilchen (viola odorata) der grösten beliebtheit. meist erscheint es in der altdeutschen litteratur als wildes gewächs. wie heute zog im mittelalter vornehm und niedrig, jung und alt ins freie, um den boten des frühlings zu suchen, wozu blofs an das reizende gedicht des wilden Alexanders (HMS. III 30b str. 1) und an den bekannten derben Neidhartschwank erinnert sei. in der Virg. 533, 2 lesen wir von einem garten, *da entsprungen vîgeln* (veilchen) *unde klê der reinen wurzeln michels mê gewahsen zeime soume.*

'Veigel' ist heute die volkstümliche benennung für levkoje und goldlack. Kerner (Die flora der bauerngärten s. 40) rechnet auch diese zu den ältesten deutschen zierpflanzen, doch ist erstere in den altdeutschen quellen nur spärlich vertreten (Ahd. gloss. III 530, 4) *iv wize fiol* (Alphita *iu viola alba*), 560, 23 *leucia violen* (Alph. *leucis i. uiola alba*). den goldlack kennt Albertus Magnus; im deutschen Herbarius c. 105 wird eine ausführliche beschreibung der *feyelen cheiri* gegeben: weifse, gelbe, cytrinfarbene werden genannt und der starke geruch der *gelb feyelen* bei nacht hervorgehoben. Otto Brunfels I 136 nennt den goldlack *geel violaten* und Bock spricht von *geel, braun, rot, leibfarb und weifs violaten.* in der Grazer hs. 991 ist verzeichnet *λευκοιον viola matronalis* — es ist die nachtviole — und *viola citrina gelber veyell.* der *violbaum* (Diefenbach Nov. gloss. 174b) gehört wol hierher.

Narcissen und hyacinthen (s. 37 f) sind der ma.lichen gartenflora Deutschlands fremd, ebenso vermag ich die goldblume nicht nachzuweisen. die vexiernelke kann *flos champpi marya rosen* in dem von Sachse publicierten glossar (Herrigs Archiv 47, s. 401 ff), unter 'De herbis ortensibus et non aromaticis' sein; darauf folgt *flofs amoris amorrosen*, nach Pritzel u. Iessen lychnis dioeca, welche pflanze auch Marienrose genannt wird, wie anderseits amarantus paniculatus *floramour* (Kilian).

Aufserordentlich häufig treffen wir die schwertlilie in alten pflanzenverzeichnissen. *iris, gladiolus, affrodisia* und *acorus* werden mit *swertela* übersetzt, die in den farben weifs, gelb, rot und blau vorkommt: *acorus gladiolus rote swertele* Ahd. gloss. III 533, 37 — *acorus gelwe swertel* III 534, 61. 547, 23 — *iris rote suertele*, *gladiola* III 530, 3. 542, 27 — *ireos ilirico bla suertele* — *wiz swertel* III 542, 29. die gelbe und rote sind wol identisch u. iris pseudacorus. ein andrer name der schwertlilie ist *gleie, gloie.* Winli (HMS. II 30b) bezeichnet sie als *violvar*;

bla gleienblum = *iris* im Bair. Wb. I 971 und *gel gleienblume gladiolus* in Diefenbachs gloss. 264b (s. Ahd. gloss. III 578, 51 u. anm.) die an verschiedenen orten gegebene erklärung als aglei ist falsch. die *östergloie* Tannhäusers (HMS II 84a) ist vielleicht narcissus pseudonarcissus.

Aufser den von vF. angeführten dienten noch andere blumen den gärten zur zier. so die pfingstrose (paeonia officinalis), Genes. 502, 'Mayen krantz' (Liederb. d. Hätzlerin II 57) v. 36, die nach Bock nicht nur gegen viele krankheiten gut, *sunder auch* (*wie etlich schreiben*) *für vngewitter vnnd gespenst der geyster Phaunorum dienstlich* sei, und nach dem 'Kurtzen Hand-Büchlein vnd Experiment vieller Artzneyen . . durch den Hochgelehrten Q. Apollinarem selb erfahren vnd bewehrt' (Strafsburg 1677) in die wiege gelegt, die kinder *für schrecken, so ihnen in der Nacht bekommen*, schütze. — ferner die *zitelôse*, womit man verschiedene pflanzen, ua. die auch in gärten angepflanzten bellis perennis, primula veris u. elatior, crocus vernus u. colchicum autumnale bezeichnete (s. Ign. Zingerle Diu zîtelôse, Innsbruck 1884). dass das dem orient entstammende colchicum speciosum die *z.* sei, darauf konnte Sprenger (Zs. f. d. ph. 29, 121f) nur bei völliger ignorierung der aufschlussgebenden litteratur verfallen. als sinnbild der beständigkeit und treue erscheint in volksliedern gar oft das vergissmeinnicht (s. Grimm Altd. wälder I 151. Wackernagel Kl. schr. I 224ff), von dem Vintler v. 8554 sagt: *mit frawen minnicleich sol man reden von claidern reich, von pluemen vergissmeinnit.* als gartengewächs wird es angeführt in dem gedichte 'Von ainem wurtzgarten' (Hätzlerin II 59) v. 77. *frideles auga*, als unkraut bezeichnet in Hildegards Physica, ist aber nicht myosotis, wie vF. (s. 202) nach Grimm angibt, sondern mercurialis perennis L., in kräuterbüchern *bingelkraut*, *kühwurz* usw. genannt. Ahd. gloss. III 543, 24 wird *mercurialis*, III 557, 28 dagegen *flos campi* damit verdeutscht. Bock und andre nehmen vergissmeinnicht für gamander, wozu in der Grazer hs. 991 bemerkt ist: *aber dy in Steyr, Kerndten vnd vmb gelegnen orten nennen vergifs mein nit fur ein kreutll khaum ayner spannen hoch.*

Dazu kommen die ringelblume (calendula officinalis) und der rittersporn (delphinium), der, noch jetzt zu den gewöhnlichsten blumen der bauerngärten zählend, nebst andern kräutern in das sonnwendfeuer geworfen wurde (s. Jahn Opfergebräuche s. 42f). ob Ahd. gloss. III 557, 23. Germ. 33, 305 mit *flaura rittersporn* dieselbe pflanze gemeint ist, kann ich nicht sagen.

In einem spiel von Sanct Nothburg, 1743 zu Matrei aufgeführt, flechten der erste und zweite genius *Lilgen, Rofsen, Veyel, Näglein, Jochzingg, plaue Hyäcinthen, Vergifs nit mein und Ranunggel* zu einem kranze.

Das von Sachse veröffentlichte glossar bestätigt die cultur des aglei (aquilegia vulgaris L.), und so dürften noch einige

andre blumen den ältesten deutschen zierpflanzen zuzurechnen sein (s. Kerner Flora der bauerngärten s. 39).

Unter den heilpflanzen befindet sich eine beträchtliche anzahl von kräutern, die schon ihres wolgeruches wegen gerne in den gärten gesehen wurden. in dem eben erwähnten glossar finden wir unter 'De herbis ortensibus aromaticis' : 1) raute, 2) salbei, 3) ysop, 4) eisenkraut, 4) basilie, 6) polei, 7) minzen, 8) majoran, 9) narde, 10) eberraute, 11) *cordigera herczkraut*, 12) *feminella frauenburcz* (tanacetum balsamita L.). hiervon kommen im Capitulare de villis und in Walafrids hortulus 1. 2. 6. 7. 10, im SGaller garten 1. 2. 6. 7, in der Genes. 1. 2. 7. 9. 12 und im Mayenkrantz 1. 2. 3. 4. 5. 6 vor; in diesem gedichte werden aufserdem angeführt: *deyment*, nach Pritzel und Jessen thymus vulgaris, in kräuterbüchern jedoch auch = *rote müntz* (mentha aquatica), *baldriones mit blumen weifs* (valeriana officinalis), *pidmel*, in Sachses glossar *pipenella pidemmel* unter *De compestribus herbis*, also pimpinella saxifraga, in unserm gedicht aber wird poterium sanguisorba L. gemeint sein, obwol auch dies eigentlich küchenkraut war und ist, doch steht unter den duftenden kräutern auch *vengel*, anethum foeniculum L. ob der dichter mit *palsam* und *pisem* ebenfalls einheimische pflanzen bezeichnen wollte, bleibt dahingestellt. *praunel* dürfte brunella vulgaris L. (in der Grazer hs. 991 *prawnell ist baldhayll, gacheyl*) sein. *schwartzwurtz* lässt sich nicht mit einiger sicherheit bestimmen, jedesfalls kommt symphytum officinale nicht in betracht, denn dies ist die im vorausgehnden verse genannte *walwurtz*.

Die den angezogenen quellen gemeinsamen pflanzen gehören zu den verbreitetsten. vF. behandelt noch viele andre, von welchen einige wie den calmus die altdeutsche gartenflora nicht kennt, andre wider nur locale verbreitung gefunden haben. eine sichere deutung ist in dieser gruppe in vielen fällen sehr schwierig, ja unmöglich, denn wenn auch HBraunschweigs äufserung : *ein jeder Bawr teufft ein kraut nach seim gefallen* übertrieben ist, so hat doch der satz 'pro locis etiam mutantur nomina' volle geltung, und die hierdurch hervorgerufene verwirrung wurde durch gelehrte interpretation der alten lateinischen namen noch gesteigert. so gelingt es nicht einmal immer, die pflanzenart festzustellen. bezüglich *dragontea* des Capitulare kommt vF. zu dem resultat, dass es eine arumart sei; bei den *coloquentidas* muss er unentschieden lassen, ob citrullus colocynthis oder bryonia alba gemeint sei. im mittelalter wurde die koloquinte wie von den alten 'wilder kürbis' genannt (s. Ahd. gloss. I 541, 33. 458, 58. III 109, 38. 199, 60 uö.), und dieser name erscheint auch der bryonia, deren blätter mit denen der koloquinte in kräuterbüchern verglichen werden, beigelegt (Ahd. gloss. III 471, 20), doch sind die üblichern benennungen *heilige ber* (Ahd. gloss. III 526, 17 uö.), *liela t scritwrz* (l. *scitwrz*) III 495, 1. 598, 29, *schizwurz* 588, 37, in pflanzen-

büchern *hundskürbis, gicht-, hunds-, scheifswurtz, ragwurtzel, rômisch rüeben* usw. dass einheimische gewächse als koloquinte angesehen wurden, bezeugt Ahd. gloss. I 449, 16 *colocintida est cucurbita . . quidam uolunt illam fuisse scituurz* (also = bryonia) und III 522, 54 *(colo)quintida sprincwurz* di. euphorbia lathyris L., welche pflanze mit der k. gar keine ähnlichkeit hat. was die eigentliche k. anlangt, so wird sie im deutschen Herbarius c. 123 als überseeische pflanze, die nach Serapio zu Jerusalem wachse, bezeichnet. soll der vf. des Capitulare würklich sie deshalb aufgenommen haben, weil er sie auf den boden des Frankenreiches verpflanzt zu sehen wünschte?

Bryonia ist jetzt in gärten nur selten noch zu sehen; haselwurz, osterluzei, springkraut, klette, pestwurz, grindlattich, schöllkraut, schwalbenwurz uaa. sind und waren in vielen gegenden kinder der wildnis und fanden da nur selten in gärten eingang, zumal das landvolk den in wald und flur wachsenden heilpflanzen würksamere kräfte zuschreibt, als den im gartengrund gezogenen. von apothekergärten ist natürlich abgesehen. dass die altd. Genesis dem paradiesgarten auch die meisterwurz (imperatoria ostruthium) zuweist, mag befremden, doch bemerkt Bock I cap. 144: *die zielt man auch in den gårten*, was Tabernaemontanus I 295 bestätigt.

Unter den beliebtesten gewächsen haben wir schon die minzen kennen gelernt, deren arten man, wie vF. (s. 69) bemerkt, nicht auseinander zu halten vermochte. zum beweis dessen führe ich noch an *sisimbrium* : *bachmince* Ahd. gloss. III 566, 25; *sigiminza* 573, 11; *cisenbrauua* 569, 39; *balsamite* 566, 50; *balsamica sante marien mince* 532, 7 — *balsamita* : *mince* 536, 36; *crusmince, balsemie* 526, 30; *vischminze* 556, 21; *gartmince, grasmitze* 550, 30; *wizminze* 537, 43. 550, 21 — *zimbrium aquatica capillaria minze* 537, 1; *biwrze* 538, 25; *lauendula* 478, 38. wermut und beifufs (s. 75) hielt man für zauberkräftig (s. HBraunschweig bl. 83 a), und auch der raute schrieb man ähnliche kräfte zu (s. HBraunschweig bl. 71 a).

Zu *acrimonia* (s. 76) s. Frauenzucht v. 523 (GA III 55), wo aufserdem noch *cristiane* (nach vF. s. 200 orobus tuberosus L.) und *bibôz* (artemisia absinthium) als gleichwürkende mittel angegeben sind. zu letzterm s. Zs. d. v. f. volksk. 1891, s. 323.

Vittonicam (s. 77), betonica officinalis, wird in kräuterbüchern meist *braun bethonien, bathonien* oder *betonig* genannt, die man ua. gegen alle gifte würksam glaubte, woneben primula veris als *weifs bethonien* erscheint. wol nur eine primel kann die *batony mit bluomen gel* im gedichte Der maienkrantz und die *gelwe bataenje* Martina 27, 12 sein. in Tirol wird primula auricula *platenigl* genannt. im gedicht 'Von manigerlay plümlen' (Hätzlerin II 17) ist von einem roten blümchen die rede: v. 81 *Ich sprach: es ist mir vnerkannt, Dann als man mirs hat genant Rott prynn*

in der lieb. Anders ich erchennet nie. Nain sprach die lieb, die schön, Ich sag dir, es haiſzt petön. die betonie wurde ua. auch zu liebeszauber gebraucht. Berth. vRegensburg äufsert (I 264) *Sô gènt eteliche mit bœsen batônjen umbe unde mit bœsem zouberlehe umbe, daz sie wœnent eines gebûren sun oder einen kneht bezoubern.* vgl. dazu Neidh. II 67, 18 anm. *Meide ûf einer heide hiwer an einem vîretage suochten under in ein krût: batonje sô ist ez genant und grabent altiu wîp.* hier erscheint sie als wildes gewächs und sie wird auch selten cultiviert worden sein; s. noch Grimm Myth. s. 1011 und III 355, Wackernagel Altd. predd. 42, 7. in der deutschen bearbeitung des Macer floridus heifst es *Plinius spriket, swer sie bi em habe, deme ne muge kein zobernisse geschaden,* im lat. text hingegen *a nullo poterit nocuo medicamine laedi* (Z. f. d. ph. 12, 165).

Dass 'gottesvergessen' ein seltener name für *marrubium* ist, wie vF. s. 78 behauptet, gilt nur relativ. er kommt in pflanzenglossaren (zb. Ahd. gloss. III 530, 31. 543, 4. 544, 31. 560, 49) und in kräuterbüchern häufig vor.

In abergläubischer verehrung wie wenige andre kräuter stand das eisenkraut (s. 78), worüber ausführlich Bock I c. 69 und Tabernaemontanus I 472. s. auch Vintler v. 7821 ff und anm. z. stelle; Lonicerus s. 310; Pfeiffer Zwei deutsche arzneibücher (WSB. XLII 150); Zs. d. v. f. volksk. 1891 s. 322. zur gartenflora gehörte auch diese pflanze nicht.

Der wachholder (s. 80) findet in den alpenländern fast nirgends pflege, da er überall wild vorkommt, seltsamerweise hält sich aber noch der sadebaum, der gegen zauber schützen soll und dessen zweige in Tirol einen bestandteil des an einer langen stange befestigten palmbüschels, der am palmsonntag in der kirche geweiht wird, bilden (s. IZingerle Sitten, bräuche und meinungen des Tiroler volkes² s. 110; Schöpf Tirol. idiotikon s. 485; Hintner Beiträge z. tirol. dialektforschung s. 203). es deutet dies auf sein altes ansehen, wie auch die am feste Mariä himmelfahrt geweihten kräuter seit jeher in hohen ehren standen; raute, wermut, wolgemut, mutterkraut, singrün, tausendguldenkraut, basilie, karwendel ua. gehören dazu (s. Zingerle aao. s. 105 f, 109, 110; Hörmann Die jahreszeiten in den alpen s. 81).

Die meerzwiebel (s. 81) muss, obwol AlbMagnus und Megenberg darüber schreiben, als fremdling bezeichnet werden.

Der abschnitt über die technisch verwertbaren pflanzen (s. 82 ff) ist ziemlich dürftig ausgefallen. sie gehören übrigens gröstenteils nicht der gartenflora an. hanf und nesseln fanden in einigen gegenden auch in der küche verwendung, ersterer wurde zuweilen an ackerrändern als umsäumung gesät (s. Boner XXIII 3. LXXV 35). die zahl der pflanzen, die als färbemittel gebraucht wurden, ist nach den erhaltenen alten recepten zum färben von leinwand und andern stoffen nicht klein. in abgelegenen

gebirgstälern bedient man sich einiger noch. im allgemeinen gibt man sich indes mit dem färben von tuch nicht mehr ab, doch die suppe färbt man auf dem lande noch gerne mit dem im eigenen garten gezogenen carthamus tinctorius.

Von den pflanzen des gemüsegartens (s. 89 ff) gehört die melone dem südlichen klima an, andre wurden vornehmlich auf äckern gebaut, so der kürbis, dann die hülsenfrüchte, kohl, rüben uaa., welche früchte in urbaren häufig in grofser menge als abgaben erscheinen (s. auch Inama Wirtschaftsgeschichte I 412. II 230. 233 anm. 4). in dem lied 'vom edlen bawmann' (Ambraser liederb. nr 133) heifst es *Ich preifs den bawman uberlaut, der uns den wein und koren bawt, den zwibel, rüben und das kraut, die kicher, erbsen, linsen, mufs und bonen*, und in den bekannten haushaltungsregeln (s. Wackernagel Kl. schr. II 28 ff) werden neben körnerfrüchten, lein, hanf und wicken, ebenso kohl, rüben, erbsen, zwiebeln und linsen namhaft gemacht (vgl. Kalender und kochbüchlein aus Tegernsee Germ. 9, 194 ff und Sachses glossar: 'De herbis et primo de frumentis et leguminibus'). auch der mohn wurde nach verschiedenen urbaren auf dem felde gesät, worauf auch der vielfach bezeugte gebrauch von mohnöl weist.

Den alten einfachen gärten der alpenbewohner sind gurke, kresse, pfefferkraut, cichorie, rauke, senf, portulak, pastinak, zuckerwurzel, pferdeeppich, artischocke, weberkarde (!), weifs- und schwarzwurzel, spargel, kerbel, gardenmelde, amarant und nachtschatten (!) unbekannt. auch was den küchengarten betrifft, zeigen sich landschaftliche verschiedenheiten, und in manchen gegenden blühte schon in alter zeit die cultur gewisser gemüse. zb. berichten die jahrbücher von Pöhlde z. j. 1082, Hermann, gegenkönig Heinrichs IV, habe den beinamen Knoblauch geführt, weil er zu Eisleben, wo viel knoblauch wachsen soll, gewählt wurde, und nach dem Tiroler landreim v. jahre 1558 waren in Tirol besonders die Stubeier erbsen, die Vinstgauer spargeln, Toblacher rüben und Maiser zwiebel geschätzt. im allgemeinen sei verwiesen auf Isidors etymologien, Rabanus Maurus De universo cap. IX (De oleribus), Summarium Heinrici de oleribus, Pfeiffer Altd. übungsbuch s. 137 'Von allerlei hausrat', Sachses glossar de herbis ortensibus pulmentariis; Schultz Deutsches leben 125. im Buch v. g. speise (Stuttgart 1844) begegnen rüben, zwiebeln, erbsen, bohnen, kohl, mangold, knoblauch, weifser lauch, aschlauch, senf, hirse, hopfen, anis, kümmel, rainfarn, salbei, polei, minzen, liebstöckel und petersilie. eine reichhaltige zusammenstellung bietet die 'absonderliche erzählung' der küchengewächse im Haus-, feld-, artzney-, koch-, kunst- und wunderbuch von JohChristThiemen, Nürnberg 1694.

Cucurbitas im Capitulare de villis ist, wie vF. (s. 99 f) nachweist, der flaschenkürbis (cucurbita lagenaria), welcher auch in Südtirol sehr verbreitet ist, während in Nordtirol nur der gemeine kürbis (cucurbita pepo) bekannt ist und als schweinefutter dient.

Die *pisos mauriscos* des genannten Cap. erklärt vF. (s. 69 f) als eine braune spielart der felderbse (pisum arvense), zu welch letzterer die gartenerbse eine culturform bilde, — *fasiolum* des Cap. betrachtet er als eine dolichosart, wahrscheinlich dolichos melanophthalmus. in den altdeutschen quellen kommt die bezeichnung *fasôl* selten vor. wie vF. s. 99 anm. 2 notiert, erscheint *faseolus* widerholt mit *arwiz* verdeutscht (s. Ahd. gloss. III 111, 30). in Tirol werden phaseolus und dolichos fisöln genannt, bohne heifst dem alten wortgebrauche gemäfs nur vicia faba L., die saubohne, die auch Walther in seinem gedichte von frau Bohne (17, 25 ff) im sinne hat (s. Germ. 21, 47). dieser bezeichnet sie als *vastenkiuwe*, und eine fastenspeise bildete sie vorzüglich in klöstern. der vf. der Ecbasis äufsert sich v. 278 ff sehr abfällig darüber und sagt schliefslich v. 284 *Sint hec barbaricis mandenda legumina Francis. Sic erit nullus honos* (s. auch v. 542; Ruodlieb XIV 26. OvFreising Chronik VII 35. Sass Deutsches leben z. zeit der sächs. kaiser s. 24 anm. 128). aber auch in den küchen der bauern und ärmern leute kam sie oft in kessel oder hafen (s. HMS III 236, 255, Schlägel v. 376 ff ua.). dasselbe gilt von den erbsen (s. Übl. weib 514, Simplic. I 11, Tirol. weist. III 373, 6 ua.). im Tegernseer kochbuch lesen wir von *zuggerarbafs, weifs oder behamisch arbas*, auch von einem *gelbarbasmuefs* ist die rede.

Helbl. VIII 880 werden als bäuerliche nahrung für die fasttage *hanf, lins unde bôn* angeführt. eine hanfsuppe weist auch der küchenzettel von Tegernsee auf (Germ. 9, 199). linsen waren in verschiedenen gegenden nicht cultiviert, ua. auch in Tirol, weshalb sie im Haller passion (Tirol. passionsspiele III 1468) durch *prein* und *arbais* ersetzt sind.

Sachses glossar verzeichnet nach den linsen *vicia wicken*, die uns bereits in den haushaltungsregeln begegneten.

Wenn vF. s. 103 die ansicht ausspricht, die brunnenkresse werde ursprünglich mehr heil- als genussmittel gewesen sein, kann man nur zustimmen. die landleute essen sie heutzutage noch roh, halten sie für sehr gesund und meinen, wo sie wachse, müsse ein gutes wasser sein. die bei *intubas* (s. 105) erwähnte benennung der endivie (gänsedistel) ist alt (s. Ahd. gloss. III 541, 13).

Unter dem *solsequium* des Cap. ist sicher nicht die cichorie, wegwarte (cichorium intybus) zu verstehen, sondern die ringelblume (calendula officinalis), denn gewöhnlich wird in den altdeutschen glossaren *solsequium*, *solsequia* durch *ringela*, *ringelblûm* widergegeben, ebenso *sponsa solis* und *eliotropium*. die *cicorea* entsprechenden namen begegnen nur vereinzelt (*solsequium wegwart* Ahd. gloss. III 565, 23 und *sols. kalendula hintloiph* 545, 7 — *elitropia hindouste* 529, 9; dazu kommt, dass das pflanzenverzeichnis der altd. Genes. die ringelblume enthält und kräuterbücher sie als gartenpflanze bezeichnen, während wegwarte in

Süddeutschland kaum cultiviert wurde, worauf auch der name *hindläufft*, der in den kräuterbüchern speciell der wilden cichorie gegeben ist, deutet. KvWürzburg scheint ein besonderer freund der ringelblume gewesen zu sein, da er sie widerholt zum vergleiche heranzieht. die wegwarte gilt übrigens noch als ausserordentlich heilsam. im Artzneybuch des dr Ofswaldt Gåbelkhouer, Tůbingen 1618, I 363 wird sie ua. *contra impotentiam et incantationes* (*erzauberte Liebe*) empfohlen.

Von rüben (s. 108 f) wird die weisse rübe (brassica rapa) in den alpenländern vorwiegend gebaut, die in Tirol auch rabe heifst. sie ist und war gewöhnlich feldfrucht und wird besonders zu kraut verwendet, doch auch roh gegessen. in der mhd. poesie stofsen wir oft darauf, und 'rubengraben' hat bekanntlich eine obscöne bedeutung erhalten. das Tegernseer kochbuch nennt *bairische rueben oder scherrueben* (brassica rapus) und *scheibligrueben* (brassica rapa), aufserdem *gelbrueben* (daucus carota). dass vF. die angabe des Albertus Magnus, die *rapa* sei rötlich, beanstandet, begreif ich nicht, da der kopf der weissen rübe sehr oft rötlich gefärbt ist, weshalb sie in früherer zeit auch *rotkopfete rueben* genannt wurde (s. Bair. wb. II 11).

Raphanus erscheint in den Ahd. gloss. meist mit *merratich* oder auch *chren* (III 586, 35) übersetzt, *radix* mit *ratich*; Vocab. opt. XLIII 176 *rafanus sureraetich — radix milter raetich.* Ecbas. 175 bringt der igel dem wolfe als küchenzeug *piper, costus, papauer, porros et caules, rafanos quoque uiribus acres.*

Artischocken (s. 121) bezeichnet der Tiroler landreim als *herrn-essn,* und ein solches sind auch die spargeln (s. 124), von denen HBraunschweig bl. 81b sagt: *man pfleget sein stengel zu essen in etlichen landen, dieweil es jung ist, gleich einem salat,* wogegen Lonicerus bemerkt, sie seien ein *gemeiner salat.* in den Ahd. gloss. ist mir nur *sparga heirbeswrz* III 483, 51 und *asparago rotonabel* 584, 19, was anderswo auf anthemis arvensis (= *asparagus lovchkolb* im Vocab. opt. XLIII 15) und ballota nigra bezogen wird, untergekommen.

Den malven (s. 127) gönnt man als heilkraut noch in manchen gärten einen platz; als gemüse wurden deren blätter wol nur in einzelnen gegenden gekocht. die stelle des spinats vertritt in süddeutschen gegenden der mangold, in Tirol und Schlesien noch biesse genannt. in den ahd. glossen erscheint für *beta* oft *beizcol,* welche benennung auch den kräuterbüchern neben *römisch kol, rungkraut, rungsel, romgrafs* geläufig ist und zuweilen für *bleta* gebraucht wird (Ahd. gloss. III 525, 49).

Sachses glossar gesellt den 'herbis ortensibus pulmentariis' schliefslich noch *fraga erper, vaccinium heidper* zu. cultur der erdbeere war im mittelalter gewis nicht selten, im Buch v. g. speise lernen wir die gartenerdbeere zuerst unter dem namen *bresteling,*

dem heutigen bröbstling, brostling entsprechend, kennen. — an die cultur von vaccinium myrtillus kann ich nicht recht glauben.

Über die obstbäume (s. 144) orientiert vF. den leser für das altertum in ausreichender weise, für das mittelalter leider recht ungenügend : der leser erfährt bei den einzelnen obstgattungen mehrenteils nichts weiter als die allgemeinen benennungen im altdeutschen, und auch da gebricht es zuweilen an genauigkeit. aus den quellen ist allerdings viel weniger als über die andern gartengewächse zu erfahren, aber alles zusammengenommen liefse sich gleichwol die neugier bis zu einem gewissen grade befriedigen mit hilfe der localnamen und der volkstümlichen benennungen : so ist es höchste zeit, diese zu sammeln, da bei dem jetzigen aufschwung der obstzucht auf dem lande die alten rassen und namen mehr und mehr verschwinden. bekanntlich weisen die namen zt. auf den bezugsort, zb. der maschanzker = meifsnischer apfel, der über Böhmen nach dem süden kam und in Tirol noch behamer heifst, die bergamotbirne, in Tirol ua. türkenbir genannt, usw. von apfelrassen führt schon das Capitulare de villis einige mit namen an; hiervon begegnen uns die *poma geroldinga* in der c. 130 jahre später verfassten Ecbasis v. 1026, wozu Voigt auf *goderling* in Diefenbachs Gloss. 267 verweist. an dieser stelle sind aufserdem haselnüsse, kirschen, pfirsiche und quitten erwähnt, dazu kommen kastanien (170), mandeln (650) und *crustumia mixta* (179), die aus Virg. Georg. II 88 stammen. die birne ist bekanntlich spät in den deutschen obstgarten gelangt, doch geschah es sicher vor dem 9 jh., denn das inventar des hofgutes Treola v. j. 812 verzeichnet schon *pirarios diversi generis*. wenn in der erzählung 'Diu halbe bir' je zwei gäste zusammen eine birne erhalten und bei Boner XCVIII 15 ein korb *mit guoten biren* als liebes *prisant* gilt, lässt dies vermuten, dass im 13. 14 jh. diese frucht nicht allwärts so gemein war wie der apfel, wofür auch anderes spricht. in Süddeutschland, besonders im westen, scheint die regelbirne sehr verbreitet gewesen zu sein, wofür Grimm Wb. II 371, Bair. wb. II 70, Lexer Mhd. wb. II 371 belege bieten, denen ich noch beifüge Namenbuch des KDangkrotzheim v. 317. frühzeitig erscheinen noch andre namen, die lederbirne im 14 jh. (s. Zs. f. d. gesch. d. Oberrheins 13, 258), die muskatellerbirne bei Ryff II, cap. 11 usw. die mispel (s. 147), ahd. *mespila* und *nespila*, in Deutschland in ältester zeit heimisch, gehört in Tirol zu jenen früchten, die am Nikolaustage den kindern beschert werden.

Kirschen (s. 148) waren sehr beliebt (s. Eracl. 3509. Wälsch. gast. 3799. Boner 8, 33. — kirschbaum bei Greifenburg in Kärnten schon im 11 jh. (*Chérspouma* Acta Tirol. I nr 94), weichseln mehr in küche und apotheke geschätzt (s. Zs. 9, 371. Germ. 9, 201).

Die ein wärmeres klima erfordernde mandel kannte man im

frühern mittelalter nicht überall, daher *amigdalus* mit der haselnuss identificiert wurde (s. Ahd. gloss. I 300, 25. 361, 19. II 700, 36). nicht richtig ist, dass in Südtirol die kastanienbäume, welche essbare früchte liefern sollen, gepfropft werden müssen. interessant ist die erwähnung eines kastanienwaldes in Kärnten in einem freisingischen urbar v. 1291, wo es heifst: *Item vorstarius tenet dimidiam huobam ratione sui officii de qua custodit siluam castanearum domini episcopi* (Fontes rer. austr. XXXVI 240. 246).

Bei den bemerkungen über die getreidearten (s. 162f) vermiss ich den sürch. dankenswert sind die mitteilungen im anhang (I 1) aus den Hermeneumata — 2) zwei inventare kaiserlicher gärten aus dem j. 812 — 3) cap. 70 des Capitulare de villis — 4) entwurf zu einem klostergarten aus dem 9 jh. — 5) der Hortulus des Walafridus Strabus — 6) glossae theotiscae und II die pflanzennamen in der Physica der hl. Hildegard). sorgfältig gearbeitete register erleichtern die benutzung des buches, das trotz den bezeichneten mängeln immerhin reichliche belehrung gewährt.

Czernowitz. OSW. V. ZINGERLE.

Die syntax des Heliand von OTTO BEHAGHEL. Prag und Wien, FTempsky; Leipzig, GFreytag, 1897. 382 ss. gr. 8°. — 18 m.

Als ziel seiner arbeit erklärt der vf. selbst im vorwort, ‘ein möglichst vollständiges bild zu zeichnen von den syntaktischen erscheinungen, die die sprache des Heliand darbietet’. kein denkmal des germanischen habe bis jetzt eine solche umfassende darstellung erfahren; auch Erdmann behandle nur eine auswahl von syntaktischen tatsachen des Otfrid, Wülfing Alfreds des grofsen; auch aufserhalb des germanischen schienen die dinge nicht anders zu liegen. aber nicht alle denkmäler seien zu einer solchen behandlung so geeignet ‘wie die sprache des Heliand, die der metrische zwang wol nur wenig beeinflusst hat’ — vielleicht aber doch etwas mehr als B. anzunehmen scheint! — ‘daneben käme höchstens noch der Beowulf in betracht’[1].

Auf die vorarbeiten über denselben gegenstand nimmt B. gebührend rücksicht, aber sie genügen ihm nicht; denn ‘schon von dem was die ‘landläufige syntax’ als ihr eigentum betrachtet, ist manches wichtige capitel bis jetzt übergangen worden; ferner hat die syntax bis jetzt ihre grenzen vielfach nicht weit genug

[1] B. sagt hier mit deutlicher anspielung auf des ref. syntaktische arbeiten: ‘bei der gotischen Bibel hat man überall mit der möglichkeit fremden einflusses zu rechnen, und man muss dies, glaube ich, viel mehr tun, als es zur zeit geschieht’. denselben vorwurf der ‘überschätzung Ulfilas’ macht mir auch Heinzel (s. Anz. XX 144). ich kann nur bemerken, dass ich genau dieselbe meinung von dem gotischen texte hatte, als ich an die arbeit gieng; aber eben das eingehende studium desselben hat mich eines andern belehrt.

gezogen; endlich ... hat gar manche pflanze und bisweilen die merkwürdigste sich der aufmerksamkeit [der sammler] entzogen!'

Schon diese äufserungen deuten darauf hin, dass B. den spuren der 'landläufigen' syntax nicht folgen will. noch energischer zeigt sich dieser wille in den spätern worten der vorrede (s. VII). 'nicht blofs der umfang der betrachtung liefs zu wünschen übrig, sondern die art der betrachtung muss von grund aus eine andre werden; es fehlt uns . . . vielfach an der unbefangenheit, die allein ein richtiges verständnis fremder spracherscheinungen verbürgt . . . und fort und fort — trotz der eindringlichen warnungen von HKlinghardt — sind es die kategorien der lateinischen grammatik oder unsre modernen sprachempfindungen, an denen die erscheinungen andrer sprachgebiete gemessen werden'. in diese fehler nicht zu verfallen, war offenbar B.s feste absicht; und in der tat ist es die eigenart der beobachtung und behandlung der erscheinungen, die seinem äufserst instructiven, aber auch schwer zu verarbeitenden buche den hauptsächlichsten reiz und wert verleiht. er will vor allem vollständig sein; selbst das fehlen einer erscheinung ausdrücklich festzustellen, erscheint ihm bisweilen nützlich, und er 'möchte den dringenden wunsch aussprechen, dass solche verneinende angaben viel häufiger gemacht werden möchten, als es bis jetzt der brauch ist' (s. IV). er will 'von der form statt vom inhalt bei der erörterung ausgehen', er will 'die logische betrachtungsweise', die er sonst für 'noch keineswegs überwunden' ansieht, offenbar ganz bei seite setzen (s. VII); er will nicht eine sprache an der andern messen, sondern die sprache des Heliand an sich selbst — nicht die function einzelner glieder zum gegenstand der betrachtung machen, sondern die glieder der rede an der arbeit zeigen, den zusammenhang, in welchen sie sich einfügen, dh. die gruppenbildungen in der rede schildern, und wie sich die gruppen wider zu höhern einheiten zusammenschliefsen (s. VIII). dem heutigen sprachgefühl räumt B. nur soweit ein, 'doch nützliche dienste zu leisten', soweit 'es gilt gleichartige glieder von ungleichartigen zu scheiden'.

Die angestrebte vollständigkeit setzt vor allem eine genaue absteckung des der syntax gehörigen gebietes voraus, dh. die trennung ihrer aufgaben von denen der stilistik und des wörterbuches. in dieser hinsicht gesteht B., er habe aus der wortlehre mehr aufgenommen, als er sonst als der syntax angehörig ansehen möchte, einesteils weil manches an sich streng der wortlehre angehörige auch in der syntax nicht umgangen werden kann (zb. die präpositionen, die casuellen ergänzungen des verbs, vgl. s. V) andernteils weil es eine wortlehre des Heliand nicht gibt (s. VI).

Wenn aber der vf. auf diese weise einerseits über die grenzen seiner aufgabe hinausgreift, so muss er anderseits gleich im vorhinein constatieren (s. VI), dass er 'leider seinen plan einer vollständigen darstellung doch nicht ganz durchgeführt hat. es fehlen

die abschnitte über die satztacte und über die wortstellung'. das erste erklärt er für nicht schlimm, da er über die satztacte kaum etwas anderes zu sagen wüste, als was er in Pauls Grundriss I^2 680 für das deutsche überhaupt ausgeführt hat. das zweite, meint er, bedeute eine empfindliche lücke, die er doch, durch amtliche verpflichtungen und unaufschiebbare litterarische arbeiten bedrängt, nur schwer vermeiden konnte. nach des ref. ansicht braucht es diese entschuldigung nicht, denn viel schwerer fällt das angeschlossene rückhaltlose geständnis des vf.s ins gewicht, dass er 'nicht ohne starkes unbehagen an die darstellung der wortfolge gehn würde; denn wenn irgendwo im Heliand ein metrischer zwang die sprache beeinflusst hat, so ist es gewis auf dem gebiete der wortstellung geschehen'. das ist entscheidend; eine darstellung der wortfolge wäre unter diesen umständen sehr problematisch und jedesfalls eine undankbare müheverschwendung.

Die einteilung des werkes ergab sich dem vf. natürlich aus der betrachtung, dass die schilderung der syntaktischen gruppen zwar die hauptaufgabe der syntax ist, dass diese gruppen jedoch aus grundbestandteilen durch hilfsmittel der syntaktischen fügung zusammengeschlossen werden. demgemäfs handelt er — nach vorausgeschicktem reichlichen litteraturverzeichnis und instructiver inhaltsübersicht — im I buche von den grundbestandteilen der syntaktischen gebilde, im II von den hilfsmitteln der syntaktischen fügung, im III und ausführlichsten von den gruppen selbst.

Das I kürzeste buch erörtert den im Heliand vorhandenen bestand der wortclassen und wortformen. eigentlich syntaktisches enthält es natürlich wenig, das meiste ist reine wortlehre; näheren bezug zur syntax hat höchstens die erörterung über die grenzen zwischen substantiv und adjectiv (§ 3) und über die verteilung der numeri (§ 16—20).

Enger gehört zur syntax schon das II buch. von hilfsmitteln der syntaktischen bildung führt B. sieben kategorien an, die er in zwei classen einteilt; in innere mittel: bedeutung der wortclassen, der wortformen, und die individuelle bedeutung der einzelnen wörter; und äufsere mittel: die congruenz, verschiedenheiten in der schnelligkeit der rede, abstufungen der betonung und die wortfolge. das möchte sieben abschnitte der darstellung ergeben; da jedoch die satztacte und die wortfolge von vornherein ausgeschlossen sind, so liegen tatsächlich nur fünf vor, und der letzte gibt kaum mehr als das geständnis, dass 'über den musikalischen accent des as. überhaupt nichts zu ermitteln' ist, und über den dynamischen sehr wenig, da die einzige grundlage der erörterung, die behandlung der allitteration 'eine ziemlich unzuverlässige' ist und 'noch viel weniger sichere schlüsse auf die satzbetonung' gestatten kann. auch die ersten drei abschnitte bieten übrigens mehr oder weniger nur das programm des III buches, und sind deshalb verweisungen auf §§ dieses hauptteiles der arbeit

überall an der ordnung. das deutet der vf. auch schon in der vorrede (s. IX) mit den worten an: 'streng genommen hätte ein grofser teil der erscheinungen zweimal ausführlich behandelt werden müssen, einmal in buch II, das andere mal in buch III'. es ist daher eigentlich inconsequenz, wenn im I abschnitt (von der syntaktischen rolle der wortclassen) schon eine eingehnde erörterung der setzung und nichtsetzung des bestimmten und unbestimmten artikels (*the, en*) mitaufgenommen ist (§ 34—55), die erst in der darstellung der zweigliedrigen gruppen von subst. und pronom. ihren platz hat (im § 211 wird dann auf diese vorweggenommene darstellung nur zurückverwiesen). aber die behandlung des artikels gibt schon einen vorgeschmack von der art, wie der vf. arbeitet: mit offenkundiger lust und liebe zur sache, scharf beobachtend, minutiös eindringend, unerschöpflich in der aufdeckung formaler einteilungsgründe bei der classification der einzelnen erscheinungen, aber auch zu weit gehend in der teilung, den stoff zersplitternd, und dadurch die übersicht nicht förderud, sondern erschwerend.

Er gibt in diesem I abschnitte die gruppierungsfähigkeit der substantiva (§ 32—55), der adjectiva (§ 56—58) mit eingehnderer darlegung des unterschieds zwischen attributivem, prädicativem und substantivischem gebrauche derselben; der pronomina (§ 59 bis 63), der adverbia (§ 64), der conjunctionen (§ 65), der verba (§ 66). im II abschnitte folgt eine scharfsinnige erörterung der numeri beim nomen und pronomen (§ 69—73), besonders mit rücksicht auf ihre wichtigkeit für die congruenz — sodann der casus (§ 74—79), worauf sich eine ziemlich umfassende darlegung des gebrauches der verschiedenen flexionsformen des adj. und part. im Heliand anschliefst (§ 80—89). eine feste regel für die verteilung dieser verschiedenen formen ergibt sich leider auch aus B.s sorgfältiger untersuchung n i c h t, und es ist deshalb nicht gut verständlich, wie er (§ 87) über *self* sagen kann (s. 50 oben): 'die unflectierte und die starke form bewegt sich innerhalb ihres a l t e n bereiches', und ebendaselbst (§ 89): 'die unflectierte form von *al* ist (in C) zweimal über ihre ursprünglichen grenzen hinausgegangen'. in § 90 folgt dann die erörterung der relationen des comparativs, in § 91, 92 derjenigen des superlativs. dieser schliefst sich die darstellung der bedeutung der v e r b a l formen an (§ 93—109); wichtig ist darunter besonders B.s ansicht über die bedeutung der paraphrastischen formen der vollendeten gegenwart und der vergangenheit (präs. und prät. von *hebbian* und *uuesan* mit dem partic. § 98 und 101), die er sachgemäfs von den einfachen verbalformen scharf scheidet. gut sind auch die beobachtungen über die setzung und nichtsetzung des personalpron. beim imperat. (§ 105), obzwar hier die sub A. I. statuierte ausnahme von der regel (im v. 3376) nur durch ein versehen hereingekommen zu sein scheint.

Aufserordentlich wichtig ist die im III abschnitte vorliegende erörterung der syntaktischen rolle der individuellen wortbedeutung. sie greift gar oft auf das gebiet des lexikons hinüber und zeigt so recht, dass eine strenge scheidung zwischen den aufgaben der wortlehre und der syntax nicht durchführbar ist, denn ein gut teil der dann folgenden eigentlichen gruppierungslehre B.s wäre ohne diese vorausgeschickte darstellung kaum verständlich. zugleich wird aber auch der beweis erbracht, dass sich die syntax nur auf die form nicht beschränken kann, sondern unumgänglich auch auf den inhalt der vorstellungen eingehn muss. B. muste eben selbst trotz seiner entschiedenen absicht 'von der form statt vom inhalt bei der erörterung auszugehn' und trotz seiner abneigung gegen die 'logische betrachtungsweise' (vgl. s. VII) einen recht umfänglichen abschnitt rein logischen erörterungen widmen. er entwickelt dabei aufserordentlich viel scharfsinn und liefert eine minutiöse, oft hart an spitzfindigkeit streifende unterscheidung der begriffe, wobei natürlich sehr viel rein subjectives mitunterläuft und die schematisierende teilung wie überhaupt im ganzen werke zuweit geht. die wörter zerfallen ihm (§ 110) in absolute, 'die für sich allein zur erzeugung einer vorstellung verwendet werden', und in relative, 'deren begriff nur dann vollzogen werden kann, wenn gleichzeitig andere vorstellungen ins bewustsein treten' — der sprachliche ausdruck der gedanken ist dem vf. hier nicht immer besonders geglückt, was jedoch bei der schwierigkeit des gegenstandes nicht zu verwundern ist —, die relativen wider in I stellvertretende, ersatzbedürftige oder anaphorische begriffe, dh. solche, die gar keinen materiellen inhalt haben, also ersatz durch einen begriff verlangen, der einen solchen besitzt (zb. das nhd. *der nämliche*); II leere begriffe, dh. solche von so allgemeiner art, dass sie fast nur eine vorstellungsform gewähren (zb. das nhd. [*gut oder schlecht*] *beschaffen*, *drei* [*reiter*] — die bezeichnung leere begriffe ist besonders wenig glücklich zu nennen; haben ja doch auch die sub I angeführten 'gar keinen materiellen inhalt', sind also auch leer!); III teilbegriffe, wo die relative vorstellung einen teil, ein accidens der hilfsvorstellung bildet; IV verhältnisbegriffe oder verknüpfende begriffe, wo die hilfsvorstellung und die relative vorstellung zwei ganz verschiedenen objecten gelten, die aber miteinander in verbindung stehn, wie zb. bei *geba* an den schenker und beschenkten gedacht werden muss. und nun folgt eine eingehnde erörterung der einzelnen wortarten, wie sie unter diese kategorien einzureihen sind: substantiva § 111 als absolute, § 112 leere, § 113 teilbegriffe, § 114 verknüpfende begriffe mit einer, § 115 mit zwei hilfsvorstellungen, § 116 mit bald éiner bald zwei hlfsv., § 117 zugleich absolut und relativ; ebenso dann adjectiva (§ 118—120), pronomina (§ 121—123), adverbia (§ 124—126; interessant dabei die einstellung der präpositionen als relativverknüpfender ad-

verbien!), endlich verba (127—134). — noch wichtiger ist sodann die darlegung, wie die relativstellvertretenden begriffe ihren ersatz, die leeren ihre ausfüllung, die teilvorstellungen und die verknüpfenden begriffe ihre ergänzung finden (§ 135—172). charakteristisch für des vf.s scheu vor der terminologie der 'landläufigen' syntax ist zb. die umschreibung des begriffes der präposition (§ 161): 'die hilfsvorstellung findet ihren gesonderten ausdruck. A. sie steht in derselben bestimmungsgruppe mit dem verknüpfenden adverb: sie ist ein nomen oder pronomen, und ist dessen unmittelbare ergänzung und zwar so, dass das adverbium vorangeht und proklitisch ist und durch kein anderes satzglied von seiner ergänzung getrennt werden kann: mit andern worten, das adverb erscheint als präposition'. welch ein aufwand von worten, der schliefslich doch nur bei dem 'landläufigen' namen 'präposition' ausmündet! solche fälle widerholen sich und erschweren die auffassung, ohne das wesen der sache irgendwie näher zu beleuchten.

Die §§ 178—182 erörtern einen 'wichtigen bedeutungsunterschied der verba in bezug auf locale bestimmungen, der mit der unterscheidung von absoluten und relativen begriffen nichts zu tun hat'. folgerecht hätte ihm ein selbständiges capitel gewidmet werden sollen, wie dann später der unterscheidung von verbis perfectivis und imperfectivis. es handelt sich nämlich um (die von Sievers Beitr. 12, 188 sogen.) ruhe- und richtungsverba. B. vergönnt sich auch hier die schaffung neuer und — nicht besserer termini: er nennt die ersteren intralocal, die letzteren translocal, gibt aber dann eine lichtvolle statistische übersicht des in dieser beziehung im Heliand vorliegenden materials.

Das nächste (selbständige) capitel über die perfective und imperfective bedeutung der verba im Heliand hat meiner ansicht nach nur die schwäche, dass die unsicherheit der auffassung der actionsart beim verbum im germanischen überhaupt und folgerichtig auch im Heliand zu wenig nachdrücklich hervorgehoben ist. B. sagt zwar (§ 186): 'es gibt verba, die imperfective und perfective bedeutung in sich vereinigen, oder, richtiger ausgedrückt, bei denen weder die eine noch die andere bedeutung deutlich zum ausdruck kommt'. aber es sollte nicht unausgesprochen bleiben, dass im germanischen nichts mehr als ein anlauf zu dieser unterscheidung vorhanden ist, und dass die sprache nie zu einer durchgreifenden fixierung der beiden bedeutungssphären vorgeschritten ist. ich möchte übrigens auch bei den verbis, die der vf. als reine deutliche imperfectiva und als reine deutliche perfectiva anführt, nicht überall die apodiktische sicherheit der behauptung beschwören.

Der IV abschnitt dieses buches gibt eine übersicht der fälle, die sich aus dem syntaktischen hilfsmittel der congruenz in numerus, casus, genus und person ergeben.

Mit dem § 202 hebt der hauptteil des werkes an, der längste und ausführlichste, die darstellung der syntaktischen gebilde. wie bereits angedeutet, ligt das hauptinteresse in dem umstande, dass der vf. in wörtlicher auffassung des begriffes syntax als zusammenfügung, zusammenreihung, sämtliche erscheinungen als formale gruppengebilde ansieht, und es hat einen eigenen, nicht geringen reiz zu verfolgen, wie es ihm gelingt, alle die tatsachen der 'landläufigen' syntax in diesem systeme unterzubringen. es mag gleich hier vorausgeschickt werden, dass der erfolg sehr schön, aber keineswegs unanfechtbar ist. drei umstände sind es, die störend einwirken. erstens geht die scheu vor der 'landläufigen' syntax und namentlich vor ihrer terminologie zu weit. traditionell feststehnde namen, die an sich fest umschriebene begriffe enthalten, langatmige erklärungen ersparen und trotzdem eine unbefangene auffassung der speciellen sprachlichen erscheinungen des vorliegenden denkmals keineswegs hindern, werden ängstlich gemieden und durch umständliche paraphrasen ersetzt. zweitens ist die rein formale auffassung der gruppengebilde doch gar oft mislich, macht den eindruck des äufserlichen, mechanischen. sie ist auch nicht absolut berechtigt, denn wenn auch niemand jetzt mehr behaupten wird, dass die strenge logik entscheidend auf die wortgruppierung einwürkt, so wird doch auch niemand den ganz entschiedenen einfluss psychologischer motive läugnen wollen. am schreiendsten zeigt sich die schiefheit der rein formalen auffassung in B.s darstellung der conjunctionellen nebensätze, auf die weiter unten hingewiesen wird. der dritte übelstand ist nicht geringer; es ist die endlose zersplitterung des stoffes durch widerholte teilung und abermalige unter- und unterteilungen, die mit lat. initialen (ABC . . .), römischen und arabischen ziffern (I. II. III . . .; 1. 2. 3 . . .), einfachen und verdoppelten, ja einigemal auch verdreifachten lat. minuskeln (abc . . .; aa, bb, cc . . .; aaa, bbb, ccc . . .) und griechischen buchstaben ($\alpha\,\beta\,\gamma$ . . .) noch kein auskommen findet und selbst hebräische lettern zur paragraphierung heranziehen muss, hie und da wahre treppen von kategorien aufstellt und eben dadurch die übersicht keineswegs fördert, sondern ernstlich erschwert. der vf. ist, wie bereits erwähnt, geradezu unerschöpflich in der auffindung von einteilungsgründen, aber gar oft ist die teilung überflüssig und wäre besser vermieden worden. dies alles soll jedoch die wertschätzung der gründlichen arbeit keineswegs beeinträchtigen, ebensowenig als die im nachfolgenden noch hervorzuhebenden belege des eben vorgebrachten und die hinweise auf andere kleinere übelstände die anerkennung des mit lust und liebe auf die sache angewanten seltenen fleifses verringern können.

Nach einigen einleitenden paragraphen, die die grundbegriffe (einheitliche und mischgebilde; wortgruppen, sätze, satzgruppen; bestimmungs- [landläufig : hypotaktische] und erweiterungs- [land-

läufig : parataktische] gruppen) darlegen, geht der vf. an die darstellung der wortgruppen uzw. zunächst solcher, deren mittelpunct das substantiv ist, die zweigliedrigen voran. § 205 behandelt die gruppe von zwei substantiven in gleichem casus, § 206—208 die gruppe substantiv mit genitiv. in der subdivision kommt hier, wie auch im folgenden oft, B.s unterscheidung von relativen (leeren, teil- und verknüpfenden) und absoluten begriffen zur verwendung. im § 306 sagt der vf.: 'die verbindung von substantiv mit genitiv besagt weiter nichts, als dass zwischen den beiden nomina eine beziehung besteht. wenn wir verschiedene arten dieser beziehungen zu empfinden glauben, wenn ein genitivus possessivus, originis usw. unterschieden wird, so wird das lediglich bedingt durch die beschaffenheit der wörter, welche an der bildung der gruppe beteiligt sind'. er gibt sodann die belege nach seiner unterscheidung von relativen und absoluten begriffen angeordnet. es ist unbestreitbar, dass er vollkommen recht hat; aber es dürfte doch erlaubt sein zu fragen, ob damit etwas von bedeutung gewonnen ist. sind seine relativen und absoluten begriffe ohne logik, oder auch nur leichter zu unterscheiden, als die landläufig hergebrachten des besitzes, ursprungs usw.? wenn also B. eine an sich ganz richtige, ja geistreiche division und subdivision gibt, so ist doch nicht zu übersehen, dass dies einen und denselben gegenstand nur von einem andern standpunct aus beleuchtet, aber das verständnis nicht wesentlich erleichtert, namentlich wenn man dazu nimmt, dass er dabei folgende paragraphierung aufwendet: A. I. a. b. II a. b. c. III a. 1. 2. b. 1. 2. 3. 4. α. β. γ. aa. bb. cc. B. I. a. 1. 2. b. 1. α. β. 2. α. β. 3. II. a. b. 1. 2. α. β. c.! und dass auch sonst seine teilung nicht ohne übelstände ist, ergibt sich daraus, dass ihm zb. (s. 115 sub 1. α) genitive wie *an helido briostun* 1313, *an thera Dauides burg* 401, *Galileo land* 1135, *ogon odres mannes* 1529, oder (ibid. sub β) *an godes euua* 809, *hugi Josepes* 295, *ueroldcuninges namon* 2893, *Iudeono pascha* 4203 von seinem standpunct aus als ganz gleichartige zusammenfallen! — die darstellung geht sodann über § 209. 210 zur gruppe subst. und adject., § 211—213 subst. und pronom. (§ 211 mit rückverweisung auf den gebrauch des artikels § 35—54), § 214 subst. und adverb, wobei präpositionalausdrücke (dh. präposition [= relativadverb] mit subst.) als einheitliches adverbiale gelten und im ganzen ausdrucke die präposition als der hauptfactor der gruppierung angesehen wird, der nur seinerseits wider eine casuelle ergänzung angehängt hat! — in § 215 subst. mit particip. darauf folgen § 216 dreigliedrige, § 217 viergliedrige gruppen, deren mittelpunct das substantiv ist, dh. alles was nach der landläufigen syntax unter den titel des attributiven verhältnisses fällt; dann die gruppen, deren mittelpunct das adjectiv ist, uzw. wider zunächst zweigliedrige: § 218 adject. mit genitiv, § 219 adject. und

dativ, § 220 adject. und instrumental (des mafses beim comparativ), § 221 adject. und adverb, § 222 comparativ und adverb, § 223 adject. und infinitiv; sodann § 224 dreigliedrige gruppen, und § 225 ein beleg für eine viergliedrige adjectivische gruppe. die paragraphen 226—233 behandeln gruppen, deren mittelpunct ein pronomen ist (wobei zb. in §§ 227. 229. 230 die ganz unnötige zerbröckelung des materials besonders markant hervortritt!); die anschliefsenden §§ 234—256 enthalten die adverbialgruppen, darunter nach kurzer erwähnung von fällen, die nicht präpositional zu sein scheinen, aber meiner ansicht nach es doch sind (zb. *alles at aftan* 3430., *fon ostan thesaro erdu* 566) die darstellung der präpositionalen verbindungen uzw. nach der alphabetischen reihe der präposition angeordnet und überall auch die verba, zu deren bestimmung sie dienen, mit berücksichtigend.

Der äufserst wichtige abschnitt über die verbalgruppen (§ 257—346) umfasst als hauptsächlichsten bestandteil das, was in der landläufigen syntax die hauptmasse der casuslehre ausmacht. für mich hatte schon die gruppe verbum und accusativ. (§ 258—262) mehr als doppeltes interesse, weil sie eine parallele bietet zu dem hauptstück meiner eigenen letzten syntaktischen arbeit (Gebrauch des casus im ahd. Tatian SB. der kgl. böhm. gesell. d. wissenschaften Prag 1897 st. x), wo ich mich um eine classification der zahlreichen objectiven verba bemüht habe. B. nennt sie natürlich relative verba, aber der name ändert nichts an der sache. auch er muste von ihrer bedeutung ausgehn, um einen einteilungsgrund zu gewinnen, und es ist nicht überraschend, dass viele von seinen kategorien mit den meinigen — manche selbst in der ähnlichkeit der namen — übereinstimmen. die anordnung ist eine andre: B. fängt mit den ausdrücken der 'physischen oder geistigen hervorbringung' an und schliefst mit den verbis 'des wahrnehmens und erkennens und denjenigen der empfindungen und ihrer äufserungen'; ich stelle die verba der 'geistigen tätigkeiten' voran und schliefse mit den 'resultativen', was jedoch wider keinen wesentlichen unterschied ausmacht. im einzelnen bedingte allerdings die subjective anschauung bedeutendere differenzen [1].

B. trennt ferner, nach seiner neigung zur zerbröckelung des materials, personale, sachliche und abstracte objecte und muss dann die treppe seiner acht kategorien von verben eben dreimal durchlaufen, wovon ich einen praktischen nutzen nicht einzusehen vermag, ebensowenig als mir innerhalb der abstractobjecte die notwendigkeit der weiteren unterscheidung von relativen und absoluten begriffen einleuchten will, oder warum dann im § 262 für die 'ganze vorstellungsreihen zusammenfassenden pronominal-

[1] eine classification der transitiven verba ist auch für die landläufige syntax (namentlich auch für schulzwecke!) dringend notwendig; ob die B.s oder die meine besser ist, müssen andre entscheiden.



objecte' (*it*, *that*) die stufenleiter der verba noch einmal herhalten muss. — § 263 enthält unter der überschrift 'gruppen, die nicht durch die relative bedeutung des verbs zusammengehalten werden' die erscheinungen, die als landläufig sogenannte freiere accusative wol bekannt sind. dieselbe zum grofsen teil mindestens überflüssige trennung von personal-, sach-, und abstractobjecten und unter letztern wider von relativ- und absolutbegrifflichen objecten widerholt sich auch bei der gruppe verbum mit genitiv (§ 275—271), wo nebstdem auch noch das bedenken auftaucht, dass schon die lakonische einleitung (im § 265) 'der genitiv bezeichnet im allgemeinen den ausgangspunct oder das ziel der verbalhandlung', da sie zwei so diametral verschiedene kategorien gelassen verknüpft, denn doch eine etwas eingehndere erklärung schwer vermissen lässt. — auch hier schliefsen sich § 270 die freieren genitive (causae, limitationis) an unter dem titel 'die gruppe ist nicht durch relative bedeutung des verbs zusammengehalten'.

Im weiteren wird die gruppe verbum mit dativ behandelt, uzw. zunächst die echten dative (§ 273—285), sodann diejenigen, die instrumentale geltung haben. die scheu vor ausdrücken der landläufigen syntax hat hier (§ 272) folgende weitschweifige paraphrase veranlasst: 'gruppen, in denen mit bestimmten verben dative aller flexionsclassen in allen numeri verbunden werden können' und dazu noch die fufsnote: 'also nicht nur solche dative, die schon in den ältesten zeiten auch die functionen des instrumentalis erfüllen musten'. und ähnlich wider (§ 284): 'gruppen, in denen mit bestimmten verben nur dative des plurals oder dative singularis solcher flexionsclassen verbunden werden, die keinen eigenen instrumentalis besitzen'[1].

Ein einziger § (286) genügt in fortschreitender darstellung der gruppe verbum mit instrumental; zwei (287. 288) werden auf das verbum mit nominativ verwendet. diese letztere gruppe umfast die landläufig sogen. prädicativen nominative bei verbis des seins werdens scheinens und heifsens — und in ähnlicher weise die §§ 289 und 290 die fälle der prädicativen adjectiva und pronomina, natürlich wider unter den nicht landläufigen benennungen verb. mit adject., verb. mit pronomen.

Die §§ 291—297 behandeln die gruppe verbum mit adverbium. im § 291 (verb. mit der negation) ist bei constatierung der tatsache, dass zwei 'negationen sich gegenseitig nicht aufheben' der wichtige unterschied der qualitativen und quantitativen

[1] § 272 bietet auch eine besonders auffallende teilungstreppe: A. I. a. 1. *α*, aa, ℵ und unter ℵ erst wider unterschiedene fälle mit imperfectivem und perfectivem verb, und da wider ein ausgeschriebenes 'erstens: zweitens'! und die meisten dieser trennungen sind sehr wenig wichtig; so namentlich die sub aa, bb, cc fallende unterscheidung der personalen, sachlichen und abstracten dative; ebenso die fälle mit imperfectivem und perfectivem verb usw.

negation nicht erkannt. zwei gleiche qualitative negationen müsten einander immer aufheben, aber beide negationen bestehn in ihrer ungeschmälerten kraft, wenn sie eben nicht gleichartig sind, dh. wenn die eine (beim verbum) das quale des satzes, die andre das quantum seines geltungsgebietes näher bestimmt. aber diesen unterschied hat meines wissens noch kein deutscher syntaktiker richtig erfasst, weil im nhd. zwei negationen überhaupt nicht nebeneinander geduldet werden[1].

In der darstellung der gruppe verbum mit infinitiv (§298—299) ist nur der umstand hervorzuheben, dass B. ganz richtig constructionen des accus. c. infin. im lateinischen sinne der bezeichnung als nicht zulässig ansieht; zb. *badun that uuord uuendian* 5554 (nicht 'jusserunt verbum mutari', sondern) *uuord* als 'selbständige accusativische ergänzung' oder 'object von *uuendian*' aufzufassen.

In der gruppe verbum mit participium constatiert der vf. (§ 300), dass 'finale, concessive, hypothetische verhältnisse niemals durch das partic. präs. ausgedrückt werden', hätte aber auch sagen sollen, dass die sub. II. III angeführten fälle m o d a l sind. die ganze partie vom part. präs. (§ 301—304) ist wider allzu minutiös zersplittert, obzwar im wesen ganz richtig. sodann werden auch dreigliedrige verbalgruppen durchgenommen, uzw. zunächst verbum mit zwei casus des subst. (§ 305 verb mit doppeltem accus., §§ 306—311 verb mit dat. und accus., § 312 verb mit acc. und genit., § 313 verb mit accus. und instrum usw.); dann (§§ 318—320) verb mit subst. und adjectiv, dh. einesteils prädicative nominative neben dativis der beteiligten person, andernteils doppelte accus. mit prädicativem adjectiv; ferner in §§ 321—323 verbum mit subst. und particip, dh. abermals doppelte nominative (§ 321) und doppelte accusative (§ 323). hier zeigt sich, wie mislich jede einseitige gliederung des syntaktischen materials ist, da die doppelten nominative, die in ihrem wesen ganz gleichartig sind, und ebenso auch die ganz gleichartigen fälle des doppelten accus. nicht beisammen, sondern unnötigerweise auf verschiedene paragraphen verteilt zur besprechung gelangen (der dopp. accus. zb. auf § 305. 320. 323!)

Ähnliche widerholungen ganz gleichartiger sachen erweisen sich auch in den folgenden paragraphen als notwendig, wo die gruppen von verb mit subst. und adverb besprochen werden; zunächst verb mit accus. und (§ 325) modalem, (§ 327) localem adverb, wobei das ganze grofse gebiet der präpositionalcasus mit unterkommt, obzwar der sinn meist nichts mehr locales an sich hat; vgl. zb. § 328 die präpositionalen prädicatsausdrücke als

[1] die unterscheidung der fälle modaler adverbien je nach der relativen oder nicht relativen natur des verbs (§ 293) scheint mir nicht begründet zu sein; es gilt wol allgemein die regel, die B. erst für die nicht relativen verba aufstellt: 'beliebige verba treten mit beliebigen adverbien zusammen'.

vertreter von prädicatsaccusativen: *don: ina te furiston* 2029; *hebbiad that te tecna* 405. — so geht es dann auch in den weiteren dreigliedrigen gruppen: § 530 verb mit genitiv und adverb, § 331—333 verb mit dat. und adv., § 334 verb mit acc. und inf., § 335/6 verb mit adject. und adv., § 337 verb mit adject. und part. (die hier vorliegenden zwei belege sind wider doppelte nominative!) § 338/9 verb mit adv. und adv., § 340 verb mit adv. und inf., § 341 verb mit partic. und partic. (der einzige beleg ist abermals dopp. nom.!)

Welche ganz äufserlichen zufälligkeiten öfters als einteilungsgründe herhalten müssen, zeigen die viergliedrigen verbalgruppen, die darnach angeordnet sind, ob das darin vorkommende verb nur in solchen viergliedrigen einheiten, oder zugleich auch in nur dreigliedrigen, oder auch in nur zweigliedrigen vorkommen kann, im zweiten falle, ob sich mit denselben elementen zwei verschiedene dreigliedrige gruppen bilden lassen oder nur eine, dann wider, ob das entbehrliche glied zu einem der übrigen in nähern beziehungen steht oder nicht. dieselben einteilungsgründe finden auch bei den fünf-, sechs- und den wenigen siebengliedrigen verbalgruppen anwendung. dabei geht die detaildivision in der dem vf. beliebten weise ins endlose.

Es folgen die 'gruppen, deren mittelpunct das partic. ist', die an sich hätten ganz gut bereits in den verbalgruppen mit angeführt werden können, da selbst der vf. in einer fufsnote anzumerken sich genötigt sieht: 'man kann hier manchmal zweifelhaft sein, ob die ergänzung zum partic. gehört oder zugleich mit diesem als bestimmung zum verbum hinzutritt'. ein wesentlicher unterschied zwischen *uuas managon gicuđit* 5402 (§ 356a B. I a) und *so man it imu kuđid* 3194 (§ 308β) ist in keinerlei weise abzusehn. B. selbst vergleicht übrigens diese beiden belege an der zuletzt genannten stelle — und sie sind zugleich wider ein beweis dafür, dass man nur 'von der form statt vom inhalt ausgehend' eben gar zu oft ganz gleichartige erscheinungen trennen muss. — was hier (§ 346a s. 223) sub III über die gruppe particip mit instrumental über den casus des 'mittels' und des 'urhebers' gesagt ist, zeigt abermals recht drastisch einerseits die durch die scheu vor der landläufigen terminologie bedingte schwerfälligkeit der umschreibungen, anderseits auch die spitzfindige casuistik, zu der das streben nach fortgesetzter subdivision verleitet.

Nachdem sodann im § 347 die wenigen erscheinungen von conjunctionellen bestimmungsgruppen (mit exceptivem *butan* und comparativem *so*, *than*, *thanne*) besprochen worden, geht der vf. zu den von ihm sogen. erweiterungsgruppen über, dh. solchen, 'deren glieder einander völlig gleichberechtigt sind', wo 'also nicht bestimmung eines gliedes durch ein anderes stattfindet'. es sind dies, landläufig bezeichnet, parataktische gruppierungen von worten, entweder asyndetisch oder syndetisch (und dann wider durch co-

pulative oder disjunctive conjunctionen) oder auch teils asyndetisch, teils syndetisch, oder durch anaphorische pronomina (§ 351) zu stande gebracht. auch die mögliche zahl solcher glieder (§ 352) wird besprochen, ihre stellung im satze (§ 354—357) und welche glieder des satzes erweitert werden können usw. (§ 358—362), alles sehr eingehend und sehr interessant, aber von wenig erkennbarem praktischen nutzen.

Viel wichtiger ist wider die satzlehre und hier zunächst die unterscheidung von eingliedrigen (landläufig, aber meiner ansicht nach unrichtig: subjectlosen!) und zweigliedrigen sätzen (der einzige beleg eines dreigliedrigen satzes: *it si than thin uuilleo so* 4763 verschwindet daneben). unter die erstern reiht B. ganz richtig auch die vocative und die interjectionalen ausrufe (§§ 365—368; die detaildarstellung geht wider zu weit in der subdivision). — bei den letztern verdient hervorgehoben zu werden, dass der vf. das prädicat als 'stets durch ein verb gebildet' ansieht, was gewis allgemein anerkannt werden muss. nach der unumgänglichen unterscheidung von selbständigen und unselbständigen sätzen (§ 374/5) und der erwähnung der seltenen gruppen von satz und wort (§ 376) wird dann auf die gruppierung der sätze selbst eingegangen und hier zwar wider eine sachlich wenig fördernde partie von der verschiedenen möglichen stellung der sätze eingeschaltet — namentlich die erörterung, welche gruppen durch schalte-sätze zerschnitten werden, list sich mehr als spiel denn als ernst! — aber im weitern verlaufe werden die asyndetische verbindung selbständiger (§ 384—386) und unselbständiger sätze (§ 387), ferner aber auch die hilfsmittel gründlich besprochen, welche 'eine verbindung nebeneinander stehnder sätze herbeiführen' (§ 388 ff). diese partie ist äufserst belehrend nicht nur in der übersicht der coordinierenden conjunctionen, sondern auch in dem nachweise andrer hilfsmittel, durch welche die satzverbindung (psychologisch!) bewürkt wird (cf. § 390, 397 und dann wider 432). die conjunctionen werden natürlich am ausführlichsten behandelt (§ 398—432) und die ganze darstellung derselben zeichnet sich durch ganz besondere sorgfalt uud schärfe der beobachtung aus. auszustellen wäre höchstens die rein äufserliche, alphabetische anordnung und die auch hier wider hervortretende allzu minutiöse, oft auf nur ganz zufälligen einteilungsgründen beruhende zersplitterung des materials.

Mit dem § 433 fängt ein äufserst wichtiger abschnitt an, der bis zum § 442 fortläuft, eine ausweitung dessen, was man in der landläufigen syntax 'zusammenziehung von sätzen' zu nennen pflegt, was jedoch der vf. mit dem namen 'verbindung der sätze durch ersparung' belegt. hier zeigt er, wie (I) teile einer bestimmungsgruppe (substantiv-, adjectiv-, adverbial-, verbalgruppe), (II) das subject, (III) in zwei aufeinander folgenden gleichartigen nebensätzen die conjunction, oder (IV) auch mehrere glieder gleichzeitig

'erspart' werden; dabei ist er durchaus originell und geistreich. schade nur, dass die darstellung wider durch endlose zersplitterung des stoffes verwirrt ist[1].

Nach zwei kurzen zwischenparagraphen über relative zeitformen als verbindungsmittel (§ 443) und über gleichzeitige verwendung mehrerer hilfsmittel der satzverbindung (§ 444) geht die darstellung zur hypotaxis über. der verf. erörtert wider zunächst die art der verbindung uzw. A durch die anordnung (§ 446), B durch die verschränkung (§ 447), C durch die beschaffenheit des haupt- und nebensatzes. in letzterer beziehung wird gezeigt, wodurch der hauptsatz auf den nebensatz hinweisen kann (nicht muss): uzw. durch verwendung relativer begriffe (§ 449. 450), durch ersparung (§§ 448—451), und die erörterung langt mit dem § 452 bei den kennzeichen an, durch welche sich nebensätze als solche verraten : A durch ihre einleitung, B durch anaphorische begriffe, C durch verknüpfende begriffe, D durch ersparung, E durch den modus, F durch das tempus, G durch personenverschiebung, H durch wortstellung — hilfsmittel, die nun (§§ 453—459) der formellen seite nach näher betrachtet werden mit ausnahme der wortstellung, die von vornherein ausgeschlossen blieb, und des modus, der als eng mit der satzeinleitung zusammenhängend auf spätere paragraphen verwiesen wird.

An diese darstellung der arten der satzverbindung schliefst sich die erörterung der eigentlichen satzgruppen an uzw. solcher von zwei gliedern : § 460. 461 enthalten die vereine von zwei selbständigen sätzen, dann folgen die satzgefüge, voran die relativsätze. diese unterscheidet B. (nach drei weiteren einleitenden §§, von denen der letzte [§ 464] die fälle der — landläufig, aber nicht vom verf. so genannten! — attraction behandelt) in notwendige und freiwillige und erörtert ihre mannigfaltigen relationen und ihren modus. §§ 465—468.

Ein sehr umfangreicher abschnitt behandelt in weiterer folge die conjunctionalsätze (§§ 469—516, s. 309—342) uzw. wie bereits erwähnt, nach der alphabetischen ordnung der conjunctionen, was unmöglich gebilligt werden kann, da dadurch alle möglichen arten von substantiv-, attributiv- und adverbialsätzen durcheinander geworfen erscheinen. (vgl. namentlich die partie der *that*-sätze §§ 495—510.) daneben geht des verfassers beliebte, oft haarspalterische teilung (vgl. zb. die in dieser beziehung drastischen §§ 480. 481. 492. 503 ua.) und seine durch die scheu vor der landläufigen syntax bedingte neigung zu schwerfälliger paraphrasierung einher[2].

[1] einen drastischen beleg dafür bietet § 434, wo die paragraphierung folgendermafsen aussieht : d. 1. α. aa. bb. β. aa. א. aaa. bbb. ב aaa. bbb. bb. א. ב. aaa. bbb. 2. α. aa. bb usw.

[2] welche umschreibungen bieten zb. § 486ff für das simple factum, dass *than* zeitsätze einleitet, und wie viele worte sind für den einzigen

Dass auch aus der mit einbezogenen und gänzlich zersplitterten moduslehre eine genügende übersicht nicht folgt, hat der verf. selbst dadurch anerkannt, dass er in den verbesserungen und zusätzen einen ganz selbständigen neuerlichen abschnitt über die gebrauchsweisen des conjunctivs nachfolgen lässt.

Interessant ist die weiterhin angeschlossene partie über einleitungslose sätze. der verf. führt sub A (§ 517) einen einzigen beleg für einen solchen absichtssatz an; dann sub B (§ 518) unter der aufschrift: 'der nebensatz beginnt mit dem pronomen indifinitum (!)' sämtlich indirecte fragesätze (mit *huueo, huuo, huuan, huanen, huuar, huuat, huilic, (bi)hui*); sub C (§ 519) die mit der blofsen negation eingeleiteten sätze; sub D (§ 520) die conjunctionslosen bedingungssätze, die er freilich wider nicht so nennt. an der darstellung selbst ist bis auf das angedeutete nichts auszusetzen, aufser etwa noch, dass bei den mit der negation eingeleiteten sätzen die anknüpfung an die bekannten parallelen erscheinungen des mhd. viel praktischer wäre, als die vom verf. auch hier beliebte teilung nach rein äufserlichen gesichtspuncten.

Was sodann zunächst im buche folgt, die übersicht von complicierteren satzgruppen, ist alles sehr interessant und widerspruchslos, aber sachlich wenig förderud, offenbar auch nur wegen der beabsichtigten vollständigkeit des syntaktischen bildes aufgenommen. interessant ist darunter zb., dass (§ 536 B. II) 'sogar einmal ein beleg mit fünf nebenstufen' der satzabhängigkeit nachgewiesen ist.

Wichtiger ist wider die lehre (§ 540/1) von dem modus in abhängig-abhängigen sätzen, wo bei vorangehndem conjunctivsatze wider der conjunctiv regel sein soll, aber nach *that*-sätzen doch relativ- und *so*-sätze oft den indicativ haben, und auch die übrigen formen immer mehr indicativische als conjunctivische belege aufweisen! (vgl. § 540 sub II : 4 conj., 8 indic.; § 541 : 3 conj., 5 indic.!). es will eben mit der regel vom einflusse des regierenden satzes auf den abhängigen modus nirgends recht klappen.

§ 542 erwähnt dann den übergang aus der oratio recta in die obliqua und der noch folgende zweite abschnitt behandelt unter dem titel 'gemischte constructionen' die brachylogien und zeugmata; der letzte (dritte) abschnitt, die anakoluthe, natürlich wider unter der aparten überschrift 'störungen'. von den verbesserungen und zusätzen ist das wichtigste die bereits erwähnte übersicht des gebrauches des conjunctivs.

beleg für *thanan* aufgewendet! (§ 491) — oder welche abstruse spitzfindigkeit ligt nicht in den worten der §§ 508—510 : 'der hauptsatz kann des hinweises auf den nebensatz entbehren : A) der nebensatz deckt sich seinem inhalte nach mit einem gliede des hauptsatzes; B) der inhalt des nebensatzes deckt sich mit dem des gesamten hauptsatzes; C) der inhalt des nebensatzes deckt sich weder mit einem teil des hauptsatzes, noch mit dessen gesamtheit'!

In folge der zersplitterung des materials sind einige wenige versehen in der paragraphierung unterlaufen (in § 45 hat das a kein folgendes b; ebenso fehlt § 59/60 zwischen ACD ein B; im § 310 steht ein 2 ohne sichtbare relation); die zählenden §§ sind auch sehr ungleich und inconsequent verteilt. — das gesamte belegmaterial ist tadellos — wie bei einem so gewiegten kenner des Heliand als B. ist selbstverständlich. einige 'verschobene' belege und sonstige versehen sind vom verf. selbst in den zusätzen und verbesserungen richtig gestellt.

Überhaupt bietet das buch, wie bereits widerholt hervorgehoben, den erfreulichsten beweis einer seltenen lust und liebe zur sache, ausdauernder, unermüdeter arbeit, scharfer beobachtung, tief eindringenden verständnisses und unerschöpflicher auffindungsgabe, kann daher nicht anders denn als sehr interessant und instructiv bezeichnet werden. ob es bei alledem schule machen wird, muss der zukunft anheimgestellt bleiben.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, dass die äufsere ausstattung des werkes selbst in unseren tagen durch ihre vornehmheit auffällt und der verlagsfirma alle ehre macht.

Prag, 21 märz 1898. V. E. Mourek.

Unsere umgangsprache in der eigenart ihrer satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin, EFelber, 1894. xiv und 271 ss. 8°. — 4,50 m.

Der titel dieses buches ist zu weit und zu eng gefasst. es bespricht nur eine beschränkte anzahl der syntaktischen eigentümlichkeiten der überhaupt gesprochenen sprache in folgenden zusammenhängen. erstens wird ein sparsamer zug an ihr einem verschwenderischen gegenübergestellt und bei beiden auf ihre psychologischen und in der situation gegebenen bedingungen aufmerksam gemacht. zweitens weisen zwei capitel auf eine andre gegensätzliche erscheinung an ihr hin: einerseits neubildungen gegenüber der schriftsprache und anderseits mehrfache altertümlichkeiten. zwei einleitende capitel behandeln den gegensatz von rede und schrift im allgemeinen und seine schroffste erscheinung: die eröffnungsform des gesprächs. schon diese disposition entspricht mehr einer vielseitigen plauderei als einer wissenschaftlichen darstellung[1], und dazu stimmt der charakter des ganzen buches. es nimmt es mit dem gegenstand nicht genau und bedient sich einer sehr bilderreichen, oft unwissenschaftlichen sprache. zunächst ein paar beispiele dafür, was der verfasser dem leser an schiefheit der auffassung von beispielen zumutet. s. 42 u. sagt er: 'das füllmaterial, als das die anrede-

[1] bezeichnend die widerholungen zb. s. 24 und 78 und W.s naiv und breit ausgesprochnes schwanken, wo er wol das oder jenes in seiner disposition unterzubringen habe, vgl. s. 251 o. : 'es dürfte doch hier der richtige platz sein'.



form nicht blofs im beginn, sondern auch inmitten des gesprächs sich breit macht, gehört dem verschwenderischen zuge unserer sprache an, vgl. (Heimat s. 9) *Max, Sie haben da nette Geschichten gemacht* mit (s. 11) Marie: *Ich brauche Ihnen nicht erst zu versichern, Max, dass ich niemandem einen Schimmer von Berechtigung gegeben habe.* Max: *Das weiss ich, Marie*'. die worte 'füllmaterial', 'sich breit machen', 'verschwenderischer zug' verhüllen nicht nur, sondern entstellen die tatsache, dass die anwendung der namen hier im gegensatz zu vielen anderen beispielen, wo sie fehlen, dem seelischen bedürfnis des liebespares entspricht, die innerste persönlichkeit des andern zur teilnahme heranzuziehen. W. fährt fort: 'wir sehen die frageform, die sich auch der anredeform in gesteigertem mafse bemächtigt, nun auch diese formen [namen als anrede] von ihrer eigentlichen grundlage aus weiter verschieben, bis sie zu ausdrucksmitteln des affects werden, vgl. (Goetz s. 35) Abt: *Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marschall!* Liebetraut: *Von Wildenholz?* Abt: *Recht — von Wildenholz*; (Jugend s. 93) Kaplan: *Die Panna hat warten wollen, bis der Herr Pfarrer wird dasein.* Hoppe: *Und Hans?* vgl. (Jugend s. 104) Hoppe: *Das ist deine liebe Mutter . . .* Hans (erschüttert): *Meine . . . Mutter?* (Maria Stuart v 1) Kennedy (schaut auf . . . .) *Melvil! Ihr seid es! Euch erblick ich wieder!*' in den beiden ersten dieser beispiele kann man nicht von einer anredeform, auch nicht von einer verschobenen anredeform sprechen. wenn ich an eine verschlossene tür klopfe, hinter der ich jemand vermute, und dabei den gesuchten laut mit namen nenne, in fragendem tone, weil ich nicht gewis weifs, ob er da ist, dann bediene ich mich der fragenden anredeform. die begriffe anrede und name, zweite und dritte person, sind syntaktisch und sprachpsychologisch total verschieden, und die anknüpfung dieser beispiele an die vorhergehnde gruppe mit hilfe des verblasenen begriffes einer verschobenen anredeform klärt nicht, sondern verwirrt. charakteristisch für die umgangssprache ist an ihnen nur das nichtaussprechen der latenten associationen, die die namen zu einem satze ergänzen würden: *meint ihr von W.*, und *was tut H.?* das dritte beispiel soll den übergang von der fragenden anredeform zum ausdrucksmittel des affects zeigen. in der tat steht dahinter ein fragezeichen und davor die bühnenanweisung 'erschüttert'; aber widerum ist eine brücke zur anrede hier nicht zu schlagen, und das eigentümliche der gesprochenen sprache ligt wider in der kürze des ausdrucks. das vierte beispiel hat weder etwas mit anrede noch mit frage zu tun: es ist der unmittelbare, völlig positive reflex der überraschenden erscheinung des geistlichen. — s. 43 u. heifst es: 'wenn gegen den schluss des stückes der greise vater aus seinem brüten mit dem aufschrei *Magda!* auffährt (s. 131) und auf die zurufe der seinigen *Um Gottes Willen — was ist?* antwortet: *Magda*

— *Magda soll herkommen*, so sehen wir vor unsern augen den übergang vom reflexlaut zur mitteilung, vom ausruf zum anruf in schroffster form sich vollziehen'. wie wenig präcis behandelt der nachsatz die vorliegende syntaktische erscheinung! — s. 44 oben fährt W. fort: 'unser interesse wird an den anredeformen nach zwei seiten hin festgehalten. einmal ist es der formenkreis, den sie durchlaufen, in zweiter linie die stufenleiter der empfindungen, die in diesen formen verklingen. was die formen betrifft, so sehen wir nomen und pronomen mit einander wechseln (vgl. Maria Stuart IV 3 *Dort trefft ihr mich — Und sehet zu, Mylord, Dass euch dort die Beredsamkeit nicht fehle*)'. wider passt W.s vorausgeschickte bemerkung wie die faust aufs auge: er übersieht, dass *Dort trefft ihr mich* eine aussage ist, die als befehlsform überhaupt kein pronomen enthalten würde; nomen und pronomen wechseln also hier nicht in formalem tausch, sondern das nomen an zweiter stelle bedeutet ein plus. dieses plus aber wurzelt rein in einem gesteigerten empfindungsgrade; der fall ist derselbe wie in dem ersten oben angeführten beispiel W.s.

Die ungenauigkeit der bis jetzt besprochnen anderthalb octavseiten ist typisch für das ganze buch. noch ein paar beispiele aus andern capiteln. s. 65: 'das classische drama liebt es in rednerischer breite noch einmal zu umschreiben, was eigentlich den ausdrucksmitteln der geberde schon überlassen war. wenn zb. im Don Carlos auf die worte des Domingo (I 1):

Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug durch die Versammlung fliegen
In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
Gestand: ich bin gesättigt

der prinz sich unwillig abwendet, so findet der beichtvater des königs auch für diese einfache bewegung pomphafte worte der umschreibung:

Dieser stille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde schon in Ihren Blicken lesen,
Das Rätsel dieses ganzen Hofs, die Angst
Des Königreichs, hat Seiner Majestät
Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.'

diese worte 'umschreiben' eine einfache bewegung? umschreiben nur, was die geberde schon gesagt hatte? springt man so mit Schiller um? — Goethe ergeht es nicht besser. s. 69: 'die situation, aus der der brief erwächst, ist im princip eine andre, als die in der er gelesen wird, und diese verschiedenheit bedingt von vorneherein gröfsere fülle als in der umgangssprache,

wo die situation nicht wechselt, wo der hörer alles das mit augen sieht, mit den sinnen fasst, worauf die rede bezug nimmt. so lässt sich auch Goethe in der ausmalung der situation behaglich gehen : zb. in einem briefe an Lavater : *Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freyer Luft Morgens mit dem Herzog, Nach Mittag mit Wielanden zugebracht habe, ziemlich müd und ausgelüfftet von der Eisfahrt sitz ich bei Wieland und will sehen, was ich an dich zusammenstopple.* und auch bei knapperer fassung bedarf es hier [im brief] doch mancher worte, die die mündliche rede als ballast auswirft' usw., noch eine goethische briefstelle. man sieht: W. vermag nicht zwei situationen aus einander zu halten, die, die den sprechenden bzw. schreibenden tatsächlich umgibt, und die, von der er redet, ohne dass sie ihn umgibt. W.s bemerkungen vor dem beispiel passen nur auf die erste art von situation, das beispiel selbst dagegen ganz überwiegend nur auf die zweite, die auch im gespräch mehr oder weniger dargestellt werden muss, je nach der kleineren oder gröſseren menge gemeinsamer associationen bei den sprechenden. kann man nun gar von einem behaglichen sichgehnlassen G.s im ausmalen der situation reden, oder auch nur von der möglichkeit einer knapperen fassung? — s. 103 meint W., die worte aus Kabale und liebe I 1 *und das Mädel ist verschimpfiert auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort* stünden für *hat sie das Handwerk verschmeckt, treibt sie es fort*; hinter *oder* stehn natürlich ebenso gut zwei parallele hauptsätze wie davor, und alle vier haben das subject *das Mädel.* — als beispiel synonymer häufung, bzw. variation des verbalbegriffs führt W. s. 160 ua. zwei stellen aus der Heimat an (s. 101): *Ihr Herz hat Fühlfäden für andre Herzen und umschlingt sie und zieht sie heran.* (s. 100) *Ich zwing ihn, ich kneble ihn, dass er liebt und leidet und jauchzt und schluchzt wie ich.* mit demselben rechte kann man überhaupt jede zeitlich fortschreitende, complicierte handlung als die variation éines verbalbegriffs erklären. W. fühlt etwas davon, denn er setzt hinzu: 'in dem letzten beleg zeigt sich uns auch, wie leicht die bloſse variation in eine bilderreihe übergeht, die in der tat den vorstellungsinhalt in seine einzelnen teile zerlegt'. wider jener kategorienschematismus des übergehnlassens — anstatt dem reichtum der beziehungen der einzelerscheinung möglichst gerecht zu werden —, jener schematismus, der immer zulassen wird, ein princip, modificiert, auf alle erscheinungen auszudehnen; und diese sätze als beispiele für den verschwenderischen zug unsrer umgangssprache am verbum [immer im gegensatz zur schriftsprache] angeführt! — s. 189 *halt* soll 'bloſses füllsel' der rede sein in *Aber wie oan's is, so is's halt.* — s. 208 dass 'völlige anarchie' in der schriftsprache ausgebrochen sei inbetreff der frage, ob man den conjunctiv des präsens oder des präteritum setzen solle, soll durch folgendes beispiel aus Eichen-

dorff bewiesen werden: *Von diesem hörte er nun, die Gräfin Juanna habe sich auf der Jagd in den Klippen verstiegen, so sei sie im Fluss verunglückt, zwei Hirten hätten sie im Mondenscheine auf dem Strome schwimmen gesehen und mit dem Wassermann ringen. Da wäre der Fürst sogleich am andern Tage mit seinem ganzen Gefolge nach der Residenz aufgebrochen.* die anfängliche wahl des präsens erklärt sich daraus, dass das präteritum zu leicht an irrealität denken lässt, das darauf folgende *hätten* ist gewählt worden, weil *haben* nicht als conj. gefühlt werden würde; mit *wäre* schliefslich ist Eichendorff dann wol einfach bei dem präteritum geblieben, zu dem er bei *hätte* gedrängt worden war. — s. 227 o. erklärt W.: 'in Hauptmanns Einsamen menschen finden wir eine ganze reihe von bedeutungslosen hauptwörtern, die sich nur als träger eines eigenschaftswortes in die prädicatfunction eingeschoben haben, vgl. (s. 16) *Der Junge da drin der soll mir auch so einer werden, so'n recht Unzufriedner . . . Der soll mir überhaupt 'n andrer Kerl werden wie ich*; (s. 32) *Er is ja n' guter Junge*; (s. 26) *eine beschränkte Seele bin ich doch.* (s. 29) *Das ist 'n ganz wundervolles Geschöpf*; (s. 31) *Sie sind alle so gute Menschen*'. die substantive *Kerl*, *Junge*, *Seele*, *Geschöpf*, *Mensch* bedeutungslos, nur träger des adjectivs? welcher gefühlsinhalt ligt allein in jedem von ihnen! wie unmöglich, nur zwei von ihnen mit einander zu vertauschen!

Die hier besprochnen beispiele — und wie sie in der hauptsache das ganze buch — führen zu folgenden schlüssen über die methode W.s. erstens stellt er die umgangssprache der schriftsprache gegenüber und constatiert bald ihre sparsamkeit [1], bald ihre verschwendung, teils ihre neuerungen, teils ihre altertümlichkeiten gegenüber der schriftsprache; charakteristisch dafür s. 79 'die frage drängt sich auf, was bei solchem streben nach kürze am häufigsten unterdrückt wird, welche bestandteile unsres wortmaterials am fühlbarsten als ballast empfunden werden, am ehesten der unterdrückung anheimfallen' und s. 250 '*Dies Haus ist nicht meine Heimat . . . Meine Heimat ist, wo mein Kind ist,* wo die gewöhnliche sprache vielleicht ein *sondern* einfügen würde'. statt dessen hätte er nur von den grundlagen der gesprochenen sprache ausgehn und auch nach ihnen disponieren sollen. zweitens gruppiert er im einzelnen die beobachteten erscheinungen nach wortclassen in alten, rein formalistisch urteilenden syntaktischen schlagwörtern wie ellipse und tautologie, anrede und frageform ua. — der anlauf zur induction s. 80 verläuft

[1] W. braucht dieses wort eine zeit lang in bewustem gegensatz zu ellipse, die umgangssprache lasse nichts weg, sondern verfahre sparsam. sparsamkeit wie verschwendung sind aber im grunde nichts andres als subjectiv gefärbte ellipse und pleonasmus, insofern man bei ihnen auch den normalen weg in der mitte sucht.

bald im sande. gegenüber diesen tatsachen ist nicht recht verständlich, warum er so gern der schulgrammatik auf die finger klopft. sie 'wirtschaftet mit subject und prädicat' . . 'gegen alle natur' (s. 82). sie tut so gewis recht daran, wie sie damit fortfahren wird, indem sie, wie bisher, die prädicatbildung durch ein verbum als eine von verschiedenen möglichkeiten betrachtet. 'wo wir die sprache natürlich und unberührt von den formeln des schulmeisterlichen deutsch beobachten können', (83) erfreut sie uns. (86) '*Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* die schulgrammatik hält es für ihre aufgabe, auch in solchen sätzen das aufdringliche wörtlein *ist* einzuschmuggeln' — sie denkt nicht daran. (115) . . 'spart man dem andern gern die mühe weiter zu sprechen, auch wenn die schulgrammatik dabei zu kurz kommen sollte'. s. 237 erinnert er vorübergehend an die bekannten, das alte erhaltenden genuseigentümlichkeiten oberdeutscher mundarten : *der Bank, der Zeug, das Teller* und setzt hinzu, es sei 'gegenüber den polizeianordnungen neuerer grammatiker nicht unnützlich, diese dinge ins helle licht zu stellen'. in der tat polizeiwidrig ist es, wenn W. schreibt (s. 83) 'im vorstellungskreise der biederen bürger sind alle diese . . benennungen aufgespeichert, und aus diesem kreis werden sie . . losgelöst und in bewegung gesetzt, ohne dass irgend ein identificierendes verbum dabei die mittlerrolle spielen würde', oder (s. 201) 'es ist hier nicht der ort, um zu zeigen'.

Damit sind wir auf die form des buches gekommen. s. XII: 'zur darstellung hebe ich hervor, dass der stoff die berechtigung und den anreiz in sich trägt, über den engern kreis der fachgenossen hinaus ein weiteres publicum zu erfassen'. W. ist feuilletonistisch nicht unbegabt. der abschnitt s. 157 über die warnungstafeln kann das zeigen, oder die apostrophe an Matthias s. 199. doch machen seine bilder oft einen gewaltsamen eindruck, und einige verwirren mehr als dass sie sehen helfen. 20 'so haben wir die verschiedenen krücken betrachtet, auf denen die schrift dem tonfalle der lebendigen rede nachhumpelt'. 93 das system der hilfsverba, 'das sich in die conjugation eingefressen hat und hier durch den schwerfälligen ballast sich so unleidlich macht, dass' usw. 178 'in der lebendigen rede ist auch heute noch der ton kräftig genug, die dünnleibigste form anschwellen zu lassen'. 248 'jedesfalls wird in keiner weise angedeutet, dass das causalitätsgesetz hier als hebel eingewürkt hat, um den letzten satz auszulösen'. folgendes bild auf s. 7 zwingt gerade durch seine gründliche durchführung zur erkennung seiner schiefheit: 'wer diese einheitspuncte der satzfügung [gemeint sind syntaktische eigentümlichkeiten, die verschiedenen mundarten gemeinsam sind] verbindet, wird finden, dass sie im grunde nur dieselben linien ergeben, die wir in der umgangssprache gegenüber der schriftsprache gezogen finden'.

Unbesonnene verallgemeinerungen und übertreibungen erhöhen den feuilletonistischen eindruck des buches. wir sperren die superlativischen ausdrücke. 1 'die sturm- und drangperiode unsrer litteratur bedeutet für die geschichte unsrer sprache nichts anderes, als dass aus dem schofse der umgangssprache neue fügungen und wendungen über die abgezirkelten beete der grammatiker hinfluteten'. 7 'das zeigen uns die berichte unsrer forschungsreisenden, die sich mit fremden völkerschaften über die schwierigsten vorstellungen durch geberden und mienenspiel verständigen'. s. 60 gibt W. von der formel *dös woasst* an, dass 'wir sie in der tat auf allen entwicklungsstufen mit *ja* concurrieren sehen'. ähnlich würken äufsere ungleichmäfsigkeiten wie s. 54 : in 'Der fleck auf der ehre' und daneben s. 55 : im 'Fleck auf der ehr', die vielen druckfehler, von denen das verzeichnis nicht ein viertel bringt, aber selbst wider ein paar enthält, und die verfehlten bemerkungen des vfs. über sprachliche dinge, die aufserhalb der syntax liegen. s. 165 verteidigt er *ruhepause* mit recht gegen den vorwurf der tautologie, aber anstatt in *pause* den negativen begriff der lücke zwischen der arbeit zu sehen, der dann durch den positiven der *ruhe* ausgefüllt wird, meint er, die *pause*, dh. die unterbrechung der tätigkeit, könne auch durch den wechsel der arbeit vollzogen werden, weshalb *ruhe* nicht tautologisch würke. s. 183 die 'form' *niht* verdankt oder vielmehr 'dankt' ihre entstehung einem 'trieb nach breite und fülle' : '*niht* aus *ni wiht* = *nicht ein wichtchen*'! oder aus dem gebiete der lautlehre : s. 57 'das verbum *sehen* zeigt an den verstümmelungen, die es erleidet, durch wie viele redewendungen es gegangen ist, vgl. zb. '*Sixt es, sixt es' sagte die Frau Greisslerin*' : das in der schrift den laien befremdende x, lautlich die vollkommene widergabe der völlig unverletzten form lässt ihn gleich von 'verstümmelungen' reden, die wider etwas andres beweisen müssen. den überraschendsten einblick aber in W.s lautphysiologie ergibt seine gruppierung der interjectionen s. 26 ff. 'die eigentlichen interjectionen sind im wesentlichen combinationen des stimmtones mit dem stimmeinsatz, *ah! oh! ha! ho!* bald mit eingezogenem, bald mit ausströmendem atem arbeitend . . . auch die nasalen und liquiden consonanten haben vollen anspruch auf beachtung . . . von ganz andrer bedeutung sind jedoch die oben besprochenen combinationen des stimmtons mit dem stimmeinsatz, dessen receptive oder explosive gestaltung im wechselverhältnis mit der empfindung steht, die ihn auslöst. am deutlichsten sehen wir dies an dem unterschiede zwischen *Eh!* und *He!*'

Dieser erste ausflug in das gebiet der umgangssprache hätte viel gröfserer gründlichkeit und besserer schulung bedurft, um eine wissenschaftlich brauchbare unterlage für weitere arbeiten zu liefern. vereinzelte anregungen wird ihm die forschung trotzdem entnehmen können, wenn sie es nicht principiell vorzieht,

wie wir es für richtig halten, möglichst nur gehörtes material zu verwerten und nicht gelesenes, wie W. tut, das ja doch nur ein surrogat von stoff sein kann, in der syntax nicht anders als in der lautlehre.

Leipzig, ostern 1898. RUDOLF WUSTMANN.

Über die sage von Biterolf und Dietleip. von ANTON E. SCHÖNBACH. [sa. aus den Sitzungsberichten der k. ak. d. wiss. in Wien, phil.-hist. cl., bd CXXXVI.] Wien, CGerold in comm., 1897. 39 ss.

Die monographie, die Sch. der Biterolf-Dietleibsage widmet, gliedert sich in drei abschnitte; der erste ist dem nachweise bestimmt, dass das gedicht Bit. 'nicht als ein einheitliches werk gedacht und entworfen wurde', dass insbesondere die Wormser kämpfe nur lose mit der poetischen biographie des helden verknüpft sind; der zweite untersucht die verschiedenen formen der überlieferung vom kampfe Siegfrieds und Dietrichs, der den kern der Wormser kämpfe bildet; der dritte endlich geht der eigentlichen Dietleibsage nach. die musterhaft klare untersuchung ist ein schöner beleg dafür, wie fruchtbar eine nochmalige, besonnene und verständnisvoll in das kleinste eingehnde nachprüfung der überlieferung selbst bei einem gedichte wie Bit. sein kann, dem man in folge seines subjectiven charakters nicht gerade mit hochgespannten erwartungen gegenübertreten möchte.

Der sorgfältig den intentionen des dichters und dem verhältnis der einzelnen partien zu einander nachgehnde erste abschnitt constatiert inconcinnitäten in der anlage des werkes, wie es uns jetzt vorligt; als hauptresultat ergibt sich, dass die Wormser kämpfe eine partie für sich bilden, in der die helden, Biterolf und Dietleib, so stark zurücktreten, dass Sch. mit gutem rechte daraus den schluss zieht, sie seien hier nur einer andersartigen, bereits festen überlieferung eingefügt, deren geschlossenheit dem dichter nur erlaubte, ihnen einen bescheidenen nebenplatz bei diesen begebenheiten anzuweisen. dass das gedicht, wie es jetzt vorligt, nicht aus éinem gusse stammt, vielmehr einleitung und hauptgedicht sachliche und formelle abweichungen aufweisen, und dass auch im hauptgedicht mindestens an einer stelle eine interpolation zweifellos ist, hat, durch WGrimms beobachtungen angeregt, Jänicke (DHB I p. XVff) festgestellt, und Schönbach stimmt ihm bei. der endzweck der untersuchung Sch.s ist aber nicht die formelle höhere kritik des gedichts; die beobachtungen, die der stoffbehandlung und innern form zugewant sind und dabei natürlich auch die höhere kritik streifen, formuliert Sch. sehr vorsichtig, in der offenbaren absicht, nicht — oder doch nicht an dieser stelle — auf formelle interpolations- und verfasserfragen einzugehn, sondern aus der stoffkritik das material für die folgenden sagenhistorischen abschnitte zu gewinnen. und mit vollem rechte : der stoff verlangt seine eigene kritik so gut

wie die litterarische fassung; ein werk kann litterarisch einheitlich sein und doch verschiedene stoffvarianten contaminieren, und formelle überarbeitungen brauchen an sich keine wesentlichen stoffänderungen mit sich zu führen. 'man muss nur nicht wähnen, dass alles, was alt und echt in der sage ist, auch echt in einem bestimmten gedichte sei, und man darf nicht jede unechte strophe für jung, noch weniger für willkürliche erfindung halten', sagt treffend Wilmanns (Altdeutsche studien s. 132), dessen sagenhistorische untersuchungen das förderliche einer solchen trennung der untersuchungssphären mit erfolg bewiesen haben und eine wesentliche förderung der untersuchungsmethodik bedeuten. die verschiedenheit dieser probleme betont auch Sch. am schlusse seiner abhandlung, wo er bemerkt, zur erkenntnis und würdigung der dichterischen stoffbehandlung, der mittel, durch die der dichter zwei stoffe der heldensage verbunden, sei es noch notwendig, eine anzahl schwieriger vorfragen zu stellen und zu erledigen. hieraus ist wol auch zu schliefsen, dass wir noch eine fortsetzung dieser studien erwarten dürfen.

Die schwierige frage nach dem verhältnis der drei fassungen von Dietrichs und Siegfrieds kampf (Bit. Rosg. Thidr.-s.) wird im zweiten abschnitt erörtert. unmittelbarer zusammenhang dieser drei versionen wird mit recht abgewiesen; da anderseits ein loserer genealogischer zusammenhang durch verschiedene mittelglieder unläugbar ist, schon wegen der tendenziösen prägung des einen elements dieser complexe, des kampfes zwischen Siegfried und Dietrich mit dem siege des letzteren, eine sagenbildung, die wol ziemlich allgemein und mit recht nach Österreich verlegt wird, so sind die schwierigkeiten dieses problems damit klar gekennzeichnet; es handelt sich bei Bit., Ths. und Rg. darum, die wege ausfindig zu machen, wie der kampf mit diesen anderweitigen erzählungscomplexen verbunden wurde, die selbst wider auf combinationen verschiedenartiger elemente beruhen. ob das jemals vollständig gelingen wird, ist zweifelhaft, da die mittelglieder fehlen und da eine einfache genealogische gruppierung der vorhandenen denkmäler nicht ausreicht; denn der process der verschlingung und verknüpfung der vorhandenen elemente ist vor der zeit unserer denkmäler bereits abgeschlossen, von den bereits ausgebildeten, den litterarischen formen schon nahe stehnden sagenversionen laufen jedoch abermals fäden hinüber und herüber und werden in die alten motivgewebe neu verflochten, sodass die erhaltenen litterarischen fassungen ältere und neuere beziehungen in einer verflechtung zeigen, die das auslösen der einzelnen fäden ungemein erschwert; verschiedene belege dafür sind in meinen Deutschen heldensagen I 258 ff. 261 f. 319. 323 erörtert. in dem erwähnten werke (dessen mscr. bereits der druckerei übergeben und teilweise schon im druck war, ehe Sch.s abhandlung mir zugänglich wurde) hab ich (s. 253 ff) unter heran-

ziehung des gesamten verwanten materials versucht, die grundzüge der stoffentwicklung und der vorlitterarischen stoffcombinationen in dem oben angedeuteten sinne aufzudecken, während Sch. sich hauptsächlich zur aufgabe stellt, die kreuzungen der 3 litterarischen hauptformen im einzelnen zu beleuchten, soweit sie für sein hauptthema von belang sind; die untersuchungssphären fallen somit nur teilweise zusammen und greifen jede nach einer andern seite über die andre hinaus. die beobachtungen Sch.s zeichnen sich auch auf diesem gebiete durch vorsichtig abwägende besonnenheit aus, die vor constructionswillkürlichkeiten zurückscheut, und fördern die frage nach dem verhältnis des Biterolf zu den Rosengärten im ganzen wie in einzelheiten bedeutend; die Ths. scheint mir allerdings einerseits primär nicht so nahe zur 'kampfdichtung', anderseits infolge secundärer verbindungen näher zur vorlitterarischen Rosengartensage zu stehn, als bei Sch. angenommen ist. dies hängt mit den vorfragen der alten stoffcombinationen zusammen, in denen ich insofern wesentlich abweiche, als ich nicht mit Holz, dem sich Sch. anschliefst, annehmen kann, das motiv des Rosengartens sei mit dem motiv der zweikämpfe erst in dem gedichte Rg. verbunden worden, und als ich der alten kampfdichtung nicht diese primäre und voranstehnde bedeutung in der stoffentwicklung zuerkennen möchte, die sie in dem diagramm s. 27 einnimmt. die berührung der zwölfkämpfe des Rosengartens und der zwölfkämpfe der Isungensage scheint mir für die zusammenrückung Siegfrieds (der aus der sphäre der historischen Burgundersage auch in die Rosengartensphäre eingedrungen war) mit Dietrich (dessen zwölfkämpfe in Oberdeutschland auf den Rosengarten bezogen wurden), mafsgebend gewesen zu sein, und aus ihr könnte das motiv von dem zweikampfe Siegfrieds mit Dietrich tendenziös ausgebildet worden sein, das dann weiter wider auf die ältern formen rückwürkte und sie umgestaltete. dass Sigurd in der Ths. der eigentlichen Isungensage ganz fremd ist, betont auch Sch. letztere stellt vielmehr eine Aristeia Witeges dar, im sinne der alten riesensage, in der Witege als helfer, ja geradezu als retter Dietrichs erscheint; die angliederung Sigurds (mit den widerspruchsvollen einzelzügen : störung der zwölfzahl — unmotiviertes erscheinen und verschwinden Sigurds vom hofe Isungs — lostrennung Sigurds von Hagen und Gunther gegenüber den durch Bit. und Rg. vertretenen sagenfassungen) ist wol nur erklärlich, wenn man einen späten einfluss der kampfdichtung in einer dem Rosengarten nahestehnden form auf die sonst festgegliederte Isungensage annimmt, ähnlich wie noch später Ilsung in die kämpevise versprengt wurde. trotzdem soll nicht in abrede gestellt werden, dass eine selbständige kampfdichtung im südosten entstanden und vielleicht gerade das bindeglied gewesen sein kann, das die sage von Dietrichs zwölfkämpfen mit der von den Rosengarten-

kämpfen erst verband, indem diese elemente dem zuge der attraction folgten, die durch die zusammenstellung Siegfrieds und Dietrichs in fluss gebracht war; ihre einwirkung auf die sagenform der Ths. könnte aber auch in diesem falle nur secundär sein. ein weiterer umstand, der dafür spricht', ist die parteinahme der Ths. für Sigurd, die Sch. allerdings als spontan auffasst, während Holz (Rosengarten c1 ff) darin ein zeichen erblickt, dass die österreichische 'kampfdichtung' nicht direct auf die Ths. eingewürkt haben könne, vielmehr erst in Rheinfranken im sinne der westdeutschen sympathien eine umarbeitung erfahren haben müsse. im übrigen aber lassen sich die hauptzüge des diagramms von Sch. (s. 27) mit meinem diagramm (aao. 1 258), das durch einschluss mehrerer seitenbeziehungen reicher verästelt ist, unschwer vereinbaren und ausgleichen. da ich aao. mein ganzes material zurechtgelegt und erörtert habe, kann hier auf die nochmalige vorführung verzichtet werden, und es muss den fachgenossen anheim gestellt werden, zu beurteilen, nach welcher seite hin ein ausgleich durch leichte verschiebungen in der gruppierung einzelner genealogischer glieder sich angezeigt erweisen sollte.

Nachdem im 2 abschnitte die ursprüngliche selbständigkeit des kernes der sage von den Wormser kämpfen erwiesen worden ist, bleibt dem dritten die aufgabe vorbehalten, die eigentliche Dietleibsage, wie sie sich im Bit. gibt, zu untersuchen; durch einen genauen vergleich mit der Ths. und scharfsinnige aufspürung unbeachtet gebliebener andeutungen älterer stoffgestalt im Bit. zeigt Sch., dass auch in den angaben des gedichtes mehr echt sagenhaftes enthalten ist, als man bisher erkannt hat. von diesen nachweisen erscheinen mir insbesondere beachtenswert und bedeutungsvoll die beweisführung, dass auch im gedichte noch spuren der vorstellung vorhanden sind, wonach Dietleib in seiner jugend als aschenlieger (wie in Ths.) aufgewachsen ist (s. s. 30 ff); ebenso treffend ist die beobachtung, dass die anspielung auf kämpfe mit schächern im Waskenwalde, die Dietleib fürchtet — der dichter lässt diese furcht unbewahrheitet sein — die spur einer ältern überlieferung enthält, analog den kämpfen mit den räubern im Falsterwalde. auch das erscheint mir sehr wahrscheinlich, dass der ganze typus der ursprünglichen Dietleibsage nach dem muster eines dümmlingsmärchens zugeschnitten war, bzw. in diesen motivkreis fällt, wie Schönbach im einzelnen glücklich nachweist; nur die nächtliche scene im schlosse des Sigurd (Ths.) scheint mir kaum auf die verse 2250 ff, die von Dietleibs jugendlicher blödigkeit im verkehre mit frauen sprechen, bezogen werden zu können; denn wenn der vf. der Ths. dort scherzhaft sagt, die jungfrau sei zwar zu Dietleib in das bett gekommen, aber nur um ihn mit erzählungen zu unterhalten, so ist das nicht ernst zu nehmen, wie die weitere bemerkung beweist, 'oder auch, weil sie wuste, dass die flöhe zwei menschen in einem bette weniger

plagen als einen'. der sinn solcher nächtlicher besuche ist nach den parallelen im französischen motivkreise, auf den übrigens (wie Heinzel über die ostgot. heldensage s. 86 nachgewiesen hat) die ganze episode zurückgeht, unzweideutig; doch könnte allerdings gerade unter dieser überwucherung sich ein zug bergen, der einmal der sage im sinne der stelle des gedichtes angehört haben mag. über die kampfspiele Walthers und Dietleibs (s. 36) in Ths. vgl. auch meine Heldensagen I 323. sehr feinfühlig ist die beobachtung, dass die wahl des pseudonyms, das Biterolf im gedichte annimmt — er nennt sich nach einem recken aus Dänemark Fruote —, auf dieselbe localisation wie in Ths. hinweist. man darf unbedingt beistimmen, wenn Sch. als resultat seiner lehrreichen untersuchung ausspricht, dass den berichten des Ths. und des mhd. gedichtes über Dietleib [in letzter linie] eine gemeinsame überlieferung zu grunde ligt, die von beiden verschieden bearbeitet worden ist, wobei der Biterolfdichter viel mehr von der alten sage fallen liefs oder änderte als die Ths.

Die frage, ob und welche zwischenglieder zu grunde liegen, wo die sage ursprünglich entstanden ist, und ob und in welcher weise die andern, aufserhalb des gedichtes und der Ths. bezeugten motive der Dietleibsage (der kampf mit dem meerwunder) mit dieser überlieferung zusammenhängen, fällt aufserhalb des bereiches dieser abhandlung, die von dem mhd. gedicht ausgeht und dessen stoffkritik zum ziele hat. von andrer seite ausgehend und andre ziele vor augen, hab ich der Dietleibsage in meinem buche I 321 ff eine kurze behandlung gewidmet, die in folge der verschiedenen gebietsabgrenzung und der abweichenden ziele sich nur zum teile mit den untersuchungslinien Sch.s deckt und ihren schwerpunct auf einem andern gebiete hat als diese abhandlung. hier sei mir noch ein kurzes eingehn auf diejenigen puncte gestattet, die auf die dort behandelten fragen bezug haben. so weit ich sehen kann, sind die neuen resultate Sch.s mit den aao. niedergelegten beobachtungen durchaus vereinbar und ergänzen letztere in mehreren puncten bestätigend oder beweisend: so insbesondere durch den nachweis, dass die stumpfe jugend Dietleibs und die 'dänische' heimat Biterolfs noch der quelle des mhd. gedichtes bekannt und geläufig waren. mit dem erweise dieses nähern zusammenhanges der durch Bit. und Ths. vertretenen sagenformen ist die hoffnung gegeben, der cyklischen verzweigung und bearbeitung der alten Dietleibsage vielleicht einmal näher auf die spur zu kommen. wir ersehen daraus, dass die gemeinsame quelle X von Ths. und Bit. — immer mit annahme oder einräumung von zwischengliedern beiderseits — nicht die einzige version der Dietleibsage enthielt, was ja von vornherein natürlich und in dem charakter mündlicher überlieferungen begründet ist, da ihr der kampf mit dem meerunhold gefehlt hat, der aufserhalb dieser erzählungsreihe als die haupttat Dietleibs erscheint. dieser neu

aufgewiesenen episch gefestigten erzählungsreihe X gegenüber dürfte es angezeigt sein, hervorzuheben, dass bei dem versuche (aao. s. 321 ff), die entstehung der Dietleibsage in einer niederdeutschen gegend wahrscheinlich zu machen, nur von dem alten sagenkern die rede ist, der sich aus den cyklisch behandelten epischen erzählungsformen als ältester bestandteil ergibt, nicht aber von letztern selbst, die alle nur elemente der alten Dietleibsage in verschiedener cyklischer angliederung und umformung anderweitigen zwecken dienstbar machen. die nahe beziehung der Ths. zu Bit. durch ein gemeinsames X, das in der niederdeutschen (norweg.) version um so viel besser erhalten erscheint als in Oberdeutschland, möcht ich daher vorläufig noch nicht zu den gründen, die für die nd. heimat des alten sagenkerns sprechen, hinzurechnen, so wenig als eine obd. heimat von X etwas gegen die nd. herkunft der darin verwerteten sagenelemente an sich beweisen würde. denn die einfachste form der selbständigen Dietleibsage steht dieser erweiterten cyklischen form schon so ferne, dass eine nähere analyse von X, falls eine solche möglich wäre, nur über die heimat und relative genealogische stellung dieser cyklischen sagendichtung, nicht aber über die einzelnen elemente aufschluss gäbe. die heimatfrage der Dietleibelemente ist ein problem für sich, von der frage nach dem verhältnis der contaminierten form der Ths. zu andern contaminationsversionen in demselben grade unabhängig wie etwa die bestimmung der ursprünglichen heimat der Nibelungensage von der tatsache, dass das Nibelungenlied ein österreichisches litteraturproduct ist. so wie die Ths. vorligt, sind in ihrer Dietleibpartie zweifellos mischtypen vorhanden; sie gibt weder rein niederdeutsche noch rein oberdeutsche sagenform, sondern eine mischung, vielleicht auch kreuzung mehrerer chronologisch und local verschiedener bestandteile, ähnlich ihren berichten über die Ermenrich- und Dietrichsagen, wo altes und junges, dem ursprunge nach oberdeutsches und niederdeutsches bunt durcheinander läuft (vgl. meine Heldens. I 181 und sonst).

Gelingt es bei weiterer kritik der litterarischen fragen, die sich an Biterolf knüpfen, noch andre anhaltspuncte über den charakter der bearbeiteten sage zu finden, so wird wol auch noch klarer ins licht treten, ob das litterarische verhältnis so ligt, dass die form der überlieferung, die in Ths. benutzt ist, einen festen niederdeutschen boden unter sich hat, der nur durch oberdeutsche secundäre einflüsse in cyklischem sinne überwuchert ist, dh. ob die Ths. der gemeinsamen quelle local und genealogisch sehr nahe steht, oder ob die grötsere reinheit der Ths. nur daraus zu erklären ist, dass die alte niederdeutsche Dietleibsage, als sie in jener (traditionellen) quelle eine cyklische verbindung und bearbeitung erfuhr, noch um so viel frischer erhalten war, sodass auch ein ableger dieser bearbeitung, der in Niederdeutschland

wurzel fasste, noch viel mehr ursprüngliche züge beibehalten und aufweisen konnte, als die in oberdeutscher sagenpflege weiter entstellten und mit neuen zusätzen versehenen sprossformen. von wichtigkeit wäre namentlich, wenn sich aus dem charakter von X ein anhaltspunct für die art ergäbe, wie die contamination der aschenliegersage und des durchbruchs der heldennatur mit der Dietrichsage zu stande gekommen ist. wo die erzählung auf die vereinigung mit dieser zustrebt, beginnt offenbar eine andre sagenschicht, die auch in der form der Ths. unter einen andern gesichtspunct fällt, als die jugendtaten und -erlebnisse Dietleibs; dass diese letzterwähnte partie der gemeinsamen quelle von Bit. und Ths. noch sehr stark mit dem nd. ursprungsboden der alten sage verwachsen ist, bezeugt die localisierung Dietleibs bezw. Biterolfs in 'Dänemark'; Heldens. I 325 f hab ich die gründe dargelegt, die dafür sprechen, dass dieselbe nicht eine späte localanknüpfung eines obd. helden in der nd. sage ist, sondern eine angabe, die durch die obd. dichtung indirect bestätigt wird, da diese erst eine verknüpfung Biterolfs und Dietleibs mit den obd. ländern bewerkstelligen muss und nicht vergessen hat, dass beide aus der fremde nach dem österreichisch-steiermärkischen gebiete gekommen sind. zeigt sich nun gar im Bit. noch kenntnis dieser 'dänischen' herkunft, dh. war dies in der vorlage noch deutlich ausgedrückt, so gewinnt damit diese beobachtung noch eine weitere stütze. denn schöpfte die vorlage nur aus obd. sage, so wäre diese localisation kaum begreiflich; oder hätte sich gar in der vorlage die übereinstimmung darauf beschränkt, dass Biterolf zufällig den namen eines dänischen helden annimmt, so würde die Ths. daraus gewis nicht ihre localisation haben ausspinnen können; zudem erscheint Detlev Danske auch in einer version der kämpevise (Danmarks gamle folkeviser nr 7) und wird in andern versionen vorausgesetzt: denn Olger Danske, der in mehreren fassungen der vise unter den Dietrichhelden auftritt, hat mit ihnen nichts zu tun, sondern nur den im scandinavischen Dänemark unbekannten deutschen Detlev Danske verdrängt, wozu ja der beiname direct einlud; die localisierung Dietleibs ist also nicht nur der Ths. eigen, sondern auch aufserhalb derselben in ursprünglich nd. kämpevisen direct und indirect bezeugt. vielleicht dürfen wir eine weitere erhellung dieser fragen von der fortsetzung der ergebnisreichen Biterolfstudien Schönbachs erwarten; dürften auch diese, wie der vf. in den schlussworten andeutet, hauptsächlich dem gedichte 'Biterolf' gelten, so wäre es doch möglich, dass dabei auch ein lichtstrahl auf diese schwierigen und dunklen partien der vorgeschichte der Ths., auf die traditionellen stoffbearbeitungen, die vor der litterarisch erhaltenen form liegen, und auf ihre zusammensetzung fiele.

Breslau, 17 dec. 1897. O. L. Jiriczek.

Sagen- und litterarhistorische untersuchungen von Emil Benezé. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897. I das traummotiv in der mhd. dichtung bis 1250 und in alten deutschen volksliedern. 82 ss. II Orendel, Wilhelm von Orense und Robert der teufel. eine studie zur deutschen und französischen sagengeschichte. 112 ss. — 2 m. und 2,40 m.

'Im tieferen grunde freilich bietet der zweite (teil dieser untersuchungen) die fortsetzung und ergänzung des ersten' sagt der vf. ich habe diesen tiefern grund nicht finden können, er müste denn in dem gleichmäfsigen aufwand von reicher belesenheit, glücklicher combinationskraft und wirrer phantasie gelegen sein.

Die einleitung der ersten untersuchung stellt die ablehnenden äufserungen mhd. dichter über die traumdeutung zusammen. wenn Hartmann aber sagt: *er was kein wetersorgære,* so spricht er den träumen doch nicht alle bedeutung ab, sondern er will wie aufgeklärte Nordländer (s. Henzen Über d. träume in d. an. sagalitt. s.21) sie als vorbedeutung nur für das wetter, nicht für menschliche schicksale gelten lassen. zu dem ausdruck *alter wîbe troume* vgl. das durch Festus überlieferte sprichwort *anus quod vult somniat* (Otto Sprichwörter und sprichwörtl. redensarten der Römer s. 28) und Thiðrekssaga cap. 362 *ekki hirðum ver vm ðravma yðra gamalla kvinna.*

Die capiteleinteilung ist confus: I Traum und erwachen: schein und würklichkeit, II Träume in der epik, III Das traummotiv in alten deutschen volksliedern. das I capitel zerfällt in zwei teile: a) der traum ein trügerischer schein, b) der traum ein schöner schein. die stellensammlung scheint mir gut, ohne anspruch auf vollständigkeit zu machen. zur erklärung der bedeutung 'etwas unwürkliches' braucht man nicht auf die etymologie zurückzugehn, man denke an *somnium.* bei der besprechung des traumes Iweins ist 3578 f *Ode wer hât mich her gegeben sô rehte ungetânen?* nicht gehörig berücksichtigt, da diese zeilen bereits zweifel an der auffassung als traum verraten: nach diesem ersten anstofs mag der zuhörer die immer stärkere steigerung dieses zweifels bis zur völligen gesundung des geistes hand in hand mit der leiblichen sich selbst ausmalen. hübsch ist die zusammenstellung mit dem Wigalois und der Krone. dass Hausen MFr. 53 (nicht 52), 25 der minne *ir krumbez ouge ûz gestechen* möchte (s. 17), basiert wol auf sprichwörtlicher redensart, deren sinn ich nicht recht verstehe, vgl. Neidhart Fuchs ed. Bobertag 3026 *doch das ich eüch kein aug ausprach,* Türleins Willehalm CLXIII 28 *im wirt ein ouge verhabet nû,* Neidhart ed. Haupt s. 153 *vor liebe si mich in daz ouge kuste.* gelungen ist s. 20 die zusammenstellung der strophen Morungens mit dem volkslied, und dass gerade diese im provenzalischen original fehlen, spricht doch stark für die priorität des volkslieds. hingegen ist in den ausführungen s. 25 ff manches recht affectiert.

Das II capitel versucht den nachweis, dass in einer ursprünglicheren gestalt der Nibelungensage Siegfried in tiergestalt von den gleichgestalteten Hagen und Gunther getötet worden sei.

tierträume und verwandlung der menschen in tiergestalt stehn nun allerdings in einem gewissen prähistorischen zusammenhang: in der uns beschäftigenden zeit, selbst der zeit der sagenentstehung, sind beides getrennte erscheinungen. selbst für den Scandinavier, der aus einem traum, in dem ein bär ihn anfällt, schliefst, er werde einen kampf mit einem feinde zu bestehn haben, ist dieser traum nur noch symbolisch: wenn er daran dächte, dass ihm der feind selbst in dieser gestalt erschienen sei, müste das doch irgend einmal gesagt sein. vollends in unserm falle ist gar kein grund zu solcher annahme vorhanden. von Siegfried als eber wird gar nicht geträumt, er wird nur mit einem *biorn eða visund* verglichen. dass man aber jemanden, der auf einer jagd fällt, mit einem jagdtier vergleicht, ist doch nichts auffallendes. in der gleichen sage vergleicht sich Isollde selbst (cap. 256), wird Bolfriana (cap. 273) mit einem jagdtier verglichen, weil es sich um den jagdlustigen Iron handelt. Helgakv. Hund. II 36 gleicht der held einem wolf, vor dem die feinde als geissen fliehn. hatten in ursprünglicher sagengestalt die frauen die gestalt etwa von hindinnen oder Helgi die eines wolfs, der auf ziegen jagd macht? schon das *eða* hätte B. zeigen müssen, dass es sich nur um einen vergleich handelt; es ist nicht alternativ sondern steigernd, es heifst nicht 'oder' sondern 'oder vielmehr, besser gesagt'. auf die steigerung weist auch der zusatz zu *visund, er allra dyra er fræcnastr,* vgl. cap. 256 *hirtir oc birnir, oc thar er visundr œinn, er allra dyra er mestr.* ebenso ist das *eða* zu fassen an jener stelle, wo Sigurds haut mit der eines ebers verglichen wird: cap. 342 *hans horond var sua hart sem sigg villigaltar eða horn,* ähnlich corrigierend (aber nicht steigernd) cap. 371 *Hverso mikit boð ætlar Attila konungr at gera eða hversv mavrgom monnum til bioða*[1]. warum das Nibelungenlied an stelle des ebers, der angeblich Siegfried getötet haben soll, die schächer einsetzt, ist doch ganz einfach: weil man erkennt, ob eine wunde von einem speer oder einem eberhauer herrührt. dass die falsche angabe Hagens in der saga ähnlichkeit hat mit dem traum Kriemhilds im liede, kann zufall, oder es kann der eine zug durch den andern beeinflusst sein: keinesfalls scheint es mir tauglich, B.s hypothese zu begründen. phantastisch ist die reconstruction der Walthersage s. 42, die deutung von Siegfrieds anzug s. 45[2], die zusammenzählung der jagdbeute und erklärung von *halbful*[3] s. 46 f. die

[1] über ähnliche verwendung von *oder* im mhd. s. Kraus Zfög. 1896 s. 327.

[2] Nib. 954 ed. Bartsch ist wol der punct nach *gewant* zu streichen und *gestreut* (über dessen construction mit *von* s. Mhd. wb.) *ἀπὸ κοινοῦ* zu construieren. die goldenen *seine* sind gar nichts besonderes, was eine deutung erheischte, s. Mhd. wb. s. v.

[3] *sín tier daz êrste daz er ze tôde sluoc*: 'sein erstes tier, das er erschlug, war ....' für 'das erste tier usw.' sagt man noch heute dialektisch. für *halbful*, dass jedesfalls nicht von *urful* usw. zu trennen ist, list man vielleicht am besten *halbsûl*, s. Schade Ad. wb. *swaner.*

küsse, die Kriemhild dem Giselher im traume gibt, sind wol nicht willkomms- (s. 30), sondern abschiedsküsse[1] und somit seine *arebeit* voraus verkündend. die geschichte im Wolfdietrich ist ganz vernünftig, wenn man sie nur nicht so übertrieben erzählt, wie B. s. 34. in der Rabenschlacht 123 ff handelt es sich nicht um adler und greifen, wie B. s. 35 sagt, sondern um drachen und greifen, und das merkwürdige an der stelle ist nur, dass *trache* allgemein als 'ungeheuer' genommen wird und somit auch den greifen bezeichnet; vielleicht ist aber auch ein zwischen beiden stehndes monstrum gemeint, vgl. *draconare* jTit. 276, 4. hübsch ist wider (s. 37) die zusammenstellung des traumes von Salmans frau mit dem des Gormo bei Saxo; doch ist der letztere ungenau nacherzählt. überall 'satirische hintergedanken' (s. 53) zu wittern, davor hat RMMeyer kürzlich wol mit recht gewarnt. den traum der Portia der eingebung des satans zuzuschreiben (s. 57), ist nicht erfindung des Helianddichters.

Im III capitel betritt der vf. nach eigenem eingeständnis (s. 58) 'einen gefährlich unsicheren boden'; er scheut aber davor nicht zurück (s. 79), 'damit man sich nicht einbilde, alle tieferen rätsel der mittelalterlichen sage und litteratur könnten bei rechter anwendung der äufserlichen philologischen mittel gelöst werden'. ich habe mir das nie eingebildet, aber ich halte dieses ganze capitel (mit ausnahme etwa von s. 64) für wertlos.

Über das zweite heft dieser untersuchungen kann ich mich kürzer fassen. es gibt eine interessante zusammenstellung der zur Grindkopfmärchengruppe gehörigen sagen. für den Orendel nimmt es eine Laistnersche hypothese neu auf. ich muss bei der in meinen untersuchungen über Apollonius von Tyrus (Halle 1895) ausgesprochenen ansicht bleiben, wonach ich im anschluss an EHMeyer uaa. den Orendel in seinem ersten teile für bearbeitung eines verlorenen Apolloniusromans halte, welche der im Jourdain und in der dänischen ballade vorliegenden zunächst verwant war. das kleinasiatische märchen, auf welches sich Laistner stützt, ist, wie BSchmidt Griech. märchen s. 7 anm. richtig gesehen hat, nur die bearbeitung eines vulgärgriechischen Apolloniusromans, uzw. wahrscheinlich des von mir γ genannten, als volksbuch verbreiteten gedichtes des Kontianus, allerdings durch zusätze aus der Grindkopfmärchengruppe teilweise unkenntlich gemacht. in diese gruppe ist freilich bereits ein teil des ursprünglichen Apolloniusromans einzureihen und somit also doch auch der Orendel, wenn schon nur mittelbar. jedoch auch nebensächliche directe beeinflussung durch ein als verwant er-

[1] vgl. Grofses vollständiges egyptisches traumbuch von Nostradamus, Reading, Louis Enfslin o. j.: 'Küssen, männer, sich küssen sehen oder küssen, von freunden unerwartet verlassen werden. küssen wollen, trauer und schwermut'. Echtes, gröstes, persisch-egyptisches traumbuch, Budapest, JMüller o. j.: 'Küssen, eine mannsperson, abschied erhalten; sehen, traurigkeit; wollen oder nicht dürfen, schwermut'.

kanntes glied dieser märchengruppe halt ich bei der compliciertheit des sachverhalts nicht für ausgeschlossen. keinesfalls darf man aber, wie B. es mehrfach tut, die prosafassung des Orendel zum beweise heranziehen, da dieselbe einesteils eine erweiternde umarbeitung des im gleichen jahre erschienenen druckes ist, wie schon der titel beweist: trotz Berger gibt es anderseits keine einzige stelle, in der die zweite vorlage von P für besser als die D und H gemeinsame gehalten werden müste, und vor allem die zusätze sind samt und sonders erst von der prosa gemacht trotz der angeblichen reime, die jeder, der mehr von der prosa des 15 jhs. kennt, richtig einzuschätzen im stande sein wird.

Bern, 18 januar 1898. S. SINGER.

Geschichte der minnesinger. von FRITZ GRIMME. bd I: Die rheinisch-schwäbischen minnesinger. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897. XIII und 333 ss. — 6 m.

Dichtungen und sänger, das hof- und minneleben [in Wien] bis 1270. von ANTON E. SCHÖNBACH. [sa. aus bd I der Geschichte der stadt Wien, her. vom Altertumsverein zu Wien.] Wien, 1897. 34 ss. grösten formates.

Neidhartstudien. von KARL CREDNER. I: Strophenbestand und strophenfolge. diss. Leipzig, 1897. 83 ss.

Die entwicklung der parodistischen richtung bei Neidhart von Reuental. von FERD. SCHÜRMANN. Düren [Beilage des progr. d. oberrealschule], 1898 (progr. 516). 35 ss. 8°.

Grimmes buch ist bereits von Schulte (Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1897 s. 260 f) besprochen und hart beurteilt worden: 'statt des manchmal naiven, aber von warmer liebe zur sache zeugenden werkes vdHagens haben wir ein freudloses buch erhalten, das nur mit vorsicht zu benutzen ist, ein buch, in dem man scharfsinn und geist vergebens sucht' (s. 266). doch erkennt er Gr.s fleifs an (s. 261). geht dieser kritiker als historiker fast nur auf genealogische und diplomatische fragen ein, die freilich auch den hauptinhalt des buches ausmachen, so wird man leider von litterarhistorischer seite zu keinem günstigeren urteil gelangen können, wie inzwischen auch Burdachs kritik (DLZ 1898 s. 271 f) dargetan hat. sicherlich stellt man an eine 'geschichte der minnesänger' nicht dieselben anforderungen, die man an eine 'geschichte des minnesangs' stellen würde; aber auch für Gr.s thema wäre doch mehr zu erwarten als eine doppelte regestensammlung: einmal (s. 223 ff) recht praktisch in übersichtlicher tabellenform, das andere mal (s. 1—221) mit dem anspruch, das leben der dichter mit der grofsen zeitgeschichte und den verhältnissen ihrer heimat in verbindung zu bringen (s. v). aber dieser hauptteil deckt mit seinen blumigen wendungen von den gesegneten fluren des Unterelsass (s. 65) und von dem kühnen, feurigen geist der Werbenwag, 'der nicht einmal davor zurückschreckte, sich an gottgeweihten personen und ihrem eigentum zu vergreifen' (s. 179), doch tatsächlich nur eine breite paraphrase des inhalts der urkunden. vergebens würde man auch nur bei einer so mar-

kanten persönlichkeit wie Neifen nach einem anlauf suchen, die dichterische eigenart mit den historischen verhältnissen zu erklären; man findet nur eine ausführliche, mit dem freundlichen städtchen Nürtingen (s. 135) anhebende familiengeschichte, und zum schluss (s. 156) eine in den allgemeinsten phrasen gehaltene lobrede. von historischem verständnis ist bei der biedern annahme, die schwäbische ritterschaft habe bei ihrer verschwörung gegen Friedrich II keine selbstischen zwecke verfolgt (s. 142), so wenig zu merken, als in den redensarten über Sevelingen als 'einen der wenigen echt deutschen minnesinger, die aus dem volke und dem eigenen innern schöpfend, wahre und ungekünstelte dichtungen geschaffen und noch frei geblieben sind von der bald alles überschwemmenden französischen mode' (s. 127). man vergleiche einmal diese charakteristik, in der so ziemlich alles schief ist, mit dem bilde, das ein kenner wie Burdach (ADB 34, 72) von Meinloh entwirft, und man wird über die litterarhistorische bedeutung der ausführungen Grimmes im klaren sein.

Die regestensammlung als solche bleibt deshalb immer noch eine dankenswerte leistung, auch wo sie so unglückliche vermutungen anschleppt, wie (s. 20) zu Horheim (vgl. Schulte aao. s. 263) oder so haltlose wie (s. 208) zu Rudolf dem schreiber. hübsch ist dagegen der nachweis des bisher fast stets übersehenen Heinrich Offenbach von Isny (s. 219). die vermehrung der urkunden (die freilich grofsenteils nur aus Gr.s aufsätzen in der Germania neugedruckt sind) leidet nicht selten (wie bei jenem Berngerus Orhan) an mangelnder kritik; sehr häufig ist aber doch dem fleifsigen sucher ein fund geglückt. und die übersicht einer ganzen familiengeschichte, wie etwa bei Leiningen (s. 22 f) oder Buwenburg (s. 187 f) gibt uns manchen fingerzeig zur erklärung auch rein litterarischer eigenheiten; nur dass Gr. selbst sie nicht so zu verwerten gewust hat. das buch ist gewis unentbehrlich; aber mit würklicher freude wird man es selten gebrauchen. —

Die dankbare aufgabe, das poetische leben Wiens im zeitalter des minnesangs zu schildern, konnte wol kaum in bessere hände gelegt werden als in die Schönbachs: bezeugen untersuchungen, wie die über Hartmann seine originelle und festgegründete auffassung vom wesen unserer epiker und minnesänger, so bekundet ein buch wie das über Walther sein talent populärer und geschmackvoller darstellung. so mag man denn auch hier einzelheiten beanstanden: ich würde zb. Reinmar nicht den subjectivsten dichter nennen (s. 5), und ich glaube immer noch, dass Neidhart würklich auch vor den bauern gesungen hat (s. 17). aber das geschick, mit dem Schönbach in einfacher anordnung, knapper charakteristik und glücklichen proben vom Melker Marienlied über die Nibelungendichtung bis zu dem sog. Seifried Helbling führt, wird man nur bewundern können, und indem der vf. zum schluss (s. 81) die frage aufwirft, wie weit sich schon

hier ein österreichischer stammescharakter erkennen lasse, hebt er die vorgeführten züge aus ihrer gleichsam anekdotischen vereinzelung auf die höhe historischer betrachtung. — die dichterporträts in buntdruck nach der Heidelberger hs. sind höchst sorgfältig ausgeführt, die übersetzungen der (vielleicht etwas zu umfangreichen) proben ein wenig prosaisch, aber dafür um so gemeinverständlicher. läge uns nicht Wien gerade jetzt so besonders am herzen, wir könnten es um das prachtwerk beneiden, das uns solche probestücke zusendet! —

Die tüchtige arbeit Credners geht mit gespannter aufmerksamkeit die gedichte in Haupts ausgabe durch, um strophenbestand und strophenfolge zu prüfen. als neues kriterium bringt sie (s. 14) die nennung des namens herbei, die allemal in die schlussstrophe falle. es wären wol noch andere kriterien zu gewinnen, zb. aus der betrachtung der reime, die leider auch C. (s. 31) zurückschiebt. auf der andern seite würd ich das fehlen eines natureingangs nicht durchaus als zuverlässiges kriterium ansehen, wie C. (s. 27) tut; gibt ja doch auch er für 40, 1 (s. 55) eine ausnahme zu.

In der gesamtauffassung der überlieferung kann man mit C. vorwiegend übereinstimmen; er urteilt nüchtern und selbständig. dass R überschätzt wurde (s. 12), bin ich jetzt auch bereit zuzugeben. Bielschowskys 'parallelstrophen' weist C. (s. 58) mit recht ab. im einzelnen hab ich etwa zu bemerken: meine ansetzung von 9, 13 als frühestem gedicht erscheint mir (s. 23) nicht widerlegt. — 10, 12 scheint mir die conjectur *unsenftec lôz* (s. 25) sehr hübsch. — 15, 5 glaub ich nicht an die bewuste ironisierung; C. hat hier die übertreibungen mitgemacht, vor denen er sonst (s. 16) selbst warnt. die strophen sind auch, die zweite besonders, viel eher in volkstümlich-gnomischer als in streng höfischer art gehalten, sie könnten eher die fahrenden parodieren als die minnesinger. — 20, 38 halt ich (gegen s. 33) nicht für unecht, wenn auch 21, 6 eine nachgemachte strophe eine neidhartische verdrängt haben mag. die andern strophen haben nichts von dem schreienden, überbietenden ton seiner nachahmer, und das argument mit dem namen (21, 2) scheint mir nicht zwingend. — auch gegen die athetese von 25, 38 (s. 36) hab ich bedenken. an dem vergleich eines geputzten mädchens mit einer puppe ist dort übrigens (gegen s. 37) nichts auffälliges; jedes kind lässt seine puppen tanzen. — 28, 36 ist (gegen s. 40) nicht derber als viele andre lieder. — glücklich scheint mir (s. 42) 30, 28, unglücklich (s. 44) die strophenfolge des ganzen liedes 29, 37 behandelt. — zu 33, 15 stimm ich C. gegen Bielschowsky (s. 45) bei.

Bei den winterliedern ist der gewinn geringer. zu 39, 20 werden (s. 51) beachtenswerte echtheitsbedenken vorgebracht. — 144, 9 wird man sicherlich (gegen C. mit JGrimm s. 56) ein gentilicium ergänzen müssen. — gut sind 52, 12 (druckfehler

42, 12; überhaupt sind die zahlen oft verdruckt, zb. s. 25 v. 3. s. 42 : 30, 28 st. 20) die lesarten von c und d gegen R verteidigt. — 60, 18 find ich (gegen s. 62) durchaus keine offenbare anknüpfung; die bedenken gegen 72, 24f (s. 64f) reichen nicht aus, ebensowenig die gegen 82, 39 und 91, 8 (s. 71. 75). — beachtenswert ist zu 71, 34 (s. 66) die vermutung einer directen polemik gegen Walther. — zu 101, 20 schliefst sich C. (s. 79f) wol mit recht an Paul an.

Sind in zahlreichen einzelfällen C.s bemerkungen fördernd, so kann ich dagegen mit seiner gesamtbeurteilung Neidharts nicht übereinstimmen. er fasst ihn (s. 16) zu ausschliefslich als 'schalk'; er sieht den hauptgrund der feindschaft zwischen dem ritter und den bauern (s. 51) in der 'sangesconcurrenz', während Neidhart doch den sang seiner gegner kaum je (wie Walther so oft) angreift. seine (und Bielschowskys) auffassung von Engelmars tat (s. 16. 54) scheint mir in der luft zu schweben. — mein aufsatz über die Neidhartlegende ist dem vf. wol entgangen (vgl. s. 53); auch sonst hat er sich etwas eng auf die specielle text- und interpretationslitteratur zu dem von Riuwental beschränkt. in hinsicht auf den stil ist mir die falsche construction 'als bittstrophe ist ihre stellung nicht anstöfsig' (s. 64) aufgefallen. —

Schürmann will in seiner selbständigen, von gründlichem studium Neidharts zeugenden arbeit 'den jeder naivität baren, ausgeprägt subjectiven charakter dieses dichters' erweisen. die subjectivität wird jedermann zugeben; dass alle naivität fehlt, glaub ich nicht bei einem sänger, dem solche töne gelangen wie die von der weltsüfse. es ist eine häufige erfahrung, dass gerade satiriker ihre merkwürdig naiven seiten haben; und Neidhart kann sich so gut über die entrüstung der bauern gewundert haben, wie mancher hofnarr über den zorn der geneckten hofleute. deshalb scheinen mir auch die argumente nicht zwingend, denen zufolge N. (s. 5) überhaupt nicht vor den landleuten gesungen hätte; und hier kommt hinzu, dass sich so selten jemand getroffen fühlt, wenn seines gleichen gescholten wird : wie vergnügt haben die prälaten der aufklärungszeit allen pfaffenspott angehört! — die volkstümlichkeit des altenmotivs in den reien scheint mir (gegen s. 7) schon durch Müllenhoffs nachweis zu MSD xxviii sicher gestellt. und in alter tradition blieb N. auch sonst; deshalb darf man die parallelstellen zu Morungen (s. 28) und Walther (s. 30) nicht überschätzen, am wenigsten aber directe parodie Reinmars annehmen, wo (s. 21) nicht einmal die strophenform gewahrt ist. wie ich mir denn überhaupt zu der ganzen frage, ob N. die minnedichtung direct und bewust parodiert habe, auf meine principielle erörterung in dieser Zs. 40, 373 f zu verweisen erlaube. — im einzelnen fehlt es nicht an hübschen bemerkungen, zb. bei der einteilung der spottlieder s. 9.

Berlin. RICHARD M. MEYER.

Das Danziger theater im 16 und 17 jahrhundert. von JOH. BOLTE. [Theatergesch. forschungen. herausgegeben von BLitzmann. XII.] Hamburg, Leop. Voss, 1895. XXIII und 296 ss. 8⁰. — 7 m.

Spät gelang ich dazu, ein buch anzuzeigen, das sich bereits allgemeiner wertschätzung erfreut. was der verfasser bescheiden ein büchlein nennt und seinen 'Singspielen der englischen comödianten' als zweiten beitrag zur theatergeschichte des 17 jhs. anreiht, ist eine gewichtige arbeit, die unsere kenntnis nicht blofs der dramatischen litteratur dieses zeitraumes nach vielen richtungen erweitert. die anordnung des stoffes und das doppelte register, vor allem aber die enthaltsamkeit des vf., von dem theaterwesen zum stadt- und zeitbild abzuschweifen, dienen dem zwecke, ein nachschlagebuch zu schaffen; und sicherlich ist es jedem unentbehrlich, der mit der geschichte des theaters sich beschäftigt. die leistung B.s zu würdigen, wird vielleicht der umstand genügen, dass sein unmittelbarer vorgänger in der behandlung desselben stoffes die zeit von 1650—1730 auf 4 seiten erschöpft, während B. 80 gibt. seine arbeit erstreckte sich nicht allein auf archive, denen er sehr wertvolles material in chroniken und actenstücken entnimmt; er list lateinische schuldramen, die er mit andern ausgaben und deutschen übersetzungen vergleicht, er berichtet von schriften und gegenschriften gelehrter über den wert deutscher aufführungen in schulen; wir erhalten umfassende zusammenstellungen der wanderfahrten aller bekannten und mancher bisher unbekannten schauspieler, ihre genealogien, die programme ihrer aufführungen, regiebücher und dgl.: so viel, dass wir für die annalistische form des B.schen buches nur dankbar sein können. auch an culturhistorisch interessantem detail fehlt es nicht. wer in der fülle von personen, deren namen in wechselnder schreibung uns begegnen, und die in beständiger bewegung, bald vereinigt, bald getrennt, in demselben jahre an entgegengesetzten enden des reiches auftauchen, sich zurecht zu finden sucht, wird sich hier sichern rat holen. kaum ein name, der nicht von reichen biographischen daten begleitet wäre, kaum ein stück, dessen litterarischen zusammenhang B. nicht festzustellen wüste. der stoffgeschichte geht B., wie immer, auch hier eifrig nach. er zeigt uns alte stoffe in neuen bearbeitungen, oder einführung neuer motive, figuren und episoden in stücke, die uns bekannt sind. mehr als 200 jahre Danziger theatergeschichte ziehen an unsern blicken vorüber. die fülle des materials wird im vorhinein (im vorwort) gesichtet und der entwicklung des deutschen dramas gemäfs dem grofsen zusammenhange eingereiht. von den fastnachtspielen der jungen bürger, den umzügen der handwerker und den schulcomödien gelangen wir zu den aufführungen der berufsschauspieler, von denen als erste wandernde puppenspieler erscheinen. die englischen comödianten und die ihnen folgenden deutschen principale nehmen mit recht die erste

stelle ein. wie Paulsens aufenthalt in Danzig den höhepunct der dortigen bühne bezeichnet, so widmet auch B. ihm die eingehendste besprechung, die mit der charakteristik des gesamten Paulsschen repertoires schliefst. der wandel der zeiten kommt uns auch in der erweiterung der bühnentechnik, der einführung der censur (1714) und in andern bühnenverhältnissen, von denen uns B. kunde gibt, deutlich zum bewustsein. jede reparatur der comödienbude bis zur eröffnung des neuen schauspielhauses (1801) wird uns urkundlich bestätigt. interessant ist, dass der rat sich 1650 mit der absicht trug, das theater in eigene regie zu übernehmen, und es 80 jahre später dem ersten ständigen pächter übergab.

Einige bemerkungen mögen, B.s anordnung folgend, hier platz finden. nach seiner sehr ansprechenden vermutung haben schon jene fünf comödianten, die als die ersten ihres standes aus dänischen diensten nach Deutschland gekommen waren und über die wir nach ihrem abzuge von Dresden im juli 1587 nichts mehr erfahren, in demselben jahre Danzig besucht. denn PhWaimers stück Elisa, das 1591 aufgeführt und gedruckt wurde, enthält eine figur, die unzweifelhaft der englischen bühne entlehnt ist. nun meinte ich Anz. XXII 318[1], dass die annahme, diese figur des Dominus Johannes stamme aus dem englischen singspiel, nicht zwingend sei; indessen die proben, die B. hier (s. 26f) aus Waimers comödie mitteilt, beweisen, dass er mit jener annahme vollkommen recht hatte. so unverkennbar ist die technik des englischen singspiels hier nachgeahmt. es bedeutet nicht viel, dass Waimer in der moral von seinem vorbilde abweicht. vielleicht ist dies aber garnicht der fall gewesen; möglicherweise steht er der (nicht erhaltenen) englischen gesangsposse näher, als die späteren holländischen und deutschen bearbeitungen derselben. Dominus Johannes wird auch Pan Jan genannt, und schon in Rolls drama von Pontus und Sidonia vom jahre 1576 begegnen wir einer komischen figur polnischer nationalität, namens Jakupki. ein charakteristisches merkmal des narren war das radebrechen, und es mochte den Danzigern spafs gemacht haben, ihre polnischen landsleute in dieser rolle zu sehen. — die Collection of old ballads 1723—25, die B. nicht zugänglich war (s. 23 anm.), befindet sich in der Göttinger bibliothek. —

In einer der vielen, von B. abgedruckten suppliken fahrender comödianten an den Danziger senat begegnen wir einer stelle, die umsomehr auffallen muss, als sie unter den meist gleich oder ähnlich stilisierten bittgesuchen vereinzelt steht. ich weifs nicht, warum B. stillschweigend über diese stelle hinweggeht; möglich, dass er die sich aufdrängende vermutung von vornherein zurückgewiesen hat. in Shakespeares todesjahr kommt John Green mit seiner truppe vom dänischen hofe (wie wir zuerst durch

B. erfahren) nach Danzig. in seiner bittschrift sagt er: '*Nun ist gewis, das der Lauf der welt nicht künstlicher kan abgebildet sein als in Comoedien und Tragoedien, die gleich wie im spiegel aller Menschen leben und wesen, guttes wnd böses repraesentiren und fürstellen, darin ein jeder sich selbst magk sehen und erkennen, Welche kunst bey den Alten Griechen und Römern uber alle mafse weert, hoch und ansehnlich gehalten ist und wol tawren wird, so lang die welt stehett*' usw. dann folgt noch die übliche moralische betrachtung der schaubühne. unzweifelhaft hat die angeführte stelle starke ähnlichkeit mit Hamlets unterweisungen der schauspieler. in der deutschen bearbeitung des Hamlet aus d. j. 1710, der Creizenach eine vermittelnde stellung zwischen der quarto von 1603 und der von 1604 zuweist, heifst es II 7 von der schauspielkunst: '*man kann in einem Spiegel seine Flecken sehen*', und in der 9 scene desselben actes sagt Hamlet: '*Ihr Theatrum ist wie eine kleine Welt, darinnen sie fast alles, was in der grofsen Welt geschieht, repräsentieren. Sie erneuern die alten, vergessenen Geschichten und stellen uns gute und böse Exempel vor*' usw. John Greens supplik klingt also vernehmlich an den deutschen Hamlet an; die ähnlichkeit aber mit der rechtmäfsigen ausgabe von 1604 scheint noch gröfser. Shakespeares worte '. . *whose end, both at the first and now, was and is, to hold, as 'twere, the mirror up to nature; to show virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time his form and pressure*' sind hier widerzufinden. dürfen wir daraus auf eine aufführung Hamlets in oder vor 1616 schliefsen? Green kam von Kopenhagen, und er mag dort, sicherlich an gut gewähltem ort, Hamlet zum erstenmal gespielt haben. wir wissen nur von einer aufführung in Dresden im j. 1626, und dann hat Litzmann (Deutsche rundschau, märz 1892, s. 427 f) nachgewiesen, dass ein jahr zuvor Hamlet in Hamburg gegeben wurde. nach dem gesagten aber scheint das stück längere zeit bereits in Deutschland heimisch gewesen zu sein. wie die fahrenden schauspieler die würklichkeit auf die bühne brachten, im Hamlet den principal Carl auftreten liefsen und ihre gewöhnlichsten argumente, mit denen sie in zahllosen bittgesuchen die stadtväter um spielerlaubnis bestürmten, hier widerholten : zb. dass sie weit her kommen und dass man sie ihre weite reise nicht umsonst möge tun lassen (D. deutsche Hamlet, Creizenach, s. 163), oder dass sie an allen orten das gute, das man ihnen erweise, werden zu rühmen wissen (ebenda s. 167), ich sage also, wie sich hier die würklichkeit ins spiel mengte, so finden wir auch anderseits in dieser supplik JGreens an den Danziger rat die worte, die er auf der bühne zu sprechen hatte.

Im anhange seines buches gibt B. zwei ungedruckte stücke der englischen comödianten heraus, die sich in einer handschrift des Danziger ratsherrn Georg Schröder erhalten haben und wahr-

scheinlich aus dem repertoire Paulsens stammen. der inhalt des einen, Tiberius und Anabella nach Marstons Parasitaster or the Fawn verfertigt, war uns schon ausführlich bekannt; wird auch von Creizenach (anh. III) widerholt. das andere, Der stumme ritter genannt und nach Lewis Machins The dumb knight gearbeitet, steht Ayrers Comedia vom könig in Cypern sehr nahe, die ja aus dem englischen stücke hervorgegangen ist. beide stücke sind also für uns sehr interessante novitäten, die inbezug auf stoff und motive von B. genau untersucht werden, und von denen besonders das letztere mit dem englischen stück und dem deutschen drama Ayrers verglichen wird. eine eingehnde besprechung widmet B. dem komischen zwischenspiel vom unsichtbar machenden stein, das in der Danziger comödie wie bei Ayrer, nicht aber im englischen stücke zu finden ist. sechs bearbeitungen davon, vier deutsche und zwei niederländische, sind erhalten; ihr verhältnis zu einander wird klar bestimmt. hieran möcht ich anknüpfen und zunächst darauf hinweisen, dass meine vermutung über die entwicklung des englischen nachspiels zum deutschen zwischenspiel (Anz. XXII 309 f) bestätigt wird. demnach scheint sich die verbindung der beiden schwänke zu diesem zwischenspiel erst in Deutschland vollzogen zu haben. man setzte zwei nachspiele zusammen, da man ein längeres zwischenspiel brauchte. dieser vorgang gehört zu der eigentümlichen entwicklung, die das englische drama in Deutschland nimmt. es ist leicht einzusehen, wie die comödianten dazu kamen, an stelle der komischen nebenhandlung des originals diese posse einzusetzen. der stumme Hans ist eine gelungene parodie des stummen ritters. man geht vielleicht zu weit darin, jede änderung des verlaufs in diesen possen auf litterarische quellen zurück zu führen. häufig mögen äufsere gründe entscheiden. wenn bei Ayrer ein würklicher zauberer auftritt und in der sammlung von 1620 Wilhelm sich als solcher verkleidet, mag die ursache im mangel an schauspielern gelegen haben. wenn Intercalaris V weder bei Ayrer noch 1626 vorkommt, so kann es ganz auf rechnung der Danziger comödianten gesetzt werden. wie sicher ihr instinct sie zu allem leitet, was würksam ist auf der bühne, sehen wir aus der verteilung der zwischenscenen unter die der haupthandlung. sie fühlten, dass sie am schluss des 3 actes einer heitern scene bedurften, und so machten sie sie.

Zu B.s auseinandersetzungen über das deutsche stück von Tiberius und Anabella hab ich eine wichtigere bemerkung hinzuzufügen. von dem drama Marstons finden wir in der deutschen bearbeitung nur den 1 act wider, und zwar schon 1604, während das englische stück sich nicht über 1606 hinauf verfolgen lässt. der vater, der seinen sohn ausschickt, damit er für ihn werbe, geht ihm verkleidet zur seite und bringt das paar zusammen. ganz anders im deutschen stück. nicht die prinzessin verliebt

sich in Tiberius, sondern dieser in Anabella; die liebenden flüchten in den wald, um sich von einem eremiten trauen zu lassen; der vater aber setzt ihnen nach, da er ganz und gar nicht, wie im englischen stücke, mit der wendung, die die werbung des sohnes genommen, zufrieden ist. zweimal wird die braut gefangen und wider entführt. dann kommt die meldung, dass die liebenden beim übersetzen über den strom ertrunken sind. da bereut endlich der vater, die liebenden erheben sich und erhalten die verzeihung. B. schliefst aus vielen anderwärts begegnenden zügen (hauptsächlich den possen des Hans Leberwurst), dass das stück allmählich in diese gestalt um die mitte des jhs. gekommen ist, aber er kann ebensowenig wie Creizenach das völlige abweichen von Marstons handlung erklären. das hauptmotiv, dass die vermeintlich ertrunkenen die verzeihung der hartherzigen eltern am schlusse erhalten, finden wir in Henry Glapthornes stück The lady mother, und es zeigt sich, dass ein mit diesem nahe verwantes stück, vielleicht seine quelle, mit Marstons drama in der deutschen bearbeitung zusammengeflossen ist. an die stelle des vaters tritt bei Glapthorne die mutter, die das glück ihrer kinder tyrannisch stört; sie verlangt den liebhaber ihrer tochter für sich, wie in dem deutschen stücke der vater, allerdings mit gröfserem recht, die geliebte seines sohnes in anspruch nimmt. nun ist gewis die rivalität zwischen mutter und tochter ein bedeutender stoff des gesellschaftlichen lebens, im gegensatze zum blofs romantischen des deutschen stücks. allein man kann nicht sagen, dass Glapthorne ihm gewachsen ist. wie überall übertreibt er auch hier; er charakterisiert die mutter mit ihren eigenen worten, sie wolle alles, nur nicht weiblich sein; dem schicksal wolle sie nicht fluchen, sonst könnte man glauben, sie fürchte es u. dgl. in jedem stücke Glapthornes laufen zwei handlungen parallel; immer handelt es sich um die vereinigung zweier liebespaare, die gewöhnlich in verwantschaftlichem verhältnis stehn. so auch hier. zuerst bringt die mutter durch ihr verlangen nach dem ersten liebhaber das eine paar in verwirrung und unfrieden, dann aber befiehlt sie ihrer andren tochter, bei deren liebhaber für sie zu werben, eine situation, die der im deutschen stücke ähnlich ist, wenn auch hier der sohn, der für den vater werben soll, das mädchen noch nicht kennt. ungleich ihm gibt die tochter bei Glapthorne ihre ansprüche auf den geliebten auf, doch bleibt dieser standhaft. das andre paar hat sich inzwischen gefunden und in der flucht sein heil gesucht. da bringt der raisonneur des stücks, Thorowgood genannt, die nachricht, dass die beiden ertrunken sind. die mutter ist sehr bewegt — zum erstenmal, doch immer noch versucht sie, ihren willen durchzusetzen. in der 1 scene des 5 actes sehen wir die mutter am ufer des flusses umherirren, in dem ihre tochter ertrunken ist. es ist die schönste stelle in diesem stück. sie geht mehr und mehr in sich und

sucht den tod. Thorowgood bringt sie ab von diesem gedanken; sie sollte lieber gut machen, was sie gesündigt. so schliefst das drama mit dem schuldbekenntnis und der vollkommenen reue der mutter. in maskenspiel und tanz entdecken sich beide liebespaare, heil und gesund. der parallelismus der handlung, der ohne zweifel Glapthornes erfindung ist, geht so weit, dass auch der zweite liebhaber, der die mutter verschmäht hatte, fälschlich totgesagt wird. er fällt im duell mit dem sohne der mutter, der auf ihr geheifs rache nehmen sollte für die schmach, die jener ihr angetan. zum schluss steht der im duell gefallene wider auf. dass die letzte scene in The lady mother vor gericht sich abspielt, wohin der junge sohn wegen seines duells gebracht wird und wohin ihm die mutter folgt, ist gleichfalls in Glapthornes offenkundiger vorliebe für gerichtsscenen begründet. endlich wird auch die gleiche komische würkung den herschenden liebeswirren zugesellt. die vielgeliebte im deutschen stück wird von Monsieur Signior Cavagliere Hans Leberwurst im stillen verehrt, wie die vielliebende in Glapthornes drama sich die neigung des betrunkenen kellners Alexander Lovell, 'an ambodexter or a Jack-of-all-sides', gefallen lassen muss. beide spielen eine art Malvoliorolle.

London. B. Hoenig.

Goethes Faust in seiner ältesten gestalt. untersuchungen von J. Collin. Frankfurt a. M., Litter. anstalt Rütten u. Loening, 1896. vi und 275 ss. 8o. — 5 m.

Der vf. hat sich vornehmlich zwei aufgaben gestellt. einmal unternimmt er es, den ältesten Faust auf seinen gedankengehalt zu prüfen, seinen zusammenhang mit andern werken des dichters und sonstigen äufserungen seines geistes aus jenen jahren darzutun, erlebtes aufzusuchen, dem litterarischen einfluss nachzuspüren, endlich die leitenden ideen des jahrhunderts, soweit sie in dem drama sichtbar werden, dazu in beziehung zu setzen. zweitens versucht er die äufsere entstehungsgeschichte des sogen. Urfaust zu geben. — die lösung der ersten aufgabe ist ihm recht wol geglückt. in ihr ligt die stärke des buches. so zeigt er (s. 9—11. 50f. 176f), gestützt auf die äufserung Goethes, dass der Faust mit dem Werther entstand, worin sich beide werke begegnen, indem er zugleich den unterschied der behandlung des problems hier und dort betont. auch den zusammenhang des dramas mit kleineren schöpfungen wie dem Satyros (s. 50), Künstlers erdenwallen (s. 10), Mahomet, Prometheus, Claudine (s. 172f), den gedichten Der wanderer (s. 48f), Wanderers sturmlied (s. 54), Ganymed (s. 33) und anderen hebt er nutzbringend hervor, während er in der erörterung der berührungspuncte des Faust mit dem Götz und Clavigo (s. 172f) nach meiner meinung construierend verfährt. hier hat ihn die rücksicht auf das bild,

das er sich von der entstehung des Urfaust gemacht hat, zu einer gar zu schematischen auffassung des gegenseitigen verhältnisses der motive verführt. im ganzen aber erreicht C. durch das systematische hervorheben der widerkehr der motive oder durch den hinweis auf verwantschaft jenes echt wissenschaftliche ziel, das, was jeder fühlt: den zusammenhang des Faust mit den grundanschauungen des jugendlichen dichters aus der sphäre der ahnung und empfindung in die des wissens zu erheben. — auch das element des erlebten ist mit erfolg hervorgehoben. ich verweise dafür nur auf die art, wie das wesen des erdgeistes aus Goethes leben und seiner empfindungsweise hergeleitet wird (s. 51ff). anerkennung verdient, dass er sich dabei von jener plumpen auffassung fern hält, wonach das dargestellte buchstäblich erlebt sei. vielmehr berücksichtigt er, was an dem erlebten, übernommenen dichterische phantasie um- und weiterbildet. nicht minder weifs C. die litterarischen einflüsse geltend zu machen. für einen teil des eingangsmonologs weist er in einer für mich überzeugenden weise einfluss von Herders Urkunde des menschengeschlechts nach, worin ihm freilich Scherer vorangegangen ist. auch im religionsgespräch Fausts mit Gretchen zeigt er nachwürkung Herderscher und Hamannscher anschauungen, ebenso in der Wagnerscene. dass sich litterarische einflüsse und erlebtes verschlingen, übersieht er nicht. an dem religionsgespräch sehen wir an seiner hand, wie sich in Goethe äufsere litterarische einflüsse und innere entwicklung begegneten (s. 208—212f). bei all diesen einzelheiten verliert er nicht den blick auf das ganze. eindringlich erweist er den Urfaust als das echte kind seiner zeit. wie die empfindungen und anschauungen jener fordernden epoche, die in Goethe so mächtig pulsierten: der kampf gegen die schulweisheit und den rationalismus, die opposition gegen die form und das dringen auf den gehalt, die hervorkehrung des gefühls und die daraus resultierende empfindsamkeit, der lebensdrang, wie sich diese und andre züge der zeit in dem werke spiegeln, wird uns dank den positiven belegen, die der vf. zu erbringen weifs, aufs deutlichste lebendig. die darstellung dieses culturhistorischen moments ist ihm vielleicht am besten gelungen.

Allein damit ist das lob, das ich dem buche spenden kann und das man hoffentlich für kein geringes halten wird, erschöpft. denn schon seine chronologischen resultate vermag ich nicht anzuerkennen. C. lässt die niederschrift am Faust, 'der als das product einer nach jahrelanger innerer arbeit rasch und kräftig hervorbrechenden dichterischen tätigkeit anzusehen ist', nicht vor 1774 beginnen, und zwar verlegt er in den sommer dieses jahres nach der Rheinreise den monolog und die erdgeistscene. von der Wagnerscene erklärt er nach einigem schwanken, dass sie kurz nach jener partie verfasst sei. auch die schülerscene gehört nach seiner meinung in diese zeit. in die zweite hälfte des

jahres, aber noch vor mitte october, fallen die ersten sieben scenen der Gretchentragödie (v. 405—1065). in den herbst 1774 verweist er auch die zweite gartenscene, die nach einer nicht allzulangen unterbrechung der auf jene sieben scenen verwanten arbeit entstand, und in das ende des jahres die brunnenscene. dann tritt eine pause in der production ein, die erst wider im herbst des folgenden jahres aufgenommen wird. da entsteht die scene 'Auerbachs keller' (september), Gretchens monolog am spinnrad, das gebet am zwinger, die domscene. die beiden bruchstücke der scene 'nacht. vor Gretchens haus' gehören ebenfalls der zeit nach der Schweizerreise und vor dem abbruch des verhältnisses mit Lili an. ihr folgt die abfassung von 'trüber tag. feld'; 'nacht. offen feld', im zusammenhang damit vielleicht auch die der kurzen übergangsscene 'landstrafse' (v. 453), endlich die der kerkerscene, die C. für die letzte der in Frankfurt verfassten scenen erklärt.

Man könnte den vf. um die sicherheit beneiden, mit der er, sich mit der behandlung des problems der innern entstehung des Urfaust nicht begnügend, ein so fertiges bild seines äufsern werdens heute schon entwirft, geschäh es nicht gar zu sehr auf kosten der kritik. seine gründe, meist schal und fragwürdig, entbehren fast durchweg der überzeugenden kraft. mit recht sucht er die entstehungsmotive hauptsächlich im leben des dichters. aber wie schwierig es ist, darauf eine bestimmte chronologie aufzubauen, scheint er nicht zu ahnen. so sagt er von der domscene, es sei 'klar, dass sie sich mit ihrer packenden und niederschmetternden dramatik aus dem heftig stürmenden innern des dichters etwa gleichzeitig mit der vorhergehnden (dh. der scene 'zwinger', die er in den herbst 1775 setzt) losgerungen hat' (s. 226). aber er spricht selbst widerholt von der schweren leidenszeit, die für den dichter nach der rückkehr aus Wetzlar begann und nicht so bald überwunden ward. was hindert, mit hilfe desselben kriteriums ihre entstehung in diese epoche zu verlegen? der umstand, den C. zur verstärkung seiner annahme anführt, dass in den briefen und werken jener zeit mehrfach von bösen und guten geistern die rede ist, doch gewis nicht. denn schon im Götz macht der dichter von dieser metapher gebrauch (Werke XXXIX 173 = VIII 159, 12). vgl. auch in dem brief an Herder vom ende 1771 (Briefe II 12, 15) die rächenden geister.

Von der brunnenscene sagt er selbst (s. 223), dass sie wenig anhalt zu einer schärferen zeitbestimmung gewähre, und er weifs zu gunsten seiner datierung nicht mehr vorzubringen, als dass 'die anscheinende kunstlosigkeit, mit der ein stück einfachen volkslebens mit all seinen vorurteilen und abneigungen gezeichnet ist, die Hans Sachsische form einen gewissen zusammenhang mit der ersten scenenreihe nahe legen'. wie unzulänglich auch diese begründung ist, sieht jeder. es spricht

aber auch innerhalb des bildes, das sich C. von der entstehung der scenen gemacht hat, ein moment gegen diese fixierung. C. hebt selbst als auffallend hervor, dass in der scene von dem tode der mutter nicht die rede ist, obwol sie in der dichtung auf die zweite gartenscene, in der das motiv bereits angelegt ist, unmittelbar folgt. das bedenken ist durchaus gerechtfertigt, und es ligt hier deutlich einer der zahlreichen fälle vor, wo wir das zusammenprallen verschiedener stadien der arbeit gewahr werden. und zwar verhalten sich die beiden stücke so zu einander, dass die brunnenscene nicht, wie C. annimmt, nach der ihr im drama vorausgehnden gartenscene gedichtet sein kann, sondern vielmehr vor ihr entstanden sein muss. die bedenken, die ihm aufsteigen, zerstreut er dadurch, dass er (s. 220) die frage aufwirft, ob der dichter, da er die brunnenscene schrieb, vielleicht noch nicht die absicht hatte, dem schlaftrunk tödliche würkung zu geben. die frage ist eine petitio principii. sie ist von C. schon unter der stillen voraussetzung gestellt, dass die abfassung der gartenscene vor die der brunnenscene fällt. gegenüber der art, wie das motiv dort vorbereitet ist (v. 1207 Gretchen : *Es wird ihr hoffentlich nicht schaden.* Faust : *Würd ich sonst Liebgen Dir es rathen*), ist sie unstatthaft. es ligt auf der hand, dass, als Goethe die gartenscene schrieb, die absicht, die mutter an dem trank sterben zu lassen, bei ihm feststand. wer vorurteilslos prüft, kann nur fragen, ob Goethe, als er die brunnenscene dichtete, die aus jener scene erhellende fortführung der handlung schon geplant hatte. und da muss die antwort lauten, dass mindestens dieser rasche gang der ereignisse nicht beabsichtigt gewesen sein kann und dem dichter eine darstellung des liebesverhältnisses vorgeschwebt haben muss, bei der die anreihung dieses den seelenzustand Gretchens so packend schildernden momentbildes ohne collision möglich war. das konnte aber nicht mehr geschehen, wenn schon die erste liebesnacht den tod der mutter herbeiführte. folglich muss die brunnenscene vor der zweiten gartenscene abgefasst sein.

Die zeitliche bestimmung der schülerscene leidet darunter, dass C. ihre (von mir behauptete) uneinheitlichkeit bestreitet. auf diesen punct komm ich weiterhin zu sprechen. er ist dadurch genötigt, für die ganze scene in anspruch zu nehmen, was die kritische auffassung nur bald für die eine bald für die andre hälfte gelten lassen kann. wenn er zb. die rolle Mephistos in dieser scene ganz in übereinstimmung mit seinem verhältnis zum Erdgeist findet und in ihr die grundlinien zur weitern ausführung des dichterischen planes erkennt, worüber er sich (s. 155 ff) etwas unklar ausspricht, so trifft das meiner ansicht nach nur für ihre zweite hälfte zu. aber selbst wenn man die richtigkeit seiner auffassung von der einheit der partie zugibt, wird man die chronologischen folgerungen, die er an die hervorgehobenen

beobachtungen knüpft, durchaus vag nennen müssen. er sagt (s. 159): 'lässt sich aus der schülerscene ein derartiger überblick (über den plan des ganzen) gewinnen, so wird man schon darum von allzufrühen ansätzen absehen müssen. vor 1773 ist sie auf keinen fall gedichtet. wir werden auch hier wol (wie bei der Wagnerscene) 1774 als entstehungsjahr annehmen müssen'. ich muss hinzufügen, dass C. Goethes tätigkeit an den Frankfurter gelehrten anzeigen und seinen kampf gegen das professorentum als voraussetzung der scene nimmt. auch das zugegeben, warum könnte sie nicht doch schon 1773 verfasst sein? wissen wir darüber etwas, dass Goethe sich das verhältnis Mephistos einerseits zum Erdgeist anderseits zu Faust einst anders dachte, als es aus dem Urfaust ersichtlich ist, und dass die neue auffassung dem jahre 1774 angehört? bei C. selbst hab ich vergebens nach einer andeutung darüber gesucht. und warum könnte sie nicht erst 1775 entstanden sein?

Gegen die ansetzung der kerkerscene (october 1775 kurz vor Goethes abschied von Frankfurt) liefse sich wol einwenden, dass sich damit nicht die von C. zugegebene tatsache verträgt, dass HLWagner sie im wortlaut gekannt hat (s. 269). denn der bruch zwischen ihm und Goethe erfolgte schon im april desselben jahres, und es ist nicht wahrscheinlich, dass dieser nach der bösen erfahrung mit der indiscreten satire Prometheus, Deukalion und seine recensenten jenen zu intimen vorlesungen seines Faust zugezogen habe. so schliefst auch Erich Schmidt (HLWagner[2] s. 81, Urfaust[3] s. xxxv f), 'dass die scene vor dem bruch niedergeschrieben sein muss'. indessen will ich darauf nicht einmal zu viel gewicht legen, weil wenigstens die darstellung, die Goethe von seiner damaligen, durch das erlebnis veranlassten stimmung in Dichtung und wahrheit gibt (Werke xxviii 331), annehmen lässt, dass sein zorn gegen ihn schnell verrauchte. bedenklicher sind die inneren voraussetzungen und consequenzen dieser fixierung. so ist für C. die prosaform der scene schon ein beweis für ihre spätere entstehung (s. 257), wie er denn von der in derselben form gehaltenen, im september 1775 gedichteten scene 'Auerbachs keller' aus zu dem durch nichts gerechtfertigten schluss gelangt, alle in prosa geschriebenen partien des Faust seien dem herbst 1775 zuzuweisen. weiter folgert er, dass die im frühling desselben jahres gedichtete kerkerscene am schlusse von Claudine von Villa Bella 'eine vorstudie zu der überwältigenden tragik von Gretchens jammer und wahn sei', und, was noch mehr kopfschütteln verursachen wird, die kerkerscene im Faust sei ein in aller eile niedergeschriebener entwurf. so etwas wird angesichts des von allen mit erstaunen wahrgenommenen umstandes behauptet, dass Goethe bei der nach fast 25 jahren vorgenommenen versificierung nur ganz unwesentliche, lediglich formale zusätze zu machen brauchte, um eine der vollendetsten scenen zu schaffen,

die die weltlitteratur kennt! es sei zum überfluss noch bemerkt, dass, wenn diese annahme richtig wäre, sich Goethe in dem bekannten briefe an Schiller vom 5 mai 1798 über diese partie schwerlich so geäufsert hätte, wie er es tut.

Nur an einigen beispielen hab ich zeigen wollen, auf wie schwachen füfsen die C.sche chronologie ruht. sie leidet an dem grundfehler, dass C. bei ihrer bestimmung nicht von stilistischen kriterien und inneren motiven ausgeht, wozu, wie ich zugeben will, unsere heutige kenntnis noch nicht ausreicht, sondern sich im grofsen und ganzen von der reihenfolge der scenen leiten lässt, in der sie in der dichtung erscheinen. diese auffassung entspricht aber für die meisten grofsen werke Goethes nicht seiner arbeitsweise — für den Tasso hat das neuerdings Ed.Scheidemantel urkundlich erwiesen (DLZ 1897 sp. 1538). — am wenigstens trifft sie für die beiden teile des Faust zu, wie schon eine oberflächliche kenntnis ihrer entstehungsgeschichte lehrt. seine chronologie leidet aber noch an einem zweiten fehler: sie spannt die entstehung in einen zu engen rahmen. vor 1774, meint C., ist nichts von Faust niedergeschrieben. zwar hat Goethe in einem brief an Zelter (vom 11 mai 1820) bekannt, dass 'ein wichtiger teil des Faust in die zeit des Satyros fällt', und diese farce ist, wie wir jetzt aus einem gespräche Goethes mit Johanna Fahlmer wissen (Biedermann Gespräche I 25ff), vor dem september 1773 verfasst. aber warum soll es nicht möglich sein, dies hindernis aus dem wege zu räumen? und so wird denn flugs die vollendung des Satyros ins jahr 1774 gesetzt. welche rabulistischen künste C. dazu aufbietet, mag man bei ihm selbst (s. 85f) nachlesen. überzeugen wird niemanden diese verdrehung einer tatsache, an der zu zweifeln nur der ursache hat, dem sie unbequem ist. nebenbei räumt C. das hindernis nicht einmal ganz aus dem wege. denn selbst wenn ihm der beweis gelungen wäre, dass der Satyros der gegenteiligen versicherung Goethes in einer harmlosen unterhaltung zum trotz im j. 1773 noch nicht fertig war, so muss er doch mindestens zu der zeit des gespräches, als er ihn für längst vollendet erklärte, abgeschlossen gewesen sein. nun fällt die unterredung in den mai 1774. C. aber lässt die arbeit am Faust nach der rückkehr von der Rheinreise dh. nach dem 13 august 1774 beginnen. zu der art, wie er nun einmal Goethes äufserung in dem brief an Zelter versteht, stimmt das also noch immer nicht. in wahrheit besteht dieses hindernis freilich gar nicht, es sei denn dass man wie C. die worte presst und zu viel aus ihnen herauslist. gewis wollte Goethe seinem freunde nicht mehr sagen, als dass der Satyros derselben frühen zeit dh. also der letzten Frankfurter epoche von 1771—75 angehöre, in die ein wichtiger teil des Faust falle. dagegen gibt es andre, von C. nicht berücksichtigte zeugnisse, die es ungerechtfertigt und willkürlich erscheinen lassen, den beginn der arbeit an ihm

ohne alle scrupel im spätsommer 1774 anzusetzen. allzu bestimmt lauten freilich auch sie nicht, wie wir denn für die datierung des Urfaust bei der äufseren überlieferung leider wenig unterstützung finden. es ist einmal die bekannte stelle in dem oft erörterten brief der Italienischen reise vom 1 märz 1788, wo Goethe in allerdings runder zahl die beschäftigung mit dem werk auf d. j. 1773 zurückführt, dann eine äufserung im XIII buch von Dichtung und wahrheit (Werke XXVIII 98, 9), wonach der dichter von einer zeit, die man nach dem zusammenhang ungefähr mit dem frühjahr 1772 umschreiben kann, sagt: 'Faust war schon vorgerückt', während er an derselben stelle vom Götz berichtet. dass er 'sich nach und nach in seinem geiste zusammenbaute'. es würde zu weit führen, diese in chronologischer beziehung complicierten, nicht ohne weiteres zu entwirrenden angaben zu erörtern; nur so viel sei bemerkt, dass es, wie jeder sieht, der auffassung C.s wenig günstig ist, wenn dem Faust hier ein vorgeschritteneres stadium zugeschrieben wird als dem Götz.

Ebenso wie ich die chronologie als unzulänglich und grösstenteils verfehlt bezeichnen muss, ebenso muss ich C.s resultaten in einer andern beziehung meine zustimmung versagen. er konnte das problem der innern und äufsern entstehung des Urfaust natürlich nicht behandeln, ohne zu der in den letzten jahren so viel besprochenen frage nach dem einheitlichen oder uneinheitlichen ursprung des werkes stellung zu nehmen. widerholt und ausführlich kommt er darauf zu sprechen, indem er mit seiner darstellung eine bekämpfung der bekannten aufstellungen Scherers wie der von andern, darunter auch von mir darüber im sinne der uneinheitlichkeit geäufserten ansichten verflicht. leider muss ich es mir aus raumrücksichten versagen, mich mit ihm über diese wichtige frage auseinanderzusetzen, und mich auf ganz weniges beschränken. welch schwere mühe muss sich C. geben, um die annahme der einheitlichen entstehung des eingangsmonologes zu rechtfertigen! er muss zu den widersprechendsten erklärungen greifen. bald ist in derselben kurzen partie der begriff der magie im mittelalterlichen sinne zu nehmen, bald bedeutet sie den drang des echten künstlers in das geheimnis der schaffenden natur einzudringen. bald soll sich Goethe in demselben kurzen stück eng an die sage anschliefsen, bald sich völlig von ihr abwenden. die natur, nach der Faust so sehnsüchtig verlangt (v. 33ff), ist bald als die würkliche zu nehmen, bald (v. 70 *Und wenn Natur dich unterweist*) ist die der magie im übertragenen sinne gemeint (Collin s. 20), unter der man sich schwerlich etwas vorstellen kann, während doch der v. 73 *Umsonst dass trockenes Sinnen hier Die heilgen Zeichen dir erklärt* ganz unzweifelhaft lehrt, dass es sich auch hier um den gegensatz der natur draufsen und der jammervollen enge, in die Faust eingekerkert ist (Collin s. 15), handelt. am schwersten wird es C., die scheidung zu

bekämpfen, zu der Scherers meisterhafte analyse, die immer ein ebenso unerreichbares wie nachahmenswertes muster einer ästhetisch-philologischen charakteristik bleiben wird, v. 75 *Ihr schwebt, ihr Geister neben mir*; *Antwortet mir, wenn ihr mich hört*, gelangte. kein wunder, denn für den, der sich willig ergibt, ist ihre annahme unabweisbar. die vorangehnden verse haben den doppelten zweck : zu exponieren und die beschwörung zu motivieren. von v. 32 an deutet alles darauf, dass Faust die enge behausung verlassen wird, um im angesichte der natur die verbindung mit den geistern zu suchen. denn er ist überzeugt, dass hier sein drang, die stimmen der geister zu vernehmen, nicht erfüllt werden kann. überraschender weise aber bleibt er, und was er eben noch für unmöglich erklärt hat, vollzieht sich ohne sonderliche schwierigkeiten: die geister kommen und stehn ihm rede. dass dieser verlauf der vorgänge einen widerspruch enthält, dass hier zwei verschiedene intentionen aufeinander prallen, kann meines erachtens nicht bezweifelt werden. und zwar hat man sich mit Scherer (Aufsätze über Goethe s. 324) die verknüpfung der beiden disparaten teile so zu denken, dass die erste partie bis v. 74 (*Umsonst dass trockenes Sinnen hier Die heilgen Zeichen dir erklärt*) reichte und der dichter nach der unterbrechung mit v. 76 (*Ha welche Wonne fliefst in diesem Blick* usw.) fortfuhr. die vv. *Ihr schwebt*[1] *ihr Geister neben mir Antwortet mir wenn ihr mich hört* dagegen sind flickverse und bilden einen notdürftigen übergang von dem vorhandenen complex zu dem neu gedichteten. sie verläugnen auch die natur des einschiebsels nicht und zeigen dieselbe eigentümlichkeit, die ich auch sonst an solchen notbrücken im Faust dargetan habe (Vjschr. 4, 317ff), indem sie inhaltlich wie dem wortlaut nach an einen vers der vorhergehnden partie (v. 41 *Um Bergeshöhl mit Geistern schweben*), ja auch an einen der folgenden (v. 122f *Ich fühls du schwebst um mich Erflehter Geist!*) anklingen. wie derartige anklänge zu erklären sind, hab ich aao. s. 320. 324 ausgeführt. wir können auch noch ganz gut beobachten, wie der durch die übergangsverse scheinbar verderbte widerspruch entstand. sowol das volksbuch (cap. 2) wie der Christlich Meinende (Dtsche litteraturdenkmale nr 39 s. 6) lassen die beschwörung im freien geschehen, und ihnen zu folgen hatte Goethe im sinne, als er v. 1—74 niederschrieb. da kam ihm der gedanke, die beschwörung in Fausts studierzimmer zu verlegen. wie sehr diese intention der ältern vorgezogen zu werden verdiente, leuchtet ein. zweierlei erreichte der dichter mit ihr : er vermied den störenden wechsel des schauplatzes und er gewann den unvergleichlichen contrast, den der beschwörungsscene

[1] die lesart von Urf.[3] an der stelle : *Ihr schwebtet ihr Geister* usw., die die beiden verse vielleicht noch in einem höhern grade als nachträglich dazwischen geschoben kennzeichnen würde, ist ein druckfehler. weder kennt sie Urf.[1] noch die Weimarer edition (bd XIV 256. XXXIX 221).

gegenüber die unterredung mit Wagner bot. neuerdings hat Joh.Niejahr in einem scharfsinnigen und interessanten aufsatz (Euphorion 4, 272 ff) nachzuweisen versucht, dass die uns überlieferte beschwörung des Erdgeistes ursprünglich für eine scenerie im freien bestimmt war und dass erst die nachbessernde hand sie für den jetzigen schauplatz umschuf. ich vermag dieser auffassung nicht beizustimmen, schon darum nicht, weil dann die unterbrechung v. 74 nicht zu verstehn wäre. sie ist nur unter der annahme zu erklären, dass der dichter die ursprüngliche absicht aufgab.

Ich möchte nicht C.s schlechtes beispiel nachahmen und seiner willkürlichen chronologie eine andere, ebenso wenig begründete entgegensetzen, indem ich hier die abfassung der vv. 1—74 (nach Scherers abgrenzung I und II) zu datieren versuche. nicht mehr kann bisjetzt als sicher gelten, als was sich eigentlich von selbst versteht, dass sie vor den folgenden niedergeschrieben sind. wann diese aber verfasst wurden, lässt sich mit einiger wahrscheinlichkeit vermuten. Scherer hat zuerst bemerkt und C. macht (s. 25) die beobachtung erheblich glaubhafter, dass die verse 77 ff, die die empfindungen schildern, von denen Faust beim beschauen des makrokosmoszeichens ergriffen wird, unter der einwürkung der lectüre von Herders Urkunde des menschengeschlechts entstanden sind. diese ist ostern 1774 erschienen. den starken eindruck des buches lässt noch Goethes brief an Schönborn vom 8 juni erkennen. man meint das nachzittern der unmittelbaren, in der Fauststelle in poesie umgesetzten würkung der schrift zu verspüren. verwante töne hier und dort. eine ähnliche bildersprache, die sich auch im ausdruck begegnet (*heilig, klang, heraufführen, morgenfreundlich lächelnd*), deutet auf die art des gefühls, mit der Goethe die Herderschen offenbarungen erfasste und zum besitz der eigenen empfindung machte. die verse werden also im frühling des jahres 1774 gedichtet sein.

So wenig aber wie C. die einheitliche entstehung des eingangsmonologes gegen Scherer erwiesen hat, ebenso wenig hat er meines erachtens die der schülerscene gerettet. da es sich um meine eigene sache handelt, widerstrebt es mir, das hier mit behaglicher ausführlichkeit darzulegen. ich kann nur bekennen, dass mich seine argumentation trotz sorgfältiger nachprüfung an meiner auffassung nicht irre gemacht hat. nach wie vor bin ich von der zeitlichen und inneren verschiedenheit der beiden teile der scene überzeugt. natürlich würd ich, wenn ich heute den beweis zu erbringen hätte, ihn in manchen puncten anders gestalten. ich würde die metrischen ausführungen vertiefen und die chronologischen in bezug auf die erste partie nicht mehr in derselben weise auf den Pater Brey stützen, dessen conception allerdings ins jahr 1772 fällt, dessen vollendung aber, wie C. mit recht ausführt (s. 151 anm.), nicht vor die zeit nach ostern 1774 zu setzen ist. er gibt selbst widerholt zu (s. 147. 150. 152), was

er gegenüber dem eingangsmonolog bestreitet, dass die scene in zwei nach inhalt, sprache, metrik grundverschiedene stücke zerfällt. das ist bei seinem principiellen standpunct schon ein grofses zugeständnis. wenn er trotz dieser inneren und äufseren ungleichheit an der ununterbrochenen entstehung festhält und jene mit dem burleskeren inhalt des ersten teiles und der satirischen absicht des dichters zu erklären sucht, so lässt sich darauf sehr leicht erwidern, dass der mehr burleske inhalt schon ein für die verschiedenheit des stiles beweisendes moment ist und dass sich eine solche differenz der inneren form mit der satirischen absicht nimmermehr begründen lässt. im übrigen ligt der hauptunterschied, derjenige, der sich auf keine weise wegdisputieren lässt, nicht im inhalt oder in der tendenz, sondern in der künstlerischen qualität. im ersten teil herscht unreife dichterische kraft, im zweiten das vollkommenste poetische vermögen. es ist lediglich eine folge der verschiedenen künstlerischen auffassung, dass jener den charakter roher, parodistischer übertreibung trägt, dieser in der überlegenen, discreten satire wurzelt. darum sind auch die hinweise auf Hans Wursts hochzeit oder das gedicht auf Nicolai (An Werthers grab), womit C. zeigen will, dass Goethe auch noch 1775 vor derbem cynismus nicht zurückschrak, nicht im geringsten im stande, seine annahme, dass der erste teil der schülerscene in die zeit des reifen könnens gehöre, zu stützen. cynismus lag Goethe auch nicht fern, als er schon den gipfel der meisterschaft erreicht hatte. die frage kann nur sein, wie er künstlerisch bewältigt ist, und da sieht jeder, dass Hans Wursts hochzeit wie das spottgedicht auf Nicolai auf einem weit höheren niveau stehn, als die erste partie der schülerscene. nein, solchen angriffen hält die methode der höheren kritik noch lange stand. wie C. die berechtigung ihrer anwendung auf den Faust nicht ins wanken gebracht hat, so bleiben auch ihre resultate im grofsen und ganzen von seinem sturmlauf unerschüttert.

Berlin, den 13 mai 1898. OTTO PNIOWER.

---

1) Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. AMMANN. I teil. Prag, JGCalve, (JKoch), 1898. XII und 188 ss. gr. 8°. [Beiträge zur deutsch-böhm. volkskunde. im auftrage d. Gesellsch. z. förderung deutscher wissensch., kunst u. litt. in Böhmen, geleitet von AHauffen, II bd, I heft.] — 4 m.

2) Das böhmische puppenspiel vom doctor Faust. abhandlung und übersetzung von ERNST KRAUS. Breslau, Koebner, 1891. VI und 170 ss. 8°. — 3 m.

3) Deutsche puppenspiele. gesammelt und mit erläuternden abhandlungen und anmerkungen hg. von ARTUR KOLLMANN. erstes heft. Leipzig, Grunow, 1891. IV und 111 ss. 8°. — 1,50 m.

4) Deutsche puppencomödien. herausgeg. von KARL ENGEL. Oldenburg und Leipzig, Schulze o.j. heft IX—XII. — VIII und 119, IV und 39, VI und 166, XXVIII und 86 ss. 8°. — h. IX. XI. XII je 1,60 m, h. X 0,60 m.

Mit freuden darf man es begrüfsen, dass in den letzten jahren der ausgebreiteten litteratur des volksschauspiels und des puppen-

theaters eifrig und erfolgreich nachgegangen wurde. die versuche, das interesse daran im grofsen publicum zu wecken, haben sich allenthalben bewährt. die Meraner uaa. volksschauspiele haben sogar gelehrt, dass auf diesem gebiete noch eine weiterbildung möglich ist, und so rüstet man nun in Wien zu einem ähnlichen experiment. für die forschung aber ist es nicht nur wichtig, einen so fruchtbaren zweig der volkstümlichen dichtung genau kennen zu lernen, sie kann auch vielfach nur aus dem nachleben alten gutes auf verlorene gestalten des volksdramas zurückblicken. da aber gerade auf diesem gebiete natürlich jedes jahr mehr verwüstet und zerstört, müssen wir zusehen, so lang es zeit ist, das zu bergen, was sich noch erhalten hat. zwar hören wir aus Kollmanns 'einleitung', dass allein in Sachsen immer noch etwas über 40—50 principale umherwandern, dass also ein aussterben des puppentheaters nicht so rasch zu befürchten ist; aber die mode, das lehrt zb. der Plagwitzer Faust, schreitet rasch vor, bedingt veränderungen der alten stücke, einlagen und kürzungen, es kann also vielleicht in nicht allzulanger zeit eine völlige umgestaltung eintreten. insofern verdient sowol Kollmann für sein neues unternehmen, als Engel für die fortsetzung seines altbewährten unseren dank. aber ein bedenken kann man bes. Kollmann gegenüber nicht unterdrücken : ob die pietät nicht doch vielleicht zu weit geht und wichtiges vom unwichtigen zu scheiden unterlässt; ob die bevorzugung der gegenwart nicht die für dieses thema wichtigere vergangenheit vernachlässigt. Schlossars sammlung erscheint mir bedeutsamer als die Kollmanns, weil wir eine ältere schicht des volkstümlichen spiels kennen lernen, auch Ellingers und Boltes bemühungen müssen rühmend hervorgehoben werden. es wäre zu wünschen, dass unsere herausgeber von puppenspielen nicht nur 'unter fahrenden leuten', sondern auch in bibliotheken und archiven zu hause wären, oder dass sie es machten wie Kralik-Winter, wie auch Engel, nur so rasch als möglich das material retteten und die eigentliche wissenschaftliche verwertung anderen oder späteren überliefsen. wer mit aufmerksamkeit Hartmanns arbeiten gelesen hat, der sieht, wie viel material noch in kleinen archiven ruht, material aus älterer, jedesfalls noch weniger 'moderner' zeit. ich darf wol auch auf meine einleitung über das theater der Laufner schiffer hinweisen. in der Wiener hofbibliothek liegen die hss. der haupt- und staatsactionen noch so gut wie unbenutzt, die Gerlische hs. der Inspruggischen comödianten ist nicht verwertet, ja die älteren zeitschriften sind noch gar nicht ausgebeutet, obwol sie manches wichtige bieten; vgl. meine notizen GJb. xiv 215 ff.

Das von Ammann mit unterstützung der zielbewusten Gesellschaft zur förderung des geistigen lebens in Böhmen begonnene unternehmen, von dem hoffentlich die weiteren bände nicht zu lange ausstehn werden, kann aufs freudigste begrüfst werden.

was seinerzeit beim erscheinen von Josef Ranks schrift Aus dem Böhmerwald die deutschen blätter, zb. das Vaterland 1843 nr 104 s. 413 ff sagten, gilt heute nicht nur immer noch, sondern in höherem mafse, da einerseits die nationalen gegensätze sich bis zur unerträglichkeit verschärft haben, anderseits das interesse am volksschauspiel gewachsen ist. allerdings teilt uns Ammann im ersten hefte nur 5 stücke mit, deren themen keineswegs neu sind, Passions-, Christkindl-, Leiden Christi-spiel, Ägyptischer Josef, Johann von Nepomuk. auch müssen wir mit dem abschliefsenden urteil warten, bis die in aussicht gestellten untersuchungen vorliegen. es bestehn nämlich zweifel, ob Ammann überall das richtige geschaut hat. wol am stärksten fällt dies beim Johannes von Nepomuk auf. er druckt einen text ab, der 1780 in Prag bei Joh. Ferdinand edlen von Schönfeld erschien, ohne zu erwähnen, dass wir darin nur eine prosafassung des von Weifs mitgeteilten stückes (Haupt- und staatsactionen s. 109 ff) besitzen. die hs. des Laufner stücks, von dem ich Theatergesch. forschungen III 44 f sprach, stimmt mit dem Prager druck wortgetreu. eine aufführung vom 16 mai 1797 und einen druck Prag 1798 hat AvWeilen DLZ 1892 sp. 698 nachgewiesen. aus der Wiener haupt- und staatsaction (s. 116 und s. 119) stammt, was weder ich in meiner ausgabe hervorhob, noch einer meiner recensenten bemerkte, der auffallende eingang des Laufner Don Juan s. 98 v. 25—36. Ammann scheint mit dieser litteratur nicht vertraut zu sein, sonst hätte die einleitung s. XI wenigstens einen kurzen hinweis enthalten müssen. die auffindung des drucks von 1780 ist wertvoll, gewinnt aber erst im zusammenhang ihre volle bedeutung. nun sagt allerdings A., dass von dem gedruckten stück die wandelungen des volkstümlichen ausgehn: ob das auch noch gilt, wenn man den um 60—70 jahre älteren text bei Weifs beachtet, das erfahren wir nicht. aber vielleicht lehrt dieser fall, dass es gut ist, möglichst rasch die texte vorzulegen und mit den untersuchungen zu warten. es wäre nur zu wünschen, dass Ammann künftighin seinen einleitungen ein verzeichnis der ihm bekannten litteratur beigäbe, dann vermöchten ihm die fachgenossen vielleicht wichtige nachträge zu liefern. für den Johannes von Nepomuk wird übrigens noch die legende, aus der das drama stammt, aufzufinden sein. auch wird es sich empfehlen, den blick auf die czechische litteratur zu werfen, denn die sehr willkommene publication des czechischen Faust durch Kraus wird auch fernerstehnden gezeigt haben, dass man aus den czechischen puppenspielen gewinn ziehen könne. sie werden dem hg. gewis leicht zugänglich sein, während die übrigen fachgenossen keine gelegenheit haben, sich über sie zu unterrichten. vielleicht könnte A. im nächsten heft auch ein vollständiges repertoire des volksspiels im Böhmerwald zusammenstellen, damit der überblick erleichtert werde. ein repertoire des puppentheaters, das ich für

meine studien angelegt habe, gedenk ich an einem anderen orte zu veröffentlichen. ich hatte 1891 die absicht, es meiner damals begonnenen besprechung der schriften 2—4 einzufügen; es umfasst annähernd 200 stücke.

Lemberg, 25 februar 1898. R. M. Werner.

Litteraturnotizen.

Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. von J. Zimmerli. II teil. Die sprachgrenze im Mittellande, in den Freiburger, Waadtländer und Berner alpen. Basel und Genf, HGeorgi 1895. 164 ss. 8⁰. mit 14 lauttabellen und 2 karten. — dem II teile des Zimmerlischen werkes sind dieselben vorzüge nachzurühmen wie dem ersten: sorgfältige benutzung alles zugänglichen schriftlichen materials und aufnahme des lautstandes an ort und stelle selbst. was den canton Freiburg anlangt (und dieser erhält naturgemäfs den löwenanteil), so ist freilich jetzt einiges zur ergänzung herbeizuziehen, das der verfasser noch nicht benutzen konnte: das interessante werk Heinemanns, Geschichte des schul- und bildungslebens im alten canton Freiburg bis zum 17 jh., Frbg. 1895; Büchi Die histor. sprachgrenze im canton Freiburg (Freiburger geschichtsblätter 1896) und Buomberger Dictionnaire des localités du canton de Fribourg. Fribourg 1897. Büchi war in der lage, durch eine reihe unedierter actenstücke über den geschichtlichen verlauf der sprachenverschiebung, der ja für Zimmerli auch nur ein secundäres interesse hatte, mehr licht zu verbreiten. auf grund der studien Zimmerlis, Heinemanns und seiner eigenen kommt er zu folgendem zweifellos richtigen resultat: 1. die sprachgrenze im Freib. gebiete ist zu ungefähr $^3/_4$ die gleiche wie vor 600 jahren; 2. die dauernden verschiebungen sind zu gunsten des deutschen erfolgt; 3. das französische hat seit dem letzten jh. zwar eine anzahl positionen gewonnen, aber keine neuen, sondern nur solche, die ehemals romanisch waren. was bei den ganz andern verkehrsverhältnissen die zukunft bringen wird, ist schwer abzusehen, wahrscheinlich wird es beim pendeln bleiben, und dieses vor wie nach durch den gröfsern oder geringern politischen einfluss des westens oder des nordens bedingt sein.

Vom germanistischen standpuncte aus betrachtet scheint mir Z. bisweilen bei der behandlung der 'grenze' reichlich weit nach westen zu gehn. die Gryère zb. ist doch ganz romanisches gebiet und auch immer gewesen; da hätte eher Lausanne zur 'grenze' gezogen werden müssen, das einen viel gröfsern procentsatz Deutscher aufweist. Jaun verdankt bei seiner schwierigen lage es lediglich der einzigen verkehrsstrafse, die es mit Bulle und der eisenbahn verbindet, dass es der Gryère zugeteilt ist; die bewohner sind auch nach herkunft von den Greyerzern ganz verschieden. aber Zimmerli ist hier offenbar von der

absicht geleitet gewesen, das interessante wälsche patois der Gryère mit in seine darstellung hineinzubeziehen, und das ist ja dankenswert.

Der dritte teil wird das Wallis behandeln. grade jetzt würde er von besonderm interesse sein. die verhältnisse haben sich dort wie nirgends zugespitzt; die deutschen Oberwalliser haben ihren ehedem mafsgebenden einfluss in staat und kirche verloren, scheinen sich indes keineswegs in das geschick der rapiden verwälschung resigniert ergeben zu wollen. möge dieser teil bald erscheinen und das gründliche und verdienstliche werk zum abschlusse bringen. FRANZ JOSTES.

Die grabsteine des klosters Weidas bei Alzei. von HERMANN HAHN zu Berlin. [sa. aus d. Vjschr. f. wappen-, siegel- u. familienkde 1897, 4 heft.] Berlin, gedr. bei JSittenfeld, 1897. 42 ss. 8° und 6 photograph. beilagen. — die kirche des Cistercienser-nonnenklosters Marienborn bei Weidas hat schon vor mehr als 3 jahrhunderten das material zum bau des rathauses von Alzei hergeben müssen. von den 6 grabsteinen, die H. behandelt, befindet sich nr I im Paulus-museum zu Worms, wo er vielleicht schon manchem so wie mir die erinnerung an Volker den fiedler geweckt hat, die übrigen 5 sind bei wegräumung der letzten klostertrümmer 1887 aufgefunden und in privatbesitz gelangt : unter ihnen das hervorragend schöne denkmal der Odilia vMontfort († 1365, nr IV), ein werk der Frankfurter steinmetzenschule. für den germanisten haben die steine I—III mit ihren fiedel-wappen näheres interesse : nr I v. j. 1265 wird hier einem ritter Jacob Rapa von Alzei, später Jacob vom Stein genannt, zugesprochen, nr II u. III gehören den truchsessen von Alzei. in einem excurse (s. 28—42) weist der verf. nach, dass es in und um Alzei zahlreiche ritterliche familien gegeben hat, die die geige im wappen führten (vgl. hierzu auch Seyler Gesch. d. heraldik s. 140 und taf. 12); er gibt eine vorläufige liste, betont aber selbst die notwendigkeit einer gründlichen und sachverständigen untersuchung: einer solchen sind wol besonders die 'Volker vAlzei' und 'Fiedler vAlzei' bedürftig (nr 8, s. 36), die einstweilen nur in späten wappenbüchern nachweisbar scheinen. H. ist s. 30 f geneigt, aufser Volker vAlzeie auch den Ortwin vMetze des Nibl. der mittelrheinischen spielmannsdichtung zuzuschreiben, und verweist dafür auf ein Wormser geschlecht von Metze(n), 'de Metis'. schon FFalk hat diesen einfall gehabt : in Picks Monatsschr. f. Westdeutschland 2, 259, wo auch ein siegel des Joh. von Metze v. j. 1269 abgebildet ist. das wäre wol der früheste nachweis dieses familienwappens, denn die angabe auf s. 31, dass es ein solches bereits aus d. j. 1199 gebe, bittet H. zu streichen, die ältesten ihm zugänglichen siegel (eben jenes JvMetze) rühren erst aus d. jj. 1287 u. 1291 her. — ich benutze die gelegenheit, um der auffassung entgegenzutreten, die auch unter den deutschen philo-

logen die herschende zu sein scheint : dass nämlich der spielmann Volker eine jüngere schöpfung rheinischer spielleute sei. jung ist nur die verbindung mit Alzei, und jung ist möglicherweise auch die einführung in die Nibelungendichtung, aber dass *Volker* [oder ähnlich] *der venre unt der videlære* eine gestalt der alten heldendichtung war, darauf scheint doch schon die allitteration hinzuweisen; einen *Volcwin den venre* kennt auch die Kaiserchronik in dem abschnitt von Adelger (v. 7111). — von der litteratur ist H. aufser dem schon citierten aufsatz von Falk ('Das Nibelungenlied in seinen beziehungen zu Worms' aao. 248—264), der nur mit vorsicht zu brauchen ist, die schöne abhandlung von MRieger in den Quartalblättern d. hist. ver. f. d. grofsherzogtum Hessen 1881, s. 25—54 : 'Die Nibelungensage in ihren beziehungen zum Rheinland' entgangen. recht confuse redet über diese dinge Boos Gesch. d. rhein. städtecultur i²410. E. Sch.

Deutsche stücke aus oberösterreichischen handschriften veröffentlicht von Konrad Schiffmann, weltpriester der diöcese Linz. Linz, JWimmer, 1897. 8 ss. 8°. — Sch. bringt s. 6ff nachträge zu der publication eines frühern fundes (vgl. Anz. xxii 321) und druckt auf s. 3ff eintragungen aus einer Wilheringer hs. ab : zunächst 8 segen, von denen einer (nr iv) bereits durch JNeuwirth ans licht gezogen war, aber hier wesentlich verbessert erscheint, in nr vi ist *kanswern* doch wol entstellt aus *zanswern* (*czanswern*); dann auf s. 5f ein reimgebet an SJohannes evangelist, das zweifellos noch der guten zeit, ich meine sogar dem anfange des 13 jhs. angehört. die eintragungen selbst dürften nicht mehr in dies jh. fallen : auch das *briuel von bomwolle* (in nr v) spricht wol dagegen. E. Sch.

Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. von Anton E. Schönbach. i stück : Über Kelles Speculum ecclesiae. [Sitz.-ber. der Wiener acad. phil. hist. classe, cxxxv heft 3.] Wien CGerold in comm., 1896. xx und 142 ss. gr. 8. 2 m. — die quellen von Kelles 'Speculum ecclesiae' hat zum grofsen teil schon Cruel in s. Geschichte der deutschen predigt (s. 169f) aufgefunden. seine forschungen ergänzt, erweitert und berichtigt nun Schönbach. oft lassen sich nur einzelne stücke und gedanken in den predigten der deutschen sammlung bei den kirchenvätern nachweisen. was er davon fand, hat Sch. nach seiner art zusammengetragen; dabei macht er zugleich, vermöge seiner einzigen belesenheit, auf eine menge von ähnlichem und verwantem in der ganzen patristischen litteratur aufmerksam. bisweilen freilich scheinen mir die ähnlichkeiten so gering, dass ein hinweis füglich hätte unterbleiben können, wie zb. bei dem was Sch. s. 89 für Sp. 99, 13ff beibringt. wo es nun aber gelang, die unmittelbaren vorlagen des deutschen bearbeiters zu finden, da druckt Sch. ihren wortlaut ab und ermöglicht uns so, die tätigkeit des deutschen übersetzers in allen einzelheiten zu verfolgen.

das lohnt in der tat die mühe. man kann dabei gelegentlich sehen, wie der Deutsche den lateinischen text misverstand oder auch verlas und wie er schwierige stellen umgieng oder fortliefs. anderseits zeigt er hier und da selbständige bibelkenntnis (Sch. s. 11. 12) und ergänzt auch seine vorlage aus eigenem wissen. aus der confrontierung des deutschen und lateinischen textes geht ferner hervor, dass sich ins deutsche viele fehler und flüchtigkeiten einschlichen, Sch. hebt das seines ortes alles hervor und macht gleichzeitig besserungsvorschläge, die im allgemeinen das richtige treffen werden.

Ich verzichte hier auf lexikographische und synonymische beobachtungen, zu denen Sch.s nachweise vielfach anregen.

Es finden sich im Speculum ecclesiae oft reime; ich stelle sie hier zusammen: 11, 3 *nachvolgâre* : *jâre*. — 14, 20 *menige*: *heries*. — 28, 23 (= 137, 1. vgl. auch Roth Pr. 57, 19. Schönb. Altd. pr. III 68, 18) *der êwich ist ân anegenge* : *und iemir ist ân ende*. — 29, 1 *dô kom von himele* : *engele ein michel menige* (= Ezzo 11, 3f). — 29, 21 *von diu empfieng er ze lône* : *die sînes namen krône*. — 33, 24 *huotære* : *wære*. — 36, 4 *und gedâhte* : *wie er brâhte*. — 37, 8 *daz krist gemartert wart*: *und an dem crûce erstarp*. vgl. Glouve 793 f. — 40, 31 f *verliuset*: *erkiuset*. — 43, 3 *wâ er den vinde* : *den er verslinde*. vgl. Glouve 941 f. — 45, 23 f *mêre* : *sêre*. — 75, 3 ... *den gewert*: *ôch got des er an in gert*; vgl. den gleichen gedanken reimlos ausgedrückt 40, 10 und 166, 5; gleicher reim Glouve 1215 f. — 75, 4 f *daz er an uns irvolle* : *sînes vater willen*. — 80, 11 *ich hân iv vil ze sagin(e)* : *des megit ir nû alles niht getragin*. — 91, 16 *mit diemûte* : *mit allirslahte gûte*. — 101, 12 *slôge* : *vur trôge*. — 107, 11 und 114, 16 f *ist* . . *Crist*. — 113, 1 .. *wart gehangin* : *der êrin slange*. — 113, 9 *den scult ir scowen* : *mit rehtem gelôben*. vgl. Glouve 7 f. — 114, 7 *under den dornen* : *bî sînen hornen*.

116, 6 *nû mîn vil lieben lûte,*
nû êret daz heilige crûce
dâ got die marter ane leit
umbe alle die heiligen cristenheit.

135, 8 *daz ist diu wâre minne* : *und der guote gedinge*. — 138, 28 *Jacobus sîn brûder gewan* : *die mâren Samariam*. — 172, 12 *mit sunden wirt er geborn* : *mit sunden wirt er êweclîchen verlorn*. — 180, 19 *von dem wazzere daz blôt* : *von dem lufte der môt* (vgl. Ezzo MSD.[2] III 17). — im anschluss daran bemerk ich, dass sich viele zeilen in unsern predigten ohne besondere mühe und ohne grofse änderungen in reimverse des 12 jhs. verwandeln lassen. zwar die deutschen hexameter, die Sch. (s. 80) in nr 31 (88, 12—89, 5) feststellt, scheinen mir recht problematisch. jedesfalls aber scheint die diction dieser geistlichen prosa oft eine gleichartige geistliche poesie — reimpredigten also — voraus-

zusetzen. auch sonst stimmt die technik dieser reimpredigt mit der in den prosapredigten auffallend überein (vgl. m. ausgabe von Hartmanns Glouven s. 78. 79).

S. 139 zieht Sch. die resultate seiner studien. unterschiede in stil und syntax sind ihm aufgefallen, diese erklären sich jedoch aus der verschiedenheit der arbeit, bei den kleinern stücken gieng der übersetzer mit weniger respect vor als bei den grofsen. verschiedene arbeiter lassen sich bis jetzt nicht feststellen. Sch. deutet an, auf welchem wege eine scheidung von den anteilen verschiedener vielleicht möglich werde. er selbst will diese andeutungen ausführen.

S. 140 heifst es dann : 'die grofsen stücke wenden sich ohne zweifel an ein gebildetes publicum; ich vermute, dass sie für ein geistliches haus, ein kloster, eine domkirche berechnet waren. die mittleren stücke einfachen gehalts entsprechen den bedürfnissen des laienpublicums in gröfsern gemeinden, die kleinen mögen zunächst auf zuhörer in landpfarren zählen. es muss jedoch zugegeben werden, dass diese unterschiede auch in den persönlichen wünschen der prediger selbst begründet sein können, die sehr mannigfach sein mochten und in den fähigkeiten der einzelnen ihre erklärung fanden'. — man sieht : der letzte satz nimmt die behauptung der beiden ersten fast zurück. und ich habe nirgend finden können, dass die längern predigten schwerer verständlich wären als die kurzen. die einen scheinen mir für eifrige, die andern für etwas bequemere geistliche berechnet. dass sie jemals über den kreis einer geistlichen gemeinde, über die mauern eines klosters hinausdrangen, glaub ich nicht. vgl. auch Kelle Geschichte der deutschen litteratur II 63. 70.

FRIEDRICH VON DER LEYEN.

Aeneas Sylvius Piccolomini als papst Pius II. sein leben und einfluss auf die litterarische cultur Deutschlands. rede gehalten bei der feierlichen inauguration als rector magnificus der k. k. Karl-Franzens-universität in Graz am 4 november 1896. von A. WEISS. mit 149 bisher ungedruckten briefen aus dem autogr.-codex nr 3389 der k. k. Wiener hof-bibliothek sowie einem anhange. 298 ss. gr. 8°. Graz, Moser, 1897. 6 m. — das umfangreiche buch zerfällt in einen kürzern darstellenden teil und einen längern, der die briefe aus cod. 3389 enthält. die darstellung hat wider zwei teile, die lebensskizze und eine würdigung der litterarischen verdienste des Aeneas. die lebensbeschreibung ist in kirchlich-apologetischem sinne gehalten. sie beruht, abgesehen von einem selbständigen studium der briefe, das durch breite auszüge unter dem text bezeugt wird, im wesentlichen auf Pastors papstgeschichte und Rohrbacher-Knöpflers Universalgeschichte der katholischen kirche. da aus beiden nicht nur grofse teile des textes, sondern auch die litteraturangaben häufig wörtlich übernommen sind, so wird man eine förderung unsrer kenntnisse nicht erwarten. in

der tat sind denn auch neuere werke, aus denen wol etwas zu holen gewesen wäre, wie etwa die fortgesetzte ausgabe des Johann von Segobia oder Hallers publicationen über das Basler concil garnicht benutzt, die citate aus Gregorovius Geschichte Roms würden wir ohne schmerz missen. auch wenn man den standpunct des vf. zugibt, scheint doch seine einteilung, wonach das leben des Aeneas in einen tag von Basel und einen tag von Mantua zerfällt, zwischen denen dann sein tag von Damascus liegen soll, recht unglücklich. denn wie vf. selbst sagt (s. 19), wird 'nicht urplötzlich, sondern allmählich' aus dem Saulus ein Paulus. wo bleibt dann der vergleich? und selbst wenn W. der sinnesänderung des Aeneas lauter ideale beweggründe unterschieben wollte, wofür er jedesfalls nichts neues beibringt, so würde ein vergleich mit dem apostel immer noch abgelehnt und für den von Aeneas so grundverschiedenen Nicolaus vCues in anspruch genommen werden müssen, der würklich seinen tag von Damascus gehabt hat.

Der biograph des Aeneas, der über Voigt hinauskommen will, muss meiner ansicht nach das von jenem in der tat nicht gelöste problem in angriff nehmen, zu zeigen, wie aus dem modern empfindenden litteraten des Basler concils der so mittelalterlich für die absolute macht des papsttums eintretende Pius geworden ist, oder wie sich die persönliche ruhmessehnsucht der renaissance in diesem menschen in die abstracte kirchlichkeit umsetzte, ein problem, das wol für die ganze geschichte der renaissancepäpste typisch wäre. um die schwenkung des Aeneas zu beurteilen, müste man vor allem wissen, wie weit er bis 1445 die kaiserliche politik beeinflusst oder ihr nur gedient hat: dazu kennen wir aber vorläufig diese politik selbst noch zu wenig. — auch die würdigung der litterarischen verdienste des Aeneas durch W. bringt nichts neues; die grade auf diesem gebiet lebhafte neuere forschung ist dem vf. anscheinend unbekannt, wenigstens ist auch in den zahl- und umfangreichen anmerkungen nichts davon zu finden. über Wyle gibt er ein resumé aus dem, was Voigt in der Widerbelebung und im Enea sagt, bei der historia Friderici III vermissen wir sowol Bayers als Ilgens arbeiten; dass unterdessen für eine grofse anzahl deutscher chronisten und geschichtsschreiber: Arnpeck, Meisterlin, Matthias vKemnat, Bonstetten, Schedel, die Kölhofsche chronik uvaa. beeinflussung durch Aeneas erwiesen ist, hätte eher hierher gehört, als der veraltete hinweis auf Gengler. die Praecepta rhetorica, die Herrmann als Eybs eigentum erwiesen hat, figurieren auch hier noch unter Aeneas werken, von den ergebnissen desselben forschers für Tröster und Rot ist kein gebrauch gemacht. — dankenswert ist dagegen der zweite teil, die edition der briefe. auf den autographencodex, diesen kostbaren schatz der Wiener hofbibliothek, hatte schon Voigt aufmerksam gemacht und denselben für seine biographie verwertet. immerhin erfahren wir natürlich aus der vollständigen edition eine menge

neuer und interessanter dinge, allerdings mehr in politischer als in litterarischer hinsicht. die ausgabe selbst ist sauber, grösere fehler — von druckfehlern abgesehen — sind mir nicht begegnet; dass die orthographie beibehalten ist und auch stilistische varianten gegeben sind, wird man bei originalen billigen. die interpunction dürfte reichlicher sein. von einer erklärung ist abstand genommen, um so mehr mit recht, als hoffentlich doch einmal eine gelehrte körperschaft eine neuausgabe des gesamten briefwechsels in die hand nehmen dürfte. — ein anhang über die würksamkeit des Aeneas in Steiermark hat nur locales interesse.

Paul Joachimsohn.

Beiträge zur litteraturgeschichte Schwabens von Hermann Fischer. Tübingen, HLaupp, 1891. vii und 246 ss. 8°. 4 m. — Fischer vereinigt in diesem bande, dessen besprechung durch meine persönlichen verhältnisse so unverantwortlich lange verzögert wurde, acht aufsätze; nur einer ist neu, die mehrzahl der übrigen war aber an schwer zugänglichen orten veröffentlicht, trotzdem sie verdienten, einem grösseren publicum zugänglich gemacht zu werden. Fischers darstellung ist aufserordentlich schlicht, manchmal fast trocken; jeder schmuck, selbst bildlicher ausdruck wird vermieden. nur in dem nekrolog über Friedrich Notter (s. 180—213) kann man einen wärmeren ton vernehmen. überall verwertet der vf. neues material oder die resultate schwieriger nachforschungen und bereichert dadurch unsere kenntnisse. das gilt bes. von dem eröffnenden aufsatz über Weckherlin (s. 1—39), in dem uns ein lebensbild, reicher mit detail ausgestattet als in den bisherigen biographien, entworfen wird. Fischer hat in zwei publicationen des Stuttgarter litt. vereins seitdem die vollständige ausgabe von Weckherlins dichtungen gegeben und dadurch unsere kenntnis des schwäbischen dichters aufs entschiedenste gefördert. — seine programmartige darstellung von 'Klassicismus und Romantik', die ich schon in der DLZ 1890 sp. 919f besprochen habe, worauf zwei änderungen Fischers zurückzuführen sein dürften, findet durch die aufsätze über Friedrich Haug, über Mörike, Ludwig Bauer und Waiblinger eine gewisse ergänzung. — über 'Uhlands beziehungen zu ausländischen litteraturen' vgl. Anz. xiv 175. die kurze schilderung in dem feuilleton 'Uhland und Hebbel' (vgl. KWerner Wiener zeitung 1887 nr 94 und 95), in dem s. 137 falsch angegeben ist, Hebbel habe in München 1836 promoviert, was erst 1844 (1846) in Erlangen geschah, hätte nach dem erscheinen der Krummschen ausgabe wol ein etwas anderes gesicht bekommen. jetzt ist durch die, freilich unvollständige, widergabe von Hebbels jugendgedichten bei Krumm der einfluss von Uhland auf seine lyrik deutlich zu machen. es ist kein zufall, dass Hebbel nun versuche in der romanze anstellt, dass er 'nach einer eiderstädtischen sage' das gedicht Der tanz dichtet und von seinen philosophisch-ethischen

themen nach dem muster Schillers ganz ablässt. 'Der tanz, romanze nach einer eiderstedtischen sage' (vgl. JKerner II s. 202) erschien zuerst im Ditmarser und Eiderstedter boten 1832. 2 august sp. 508 (widerholt in den Neuen Pariser Modeblättern 1832 nr 46. s. 361 f) und hatte folgendes wichtige nachwort, das Krumm VIII s. 102 unbeachtet liefs: '*Bemerkung. Der Verfasser hat sich mit dem Stoff des vorstehenden Versuchs einige Freiheiten genommen, die indefs bei jedem, der die Regeln der Romanzen-Dichtung kennt, hinlänglich entschuldigt seyn werden. Er erlaubt es sich aber bey dieser Gelegenheit, die gebildeten Einwohner des an Sagen so reichen Eiderstedts ganz ergebenst zu ersuchen, ihm gütigst einige dieser für Volksgeschichte und Poesie gleich wichtigen Schätze mittheilen zu wollen, und würde sich, wenn dieser seiner Bitte eine geneigte Berücksichtigung zu Theil werden sollte, zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet halten*'. so weit gieng der einfluss Uhlands auf Hebbel.

Der überblick über die geschichte der schwäbischen dialektdichtung ist dankenswert, bes. hervorheben möcht ich aber die allgemeinen erwägungen über die berechtigung der dialektdichtung. Fischers gedanken verdienen volle billigung umsomehr, als man dem gelehrten kenner der schwäbischen mundart gewis nicht dialektfeindlichkeit vorwerfen kann, während ich von Rosegger als 'litterarischer bauernfresser' hingestellt wurde, als ich in einem feuilleton der Neuen freien presse (1883 nr 6760) ähnlichen bedenken ausdruck gegeben hatte. in diesem aufsatze gelingen m. e. Fischer auch am besten die charakteristiken der einzelnen dichter, während dies sonst in dem bande nicht gerade seine starke seite ist. freilich hat sein buch über Uhland bewiesen, dass er auch die individualität eines dichters zu schildern vermag. eine kleinigkeit will ich hier zur ergänzung von Goedeke v² s. 551 erwähnen. die dort unter nr 14 genannte bearbeitung von Sailer hat folgenden titel (ich besitze selbst ein exemplar): '*Adams und Evens* | *Erschaffung*, | *und ihr* | *Sündenfall.* | *Ein* | *geistlich Fastnachtspiel* | *mit* | *Sang und Klang*: | *aus* | *dem Schwäbischen in's Oesterreichische versetzt.* | [holzschnitt, Adam und Eva darstellend] | 1783. | — merkwürdig aus der feder eines germanisten ist mehrmals zb. s. 94 'begleiten' st. bekleiden (rang, stellung); vgl. Grimm im DWb.

Lemberg, 19 februar 1898. R. M. Werner.

Schillers calender. nach dem im jahre 1865 erschienenen texte ergänzt und bearbeitet von dr Ernst Müller. Stuttgart, JGCotta nachfolger, 1893. 8⁰. XII und 309 ss. 5 m. — der mit grofsem fleisse durchgeführten arbeit Müllers hatte ich eine eindringliche würdigung zugedacht. jetzt indes ist der rechte augenblick wol versäumt. das buch ist abgeschätzt und sein platz in der Schillerlitteratur festgestellt (vgl. JBL. 1893 IV 9 : 8). und es wäre auch nicht schön gehandelt, aus den seit seinem erscheinen veröffentlichten schriften verwanten inhalts hier nachträge zu-

sammenzustellen. gerade die tatsache, dass Müller viel zur commentierung des calenders beigetragen hat, ehe Jonas sammlung der briefe Schillers ihm zur verfügung stehn konnte, gerade dieses zeugnis emsigsten fleifses muss ja vor allem bewundert werden. gerne vergessen wir neben der endgiltigen leistung, dass Müller sich seines stoffes nur allmählich bemächtigt und unter den auspicien einer strengwissenschaftlichen fachzeitschrift sich ein böses versehen in angelegenheit des Schillercalenders hat zu schulden kommen lassen. der wert der calendarischen aufzeichnungen Schillers braucht hier nicht mehr nachgewiesen zu werden; ebensowenig sei nochmals auf die verlagshandlung gescholten, die Müller zu einer flickarbeit verurteilte, um einen alten ladenhüter in neuem gewande loszuschlagen. denn Müllers eigenste arbeit, der alphabetisch angeordnete commentar, macht nach kräften gut, was durch jenes streng kaufmännische verfahren schlecht geworden ist. ich lege auch auf den commentar den grösten wert; denn die lesungen, die sich aus Müllers collationierung ergaben, scheinen mir nicht ganz unanfechtbar, soweit ich ohne kenntnis des originals aus einem vergleiche mit Urlichs feststellungen (Briefe an Schiller s. 223 ff) vermuten kann. dieser commentar aber weitet sich gelegentlich zu knappen regesten Schillerscher correspondenz der jahre von 1795 bis 1805 aus. schon aus diesem grunde bleibt er auch neben Jonas 'einseitigem' briefwechsel Schillers ein unentbehrlicher behelf. insbesondere jedoch scheint mir, nach mehreren stichproben zu urteilen, Müllers commentar manches zu bieten, was in den etwas allzuknappen anmerkungen von Jonas verschwiegen blieb. dass innerhalb der unmenge von zahlen ein paar falsche sich finden, sei Müller nicht zum vorwurfe gemacht (zb. s. 228ᵃ unter Cordemann: 1804 statt 1805). im register fehlen oftmals die vornamen, so bei 'Schnorr von Carolsfeld' (s. 291ᵃ); gemeint ist Veit Hans. dann bei 'dr Stoll' (s. 295ᵇ); in betracht kommt der mitherausgeber des 'Prometheus' von 1808, der 'verhungerte dichter' Uhlands, Joseph Ludwig Stoll. 'Trinius' ist wol Chamissos freund Karl Bernhard T. (Goedeke III 1218 f). wenn Schiller am 27 aug. 1796 'Kabale und liebe' von einer buchhandlung zugeschickt bekommt (s. 262ᵃ), so handelt sichs wol um die im gleichen jahre von Schwan in Mannheim veranstaltete ausgabe (Goedeke v² 172). die gedichte Schubarts, die Schiller den 22 nov. 1802 erhält (s. 291ᵇ), sind nicht Ludwig Schubarts; vielmehr ist die von LSchubart veranstaltete ausgabe der dichtungen seines berühmteren vaters gemeint (Frankfurt a. M. 1802; Goed. IV 339). endlich sei noch eine beiläufige vermutung gewagt: unter dem 20 april trägt Müller mit Urlichs eine notiz nach (s. 203): 'Cotta Canaples. Heiml. Hei.', während der erste Text nur das wort 'Cotta' bietet. Urlichs setzt hinzu, 'etwa ein emigrant?'. Müller interpretiert wol richtig : 'Heiml. Hei.' — wahrscheinlich

'Heimliche Heirat im Theater' (das lustspiel von Collman und Garrick. Urlichs las hier übrigens 'Heiml. Hir.'). mit 'Canaples' weiss auch Müller nichts anzufangen. tatsächlich hat Schiller an jenem tage an Cotta nicht geschrieben, wol aber, wie wir jetzt wissen, an Göschen (Jonas vi 149), und zwar über eine neuausgabe des 'Dreifsigjährigen krieges' und des 'Don Carlos'. sollte er nicht die namen der buchhändlerfirmen verwechselt haben? und ist nicht hinter dem rätselhaften 'Canaples' ein 'Carlos' zu suchen? vielleicht lässt sich bei nochmaliger besichtigung des originals auch der Dreifsigjährige krieg unterbringen.

Bern, 24 märz 1898. OSKAR F. WALZEL.

Deutsche dichtung in Österreich von den ausklängen der romantik bis zum durchdringen des realismus. lose skizzen von RICHARD VON MUTH. Wiener neustadt, 1896 (realschul-programm). 55 ss. 8°. 1 m. — auf 55 seiten, wovon mehr als 20 anmerkungen enthalten, kann niemand eine geschichte der deutschösterreichischen litteratur etwa von 1835—1885 — diesen zeitraum umfasst so ziemlich das gebotene — zu finden hoffen; der vf. will auch nur lose skizzen zu einer solchen ohne anspruch auf ebenmafs und vollständigkeit geben. so lässt sich auch mit ihm nicht rechten über die auswahl der capitel, die er näherer betrachtung gewürdigt hat, bald im text, bald in den anmerkungen, auch hierin recht willkürlich vorgehend. aus der wüsten masse litterarischer production des 'vormärz' hebt er besonders die sehr eigentümliche, wenig beachtete tätigkeit hervor, welche die Prager Deutschen, vielfach Juden, entfalteten. es sind weniger die grofsen sterne, wie Meifsner und Hartmann, wie die litterarisch unbedeutenden, im cliquewesen um so mächtigeren erscheinungen, Gerle und Anton Müller, die ihn interessieren. so widmet er auch den gröfsen Österreichs, Grillparzer, Lenau, Grün, Bauernfeld, Raimund, selbst Nestroy, nur wenige charakterisierende worte. nach dem jahre 1848, von dessen litterarischen, hauptsächlich durch Helfert überlieferten erscheinungen er nur den wenig sympathischen LAFrankl näher bespricht, eilt er über die epigonenzeit der 50er und 60er jahre rasch hinweg, einzig Laube als dramatiker hervorhebend, um dann in einem wahrhaft dithyrambischen hymnus Hamerling zu verherlichen; er meint, H. habe Deutsch-Österreich wider die führung in der deutschen litteratur verschafft. kürzer werden die dialektdichter und Anzengruber abgetan. eigentliche forschung gibt das werkchen nicht, dagegen manches wenig bekannte und doch interessante, wie vor allem die schilderung vormärzlichen cliquenwesens. woltuend berührt eine unbefangene und resolute behandlung dorniger tagesfragen, wie etwa der hier nicht zu umgehenden Judenfrage.

Wien, mai 1898. VALENTIN POLLAK.

Briefe an Paul Wigand
von den brüdern Grimm und EMArndt.

mitgeteilt von Philipp Strauch.

Die im folgenden mitgeteilten briefe befinden sich in der autographensammlung des herrn buchhändlers Franz Pietzcker zu Tübingen, der mir die veröffentlichung auf meine bitte bereitwilligst gestattet hat. der jetzige besitzer erhielt sie von Paul Wigands enkelin, frau Henriette Keller-Jordan, früher in Tübingen, jetzt in München, zum geschenk. die übrige correspondenz der Grimms mit ihrem jugendfreunde Wigand, über den Goedeke Grundr. III (1881), 1043*f und der Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der jugendzeit s.* 540, *auch JGrimm Kl. schriften* I 4 *zu vergleichen ist, wurde von derselben dame an die Cassler landesbibliothek (Mss. hist. litt. fol.* 21) *abgegeben und soll demnächst von Edward Lohmeyer veröffentlicht werden, nachdem sich bereits dessen amtsvorgänger Alb. Duncker* († 1886) *mit dem plane getragen hatte. zwei briefe an Wigand aus dieser sammlung: einen von Jacob vom* 6 *oct.* 1804 *und einen von Wilhelm vom* 31 *mai* 1811 *hat jüngst die zeitschrift Hessenland* 1896 *nr* 20 *s.* 276 *abgedruckt. vgl. auch Stengel Beziehungen der brüder Grimm zu Hessen* I 1 *ff.* II 138.

Brief 1 *und* 2 *sind in deutscher schrift ziemlich flüchtig (insbes. nr* 2) *und mit sparsamer interpunction geschrieben; oben auf s.* 4 *des ersten briefes findet sich ein männerkopf mit der feder skizziert. wenn auch überlieferung, inhalt und schriftzüge auf Wilhelm Grimm weisen, so würde doch die unterschrift* A. M. *zu raten aufgeben, stünde nicht glücklicherweise neben den namensinitialen des zweiten schreibens mit bleistift vermerkt* Ariel Maria, *ein pseudonym, das doch wol nur in Ariels offenbarungen und 'Marias' Godwi (Jugendbriefw. s.* 104) *seine erklärung finden kann und abermals zeugnis ablegt für die sympathien, die die jungen Grimms den in ihren jugendbriefen so oft genannten Arnim und Brentano entgegenbrachten. leider ist es nicht gelungen, den inhalt der beiden Marburger briefe Wilhelms in jedem puncte aufzuhellen; die hoffnung, durch das Cassler material sowie aus dem Grimmschranke der königl. bibliothek zu Berlin mit gütiger hilfe der herren Lohmeyer und Ippel belehrung zu empfangen, war trügerisch.*

1

6/8 5 [1].

L. W. Vorerst zur Beantwortung Deines Briefs folgg:

1. Dein Mantels. ist noch hier, ohngeachtet aller angewendeten Mühe indem ich täglich deshalb mit dem Viemann gesprochen, er auch allzeit geantwortet hat, aber was sämmtlich dahin aus lief, dafs keine Fuhrleute vorhanden seyen. Und zu der Post konnte ich mich aus bekannten Ursachen nicht entschliefsen.

2 er soll aber nächstens fort. Gestern gleich nachdem ich Deinen Brief erhalten liefs[2] ich den Viemann wieder rufen: er solle Rath schaffen. Er wuste nichts. Heute Morgen hat er nun endlich ausgemacht, dafs bis[3] Dienstag die Chaise des Duysings[4] kommt von Kafsel. Die wird wahrscheinlich zurückfahren und soll ihn mitnehmen[5].
(s. 2) 3. Falls dies nicht angehen könnte, willst Du ihn dann, bestens rekommandirt auf die Post haben? Schreibe deshalb mit der Dienstagspost d. h. mit der welche bis D. hier ankommt. wie ich es überhaupt bequemer finde dafs Du Dich dieser bedienst weil ich dann den anderen Tag sogleich antworten kann.

Ich wünsche recht sehr dafs Du erst in Ordnung bist und übersiehst was und wie Du zu arbeiten[6] wo sich dann bestimmen läst wie ich Dir mit meiner qualicunque opella dienen kann. Vorerst mache nur dafs der Plan gedruckt wird, zur Austheilung wie auch Empfelungsschreiben an[7] einige Orte habe mich schon erboten. — Deine Empfelungen (s. 3) sollen ausgerichtet werden, auch die Memnonik[8] hoffe ich nicht zu vergessen.

Das Lesemuseum[9] ist also verlesen. Es hatte schon bei seiner Entstehung[10] die Auszehrung. Wie wärs wenn Du ietzt suchtest eine Gesellschaft zu formiren die wir dann gemeinschaftl. übernehmen denn man mufs das Zeug doch all lesen und haben. Für Dich ist es doppelt nothwendig u. sonst zu kostspielig ich hoffe dafs es gehen soll weil man sich eher dazu entschliefst wenn man die Ztgen ins Haus[11] bekommt.

Jetzt kommt der Platz in den Zeitungen wo die Neuigkeiten stehen müssen es sind aber keine da. — Der Landgraf von (s. 4) Darmstadt ist zu Butzbach oder Giefsen ich weifs nicht genau.

Heute ist Komödie, Victorine u. den Abend ein Souper. Vielleicht wird auch getanzt. Mir eins. Ich sollte eine kleine Rolle übernehmen, habe aber negative kontestirt.

Leb wohl mein Schatz

Dein A. M.

[1] *der brief ist von Marburg nach Cassel gerichtet. Wigand hatte am* 16 *juni seinen vater verloren, war darauf sofort nach Cassel geritten und kehrte am* 23 *juni wider nach Marburg zurück, vgl. Jugendbriefwechsel s.* 52 *f. ende juli oder anfang august übernahm er in Cassel die redaction der Hessischen zeitung. vorübergehend scheint er zwischen dem* 10 *und* 17 *august nochmals in Marburg gewesen zu sein, um bei einer doctorpromotion zu opponieren, s. ebenda s.* 65.

[2] *vor* liefs *ein wort ausgestrichen, vielleicht der anfang von* mufste, *doch steht da* mmste.

[3] *vor* bis : M *ausgestrichen.*

[4] *BChDuysing* (*ADB* v 502) *war am* 3 *juli* 1804 *zum oberappellationsgerichtsrat in Cassel ernannt worden. sein sohn Ludwig Emil August begegnet im Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 55. 308.

[5] *vor* mitnehmen *ein verschriebenes wort ausgestrichen.*

[6] *als redacteur.*

[7] *vor* an : hab.

[8] *lis* Mnemonik; *gemeint ist wol ChALKästner Mnemonik oder system der gedächtniskunst der alten.* 2 *aufl.* 1805. *Erläuterungen über meine Mnemonik* 1805.

[9] *vgl. Jugendbriefwechsel s.* 500 *zu s.* 54.

[10] *so wahrscheinlicher als* Erstehung.

[11] *hierauf* bringt *ausgestrichen.*

2

M[1]. Mittw. [*d.* 2 *oct.* 1805].

LW. Schon vor Empfang Deines Zettels waren Deine Kleider abgegangen oder abgetragen und Du wirst[2] bald nach Empfang dieses Briefs erhalten durch den Fuhrmann der auch den Karton besorgt. Hoffe etc. — Wenn ich mich noch so sehr zermartern sollte ich weifs keine Neuigkeiten doch da ist mir eben gesagt worden dafs die Franzosen in Heidelberg[3] sind, so hat der Professor Kreuzer geschrieben. — Schicke ich nach der Zeitung so ist sie nicht da, wo möglich lafs das abändern[4] was ja leicht geht wenn Du meine Adresse darauf schreiben läst ich will sie ja allzeit dem Major schicken; denn ich mufs mich wie Du selbst einsehen wirst doch etwas um die Sachen anfangen zu bekümmern, (*s.* 2) sonst kann ich Dir[5] unmöglich helfen. Wachler[6] grüfst — ich habe ih(n) kürzlich ein lustiges Urtheil über die schöne Literatur fällen[7] hören. Es soll darin gehen wie in der politischen: dem Schlegel sähe man einen Bettler?!! an. Er könne von Tieck nur den Octavian lesen (ich wollte er könnte auch das nicht, tant mieux) vermuthlich weil er das andere nicht hat, weder gesehen noch gelesen. — Göthe mufs auch sterben[8] er hat ein Lebergeschwür u. kann nur Palliative gebrauchen[9]. Man spricht davon dafs er eine Ausgabe seiner Werke besorge[10]. —

(*s.* 3) Was hältst Du von der Idee einer Lesegesell(schaft). Mir fällt ein wie sie noch vortheilhafter für uns einzurichten. Du schreibst an den Mahlmann[11] erbietest Dich ihm Deine Zeitung sammt Notizen von Kafsel zu schreiben[12] versicherst Verbindungen zu haben um noch mehr liefern zu können wogegen er ein Freiexemplar liefert, diese[13] Ehre könnte man hernach auch dem Merkel[14] u. Laun[15] anthun. Es versteht sich u. ist billig dafs wir uns hernach die Exemplare bezahlen lafsen. Wie? —

Wenn der Jakob kommt weifs nicht, erwarte ihn aber minutlich[16]. (*s.* 4) Schreib gelegentl. wie weit der Neuber[17] im Repetiren ist dafs man einen Maasstab hat seine schwachen Kenntnisse zu beurtheilen.

Ich schreibe immer schöner u. weifs nicht ob Du die Bitte lesen kannst meine Briefe niemand zu zeigen.

Adieu Lieber

Dein treuer

A. M.

So sehr ich Dir Recht gebe, in der Zeitung nicht zu räsoniren[18] so denke ich doch da man das für etwas ganz gewaltiges

hält es ist gut wenn man ein paar selbst|ständige[19] Artikel unter Kafsel einrücken läfst. Vielleicht mach ich so was u. Du magst sehen ob es für Dich taugt.

[1] *Marburg.* [2] wirst sie?

[3] *am* 27 *sept. schrieb Napoléon an Davout, er würde wol schon vom kriegsminister den befehl erhalten haben, über Mannheim und Heidelberg nach Neckarelz zu gehen (Correspondance de Napoléon* I 11, 250*); die Allg. zeitung vom* 1 *oct.* 1805 *meldete unter dem* 26 *sept. von Mannheim aus, dass mehrere französische corps durch die stadt gezogen seien und den weg gegen Heidelberg genommen hätten. vgl. auch Steig und Grimm AvArnim und die ihm nahe standen* I 145 *f.*

[4] ab|andern. [5] Dir *aus* Dich *gebessert.*

[6] *s. ADB* XL 416 *und im Jugendbriefw. der Grimms s.* 540.

[7] fallen. [8] *davor etwas jetzt unleserliches, darnach* wir *ausgestrichen.* [9] *vgl. Goethes briefe, weimar. ausg.,* XIX 34. 37; *Goethes briefe an frau von Stein* II² 403; *vgl. auch Jugendbriefw. der Grimms s.* 43. 44. [10] *die Cottasche ausgabe in* 12 *bden,* 1806—8; *vgl. Goethes briefe* XIX 13 *ff.* 42 *ff.* [11] *s. Goedeke* V 550. *Mahlmann übernahm* 1805 *die redaction der Zeitung für die elegante welt, s. Jugendbriefw. s.* 6.

[12] *lis* schicken. [13] *davor* so *ausgestrichen.*

[14] *s. Goedeke* VI 381. *Merkel gab von* 1803—6 *den 'Freymüthigen' heraus; Jugendbriefw. s.* 53. 67 *und s.* 497 *zu s.* 23.

[15] *s. Goedeke* V 525. *Laun redigierte vorübergehend* 1805—6 *die Dresdner abendzeitung.*

[16] *Jacob traf also (s. anm.* 3) *nicht schon ende september, sondern erst anfang october mit Wilhelm, den er zu Marburg mitgenommen hatte, bei der mutter in Cassel ein. JGrimm Kl. schr.* I 8. 22.

[17] *Jugendbriefw. s.* 7. 13. 24. 54. [18] rasoniren. [19] standige.

31[1]

Göttingen 8 aug. 1832.

Lieber freund, ich war eben im begrif meinen und unsern herzlichen glückwunsch zu dem uns angezeigten (und erst 8 tage vorher uns zufällig bekannnt gewordnen) erfreulichen ereignis brieflich auszudrücken, als wir von braut, bräutigam und mutter angenehm mit einem kurzen besuch überrascht wurden, und nun unsere theilnahme noch viel frischer und persönlicher bezeugen konnten. Jordan[2] scheint ein braver mann, mit dem Pauline glücklich leben kann; seine politische ansicht, die mir ein wenig zu grell liberal ist, hat damit nichts zu (*s.* 2) thun, sie wird auch wohl mit der zeit mäfsiger werden. Es ist natürlich und vielleicht nützlich, dafs auch männer dieser farbe auftreten, wenn sie es nur redlich meinen.

Schönsten dank für das neue heft deines archivs; ich habe im drang von geschäften noch nicht zeit gefunden, es zu lesen. Albrecht[3] dankt gleichfalls für den abdruck des Delbr. landrechts[4].

Reinking[5] fehlt uns leider auch; Hombergk[6] folgt hierbei, und aus dem folianten Hertius[7] habe ich Dir (*s.* 3) das nöthige ausgezogen.

Ich schreibe dies in eile auf der Bibliothek

Dein

J. Gr.

in lat. schrift geschrieben auf 4°.

[1] *dem briefe ist ein octavbogen beigelegt*: Zu s. 308 des Buchs von der Feme *dh. zu Wigands schrift Das Femgericht Westphalens. Hamm* 1825. *es handelt sich um einen kleinen, schon* 1826 *verfassten, im Archiv f. gesch. und altertumskunde Westphalens. im namen des vereins hg. von dr Paul Wigand* I (1826), 4 *stück s.* 113*f gedruckten und in den Kl. schriften* VI 364 *wider abgedruckten artikel JGrimms, der diesem briefe also nur irrtümlich beigefügt ist; vielleicht gab der schlussatz des briefes den anlass dazu.*

[2] *Sylvester Jordan* (*ADB* XIV 513*ff bes.* 517) *heiratete im sept.* 1832 *die tochter Paul Wigands; in einem briefe an Dahlmann vom* 14 *aug., also nur sechs tage später geschrieben als der unsrige, urteilte JGrimm viel schroffer über den politiker Jordan, vgl. Briefwechsel zwischen J und WGrimm, Dahlmann und Gervinus* I 26.

[3] *über Albrecht s. denselben briefwechsel* II 452.

[4] *Archiv f. gesch. und altertumskunde Westphalens* V (1832) 3 *stück s.* 221 *ff.* [5] *ADB* XXVIII 91. [6] *ADB* XIII 42; *Strieder Grundl. zu einer hessischen gelehrten- und schriftstellergesch.* VI 130. [7] *ADB* XII 239.

4

Brief Arndts an P. Wigand.

S. T.

Ich komme wohl vor die rechte Thüre, indem ich Sie, verehrter Mann, bitte, dem Wetzlarschen Verein für Geschichte und Alterthumskunde für die mir erzeigte ehrenvolle Auszeichnung [1] meinen innigsten Dank abzustatten.

Wer bin ich? Eine alte Trompete mit tausend Beulen, worein man seit einem Jahre wieder einen Ton gestofsen, der hin und wieder noch nachschwirrt. Ich stehe im 73. Jahre meines Alters, vom Leben und Schicksal vielfach zerstofsen kann ich nicht mehr wirken und mufs bald ganz zur Ruhe gehen. Wäre ich jünger und frischer, könnte ich Ihren und Ihrer Gesellschaft Zwecken vielleicht hie und da auch mal ein Körnlein zutragen.

Danken mufs und will ich auch sehr für die mitgesandten Bücher. Die letzten Wochen (*s.* 2) bin ich leider von Arbeit und Kränkelei so besessen gewesen, dafs ich darin noch nicht habe lesen können.

Ad vocem Bücher? [2] Eben fallen mir ein paar Noten zum Text ein in Beziehung auf die früheren Abhandlungen Ihrer Westfäl. Gesellschaft. Es schwebt mir nur so vor dem Gedächtnifs; ich kann nicht nachlesen.

Einmal [3] ist — ich meine, J. Grimm war mit zu Rath gezogen — von tegaton [4] die Rede, die von einer Kirche gegeben werden sollten. Man konnte sich mit dem Sinn eine Kirche solle Zehnten bezalen nicht behelfen. Nun gab es aber Kirchen, die andern Kirchen Zehnten bezahlten für Lehen oder eigene Güter, die sie eben nicht in ihrem Sprengel besafsen.

kodsvin? [5] was für ein Schwein? Ich denke: das Faselschwein, der Bier. kudde kodde heifst schwed. und isländ. (u. A. Sächsisch, wie Junius [6] sagt, auch Belgisch) ein Sack, auch das scrotum testiculorum.

Es kann aber, kod und küdd nach einer andern[7] Seite hin gewendet, auch das Lager- das Mutterschwein heifsen. kudde heifst nämlich (*s.* 3) schwedisch auch ein gepolstertes Kissen, ein weiches Lager. Sie wissen : man sagt gewöhnlich eine Kette Hühner; (weil sie in einer Kette fliegen) aber in manchen Gegenden Dtschlands sagt man auch eine Kütte Hühner; das wäre dann gleich einem Nest, einer Brut. Es giebt aber hunderte solcher doppelt und zum Theil ganz verkehrt gedeuteten Wörter : z. B. Weinkauf, Maulwurf, Nachtschatten.

Ade! und frohes Leben!

Bonn den 13. Jun. 1841 Ihr EMArndt.

ein bogen mit deutscher schrift in 4°.

[1] *auf Wigands antrag vom* 15 *febr.* 1841 *hatte der Wetzlarer geschichtsverein Arndt unter dem* 1 *märz* 1841 *als 'kleinen beweis seiner wärmsten hochachtung sowie der anerkennung Ihrer vielfachen verdienste um das deutsche vaterland' zu seinem ehrenmitglied ernannt und gleichzeitig den ersten band der vereinsschrift überreicht (nach gütiger mitteilung des herrn gymnasialdirector Fehrs in Wetzlar).*

[2] *es steht* Bucher.

[3] *vgl. Soekeland und JGrimm im Archiv f. gesch. und altertumskunde Westphalens* 2 (1828), 1 *stück s.* 64*ff*, 2 *stück s.* 205*ff* = *JGrimm Kl. schriften* 6, 374. 377 (*vgl.* 5, 4. 6, 355*f*).

[4] *Freckhorster heberolle bei Dorow Denkmäler alter sprache und kunst* 1 (1824), 2/3 *heft s.* 86. 258 (*ed. Heyne* 219. 239).

[5] *ebenda Dorow s.* 84. 257 (*ed. Heyne* 5. 119. 222. 357. 421, *s. auch JGrimm Kl. schriften* 4, 210. 6, 355). *vgl. Arch. f. gesch. u. altertumskunde Westphalens* 1 (1826), 1 *stück s.* 100*ff*.

[6] *Fr. Junii Francisci filii Etymologicum anglicanum ed. ELye. Oxonii* 1743 *sub* coddes. [7] andern *steht zweimal : am zeilenschluss und im darauf folgenden zeilenbeginn.*

Der ao. prof. Albert Köster zu Marburg ist als ordinarius für neuere deutsche sprache und litteratur (zu ostern 1899) an die universität Leipzig berufen. — eine ao. professur wurde den titularprofessoren AHauffen an der deutschen universität zu Prag und ThSiebs in Greifswald verliehen. privatdoc. dr ALeitzmann in Jena wurde zum ao. professor ernannt. der ao. prof. der engl. philologie MFörster zu Bonn folgt einem ruf an die universität Würzburg. — für englische philologie haben sich habilitiert dr Wolfgang Kellner in Jena und dr Ernst Sieper in München.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





